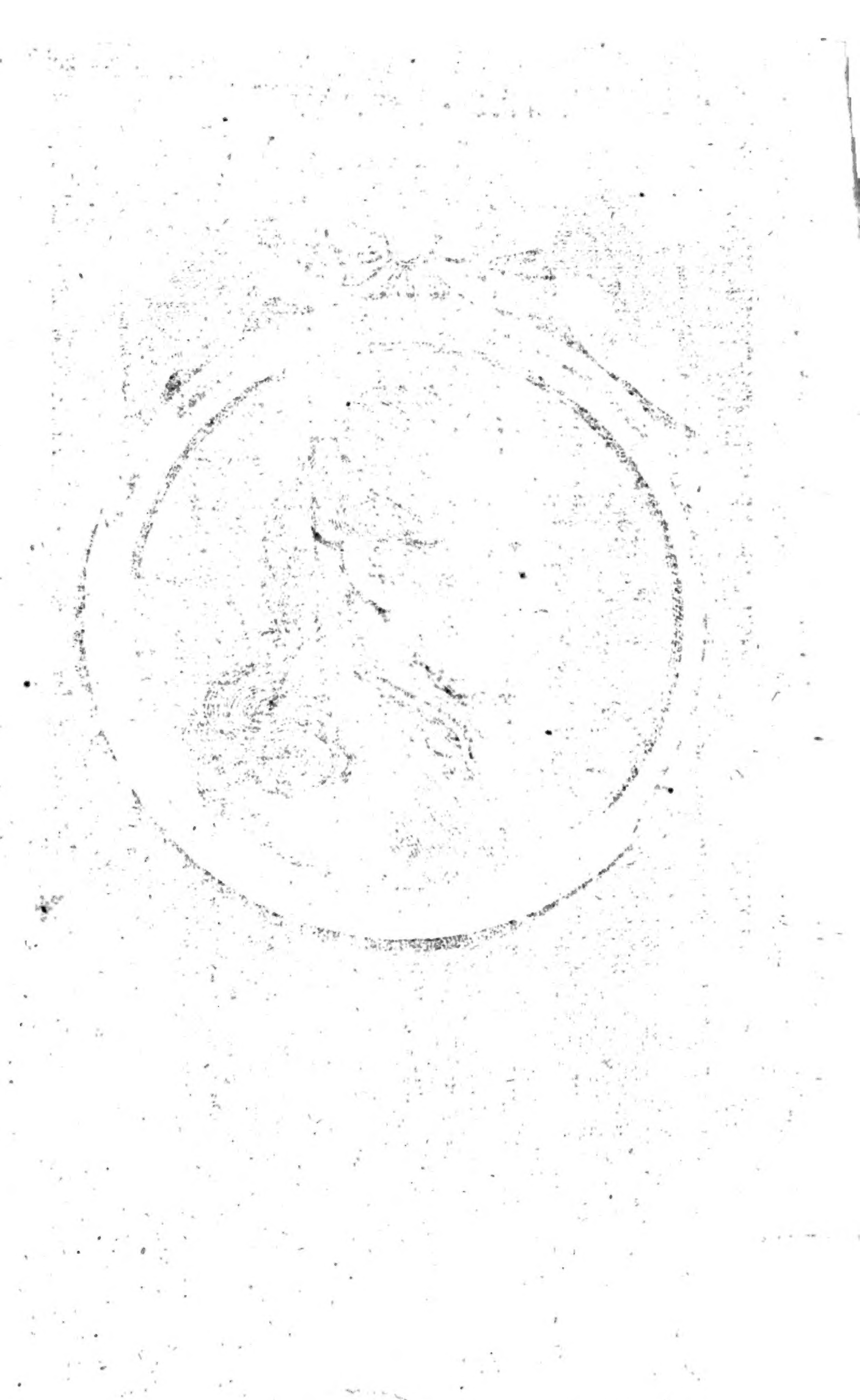
# ALLGEMEINE DEUTSCHE BIBLIOTHEK..: ANHANG








G. M. Kraus del. Weimar 1775. D. Chodowiecki sculp.

# Allgemeine deutsche Bibliothek.








Des neun und zwanzigsten Bandes erstes Stück.

---

Mit Königl. Preußl. und Churfürstl. Brandenburg. allergnädigster Freyheit.

---

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1776.

# Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des neun und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.



## Kurze Nachrichten.

### 1) Gottesgelahrheit.

Frage:

## 2) Rechtsgelahrheit.

## 3) Arzneygelahrheit.

Joh.

## 4) Schöne Wissenschaften.



## 5) Schöne Künste.

### Musik.

## 6) Weltweisheit.



## 7) Mathematik.



## 8) Physik.



D. Joh.

## 9) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

## 10) Philologie, Kritik und Alterthümer.



## 11) Kriegswissenschaft.

## 12) Finanzwissenschaft.



## 13) Haushaltungskunst.



## 14) Vermischte Nachrichten.



Klo-

---

# I.

**Ueber Toleranz und Gewissensfreyheit, in so fern der rechtmäßige Religionseifer sie erfordert, und der unrechtmäßige sie verhindert. Erstes und zweytes Buch. Von Friedrich Germanus Lüdke, Prediger bey der Nicolai- und Klosterkirche in Berlin. Berlin, 1774. bey August Mylius, Buchhändler in der Brüderstrasse. 8. 390 Seiten.**

In der Vorrede bekennet sich Hr. Lüdke auch für den Verfasser der vor einigen Jahren herausgekommenen Schrift vom falschen Religionseifer, ob er sich gleich darüber beschwert, daß ihm in dem Meuselschen Nachtrag zu des seel. Hambergers gelehrtem Deutschland wider sein Wissen und Willen diese Schrift zugeschrieben worden. Er hatte ohne Zweifel seine Ursachen, lieber unbekannt zu bleiben, nicht, als ob er es bereuete, seine Gedanken in derselben freymüthig vorgetragen zu haben, oder als ob er die darinn geäusserten Grundsätze zurück genommen habe. Hievon ist er so weit entfernt, daß er dieselben vielmehr in dem angezeigten Buche noch weiter bestätigen, mehr aus einander setzen, und manche zu der von ihm abgehandelten Materie gehörige und damit verwandte Gegenstände untersuchen will, um den wahren Religionseifer im Grundsatz des falschen, sowol seiner Beschaffenheit als seinen Folgen nach, theils in Betrachtungen und Reflexionen, theils in ausgesuchten Beyspielen und durch Thatsachen, noch kenntlicher zu machen. Zweyerley Arten von Lesern will

er durch diese weitere Ausführung seiner Gedanken nützlich werden, zuförderst den Gottesgelehrten, unter welchen er gerne eine gemäßigtere und [illegible] Art zu denken und zu schreiben befördern möchte; und dann auch verständigen und aufrichtigen Layen, die sich an den Uneinigkeiten und Verketzerungen der Gottesgelehrten stossen, und zum Theil dadurch in ihren Religionsüberzeugungen irre und wankend werden. Für diese hat der Verf. manche Erläuterungen eingeschaltet, die zu ihrer Zurechtweisung und Beruhigung dienen können.

In dem ersten Kapitel bemühet sich der V., seine vormals vom wahren und falschen Religionseifer angegebene Begriffe zu erläutern und zu rechtfertigen. Es mag genug seyn, anzumerken, daß er den ihm vom Hrn. P. Götze gemachten Vorwurf, als ob er den falschen Religionseifer mit dem wahren irriger Weise verwechselt habe, zur Befriedigung eines jeden unpartheyischen Untersuchers, hinlänglich von sich ablehnt, und zugleich sehr deutlich zeiget, daß der heftige Unwille, der Zorneifer, den dieser Eiferer, um seinen eignen Religionseifer zu rechtfertigen, mit in den Begriff eingeschlossen haben will, gar nicht dahin gehöre. Im zweyten Kapitel zeigt der Verf., daß der rechtmäßige Religionseifer nicht Eigensinn, nicht Stolz auf seine Einsichten, nicht Streitsucht oder Anhänglichkeit an menschliche alte oder neue Lehrmeinungen, nicht eigennützige Selbstsucht oder andere niedrige Begierden, sondern eigne wirkliche Ueberzeugung, Liebe und Hochachtung gegen die Wahrheit, wie sie von dem, der ihn beweiset, dafür erkannt wird, zur Quelle habe. Hier wird die wichtige Bemerkung, daß der Eifer für eine Meinung nicht bloß dadurch rechtmäßig oder unrechtmäßig werde, weil dieselbe an und für sich wahr und gegründet sey, oder nicht, sondern daß es darauf

an

ankomme, daß sie der Eiferer für wahr und gegründet halte, sehr gut auseinander gesetzt und bewiesen. „Wenn Lavater gegen Moses Mendelsohn das Christenthum, und dieser gegen jenen wiederum das Judenthum als die gültigste Offenbarung Gottes erhebt und vertheidigt; so haben beyde Gelehrte nach dem Naturgesetz völlig gleiche Rechte, und beyde eifern auf die billigste und erlaubteste Art für ihre Religion, wenn sie aus wirklicher Achtung gegen die Wahrheit, die ein jeder in seinem Glauben findet, aus innerer Ueberzeugung von dessen vorzüglichen Vortrefflichkeit dabey handeln.„ Die Absicht des wahren Religionseifers kann keine andere seyn, als die Irrenden und Lasterhaften auf den Weg der Wahrheit und Tugend zurück zu bringen. . Dieß scheint so einleuchtend zu seyn, daß man sich billig verwundern muß, wie es von dem Widersacher des Verf., dem Hrn. Götze, geläugnet werden könne. — Aber freylich da bey ihm Religionseifer nichts anders ist, als ein zürnender Unwille gegen Irrende, oder welches bey ihm einerley ist, Verführer, da sein Feuereifer immer Rache athmet, so muß Bestrafung, und wo möglich, Vertilgung der Irrenden bey ihm der Zweck seyn. Jedoch er gestehet, daß man Irrende mit sanftmüthigem Geist zurecht helfen müsse, aber gegen diese soll auch kein Religionseifer statt finden, sondern nur gegen Verführer, d. i. gegen alle diejenigen Abweichenden, die ihre Meinungen gegen uns vertheidigen, und unsern Gründen nicht nachgeben wollen. Mit so elenden Sophistereyen sucht sich der Mann heraus zu helfen, der den gerechten Vorwürfen, die man seinem besondern Eifer und Verfahren gegen Abweichende macht, gerne ausweichen möchte, und deßwegen alle Gegner des Systems, von dessen Wahrheit er überzeugt ist, für ganz unbedeutsame Dummköpfe,

oder, was er noch lieber thut, für boshafte Lügner und vorsetzliche Verfälscher der Wahrheit erklären muß. Doch genug hievon. — Der wahre Religionseifer gebraucht keine andere als rechtmäßige Mittel, oder solche, die ihrer Natur nach dazu beytragen, daß zuletzt die Wahrheit über den Irrthum siege, und Ruhe und Eintracht unter dem menschlichen Geschlecht erhalten werden. Das einzige Mittel, wodurch dieß erhalten werden kann, sind unstreitig solche klare, deutliche und sichere Ueberzeugungsgründe, aus denen sich die Wahrheit unläugbar erweisen und der Irrthum widerlegen läßt. Diese Ueberzeugungsgründe müssen aus solchen Principien hergenommen werden, die von beyden Dissentirenden zugestanden werden, sonst können sie niemals zusammen stimmen. Da die heil. Schrift ein solches gemeinschaftliches Principium ist, worauf sich alle Dissentirende unter den Christen berufen, so nimmt der Verf. hier Gelegenheit, über die verschiedene unter protestantischen Gottesgelehrten übliche Art, die Schrift auszulegen, und aus derselben zu beweisen, einige lesenswürdige und auch für verständige Layen brauchbare Anmerkungen zu machen. Ich will nur folgende daraus hersetzen: "Es ist ein „grosses Glück, daß verständige Christen den nöthi„gen Unterricht zu ihrer ewigen Glückseeligkeit in der „heil. Schrift selbst finden können, ohne von den ver„schiedenen sich oft widersprechenden Auslegungen der „christlichen Kirchenpartheyen das Geringste zu wis„sen, oder darnach zu fragen. Hienge der Menschen „Glaube und Hofnung von der Dogmatik, Herme„nevtik, Philologie und Kritik der Gottesgelehrten „ab; beruhete ihr Seelenheil auf der arabischen, syri„schen oder chaldäischen Abstammung einzelner Ori„ginalwörter; auf dieser oder jener Leseart in den bibli„schen Handschriften — wie übel würden da die ehr„lichen

„lichen Layen daran seyn, welche in dem Fall wol nie„mals zu der geringsten Gewißheit in ihrer Religions„erkenntniß gelangen möchten.„ Indessen ist der Verf. weit entfernt, den genauern philologischen Kenntnissen und kritischen Berichtigungen des biblischen Textes ihren Werth abzusprechen. Aber sie gehören, seiner Meynung nach, nur für eigentliche Gottesgelehrte, weil sie die übrige christliche Welt unmittelbar gar nicht interessiren, und zur Aufklärung und Verbesserung der Christenheit nichts beytragen. Genauer und bestimmter zu reden, hätte das unmittelbar auch in dem letzten Satze wiederhohlt werden müssen, denn es ist wohl nicht zu leugnen, daß die oft sehr entfernt und uninteressant scheinende Bemerkungen und Aufklärungen des biblischen Philologen und Kritikers durch einen Umweg in das christliche Publicum kommen und zu einer ausgebreitetern richtigern Erkenntniß desselben in wichtigen Stücken beytragen können.

Im dritten Kapitel wird gezeigt, daß der ächte, nützliche Religionseifer auch verständig und bedachtsam seyn müsse. Mit Verstand eifert man für geglaubte Wahrheit, wenn jemand um deswillen darauf hält, weil er nach angestellter Untersuchung, nach geschehener wiederhohlten Abwägung aller Gründe und Gegengründe, sie immer richtig und erweislich gefunden hat, bedachtsam, wenn er mit Mäßigung und Klugheit gegen Dissentirende seine Einsichten vertheidigt. Der verständige Religionseifer unterscheidet wesentliche Religionslehren und theologische Hypothesen, die kein unentberliches Principium der Tugend sind. Er macht einen Unterschied zwischen Irrthum und Laster. Bey der Ausführung dieser Sätze unterläßt der unpartheyische Verf. nicht, zu bemerken, daß nicht nur die Eiferer für das festgesetzte Lehrsystem

der Kirche, sondern auch die neuesten Eiferer für den Naturalismus, und auch manche unter den angeblichen Religionsverbesserern mit Unverstand eifern.

Im vierten und fünften Kapitel, womit das erste Buch geschlossen wird, handelt der Verf. von den unlautern Quellen und Absichten des falschen Religionseifers, wie auch von den mannigfaltigen unerlaubten Mitteln, deren er sich zu seinem Zweck bedienet. Unter diesen letztern gehöret auch die Belegung mit gehässigen Ketzernahmen, und hier nimmt der Verf. Gelegenheit, seine untheologischen Leser vor dem nachtheiligen Eindruck, den solche Ketzernahmen wider diejenigen, denen sie beygelegt werden, bey ihnen erregen möchten, zu warnen und zu sichern. Aus der Nachricht, die er von den Concilien und Schlüssen derselben, wodurch diese Ketzertitel aufkamen, einschaltet, kan jeder denkender Laye überführt werden, wie so gar unbedeutend diese Benennungen sind, und lernen, wie er von vorgeblichen Ketzereyen zu urtheilen habe.

Das sechste und siebente Kapitel, woraus das zweyte Buch bestehet, scheinen mir die wichtigsten zu seyn. Ueber das, was der Verf. in den fünf ersten behauptet hatte, möchten die gemäßigten Theologen von der so genannten orthodoxen Parthey in der Hauptsache wenig einzuwenden haben; nur daß sie einige Privatmeynungen des Verf., die er bey Gelegenheit einstreuet, nicht billigen, auch nicht allerdings damit zufrieden seyn möchten, daß der Verf. aus der Geschichte so manche auffallende Beweise von dem blinden und wüthenden Eifer der Geistlichen gegen Dissentirende, nahmentlich in der Geschichte des so hart und unbillig verfolgten Peucers aufstellt, und dadurch so wohl die Abzweckung als das gewöhnliche Verfahren des falschen Religionseifers in ein zu helles Licht setzet. Man

wird

wird den Verf. vielleicht beschuldigen, daß er den ganzen Stand der Geistlichen durch die öffentliche Darstellung dieser schwarzen Gemälde in den Augen der Welt noch verhaßter und verächtlicher gemacht habe.— Allein dies Letztere, so wie es die Absicht des rechtschaffenen Verf. nie seyn kann, ist auch von billig denkenden Lesern nicht zu befürchten, und wenn sie den falschen Religionseifer verabscheuen, und diejenigen, die sich demselben überlassen haben, mißbilligen; so werden sie auch richtiger und billiger denkenden Geistlichen um so mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, je mehr Versuchungen zuintoleranten Gesinnungen und zum Verfolgungsgeiste selbst in dem Stande und Beruf der Geistlichen zu liegen scheinen. Und an solchen edelgesinntern Geistlichen fehlt es uns doch Gott Lob! jetzt nicht, so groß auch die Menge derer seyn mag, in deren unverträglichem Busen noch immer der verfolgende wüthende Eifer verborgen liegt, und nur auf bequeme Gelegenheit lauert, um auszubrechen, und die tragischen Scenen, die der Verf. so richtig geschildert hat, noch einmal aufzuführen. Ohnedem liegt das Aergerniß in den Geschichtbüchern der Welt vor Augen; was würde es uns helfen, daß wir es verbergen wollten; da vielmehr von dem aufrichtigen Geständniß desselben die gute Wirkung, das Uebel noch verhaßter zu machen, zu erwarten stehet, und alles erlaubt zu seyn scheinet, die Welt von dem Verfolgungsgeiste zu befreyen und uns vor der Rückkehr dieser Furie zu sichern.— Eine der Ursachen, warum der falsche Religionseifer in unsern Zeiten nicht mehr so viel Unheile, als vormals geschehen, anrichten kan, ist, wie der Verf. richtig bemerkt, offenbar diese, daß die weltliche Obrigkeit demselben jetzt nicht mehr so bereitwillig ihren Arm und ihr Rachschwerdt leihet, und daß ihm also eines der ungerechtesten

sten Mittel, wozu er zu greifen pflegt, großentheils unbrauchbar geworden. Hievon handelt nun der Verf. im sechsten Kapitel. Nachdem er sehr wohl gezeigt hatte, daß die gegenwärtige Irreligion und Sittenverderbniß keinesweges eine Folge der grössern Freyheit zu denken sey, welche christliche Fürsten verstatten, sondern von ganz andern Ursachen herrühre, untersucht er hier, was für Rechte der Obrigkeit in Absicht auf die Religion ihrer Unterthanen zustehen, wiefern sie diese Religion schützen könne und müsse, von welcher Beschaffenheit und Ausdehnung dieser Schutz sey u. s. w. Was der Verf. über diese schwere Materie im Allgemeinen behauptet, scheint mir freylich richtig zu seyn, z. B. der Satz, den der Verf. so wohl durch eigne Bemerkungen, als durch eine vortrefliche Stelle aus Locks Buch von der Rechtmäßigkeit, Nothwendigkeit und Nutzen der Toleranz bestätiget, daß die Obrigkeit kein Recht über das Gewissen ihrer Unterthanen habe, daß es ihr nicht zustehe, zu entscheiden, was in der Religion wahr und falsch sey, noch weniger jemanden durch äussere Gewalt zu nöthigen, dies zu glauben, und jenes zu verwerfen. Allein solche allgemeine Sätze scheinen uns bey unserer Untersuchung über den Schutz, den die Obrigkeit der Religion ihrer Unterthanen zu leisten hat und über die Aufsicht, die ihr über den öffentlichen Gottesdienst zukommt, nicht weit genug zu führen, nicht auf alle die Fälle, die hier vorkommen können, wenn es wahre oder eingebildete Eingriffe in ein von der Obrigkeit selbst angenommenes, durch Landesgesetze und feyerliche Verträge bestätigtes und begünstigtes Religionssystem betrift, anwendbar genug zu seyn. Die Obrigkeit mag immer nicht befugt seyn, zu entscheiden, was in der Religion wahr oder falsch ist, so wenig ihr als Obrigkeit diese Entscheidung über Wahrheit und

Falsch-

Falschheit in irgend einer andern Wissenschaft z. B. in der Arzneygelahrheit zukommt, sie mag auch eigentlich nur die zeitliche Wohlfahrt und Sicherheit ihrer Unterthanen zu besorgen haben; so kan es derselben doch auch in dieser Absicht nicht gleich viel seyn, ob ihre Unterthanen überall eine Religion haben, oder was für eine Religion sie haben. Da es Religionen giebt, oder geben kan, die der bürgerlichen Gesellschaft, dem Wohlstande und der Sicherheit derselben schädlich sind; so kan man der Obrigkeit das Recht wenigstens nicht absprechen, die Religion ihrer Unterthanen, insonderheit aufgebrachte Neuerungen in derselben, in so fern zu prüfen, ob sie dem Zweck der Gesellschaft gemäß oder entgegen sind, und dieselben im letzten Fall auszuschliessen. Eben so wenig kan man der Obrigkeit das Recht absprechen, ihre Unterthanen, oder einen ansehnlichen Theil derselben, falls ihnen von ihren Lehrern Neuerungen wider ihren Willen aufgedrungen würden, auf ihr Begehren bey der einmal festgesetzten Landesreligion zu schützen. Was nun den ersten Fall anbetrifft, so kommt es lediglich auf die Einsichten der Obrigkeit an, welche Religion, alte oder neue, sie für bürgerlich gut und zuträglich oder schädlich erkennen, und, dieser Erkenntniß zufolge, dulden und schützen, oder unterdrücken und ausschließen will. Hat die Obrigkeit aber dieses Recht, so kan kein Unterthan oder sonst jemand ein Recht haben, wider den Willen derselben, die von ihr für schädlich erklärte Religion in dem Staat öffentlich auszuüben und noch weniger auszubreiten. Dem Bekenner oder Lehrer einer solchen verworfenen Religion kan auch das Recht nicht zustehen, das von der Obrigkeit gefällte Urtheil zu prüfen, und unter dem Vorwande, daß es irrig sey, ihren Befehlen zuwider, seine von ihm für wahr und heilsam gehaltene Lehre auszubreiten.

ten. Denn wenn dieser Grund gelten sollte, so würde jeder Verordnung der Obrigkeit der Gehorsam versagt werden können, und in der That das der Obrigkeit zugestandene Recht in Absicht auf die Religion wieder aufgehoben werden, denn welcher Fantast oder Schwärmer wird nicht von seinen Träumereyen die günstigste und vortheilhafteste Meynung hegen? — Allein nach diesen Grundsätzen würden die Apostel, welche wider das Verbot ihrer rechtmäßigen Obrigkeit die Lehre Jesu ausbreiteten, dem Rechte derselben und ihrer Pflicht entgegen gehandelt haben? Vielleicht könnte man sagen, daß der ausserordentliche Befehl, den sie hiezu von Gott durch Jesum empfangen hatten, und der ihnen durch die mitgetheilten Wundergaben als göttlich bestätigt ward, so wie sie auch andern durch die offenbare ausserordentliche Mitwirkung Gottes ihren göttlichen Beruf zur Ausbreitung dieser Lehre erweisen konnten, hier eine Ausnahme machte, und sie rechtfertigte, daß sie Gott mehr gehorchten, als den Menschen. Ausserdem wurden die Apostel durch die theokratische Verfassung der jüdischen Republik gerechtfertigt, denn vermöge derselben hatte es Gott sich vorbehalten, seinen Willen durch Propheten von Zeit zu Zeit seinem Volk bekannt zu machen, und es war in der jüdischen Staatsverfassung gegründet, daß das Volk und seine Häupter einen solchen Propheten hören und seinen im Nahmen Gottes bekanntgemachten Aussprüchen gehorchen sollten. Da nun Jesus sich als einen wahren Propheten erwiesen hatte, so waren die ihn und seine Lehre verwerfende jüdische Oberhäupter, nicht aber die Apostel, wider Gott ihren rechtmäßigen Oberherrn streitende Rebellen. Wo dieser Fall einer ausserordentlichen Sendung nicht eintritt, da ist kein Reformator befugt, wider den Willen seiner Obrigkeit, und ihren Verordnungen entgegen, Neue-

Neuerungen in der Religion zu stiften und auszubreiten. Um sich hiervon zu überzeugen, so bedenke man, daß die Pflicht, der Obrigkeit zu gehorchen, eine unstreitige unbedingte Pflicht eines jeden Unterthanen ist, die nur in dem einzigen Fall, wenn man durch diesen Gehorsam einem ausdrücklichen Befehle Gottes ungehorsam wird, eine Ausnahme leidet; hingegen die Pflicht, eine als wahr und nützlich erkannte Lehre auszubreiten, nur eine bedingte Pflicht ist, nemlich wenn es einmal wirklich eine wahre oder nützliche Verbesserung in der Religion ist, die man ausbreiten will. Hierüber aber kan sich der angebliche Verbesserer irren, da er nichts als sein sehr trügliches Privaturtheil für sich hat; aber zweytens mag seine Neuerung immer Wahrheit und nützliche Wahrheit seyn, sie kan aber vielleicht von der Wichtigkeit nicht seyn, daß der Nutzen ihrer Ausbreitung die damit verknüpften oder zu veranlassenden nachtheiligen Folgen überwiege, oder es kan jetzt der Zeitpunct noch nicht seyn, daß die Welt ihre Verbesserung ertragen kan, und die Umstände noch nicht genugsam vorbereitet seyn, daß sie mit Erfolg ausgebreitet werden könne. — Es ist also eine sehr bedingte Pflicht, die Wahrheit auszubreiten, die der deutlichen unbedingten Pflicht, der Obrigkeit zu gehorchen, weichen muß. Ohnedem wird ein solcher blos menschlicher Reformator bey einem weisen und ernstlichem Widerstand der Obrigkeit sein Werk durchzusetzen nicht vermögen, und wenn er dies einsiehet, um so vielmehr geneigt seyn, in den ihm entgegen gesetzten Hindernissen einen Wink der Vorsehung zu erkennen, daß sie ihn nicht zum Werkzeuge der Verbesserung ausersehen, noch Zeit und Umstände zur Veranstaltung derselben bequem halte. Und dann muß er wenigstens, so weit es ihm möglich ist, nachgeben und der Obrigkeit gehorchen, nicht daß er

auf

auf ihren Befehl dies für wahr und jenes für falsch halte; dies läßt sich nicht befehlen, sondern daß er schweige. Ob er aber alsdann sein Amt noch behalten oder es niederlegen müsse, ob er seiner Ueberzeugung zuwider die Landesreligion, in so fern er sie für irrig erkennt, dennoch vortragen dürfe, hierüber läßt sich im Allgemeinen nichts bestimmen, dies kommt auf besondere Umstände, insonderheit auf die eigene Einsicht und Ueberzeugung eines abweichenden Lehrers an, ob er nemlich bey der alten Lehrart noch mehr Nutzen als Schaden zu stiften hoffen könne, wie wichtig er die Irrthümer achtet, denen er sich entgegen gesetzt hatte, wie sehr er von der Falschheit derselben und von der Wahrheit und Nutzbarkeit seiner abweichenden Lehrmeynungen überzeugt ist u. s. w.

Sollte aber ein angeblicher Reformator sich im Ernst durch einen ausserordentlichen göttlichen Beruf zu seiner Reformation aufgefordert halten, so mag er es wagen, und er muß alsdenn für seine Gefahr stehen. Da aber selbst Luther bey seiner Reformation auf einen solchen ausserordentlichen Ruf nicht Anspruch machte, so würde selbst er, so offenbar auch die Mißbräuche und die Irrthümer der herrschenden Religion waren, denen er sich entgegen setzte, nicht berechtigt gewesen seyn, wider den Willen und das Verbot seines Landesherrn, seine Reformation fortzusetzen. Er würde, wenn seine Obrigkeit den alten Aberglauben dem Staate nützlicher gehalten hätte, als die neue Lehre, gehorchen, seine bessere Einsichten für sich behalten, und wenn er es für gewissenlos hielt, zu widerrufen, und die alte Lehre vorzutragen, sein Lehramt haben aufgeben müssen. Ganz anders aber verhielt sich die Sache, da sein Landesherr die neue Lehre begünstigte oder wenigstens duldete. Nun konnte er, ungeachtet er sich aufs feyerlichste verpflichtet hatte,

die

die alte päbstliche Lehre vorzutragen, seine veränderten Einsichten und neuen Lehrmeinungen getrost vortragen; ob als ein katholischer oder unkatholischer Lehrer? an dem Nahmen liegt nichts; genug, wenn seine Obrigkeit seine Neuerungen stillschweigend und dadurch billigte, daß sie ihn bey dem öffentlichen Lehramt erhielt und schützte, so durfte er sich über seine Abweichungen kein Gewissen machen, noch sein Lehramt aus der Bedenklichkeit, daß er nun kein päbstlicher Lehrer, wozu er berufen worden, mehr sey, von selbst aufgeben. — Um nun das bisher Gesagte auf die gegenwärtigen Umstände der protestantischen Kirche anzuwenden, so laßt uns bemerken, daß kein Lutherscher Prediger mehr, als Luther auf das Pabstthum verpflichtet war, auf die symbolische Lehrform verpflichtet seyn könne. Wenn es nun Luthern nicht Sünde war, von der Lehre, welche vorzutragen er sich beym Antritt seines Amts anheischig gemacht hatte, bey veränderten Einsichten abzuweichen und derselben in manchen wichtigen Puncten zu widersprechen, so darf auch den Lutherschen Prediger seine übernommene Verbindlichkeit, nach den symbolischen Büchern seiner Kirche zu lehren, nicht abhalten, seine nun veränderten Einsichten vorzutragen. Ob er sein Lehramt nebst den damit verknüpften Vortheilen bey dieser Abweichung behalten könne und dürfe, kommt darauf an, ob seine Gemeinde mit seinen Neuerungen zufrieden ist, sie in der heiligen Schrift gegründet, nöthig und nützlich erkennet, und ob die Obrigkeit ihn auch nach diesen Abweichungen und bey denselben als einen nützlichen und brauchbaren Prediger erkennet und schützet. Geschicht dieses, so mag immerhin ein Eiferer für das ächte reine Lutherthum ihm zurufen: Du bist ein gewissenloser Mensch, da du von den beschwornen symbolischen Büchern abweichest,

und dennoch dein Lehramt in der Lutherschen Kirche beybehältst, die Bedingungen, unter welchen du dazu berufen bist, nicht erfüllen, und dennoch die äussern damit verknüpften Vortheile geniessen willst. Um dein Gewissen und deine Ehre zu retten, mußt du entweder widerrufen und zu der alten Lehre zurückkehren, oder dein Amt niederlegen. — Der abweichende Lehrer wird dem Eiferer antworten können: Ob meine neue, oder deine so genannte alte Lehre die wahre sey, darüber ist unter uns die Frage nicht; genug ich halte meine Lehre nicht nur für wahr, sondern auch für nützlich und wichtig; darum habe ich sie vorgetragen, und mir darinn weiter nichts herausgenommen, als was unser Glaubensvater Luther that, als er einigen der gröbsten Irrthümer des Pabstthums widersprach. Du sagst: ich könne, weil ich nicht allen Lehrsätzen Luthers beypflichte, mein Lehramt in der Lutherschen Kirche mit gutem Gewissen nicht mehr fortsetzen. Du irrest sehr, Freund, eben nun, da ich einige mir im Lutherschen Lehrsystem anstössig und schädlich scheinende Sätze in meinem Vortrag vermeide oder verbessere, glaube ich erst recht mit gutem Gewissen, wo nicht ein Lutherscher, doch ein protestantischer Prediger, seyn zu können. Und was liegt denn mir und dem Zweck meines Amts daran, ob ich von dir und deines Gleichen noch für einen ächten Lutheraner gehalten werde oder nicht? Genug wenn die Gemeinde, der ich vorgesetzt bin, meine Lehre billigt, und sie der altlutherschen vorzieht; so hast du doch wohl kein Recht, sie zu vermögen, daß sie bey den Lehrsätzen, die sie mit mir für irrig hält, unverbrüchlich bleiben müsse. Unserer Obrigkeit stehet freylich das Recht zu, zu untersuchen und zu entscheiden, ob sie einen solchen christlichen Lehrer, als ich bin, und eine solche Gemeinde von Christen, als ich nach meiner besten

Ein-

Einsicht und nach meinem Gewissen aus meinen Zuhörern zu machen bemühet bin, in ihrem Lande dulden und schützen will. Duldet sie meine Abweichungen, und schützet sie mich bey der Ausübung meines Amts, so kannst du oder irgend eine mit dir im Bunde stehende theologische Facultät unmöglich berechtigt seyn, mich zur Niederlegung desselben, oder zum Widerruf und Schweigen zu nöthigen, kein grösseres Recht hiezu haben, als der Pabst, das erkannte Haupt der ganzen Christenheit, als alle damahlige theologische Facultäten zusammen genommen, oder irgend ein widersprechender College in Wittenberg hatten, Luthern bey seinen erklärten Widerspruch gegen die rechtgläubige Lehre zur Niederlegung seines Lehramts zu verbinden. — Das was ihm ein Recht gab, es fortzusetzen, nemlich der Schutz und die Begünstigung seines Landesherrn, und die Genehmigung seiner Zuhörer, eben das muß auch mir zu statten kommen. —

Und wie würde sich denn eine weise und christliche Obrigkeit dieses ihr in Ansehung der Religion ihrer Unterthanen zustehenden Rechts am vortheilhaftesten bedienen? Ohnstreitig alsdenn, wenn sie in der Voraussetzung, daß, wie in allen Wissenschaften und Künsten und überhaupt in allen Dingen, die durch menschliche Köpfe gehen müssen, also auch in der Religion weitere Verbesserungen möglich sind, überhaupt mehr auf die Seite der Duldung, Nachsicht und Mäßigung, als der Strenge und des Eifers für die unverbrüchliche Festhaltung des Alten sich neiget. Schon die Betrachtung, daß durch diese Mäßigung und Gelindigkeit Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, so wie sie an dem unschuldigen, rechtschaffenen und verdienstvollen Peucer auf eine himmelschreyende Weise ausgeübt wurden, vermieden, und schädliche Spaltungen, Unruhen und Gährungen im Staat am sichersten vorge-

beuget werden, müßte die Obrigkeit hierzu geneigt machen, wenn auch dies nicht in Anschlag kommen sollte, daß durch ein nachsichtsvolleres und gelinderes Betragen der Obrigkeit der Geist der Untersuchung, wahre Gelehrsamkeit, (die ohne einige Freyheit im Denken nicht möglich sind,) fortgesetztes Studiren der Geistlichen und immer weitere Bemühungen der Gottesgelehrten, mehr Licht, Gewißheit, Kraft und Leben in die Religionslehren zu bringen, nicht unterdrückt und niedergeschlagen, sondern aufgemuntert und befördert werden können. Dem ersten Anschein nach, möchte man vielleicht glauben, daß die durch Neuerungen in der Religion zu veranlassenden Unruhen und Gährungen durch Strenge gegen die sogenannten Neulinge und durch eifriges Halten ob dem festgesetzten Lehrbegrif am sichersten verhütet oder unterdrückt werden könnten; allein die Erfahrung lehret, daß diese Strenge, wofern sie nicht äusserst verfolgend, grausam und blutgierig ist, oder gleich im Anfange einer sich hervorthuenden Abweichung oder Neuerung angebracht wird, dieselben vielmehr ausbreitet, und die Unruhen anfacht und gefährlicher macht. Ohnedem ist es ja bekannt genug, daß diese Gährungen aus Abweichungen und Neuerungen in der Lehre nie entstehen könnten, wenn nicht die Eiferer für das Alte ein zu lautes Geschrey machten, die Kanzelpolemik mit Heftigkeit trieben, an den unbefugten Richterstuhl des unwissenden Volks appellirten, und durch Anreitzung der Obrigkeit und Aufwiegelung des Pöbels aus einer gelehrten oft ganz unbedeutenden Controverse eine wichtige Staatsangelegenheit machten. Wenn dann von der andern Seite der reformirende Lehrer nicht mit Vorsicht, Mässigung und Bescheidenheit seine abweichenden Meynungen vorträgt, sondern mit Geräusch und einer erklärten Absicht zu widersprechen, auch das unwissende Volk

Volk zu Richtern zwischen sich und seinen Gegnern machen will, Anstöße nicht etwa blos auf Abweichungen laurenden Amtsbrüdern, sondern selbst Layen giebt, und an statt das Irrige und Schädliche in dem gewöhnlichen Lehrsystem sanft auf die Seite zu schieben, und an dessen Stelle unvermerkt das Richtigere und Nützlichere zu setzen, durch unzeitig und unvorsichtig angebrachte Neuerungen seine Zuhörer irre macht; alsdenn müssen Gährungen und Unruhen entstehen. Allein wenn eine weise, mit gehörigem Ansehen und hinlänglicher Macht versehene Obrigkeit diese gewaltsamen Ausbrüche auf beyden Seiten zurückhält, kan sie bey aller Verschiedenheit der Lehrmeynungen und des öffentlichen Vortrags ihrer Lehrer dennoch äusserliche Ruhe, Ordnung und Zucht in der Kirche erhalten, so daß man von Gährungen und Spaltungen nichts höret. Daß dies möglich sey, beweiset der Religionszustand in den Brandenburgischen Ländern, deren Kirchenregiment der Verf. mit Recht als ein Muster vorstellt. Man frage also nicht, was die Obrigkeit mit abweichenden Predigern zu machen habe, wenn durch ihre Veranlassung Unruhen im Staate entstehen? ich antworte: sie halte nur beyde Partheyen in einer solchen Zucht und Einschränkung, daß sie an ihren Controversen das Volk nicht Antheil nehmen lassen, dulde keine Kanzelpolemik, lasse sie ihre Controversen als Gelehrte mit der Mäßigung, dem Anstande und der Bescheidenheit, wie es Gelehrten geziemet, mit einander ausmachen, dann wird, aller Abweichungen ungeachtet, Ordnung und Ruhe erhalten, und selbst durch die Verschiedenheit im Vortrage grössere Erbauung befördert werden.

Dies sind zufällige Gedanken über Toleranz, Gewissensfreyheit, Rechte der Obrigkeit in Absicht der Religion u. s. w. auf welche dies sechste Kapitel

 mich

mich gebracht hat. Ich wünschte, mehr Muse und Raum zu haben, um sie genauer und vollständiger aus einander zu setzen. Aber so, wie sie hier stehen, werden sie vielleicht dem scharfsinnigen V. zu einigen Untersuchungen Anlaß geben, wenigstens dazu dienen können, sie bey einer weitern Ausführung dieser Materie entweder zu berichtigen, oder an deren Stelle etwas Genugthuenderes vorzutragen.

Nachdem ich mich beym sechsten Kapitel so lange aufgehalten habe, kann ich von dem siebenten und letzten, von dem Rechte der Vernunft in Glaubenssachen nur wenig sagen. Da der V., um auch Ungelehrten nützlich und verständlich zu seyn, den schweren tief eindringenden Vortrag philosophischer Untersuchungen vermeidet, und auf eine faßliche und populäre Art schreibt, so hat er schon aus dieser Ursache dem Gegenstande seines letzten Kapitels nicht völlig Genüge thun können. Es scheint derselbe, um gehörig behandelt zu werden, philosophische Genauigkeit und Präcision in den Begriffen und im Ausdruck zu erfordern. Beym Mangel derselben behauptet man im Allgemeinen, was im Allgemeinen vielleicht niemand leugnet, und bringt den streitigen Punct der Entscheidung nicht näher, läßt im Flusse der Declamation Aeusserungen entfallen die man bey einer genaueren Durchsicht entweder ganz zurück nehmen, oder doch einschränken muß. So etwas scheint dem V. bey aller seiner hervorleuchtenden Liebe und Achtung für Wahrheit hier begegnet zu seyn. Indessen sagt er auch hierüber so viel Richtiges und Brauchbares, daß ich recht sehr wünsche, daß er diese Materie noch einmal mit einem mehr philosophischen Auge, das keine der Unterscheidungen, wodurch diese so sehr verwickelte Sache deutlicher aus einandergesetzt wird, entwischen läßt, betrachten möchte. Ich wage es noch, ihm etwa

folgende Puncte zur Untersuchung vorzuschlagen: Woher die Entgegensetzung von Vernunft und Schrift oder Offenbarung komme, ob sie gegründet sey, ob es nicht richtiger sey, Werke und Wort Gottes einander entgegen zu setzen, da, beyde zu verstehen, Anwendung der Vernunft, und zwar vielleicht auf gleiche Weise und in gleichem Maaß erfordert wird? — Ob die gewöhnliche Unterscheidung zwischen Vernunft, als ein Werkzeug der Erkenntniß, und Vernunft, als ein principium cognoscendi betrachtet, gegründet sey? — Ob es Fälle gebe, wo Vernunft zwischen Schrift und Schrift entscheiden müsse, und also für den höchsten Richter in Glaubenssachen zu halten sey, und in welchem Sinn und mit welcher Einschränkung, daß es noch immer möglich bleibe, daß die Offenbarung uns etwas bisher Unbekanntes auf eine glaubwürdige und verständliche Weise entdecken, und unsere Religions- und sittliche Begriffe und Grundsätze verbessern und berichtigen könne? Ferner wäre die gewöhnliche Unterscheidung zwischen Lehren über die Vernunft und Sätzen wider die Vernunft zu prüfen und zu bestimmen, in welchem Sinn sie anzunehmen sey? Insonderheit würde der große Unterschied zwischen dem Unbegreiflichen und gänzlich Unverständlichen oder Verstandlosen, welches gemeiniglich verwechselt, und, wie mich dünkt, von dem V. selbst nicht gehörig unterschieden wird, wohl zu bemerken seyn. Ein Satz nemlich kann in gewisser Absicht unbegreiflich, aber doch verständlich seyn, z. B. die Phänomene des Magneten und die Sätze, worinn sie ausgedruckt werden, sind mir verständlich, ich weiß das Factum, das dadurch angedeutet wird, kann es mir auch zu Nutz machen, ob mir gleich die Sache unbegreiflich ist, oder ich sie weder aus den mir bekannten übrigen Eigenschaften dieses natürlichen Körpers herzuleiten, noch aus an-

dern Naturbegebenheiten analogisch zu erklären weiß. Hier wäre nun zu bemerken, daß mein Glaube nicht weiter, als auf das Verständliche in der Sache, nicht aber auf das Unbegreifliche, wovon ich nichts weiß, gehen könne; und zu untersuchen, in wie fern die vorgegebenen Geheimnisse der Offenbarung in einer Absicht verständlich, obgleich in anderer unbegreiflich sind, ob man nur das Wie derselben, sondern auch das Was nicht anzugeben vermögend sey, ob wir etwas oder gar nichts, oder etwas Falsches bey den Wörtern, worinn sie ausgedrückt werden, denken können und müssen? u. s. w.

Ich beschliesse mit dem Wunsch, daß der gedoppelte Zweck, in welchem der würdige Verf. sein Buch geschrieben, und zu dessen Erreichung es so sehr geschickt ist, bey vielen theologischen und untheologischen Lesern erfüllt werden, und er Aufmunterung genug finden möge, seine gemeinnützigen Untersuchungen fortzusetzen.

Bs.

---

Kurze

# Kurze Nachrichten.

## 1) Von der Gottesgelahrheit.

Versuch einer Erklärung über die innern Empfindungen der Seele, bey der Betrachtung der göttlichen Wahrheiten. Breßlau u. Leipzig, bey Christian Friedrich Gutsch, 1775. 8. 258 Seiten.

Dieser Versuch ist mit philosophischer Methode geschrieben, und der Verf. hat psychologische Kenntnisse an-
:ebracht, um den Begriff von Erbauung und vom Erbau-
ichen zu berichtigen, die Mittel, wodurch, und die Art und
Veise, wie Erbauung zu stiften sey, anzugeben. Ob nun
leich die Philosophie des V. meines Bedünkens, nicht so
)eit reicht, daß er philosophischen Lesern neue Einsichten in
iese Materie eröfnet, oder neue Wege gezeiget, den Stoff,
en uns die Werke und das Wort Gottes zur Berichtigung
ıoralischer Erkenntnisse und zur Lenkung des Willens zum
3uten (worein er die Erbauung setzt) darreichen, mit Vor-
)eil zu bearbeiten; so hat er doch genug und deutlich ge-
ug hierüber gesagt, um Lesern, die sich bisher von Er-
ıuung und vom Erbaulichen unrichtige oder gar unwür-
:ge Vorstellungen gemacht, reinere und würdigere Begrif-
davon beyzubringen, sie zu lehren, worinn sie eigentlich
:n Zweck moralischer Betrachtungen zu setzen haben; auch
anche unverständige, schwärmerische, eitler Ehre und blin-
n Beyfalls geizige Prediger an die eigentliche Absicht öf-
ntlicher Vorträge zu erinnern. Hiezu scheint diese Schrift
sonderheit dienlich zu seyn, weil ihr Verf. das Verdienst
ıt, daß er alles in der Religion und im Christenthum auf
s Praktische, auf wahre Frömmigkeit und Tugend zu-
ckbringt.

Bs.

Des ruhmwürdigen Gedächtnisses erster Theil, welcher edle Exempel gottseliger, meist Standespersonen des andern Geschlechts enthält. Leipzig, bey Jacobäern. 1775. 12 Bogen in gr. 8.

Die Absicht des Verfassers, der Rector der Schule zu Grimma ist, verdient an und für sich den Beyfall aller Menschenfreunde. Er will aus dem Verkauf dieser Schrift etwas Geld zur Unterhaltung armer Schüler zusammenbringen, vielleicht auch andere christliche Herzen zu milden Beyträgen ermuntern. Wir lassen es auch gelten, daß er zu solchem Ende ein Wochenblatt schreibt, und in selbigem die merkwürdigsten Lebensumstände gottseliger Personen sammlet und mittheilt. Ein grosser Theil der Leser liebt solche Sammlungen, und zieht sie andern ascetischen Betrachtungen vor. Desto mehr Ursach hat aber auch ein Schriftsteller, mit kluger Auswahl zu sammlen, und nicht bloß im gewöhnlichen Tone eines Leichenredners zu erzählen. Diese Sorgfalt vermissen wir schlechterdings in der vor uns liegenden Schrift, und wir sagen solches um so ungerner, da die uneigennützige Absicht des Verf. Anpreisung und Unterstützung verdiente. Sollte er diese Arbeit fortsetzen, so empfehlen wir ihm unsere Erinnerung zur weiteren Beherzigung, und bitten ihn zugleich, seine beygefügte sehr wässerichte Poesien lieber künftig ganz wegzulassen, oder an deren Statt fremde Arbeiten zu gebrauchen; damit auch von dieser Seite sein Werk mehrere Vollkommenheit erhalte.

Q.

Exegetische Versuche über einige biblische Worte (Wörter) und Redensarten. Fünftes Stück. Angestellet von M. Caspar Gottlob Langen, Pfarrer zu Wolkenburg. Chemnitz, bey Johann Christoph Stößel. 1775. 8. 236 Seiten.

Wir haben die ersten vier Stücke in unserer Bibl. XXIV. 2. 333 angezeigt. Die griechischen und hebräischen Wörter und Redensarten in der Bibel, deren eigentlichen oder metaphorischen Bedeutung der V. in diesem Stücke nachforschet, sind folgende: Gnade, Berufung, Erleuchtung

rung, Bekehrung, Wiedergeburt, Heiligung und Erneurung, Welt und Ende der Welt, Reich Gottes, Himmelreich, König und herrschen, kommen und Zukunft, Gericht und richten, Weg, Zeugen, Zeugniß, Wahrheit. Es ist wirklich viel Gutes und Richtiges in seinen Bemerkungen, denn der V. ist beyder Sprachen nicht unkundig. Aus allem blickt auch der ehrliche bescheidene Charakter eines gutherzigen Wahrheitsfreundes hervor, der einem den Mann schätzbar macht. Seine Manier zu schreiben ist freylich hier wie dort und dort wie hier immer langweilig, Aber daran muß sich keiner, der seine Versuche lesen will, stossen.

Ex.

Erbauliche Betrachtungen über den Brief Pauli an die Ebräer in zusammen hängenden Predigten, herausgegeben von David Gottfried Gerhard, Diacono bey der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Elisabeth. Vierter und letzter Theil. Breslau, bey Johann Ernst Meyer. 1774. 8. 567 Seiten.

Neunzehn Predigten über die beyden letzten Kapitel des erklärten Briefes, größtentheils praktischen Innhalts, wie es der Text mit sich brachte. Der V. endiget damit sein weitläuftiges Werk, welches vermuthlich seiner Gemeine angenehm und nützlich seyn wird, sonst aber weder als Commentar über das apostolische Sendschreiben, noch als Erbauungsbuch Aufmerksamkeit oder Empfehlung verdienet.

T.

Neueste Religionsgeschichte unter der Aufsicht Hrn. Christian Wilhelm Franz Walchs rc. Fünfter Theil. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1775.

1) Betrachtungen über die neuesten kirchlichen Jurisdictionalstreitigkeiten im Königreiche Neapel. 2) Kurze Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zu Bekehrung der Heyden in Ostindien. Zweytes Stück. 3)

Von

Von dem Zustande der Socinianer in dem heutigen Großfürstenthum Siebenbürgen älterer und neuerer Zeiten. 4) Neueste Geschichte der Protestantenehen in Frankreich, oder der so genannten Ehen in der Wüsten: Mariages du desert. 5) Nachrichten von den Bewegungen des römischen Hofes wider die Schriften des P. Mayr von Kaisersheim. 6) Conclave und Wahl des Pabstes Pii VI. 7) Von dem neuen Schulplane, den die durchlauchtigste Republik Venedig eingeführt. 8) Fortgesetzte Nachricht von D. Kennikots und einiger andern Gelehrten Arbeiten über den Text der hebräischen Bibel, von Johann Heinr. Walther, Mitglied des königl. theologischen Repetentenkoll. zu Göttingen.

B.

Meine Vorsätze. Folgen meiner Ueberzeugungen. Zweyte Auflage. Berlin, bey August Mylius. 1775. 8. 94 Seiten.

Ein unveränderter neuer Abdruck der ersten Ausgabe von 1772.

T.

Predigten für Familien von Will. Enfield. Aus dem Englischen. Halle, bey Gebauer, 1774. 8. 476 S.

Im Journal für Prediger ist der Enfield'schen Sermons zuerst gedacht worden. Eberhard aber hat durch Einrückung zwoer Stellen in seine Apologie des Socrates Deutschland auf dieselbe aufmerksam gemacht. Bald darauf hat ein hiesiger Gelehrter einige in die Predigten von protestantischen Gottesgelehrten aufgenommen, so wie Herr Professor Schulz zu Giessen in seine Bibliothek der vorzüglichsten Englischen Predigten dreyzehn derselben. Sie sind seit dem durch gute Gerüchte und durch böse Gerüchte hindurchgegangen. Der Recensent in der Frankfurter gelehrten Zeitung *) hat freylich einen Panegyrikus auf diese Predigten für Familien in der ihm schlechterdings unnatürlichen Hamannisch-Herderisch-

Lava-

*) v. J. 1774. N. XXI. und LX.

Lavaterischen Sprache geschrieben, worinn, wie in allen Lobreden, nicht die strengste Wahrheit herrschet. Indessen, wenn das Verdienste von Predigten sind, daß die Sujets derselben gemeinwichtig, daß alles, was nicht von jedem, der ein Christ seyn will, zugegeben werden muß, daraus entfernt, daß die Belehrungen, Warnungen, Ermahnungen mit ewig unumstößlichen Gründen unterbauet, die Wege, worauf diese heftige Begierde gezähmet, jene verkehrte Neigung geordnet, eine richtige Gemüthsverfassung in uns bereitet werden kan, genau gezeichnet, die Folgen der verschiedenen Verhaltensarten richtig dargelegt, die Wahrheiten in ein anständiges Gewand gekleidet aufgeführt werden, gehört auch Kürze darunter: so können solche, unsers Ermessens nach, den Enfield'schen nicht abgesprochen werden. Für alle Familien sind sie aber nicht zu gebrauchen. Dazu müßten meistens die Gedanken mehr ausgewickelt, die Beweise, Vorstellungen, Erinnerungen mehr auseinander gelegt und angewendet, der Vortrag planer, der Blumen hie und da weniger seyn. Von Seiten der Popularität also wäre gegen Enfield's Predigten zu klagen. Allerdings. Aber auch die Vorträge sehr berühmter deutscher und ausländischer Prediger können des Mangels derselben mit Recht beschuldigt werden. Am ersten möchte Enfield vor einem erleuchteten Hof nachzuahmen seyn. Denn es fehlt freylich in den zehn Kraisen Deutschlands nicht an solchen, wo man sich, um gefaßt zu werden, eben so herunter lassen muß, als in einer Dorfkirche. — Die Frankfurter gelehrte Zeitung legt diese Uebersetzung „einem bekannten Gottesgelehrten„ bey. Sie rührt von einem Professor auf einer Universität geringerer Sorte her, der durch Verdeutschungen heiliger und weltlicher Schriften aus allen Zungen und Sprachen von einem gewissen Publiko gekannt ist. Er hat das Incognito gewählt. Wir haben also kein Recht, ihn zu nennen. Unter den Troß des Uebersetzerheers gehört er nicht, aber fürwahr eben so wenig unter den Kern desselben. Wie es scheint, wird er sich auch hiezu nie legitimiren. — Der Enfield'schen Predigten sind vier und zwanzig, und dreyzehn derselben bereits in der Schulzischen Bibl. der vorz. Engl. Pr. übersetzt. Diese sind hier beybehalten, jedoch häufige, zum Theil nicht unfeine Veränderungen darinn gemacht worden. Es wären noch mehrere möglich, und die ganze Uebersetzung überhaupt grösserer Genauigkeit und Politur fähig gewesen.

Wd.

Mey=

Meynungen eines Layen, den Geistlichen zugeeignet. Stimmen des Layen auf dem letzten theologischen Reichstage im Jahr 1773. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1775. 8. 189 Seiten.

Der Laye, der hier seine Meynungen vorbringt und seine Stimmen abgiebt, ist ein Bewunderer und Nachahmer des Verfassers der ältesten Urkunden des Menschengeschlechts, der uns eine nach Jahrhunderten enthüllte heil. Schrift geliefert hat. Nur hat er das heilige Dunkel der herderschen Orakelsprache nicht zu erreichen gewußt. Einseitig, gewagt und unverdaut sind seine Hypothesen und Meynungen, so sehr als sie nur immer bey einem Ausleger seyn können, dem es an der Kenntniß der alten Sprachen, der Alterthümer, der biblischen Philologie überhaupt, und zugleich in grossem Maaße an philosophischem Scharfsinn, und an der nöthigen Bekanntschaft mit dem, was andere Ausleger vor ihm geleistet haben, so sehr mangelt. Der Laye fängt mit dem paradiesischen Zustande der ersten Menschen an, gehet darauf die biblische Geschichte der Sündfluth, der Patriarchen, der mosaischen Gesetzgebung u. s. w. flüchtig durch, und will durch die Gesichtspunkte, die er angiebt, und die Erklärungen oder Erdichtungen, die er einstreut, Schwierigkeiten heben und Dunkelheiten aufklären. Wir müssen den Lesern von diesen seinen Versuchen einige Proben vorlegen.

Der V. findet den Ursprung der blutigen Opfer nicht in Abels Opfer, denn das hat, wie er behauptet, und aus der Etymologie des Hebr. חלב erweisen will, (ganz wider den Sprachgebrauch, denn nach diesem heißts in der Opfersprache Fettstücke) blos in Milch bestanden; sondern er giebt folgenden Ursprung an. „Vor Cain war kein Blut „vergossen„ (und woher waren die Felle der Thiere, aus welchen nach Mosis Bericht den ersten Menschen gleich nach dem Fall Kleider bereitet wurden?) „Mit seinen Kin„dern in Mangel und Noth auf einer harten Erde — ei„nes seiner Kinder schlug ein Vieh todt, um es zu essen. Pa„nischer Schrecken überfiel ihn. Blut, Angst und Stra„fen waren Ideen, die sich damals ganz natürlich associir„ten. Das Beyspiel Cains ward nun auch Moralist, Ge„wissenrath und Richter. Er theilte sein geschlachtetes Vieh

mit

„mit dem obersten erzürnten Wesen, um allenfalls dessen Miß-
„fallen an seiner Sünde damit auszusöhnen, er verbrannte es
„vor ihm, Friede erhub sich in seiner Seele, er fühlte, daß
„Gott sein Sündopfer genehmigt hatte.„ Weit natürli-
cher, deucht mich, liesse sich der Ursprung dieser Opfer,
wenn sie anders nicht von göttlicher Einsetzung waren, aus
dem blossen Genuß der Fleischspeisen erklären. So bald
nemlich die Menschen das Fleisch der Thiere aßen, war es
natürlich, nach ihrer damaligen Denkungsart, daß sie etwas
davon, und zwar das, was sie für das Beste hielten, für
die Gottheit aussuchten, es derselben vorsetzten, und sie
gleichsam darauf zu Gaste baten. Wenn sie, ihrer Einbil-
dung nach, mit ihrer Gottheit in gutem Vernehmen standen,
sich von derselben gesegnet glaubten, und sich der Ehre,
Tischgenossen derselben zu seyn, nicht unwerth erkannten,
theilten sie derselben die besten Stücke ab, verbrannten sie
zum süssen Geruch, und verzehrten das Uebrige — So fin-
den wir es beym Homer; ein jedes Gastmahl war auch zu-
gleich eine Opfermahlzeit. Hatten sie aber die Gottheit
beleidigt, oder bedurften sie ihres Schutzes in einer drin-
genden Noth, und glaubten daher, sich recht tief vor dersel-
ben demüthigen zu müssen; so nahmen die Opferbringende
an dem geschlachteten Opferthier selbst keinen Antheil, sondern
widmeten oder verbrannten es ganz der Gottheit, oder über-
liessen es den Priestern derselben. Daß dies wahrschein-
lich der Ursprung der blutigen Opfer sey, siehet man un-
ter andern auch daraus, daß nur die reinen Thiere, d. i.
solche, deren Fleisch die Menschen zu essen pflegten, nach
dem Mosaischen Gesetz der Gottheit durften geopfert wer-
den, eine Verordnung, die deutlich genug auf diesen Ur-
sprung der Opfer hinweiset. Was will also das spitzfin-
digscheinende Raisonnement des V. sagen? „Noch unter
„den Philosophen niemand hat den Schlüssel zu dem selt-
„samsten aller moralischen Phänomenen gesucht, daß über-
„all auf unsrer alten Welt Menschen die Gottheit mit
„dem Blut unschuldiger Thiere zu versöhnen suchten. Hat
„der Mensch von Natur Wohlgefallen am Blut, so ge-
„hört er unter die Raubthiere, und ist noch schlimmer als
„die. Hat ers nicht, wie konnte er je auf die Raserey
„kommen, seiner Gottheit diese häßlichen Eigenschaften an-
„zudichten?„ — Allerdings ist der Mensch ein Raub-
thier, er ißt gern Fleisch, und es ist ihm eine schickliche,
und wie derjenige, der einige Einsicht in die Ordnung und

den Zusammenhang des Thierreichs hat, gestehen muß, eine vom Schöpfer ihm bestimmte Nahrung. Daß er dazu kam, das erstemal Fleisch zu kosten, dazu kan ihn der Mangel anderer Nahrungsmittel, die Neugierde, das Beyspiel anderer fleischfressenden Thiere gebracht haben: und wenn ers einmal aß, und es für die köstlichste Speise hielt, so war es gar natürlich, daß er seiner Gottheit, der er menschliche Neigungen, Affecten und Bedürfnisse zuschrieb, und der er bereits von Feldfrüchten, oder was er sonst haben mochte, theils zum Zeichen der Dankbarkeit und Abhängigkeit, theils um sich ihrer Gunst aufs künftige zu empfehlen, so wie den Mächtigen und Regenten der Erde, Geschenke zu bringen pflegte, auch von diesen Leckerbissen etwas abtheilen wollte.

Von den Offenbahrungen Gottes macht sich der Laye einen gar sonderbaren Begrif. Sie geschahen, seiner Meynung nach, nicht durch kosmologische oder physische Wunder, nicht durch Stimmen vom Himmel rc. sondern durch psychologische Wunder in den Propheten selbst; in ihren Innwendigsten redete Gott auf eine so unterscheidende Weise, daß sie die in ihnen aufsteigenden Gedanken für Gedanken Gottes untrieglich erkennen, und von ihren eignen Einbildungen zur Zeit unterscheiden konnten, ob sie gleich nachher in mancherley Anfechtungen geriethen, ob es auch wirklich Gottes Stimme gewesen, die sie in ihren Innersten gehört hatten oder nicht. Hieraus leitet er das Verdienst des Glaubens an dieselben her, welches, seiner Meynung nach, ganz weggefallen wäre, wenn sie wirklich von aussen her vernehmliche Stimmen gehört hätten. Indessen findet er doch nöthig, so wol innerlich ein gewisses Besonderes zu Muthe seyn, ein Wonnegefühl, wie ers nennt, (wie fielen aber die Propheten ohne allen äussern Unterricht darauf, dies Gefühl für charakteristisch zu halten, und was für Sicherheit hatten sie dabey?) als auch ein äusseres Zeichen, worüber er sich aber nicht erklärt, als charakteristische Merkmale bey diesen seinen innern Offenbarungen anzunehmen. — Er findet in dem Ausdrucke des Briefs an die Hebräer, daß Gott ἐν προφηταις d. i. inwendig in den Propheten geredet habe, eine Bestätigung seiner Erklärungsart, und ich einen Beweis seiner Stärke in der Philologie. — Uebrigens mag es dem guten Layen wol nicht ahnden, daß seine Erklärung die mit den göttlichen Offenbarungen verknüpften Schwierigkeiten nicht allein

nicht

nicht hebt, sondern noch gewaltig vergrössert, denn nicht zu gedenken, daß sein angenommenes äusseres Zeichen doch wol etwas einem kosmologischem Wunder sehr ähnliches seyn müste, insonderheit wenn Melchisedeck dem Abraham die zehnten gab, weiter nichts als ein solches dem Abraham gegebenes Zeichen gewesen, und die Hebr. 7, 3. von ihm gemachte Beschreibung, wie der V. will, ganz buchstäblich zu verstehen wäre; so würde ein psychologisches Wunder, das bey jeder Offenbahrung vorausgesetzt wird, eine so gewaltsame Unterbrechung der eigenthümlichen Denkkraft seyn, die beynahe für eine jedesmalige Aufhebung des persönlichen Bewustseyns und der individuellen Existenz aller derer gelten könnte, denen sich Gott durch Einschiebung solcher fremden mit ihren eignen gar nicht zusammenhängender Ideen geoffenbaret hatte. Gewiß unter allen Arten von Wundern sind eben diese für die grösten, gewaltsamsten und unglaublichsten zu halten; wenigstens würde nach keiner andern Erklärungsart der Mensch mehr Maschine seyn, und mehr als Klotz behandelt werden, als eben nach dieser, die indessen der Laye in seiner philosophischen Einfalt gerade schicklich fand, um Freyheit und Selbstthätigkeit bey den göttlichen Offenbarungen ungekränkt zu erhalten.

Dies mag genug seyn von den seltsamen Grillen eines Mannes, der immer seine Meynungen und Stimmen auf dem letzten theologischen Reichstag im Jahr 1773 abgeben konnte, aber uns und andere, die wir mit diesem Reichstage nichts zu schaffen haben, und gar nicht lüstern sind, die vota und conclusa desselben zu wissen, der Mühe, seine Meynungen und Stimmen gedruckt im Jahr 1775 zu lesen, wol hätte überheben mögen.

Bs.

Predigten, größtentheils bey ausserordentlichen Fällen gehalten, nebst einigen kleinen Erbauungsschriften, von Johann Joachim Spalding, Oberconsistorialrath und Probst in Berlin. Frankfurt an der Oder und Leipzig, verlegt Carl Gottlieb Strauß. 1775. 8. 569 Seiten.

Diese Sammlung ist ohne Vorwissen und wider Willen des V. herausgegeben worden. Sie enthält zehen Casual-

Casual- und fünf andere Predigten, welche bereits einzeln gedruckt waren, und ihre eigenen Verleger hatten; ingleichen zehen kleine Erbauungsschriften für die Schuljugend der Nicolai- und Marienkirche, von 1765 bis 1774, welche ihr nach Endigung der öffentlichen Katechisation in den sogenannten Fasten, der Gewohnheit gemäß, ausgetheilt worden. Nun ist freylich alles schätzbar und lesenswerth, was Hr. Spalding öffentlich redet und gelegentlich schreibt. Auch die kleinen sogenannten Salvebücher, worinn die christliche Jugend auf eine so einnehmende sanft rührende Art zur Gottseligkeit und Tugend ermuntert wird, verdienten ihrer Nützlichkeit wegen für Eltern und Kinder ausserhalb Berlin, in einer eigenen Sammlung, zu desto ausgebreiteterem Gebrauch aufbehalten und zusammengedruckt zu werden. Aber die Verfügung dazu konnte doch von Rechtswegen durch niemanden anders, als den V. selbst gemacht werden. Der Herausgeber hätte nothwendig bedenken sollen, ob der V. damit zufrieden seyn werde? ob dieser jedes Stück daraus für das Publikum bestimmt habe? ob Hr. Sp., wenn dies auch wäre, nicht Ursachen haben könnte, noch vorher manches darinn zu ändern. Es bleibt allemal unbillig, die Werke eines Gelehrten, so lange er lebt, ohne sein Vorwissen drucken zu lassen.

T.

**Bibliothek der vorzüglichsten Englischen Predigten, herausgegeben von J. C. F. Schulz, Prof. — in Gießen. Siebenter Theil. Gießen, Frankf. und Leipzig, in der Kriegerischen Buchhandlung. 1775. 8. 356 S.**

Die Bestandtheile dieses Bands sind aus Secker, Jortin, Webb, Sharpe, South, und den Sermons on humanity and beneficence, Lond. 1765. gezogen. Zwar stossen wir auch auf zwo Enfield'sche Predigten von der Glückseligkeit. Allein diese sind bereits im sechsten Theile abgedruckt zu lesen. Es heißt zwar im Innhalte: „sind „durch einen Irrthum aus dem sechsten Theil hier noch „einmal eingerückt worden.„ Das gehört aber unter das, was man nennet finesses cousues de fil blanc so mancher unserer Schriftsteller. Vermuthlich hat Hr. S. nicht Zeit,

oder

oder nicht Lust gehabt, zwo andere zu übersetzen, oder der Vorrath Englischer Predigten beginnt dünne zu werden. Gleichwohl sollte die Bogenzahl vollständig seyn. Enfield's Predigten sind durch diese Bibl. d. vorz. E. Pr., durch die in Berlin herauskommende Predigten von Protestantischen Gottesgelehrten, und die in Halle 1774 erschienene Uebersetzung, (deren Verfasser Herrn S. am besten bekannt seyn wird), wovon Kopien in die Wette gemacht worden, so bekannt, daß man Einerley Predigten desselben nicht zweymal in Einer Sammlung dem Publikum vorzusetzen braucht. Im dritten Theil hat Hr. S. ein schlechtes Produkt von Skelton aufgenommen. In diesem ist wieder eine Predigt von ebendemselben Verfasser über Kol. 1, 21. die kein Haar besser, und nicht viel kürzer, als jene ist, eingerückt worden. Sie würden beyde in Löwens, Heusingers und Gözens Predigtsammlungen, in der homiletischen Vorrathskammer, oder in Jokisch expeditem Prediger, und was diesen gleich kömmt, treflich figuriren. Auch wird diese, gleich jener, gewiß von der sich so nennenden alt- und rechtgläubigen Parthey gierig verschlungen werden. Hr. S. mag sich damit wegen unsers Tadels trösten. Von Webb finden wir unter andern eine Predigt von der Ungewißheit aller irrdischen Grösse über Dan. IV, 30, 31. nach Veranlassung der sehr vielen Bedenklichkeiten blos gestellten und wirklich von manchen alten und neuen Gottesgelehrten bezweifelten, ja laut verworfenen Erzählung von dem traurigen Wechsel, der Nebukadnezarn betroffen haben soll. Auf Kosten der Gemeinsinnigkeit ziert dieser Britte seinen Vortrag öfters allzusehr aus, und tritt ins Poetische, a Schwülstige hinüber. Folgende Stellen aus mehrern mögen es bezeugen: „Die Vergnügungen, an denen wir „mit so viel Affekt Theil nehmen, schweben stets auf einem schnellen Fittig; wir ergreifen sie eher im Vorbeygehen, als daß wir sie zu bleibenden Gästen machen können„ S. 196. „Schlaf gießt seinen Balsam über das „ruhige Herz und sorgenlose Haupt aus. Vergebens streben wir nach seinem kostbaren Zuspruch und erquickende Erquickungen, Stärkung auf dem pflaumigten Pfühlen, wenn die Dornen der Sorge unsere Ruhe stören„ S. 247. South's Abh. vom Zweykampf in Rücksicht auf die Herausfoderer so wohl, als die Herausgefoderten scheint vom Hrn. S. unter andern auch für das Gies. J. und T. rohe Studentenvolk bestimmt zu seyn. Wir wün-

 schen,

schen, daß sie den bezweckten Eindruck machen möge. Vorsteher von Akademien vermögen hier das meiste zu thun. Indessen können auch Schriften von Nutzen seyn. Nur müssen sie angenehmer, wärmer und hinreissender abgefaßt seyn, als gegenwärtige. Auch bedarf es eben nicht vieler Allegaten. Von der „Kritik über die aus dem Engl. „übersetzten Predigten„ erscheint in diesem Theil der Anfang. Man findet ein etwas superficielles Urtheil über den eigenthümlichen Charakter der Predigten Beveridge's, Clarkes, Stillingfleet's, und Enfield's, das Verzeichniß der von ihnen darinn abgehandelten Materien, und ganze Stellen aus Beveridge und Stillingfleet zur Probe. Unter die charakteristische Eigenschaften Enfields möchten wir wohl die „Herablassung zu dem gemeinsten Kopf„ nicht setzen, wie Hr. S. gethan. Er wird wohl diese Bemühung nicht auf alle aus dem Engl. übergetragene Predigten ausdehnen. Eine kurze Beurtheilung der besten, mit Anführung etlicher Stellen daraus, um jungen Leuten gute Schriften bekannt zu machen, und unbillig vergessene andern wieder ins Gedächtnis zu bringen, wird hinlänglich seyn. Hr. S. wünscht, daß uns jemand eine Chrestomathie aus Beveridge und Clarke liefern möchte. Was leztern betrift, ist der Recensent konform. Weg aber mit allen in den grossen Uebersetzungsfabriken im Schweiß ihres Angesichts arbeitenden Taglöhnern! Wir wünschen, daß ein einsichtsvoller, beyder Sprachen mächtiger, und für sich und dem Publ. Ehrfurcht hegender Gelehrter, uns die besten von Cl. Predigten in einem neuen deutschen Kleide darstellen, oder Hr. Richter in Altenburg, oder ein anderer patriotischer Buchhändler, die besten von einem sachverständigen Mann erkohrnen Stücke in der Ursprache nachdrucken möchte. So würde man nicht mehr nöthig haben, mit grossen Kosten die Englische Ausgabe, oder die zwar wohlfeilere, aber höchst mittelmäßige Venzkysche Uebersetzung sich anzuschaffen, und Clarke's Predigten aus dem Dunkel, worinn sie, wie mehr ältere Schriften, unbillig modern, hervorgezogen werden. Uebersetzer und Verleger würden sich dadurch ein grösseres Verdienst um ihre Landsleute erwerben, als wenn sie einen neuen süssen blumenreichen Schwätzer, oder seichten und geschmacklosen Homileten, oder declamirenden und ennüyirenden Parakleten, oder wasserreichen und ungesalzenen Exegeten in deutschem Gewand uns vorführen, die wir in unserm Vaterland an Menschen

von

von diesem Schlag bekanntlich nichts minder, denn Mangel haben. Recensent erinnert sich, in Churchill's sermons (London. 1765.) verschiedne sehr gute Stellen gelesen zu haben. Wie, wenn Hr. S. aus diesem in Deutschland nicht sehr bekannten Autor etliche Stücke in einem der künftigen Theile dieser seiner Bibliothek aufstellte? Und nun noch ein Paar Worte von der Uebersetzung. Statt „in der Nachjagung dessen ꝛc. — zu weit zu gehn„ S. 91. wäre wohl in dem Jagen, oder in dem hitzigen Streben nach dem, was ꝛc. zu setzen gewesen. „Ihr habt bereits „für sie eine artige Vorsorge gemacht„ S. 311 scheint uns kein gutes Deutsch zu seyn. Wenn es auf eben derselben Seite heißt: „wie weit die Verwandtschaft ausgedehnet werden könne, masse ich mich nicht an, zu bestimmen. „Im erbaren Leben sehen wir, daß jeder dieselbe gern so „weit herleitet „ u. s. w. müßte, däucht uns, statt ehrbarn, ein passenderes Wort stehen. Das „Resultat des Ganzen„ S. 317 ist kein gemeinverständlicher Ausdruck; „Sie (die Natur) trinkt dem Menschen ihren Nektarkelch „zu, und wer ihr nicht Bescheid thut, ist grob„ S. 192. dünkt uns auch ein sehr grober Brocken zu seyn — Oben über jeder Seite wünschten wir, der Bequemlichkeit des Lesers wegen, den Innhalt der Pred. bemerkt zu sehen, damit man nicht erst nöthig habe, vorn oder hinten den Innhalt des Theils nachzusehen.

W.

Hephästion von Johann August Stark, Königl. Preuß. Hofprediger, der heil. Schrift Doctor und der Theologie ordentlichem Professor auf der Königsbergischen Universität. Königsberg, bey Gottlieb Lebrecht Hartung, 1775. 8. Seiten 188.

Unter diesem Titel liefert uns der Hr. D. Stark seine Gedanken von dem Religionszustande der alten Welt bey den Heiden, insonderheit den Griechen und Römern, und bey den Juden. Sein Buch theilt sich daher in zwey Abschnitte, wovon der erste von der heidnischen, und der andere von der jüdischen Religion handelt.

Von der heidnischen Religion äussert der Verf. vortheilhaftere Meynungen, als man gemeiniglich von derselben hegt. Zwar muß er die Ungereimtheiten und Unsitt-

lichkeiten des öffentlichen Götzendienstes zugestehen, allein er behauptet, daß der innere oder geheimere Theil der heidnischen Religion weit vernünftiger, moralischer und genugthuender gewesen, als das, was äusserlich davon in die Sinne fiel. Er heißt uns bemerken, daß eben die Völker, die der Abgötterey so sehr ergeben waren, die Klügsten in der damaligen gesitteten Welt gewesen, und fragt, ob es wohl zu glauben sey, daß sie, die sonst so sehr alle andere Völker der Erde an Weisheit übertrafen, eben in dem Punkte, der die Religion angehet, so sehr alle Vernunft sollten verleugnet haben, daß sie fast unter die Thiere sich erniedriget? — Freylich sollte man dies an und für sich betrachtet eben nicht vermuthen, allein, wenn uns die Geschichte auch neuerer Zeiten lehret, daß die Religionserkenntnisse unter einem gesitteten Volk keinesweges mit dessen übrigen Erkenntnissen in gleichen Schritten fortgehen, daß ein Volk eine sehr weise Verfassung und vortrefliche Gesetze haben, und dennoch in einigen Stücken dem dümmsten — Aberglauben und den lächerlichsten Vorurtheilen ergeben seyn kann; so muß man in solche Vermuthungen ein grosses Mißtrauen setzen, und sich lieber an erwiesene Thatsachen halten. Alles, was man, meiner Einsicht nach, aus dem bey einem Volke zunehmenden Licht der Wissenschaften zum Vortheil seiner Religionserkenntnisse mit einiger Sicherheit folgern darf, ist dieses, daß die aufgeklärtern Köpfe, woferne sie nicht mit dem Nationalaberglauben alle Religion verwerfen, auf Kezereyen verfallen und sich ein vernünftigeres und zusammenhangenderes System ausdenken werden, das sich bald dem vaterländischen Gottesdienst, bald der Religion der Vernunft mehr oder weniger nähert, und das diese Ketzer und Freydenker, nach Maaßgebung ihres Eifers und der Hindernisse, die ihnen entgegen stehen, auszubreiten suchen werden. Dies war, wie es mir scheint, der Fall bey den alten Griechen und einigen andern cultivirten Völkern des Alterthums. Den Bemühungen ihrer bessern Köpfe, reinere Religionsbegriffe auszubreiten, hatten sie auch ihre Mysterien zu verdanken, denn diese Reformatoren fanden den grossen Haufen in einer so tiefen Unwissenheit und in so groben Aberglauben versunken, so ungeschickt, neue Einsichten anzunehmen, die nichts von dem, was das Volk einnimmt, nicht das Siegel des Alterthums, nicht das Vorgeben einer unmittelbaren Bekanntmachung der Gottheit für sich hatten, daß sie sich begnügten, nur wenige Prosely-

ten und zwar in Geheim zu machen, oder die grossen und kleinen Mysterien zu stiften. So lange diese Einrichtungen ihrer ersten Absicht gemäß sich erhielten, waren sie in der That etwas sehr ehrwürdiges und heilsames und das Salz der Erden. Der Verf. hat also Recht, wenn er diesen Mysterien (in ihrer ursprünglichen Reinigkeit wenigstens) grosse Lobsprüche beylegt, aber können sie wohl das Interiour oder der innere Theil des Heidenthums oder der Vielgötterey genennet werden, da wenigstens in den grössern die Einheit Gottes gelehret, und also in der That gerade das Gegentheil der heidnischen Religion? Uebrigens ist das, was der Verf. hierüber sagt, sehr lesenswerth, ob es gleich denen, die Warburtons vorzügliche Abhand. von den Mysterien in seiner göttlichen Sendung Mosis gelesen haben, eben nichts neues ist.

Mehr Eignes und Selbstgedachtes scheint mir der Abschnitt vom Judenthum zu enthalten. Ich werde eines und das andere, so mir merkwürdig geschienen, daraus mittheilen — „Moses schrieb seine Bücher unter einer besondern Aufsicht Gottes, von dem alles geistliche Gute herkommt, allein man muß diese Eingebung nicht in einem so strengen Verstande nehmen, daß gleichsam ein jeder Gedanke ihm in die Feder dictirt worden, und nichts dem menschlichen Genie und der Gelehrsamkeit überlassen war. Durchgängig verrathen sich in den Mosaischen Schriften die Quellen, woraus er geschöpft. In den ersten Kapiteln entdeckt man die deutlichsten Spuren der Philosophie der Egypter, so wie sie von denselben in ihren Hieroglyphen vorgetragen wurde. Sein Hauptzweck ist, sein Volk zu der alten und dem menschlichen Verstande und Herzen angemessenen Religion zu führen, und diese Religion auf eine den damaligen Zeiten gemäße Weise in Israel zu gründen; sein Nebenzweck, der aber mit dem ersten in der genauesten Verbindung stehet, ist der, dieses junge und noch ungebildete Volk so wohl zu unterrichten, als demselben eine ihm angemessene kirchliche und politische Verfassung zu geben. Sie zu unterrichten, führet er sie auf die Entstehung der sensuellen Welt, und beantwortet die Frage: woher ist dies alles, was wir sehen? Moses antwortet: von dem höchsten Gott, den er ihnen unter dem Namen Jehovah, und besonders als den Gott ihrer Väter bekannt machte. Gleich hiemit widerlegt Moses zwey den Egyptern herrschende von seinem Volke etwa angenommene Grundsätze von der Ewigkeit der Materie und der Sorg-

losigkeit oder Unthätigkeit der Providenz. — Die Gottheit hat nicht die Ausbildung der Welt und die Fürsorge für dieselbe geringern und nicht so einsichtigen Gottheiten überlassen, von welchen ihr angefangenes Werk verdorben und das Uebel in die Welt gekommen ist; sondern dieser höchste Gott ist es auch, von dem alles herrühret und ausgebildet ist. Und um allen Begriff von andern und höhern Geistern, der etwa zu einer Verehrung Anlaß geben könnte, zu entfernen, gedenkt er mit keinem Worte in seiner ganzen Cosmogenie der Engel oder Geister, sondern spricht blos von dieser sensuellen Welt — Was Moses für unrein aus physischen oder politischen Gründen erklärt, will er doch keinesweges als ein Produkt schadenfroher Geister angesehen wissen, wie die Gesetzgeber bey den Egyptern. Die Beschreibung der Schöpfung nach Tagewerken ist nach den eingeschränkten Begriffen eines aus der Kindheit eben herausgehenden Volks eingerichtet. Er beantwortet die etwa aufzuwerfenden Fragen durch Geschichte, wie es bey Kindern das Beste ist. Dies gilt insonderheit bey der Frage: woher kommt das Uebel in der Welt? Eine Geschichte schlägt hier alles nieder. Philosophische Gründe waren hier nicht anzubringen, alle Raisonnements helfen hier nichts. Genug, so ists geschehen. Eine einzige Probe ward gemacht. Der Mensch handelte, wie er noch jetzt zu handeln gewohnt ist, daß er den stärksten Trieb zu dem empfindet, was ihm verboten ist, er übertrat das Gesetz. — „ In allen diesem giebt der Recensent dem Verf. völlig Beyfall: nur glaubt er, wenn Moses auch bey seiner Nachricht von dem ersten Ungehorsam, wie bey seinen übrigen ersten Nachrichten, egyptische Hieroglyphen vor Augen gehabt, so werde er hievon eine solche Geschichte erzählt haben, die zwar für seine erst rohen und kindischen Leser weiter keinen Sinn, als den vom V. angegebenen gehabt, aber doch für künftige und nachdenkendere Leser einen versteckten, höhern und der Natur der Dinge gemässern Sinn enthalten habe. — Und dies konnte nicht derjenige seyn, den die spätern jüdischen Philosophen heraus brachten, indem sie in der Schlange einen feindseligen Dämon entdeckten; denn dies wäre der Absicht Mosis, der alle höhere, insbesondre böse Geister von der Einrichtung und Regierung der Welt ausschliessen wollte, gerade entgegen gewesen. Wollte er also nicht blos für Kinder schreiben, sondern auch für Verständigere, etwas

was mit der Geschichte des Falles sagen, so mußte er es für sie eigentlich nicht als Geschichte bestimmen, sondern als einen philosophischen Abriß der sittlichen Natur des Menschen. — Man wende nicht hingegen ein, daß dieser Sinn, so wahr er seyn möge, doch für jene Zeiten zu viel Tiefsinn oder Kenntniß des Menschen voraussetze; ich frage, für Mosen oder für seine Leser? Doch wohl für den ersten nicht, denn wenn wir auch nichts auf eine ausserordentliche göttliche Erleuchtung, deren er gewürdigt worden, rechnen wollen, so war er ja offenbar ein Mann von grossem Genie, in der Gelehrsamkeit und Philosophie der Egypter erfahren, und wenn er gar, wie einige Gelehrte wollen, der Verfasser des Buchs Hiob war, so werden wir ihm wohl eine solche Kenntniß der menschlichen Natur, als man mit einiger Aufmerksamkeit in seiner Geschichte der ersten Sünde, als Hieroglyphe, oder sinnbildliche Vorstellung abstracter Wahrheiten betrachtet, finden kann, nicht ableugnen können. Was aber seine frühern Leser anbetraf, so mochten sie immer jene Wahrheiten darinn nicht sehen, sondern, was sie lasen, für eine Geschichte halten, auch alsdann konnte sie ihnen nützlich seyn.

Der gewöhnlichen Meynung der meisten Gottesgelehrten, daß der ganze äusserliche Dienst der Juden nichts anders, als ein symbolischer oder typischer Dienst des Zukünftigen gewesen, und seine verborgne Absicht auf Christum gerichtet habe, setzt der V. einige erhebliche Gründe entgegen. „Ist „dieser Grundsatz wahr,„ sagt er, „so würde gewiß die allerausgeklärteste Religion der alten Welt, nemlich die jüdische — noch weniger gehabt haben, als das Heidenthum. Denn dieses gab doch am Ende einen deutlichen Aufschluß von der ganzen emblematischen Theologie; aber dieser klare deutliche Aufschluß, was die Reinigungen, Opfer u. s. w. bedeuten sollen, findet sich nirgends in den Schriften des A. Test. Aber eine Offenbahrung, welche die grossen Wahrheiten nur unter dunkeln Bildern und Gebräuchen vorträgt, die nie erklärt werden, ist ein wahres Unding. — Wollte man sagen, daß die Israeliten die geheime Bedeutung wol gewußt, so möchte ich nur zwo Fragen mir beantworten lassen. Woher wir überzeugend wissen, daß sie deutlich dieses gewußt haben? Dunkle Begriffe von einer noch dunklern Sache haben, ist eben so gut, wo nicht noch schlimmer, als gar keine haben. Und wenn wir auch dieses zugeben, war es dann etwa aus einer mündlichen Ueberlieferung dieser

so irrigen Quelle? Die grosse Wahrheit vorstellig zu machen, Gott wird einmal das Opfer seines Sohns für die Sünden aller Menschen annehmen, war eine einzige Art von Opfern schon genug. — Hr. Michaelis hat in seinem Commentar über den Brief an die Hebräer, die Seulen der Stiftshütte zu Typen der gläubigen Israeliten machen wollen. Wo ist die wahre Grenzscheide zwischen wirklichen, symbolischen und andern Gebräuchen? — Wie schickt sich die geheimnißvolle Sprache für ein Volk, dem die Wahrheit allgemein geoffenbahret werden sollte? — Daß Philo, daß die Schriftsteller des N. Test. nach Art der jüdischen Hermenevtik also reden, ist nicht zu verwundern. Aber diese Hermenevtik ist nicht eher bey den Juden aufgekommen, als wie bereits die egyptische Philosophie bey ihnen Fuß gefaßt hatte, und Philo selbst leitet das Allegorisiren von den Essäern her. Nach Herrn Michaelis muß man entweder die Inspiration der Apostel leugnen, oder die levitischen Gesetze als Vorbilder annehmen, das heist die Göttlichkeit des Neuen Testaments auf schlüpfrige und wankende Pfeiler setzen. Man vergleiche 1 Cor. 10, 4. — Diese Stelle ist mir auch jederzeit als ein entscheidender Beweis gegen diejenigen vorgekommen, welche leugnen, daß die Apostel auf jüdische Art allegorisiren, und das N. Testament anziehen, denn daß es hier geschehen, fällt zu deutlich in die Augen, eben so, wie in den Anführungen im zweeten Capitel Matthäi.

Zuletzt giebt der V. noch eine Nachricht von der neuern Theologie der Juden, die, wie er meynt, mehr Aufmerksamkeit verdient, als man ihr gegönnt hat. Die in dieser spätern Theologie herrschende Begriffe von einem Sohne Gottes, durch welchen sich der verborgene Gott geoffenbaret, sind, nach des Verf. Meynung, keine Ueberreste der ältesten Religion, sondern rühren aus der unter den Juden nach der babylonischen Gefangenschaft bekannt gewordenen ausländischen Philosophie des Orpheus, Pythagoras und Plato her. Er führt die verschiedenen Meynungen der jüdischen Lehrer an von diesem Sohn Gottes, welcher auch Meimra, λογος Θεȣ genannt wird, und man siehet daraus, daß es unter denselben viel früher, als unter den Christen, ganze und halbe Arianer, Sabellianer u. s. w. aber freylich nur keine Athanasianer, gegeben hat.

Manche in diesem lesenswürdigen Buche kurz berührte, oder beynahe ganz übergangene Materien z. B. die Teufelslehre

lehre der neuern Juden, verdienten es wol, von dem gelehrten Verf. noch genauer abgehandelt zu werden.

Bf.

**Predigten für verheyrathete Frauenzimmer. Leipzig, bey W. G. Sommer, 1774. 8. 186 S.**

Ueber Mangel an Erbauungsschriften ist keine Klage zu führen. Wir haben jetzt dergleichen beynahe für alle Stände, Classen, Verhältnisse und Situationen der Menschen, besitzen, um nur einer Gattung derselben zu gedenken, Predigten für Kinder von reiferm Alter, Predigten für Jünglinge, für junge Mannspersonen, für Hausväter und Hausmütter, für Alte ꝛc. theils eigne Produkte, theils aus Englischem Erdreich in unsern Boden verpflanzte. Predigten für junge Frauenzimmer überhaupt, hat Fordyce geschrieben, und Weiße zu Leipzig in unsere Sprache übergetragen. Predigten für verheyrathete Frauenzimmer insbesondere, liefert hier ein ungenannter Verf. der die von jenem übergangenen Materien einer eignen Bearbeitung nicht unwürdig gehalten. Eine der Bestimmung der andern Hälfte des menschlichen Geschlechts angepaßte Erziehung eines jungen Frauenzimmers wird zur glücklichen Führung des ehelichen Lebens das meiste beytragen. Was an dieser Anführung und Ausbildung versäumt worden, kann nur ein Gatte, der Menschenkenntniß hat, und die Gabe besitzt, andre zu behandeln und zu lenken, allenfalls verbessern. Ein Frauenzimmer, das eine verkehrte Erziehung genossen, oder alle Kunst des Gatten zunichte gemacht, scheint unverbesserbar zu seyn. Und das werden auch diese Predigten schwerlich umzuändern vermögend seyn. Wenn noch ein ihm in die Hände zu spielendes und von ihm selbst, oder von andern vorzulesendes Buch Nutzen stiften möchte; so würde es eins seyn, das, so zu sagen, diese Flagge nicht arbovirte, den eigenthümlichen Heilungszweck nicht an der Stirne führte, nicht ernsthaft oder gar durch trockne Lehren blos, sondern in einer, es sey wahre oder erdichtete Geschichte, unvermerkt dahin arbeitete, durch Ernst mit Anmuth und Scherz gepaart, die Gesundmachung versuchte. Gleichwol möchte der Verf. keine ganz unnütze Arbeit unternommen haben. Ein gutdenkendes Frauenzimmer, das dem Umfang seiner Obliegenheiten als Gattin, Mutter

Mutter, Hausfrau redliche Genüge zu leisten sucht, wird diese Predigten immer mit einem gewissen Nutzen lesen. Es wird wenigstens seine besondre Pflichten daraus wiederholen, und sich aufs neue einprägen können, vielleicht auch dadurch auf die oder jene Seite derselben, auf diesen, oder einen andern Grund aufmerksam gemacht, die es sonst etwan hätte übersehen können. Wir glauben allemal, sie empfehlen zu dürfen, aber auch mit weit grösserem Recht sie anpreisen zu können, wenn die Ausführung noch etwas bündiger, gründlicher, und einnehmender wäre. Uns dünkt, als ob der Verf. noch nicht so ganz Herr und Meister seiner Materie so wol, als des Stils sey. Hie und da sind die Behauptungen wol nicht genug abgewogen worden. „Was für wichtige Ursachen zu einem sanften „Vergnügen entdecken sich den Sechswöchnerinnen? Die „wunderbare Errettung aus der augenscheinlichsten Ge„fahr, da sie sich am Rande des Grabes, an den Pfor„ten der Ewigkeit befunden haben, da Tod und Leben „mit einander kämpften, giebt ihnen hinlänglichen Stof, „vorzüglich an der göttlichen Vorsehung ihre Lust zu „sehen, die sie aus der größten Angst gerissen, und dem „allgemeinen Verderber der thierischen Schöpfung be„fohlen, daß er seine mörderische Hand nicht an sie le„gen, und sie aus dem Lande der Lebendigen reissen „sollte. Der Herr, der ihnen Kraft gegeben, daß sie das „Leben als eine Beute davon getragen, und einen herr„lichen Sieg über den Feind ihres Lebens erhalten ha„ben, wird von ihnen herrlich gepriesen." Dies dünkt uns zu allgemein gesprochen zu seyn. Selbst bey unsrer minder natürlichen Lebensart sind die Geburten bey weitem nicht alle gefährlich. Und an Orten und in Ländern, wo man unsre Kunst, unsre Weichlichkeit und Schwelgerey nicht kennet, sind sie bey nahe durchgehends leicht, schnell und gefahrlos. Das Gefühl des Verf. scheint auch noch nicht das feinste, noch sein Geschmack der richtigste zu seyn, sonst würden keine so widrig riechende Blumen, als in den vorhin angeführten Worten, und keine anderweitige homiletische Schnörkel, von ihm angebracht worden seyn. Auch würde die Zuschrift einen andern Zuschnitt und eine etwas veränderte Fülle erhalten haben. Wenn wir nicht sehr irren, so möchte folgendes Stück aus der ersten Predigt nicht nach aller Gaumen seyn: „In gebirgigten Gegenden pflegt „man durch allerhand Mittel die sich fürchterlich aufthür-

men-

„wenden Gewitter zu zertheilen, um die drohende Gefahr „abzuwenden; und man wollte weniger Sorgfalt anwen„den, die in dem Gemüthe sich zusammenziehenden Ge„witter der Verdrießlichkeiten und des niedergeschlage„nen Wesens zu vertreiben!„ Ausserdem ist der Vortrag größtentheils leicht, ungekünstelt und faßlich. Daß in christlichen Predigten eine Stelle aus Columella der Länge nach hergesetzt, daß Exempel weiblicher Treue aus Profanscribenten angeführt, daß Worte des Gyges aus Herodot citirt, aus Demosthenes, Quintilian und Gellius Zeugnisse hergeholt, aus Johannes Damascenus und Chrysostomus Erläuterungen und Beyspiele aufgestellt, Morton zum Gewährsmann aufgeführt worden u. dergl. m. wird manchem ein Mißstand zu seyn dünken. Mindestens hätte alles dieses mit mehrerer Geschicklichkeit in die Abhandlung eingeschmolzen werden können, oder in Anmerkungen unter dem Text, oder zu Ende desselben, wie in Dodd's Predigten für Jünglinge, geworfen werden sollen. Leben und Wärme haben wir bey unserm Verf. ebenfalls vermißt.

Die zehnte Predigt handelt von der Verbindlichkeit der Mütter, ihre Kinder selbst zu säugen, nach dem Beyspiel der Hanna 1. Sam. 1, 23. Der Vorgang der Hohen der Erde wird hierinn die ausgebreiteste Wirkung hervorbringen. In unsern Tagen scheints, sähen sie die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit des Selbstsäugens mehr ein. Mehrere solche Muster, als die kürzlich verstorbene Königin von Dännemark gegeben, und wirklich eine deutsche Herzogin giebt, werden das ausrichten, was die triftigsten Vorstellungen in medicinischen und moralischen Schriften, Vorstellungen so gar Französischer Aerzte, Dichter und Frauenzimmer, bisher nicht haben bewirken können. Möchten die Regentinnen das Verdienst sich um die menschliche Gesellschaft erwerben, daß durch ihr Vorahmen der unnatürliche Gebrauch so vieler Mütter, ihre Kinder sofort nach der Geburt von sich zu entfernen, und durch fremde Ammen stillen zu lassen, in seine behörige Gränzen zurückgedrängt würde!

Die Lehre der heiligen Schrift, von Herm. Dan. Hermes, Probst zum heil. Geist und Pastor zu St. Bernhardin in Breslau, auch des evangel. Stadtconsist.

consist. Assessor. Erster Theil. Breslau, bey Gottl. Löwe, 1775. 8. Sechs Bogen.

Der Titel ist nicht passend. Die Lehre der lutherischen Kirche hätte die Ueberschrift seyn sollen. Es ist das Glaubenssystem derselben, großentheils aus den Schriftsprüchen, die man gewöhnlich dafür zu erklären pflegt, nach der Uebersetzung des Stifters derselben, aufgeführt. Bey dem ganzen Werklein sehen wir eben keinen sonderlichen Aufwand von Kräften. — Die biblischen Sprüche, wie sie in den gemeinen Handbüchern bey den Artikeln angeführt werden, dürfen nur in dieser Ordnung aufeinander gesetzt, und hie und da ein dogmatischer Satz dazwischen geschoben werden, so ist solch ein Gebäude fertig; — und eben so geringen Nutzen können wir ihm versprechen.

„Wenn man Kindern,„ heißt es in der Vorrede, „in „Schulen, auch in Dorfschulen, und im Privatunterricht, „dieses kleine Büchlein zur Uebung im Lesen, zum ordent„lichen Lesebuch in die Hände geben wollte! Ich sollte hof„fen, daß sie auf die Art durch das öftere Lesen die Haupt„sprüche der heiligen Schrift sich bekannt machen, und auch „in der christlichen Lehre unvermerkt zur guten Kenntniß „kommen, wenigstens keine Fremdlinge darinn bleiben wür„den„. Aus diesem Gesichtspunct wollen wir das Werklein hauptsächlich prüfen.

Ein Lesebuch für die Jugend, dünkt uns, muß nicht mit unwesentlichen, fremden, aus der gewöhnlichen Dogmatik ausgehobnen Sätzen überladen seyn. Dergleichen sind aber hier nicht selten. „Alle Nachkommen Abrahams „mußten zum Zeichen dieser Hoffnung (daß der Erlöser „aus seinen Nachkommen sollte geboren werden) beschnit„ten werden„ S. 25. ist nicht bloß eine unerhebliche, sondern dabey auch grundlose Behauptung. Nicht nur Pelagius, selbst Hieronymus und andere Väter, schämten sich, so etwas zu schreiben. — Wozu die Bezeichnung der in der Dogmatik festgestellten fünf Stufen der Erniedrigung J. C., und eben so vieler der Erhöhung desselben dem Layen dienen soll, wissen wir nicht. In dem N. T. findet sich solche nicht. Zur Gottseeligkeit und Tugend ist sie ebenfalls entbehrlich. Dieses trift auch die etliche Seiten hindurch gedehnte Abhandlung von den vier Aemtern des heiligen Geistes, dem Strafamt, Lehramt, Zuchtamt, Trostamt u. s. w. Dafür sind wichtigere Materien nur flüchtig und oben-

obenhin berührt worden. Von der Weisheit Gottes z. B. in drey Zeilen zu reden, ist wol nicht nach Maaß und Gewicht gehandelt. Eine ausführlichere Entwickelung derselben, mit Erläuterungen und Beyspielen aus der Natur und andern Theilen der Geschichte möchte hier an ihrer Stelle gewesen seyn. Ueberzeugung davon trägt zur Ruhe und Glückseeligkeit des Lebens so viel bey.

Ein Lesebuch für die Jugend darf keine offenbar unrichtige Aeusserungen enthalten. — Wir dürfen hier nicht lange darnach jagen. Die ersten Seiten sind voll. „Die Menschen können von selbst nicht wissen, wie „sie es machen sollen, daß ihnen der heilige Gott gnädig werde ꝛc.„. Offenbar haben doch manche Heiden, die von den Schriften A. u. N. T. keine Kunde gehabt, solches gewußt. Und gesetzt, aber nicht zugegeben, sie hätten es nicht gewußt, so ist unläugbar: was zu Einer Zeit nicht möglich ist, das wird zu einer andern möglich, das geschicht in der Folge. Das Kind kann nicht leisten, was der Jüngling, dieser nicht, was der Mann zu thun im Stande ist. Der einzelne Mensch wächst unvermerkt; eben so das ganze Geschlecht. — „Ueber die Schöpfung des Menschen be„redete sich die heilige Dreyeinigkeit„ S. 17. Von Achtsamkeit auf das Nachfolgende und auf andre biblische Stellen von der Schöpfung zeugt dieses nicht; sonst würde der V. bemerkt haben, daß unmittelbar darauf im 27ten Verse die einzelne Zahl stehe, und Gott schuf den Menschen ꝛc.; daß es in eben diesem ersten Buch Mos. K. 6, 7. in der einzelnen Zahl heisse: und der Jehovah sprach: ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen ꝛc.; daß Jesus und seine Apostel, wenn sie von der Schöpfung reden, sich stets der einzelnen Zahl bedienen, erster z. Ex. Marc. 10, 6. sage: aber von Anfang der Creatur hat sie Gott geschaffen ein Männlein ꝛc.; eben so Matth. 19, 4. und Apost. Gesch. 17, 26. Warum bey den Ebräern und Arabern nicht nur, sondern auch bey den Griechen, selbst bey uns Deutschen, oft die mehrere Zahl statt der einzelnen gesetzt werde, erröthen wir bey nahe zu sagen.

Auch keine übertriebene und zugleich den Eifer im Guten schwächende Behauptungen dürfen in einem Lesebuch für die Jugend vorkommen. Was der V. S. 49 schreibt: „alle unsre gute Werke können die geschehene Sünde auf keine Art wieder gut machen„ dünkt uns eine solche zu seyn. Gute Werke, im Sinn der Römischen

schen Kirche, können es allerdings nicht; Wiederruf aber, Abbitte, Vergütung, Wiedererstattung, Fleiß in sittlich guten Handlungen anderer Art, wo nicht in allen Fällen, doch in manchen. Wenn Zachäus (Luc. 19, 8.) die Hälfte seiner Güter den Armen gegeben, und so er jemand betrogen hat, dasselbe vierfältig wieder gegeben: sollte er wol hiedurch das von ihm begangene Unrecht nicht wieder gut gemacht haben? — Sollte Petrus die Sünde seiner so kurzwierigen, aus seinem lebhaften, raschen Temperament geflossenen Verläugnung Jesu nicht wieder gut gemacht haben? Er, der in der Folge sich als einen so redlichen Bekenner der Religion seines Herrn bewiesen, so viele dazu bekehret, so viele durch seine Vorträge und geistreiche nachdrucksvolle Briefe in dem Bekenntniß und in der Ausübung des Christenthums befestigt hat? — Wenn Judas neben der Zurückgabe der dreyßig Silberlinge noch gegen seinen Entschluß, sich das Leben zu nehmen, angekämpft, hinfort so viel aufrichtigere Anhänglichkeit an die Sache Jesu bewiesen, seine Pflichten als Mensch und als Apostel, bis an sein natürliches Lebensziel, so viel genauer erfüllt hätte, sollte er wol seinen gegen die Freyheit seines Lehrers (denn den Tod desselben hatte er nicht bezielt, Matth. 27, 3.) gefaßten und vollzogenen Anschlag nicht wieder gut gemacht, den dadurch bey diesem oder jenem gemachten widrigen Eindruck nicht wieder ausgelöscht haben? — „Alle unsre gute „Werke können die geschehene Sünde auf keine Art wie„der gut machen„, scheint uns zu viel gesagt zu seyn, — zugleich den Muth des reuvollen Sünders niederschlagen, seinen Fleiß in Verrichtung sittlich guter Thaten kälten zu müssen.

Eben so wenig darf ein Lesebuch für die Jugend vom Christenthum abschreckende Vorstellungen in sich fassen. Das gegenwärtige aber ist nicht rein davon. „Es müssen,„ heißt es S. 83. „die Seinige, (Jesu Jünger) durch viel „Trübsal ins Reich Gottes eingehen, Ap. Gesch. 14, 22. Wer „nicht sein Kreutz auf sich nimmt, der kann nicht sein „Jünger seyn, Luc. 14, 27.„ Wie diese Schriftstellen auf die Allgemeinheit der Christen gezogen werden können, wissen wir nicht. Der Verf. mag nun zusehen, wie er sie mit 1. Tim. 4, 8. 1. Petr. 3, 10. 11. 1. Joh. 5, 3. (Spr. Sal. 8, 35.) in Harmonie bringen könne. Der Verbindung nach beziehen sich jene Aussprüche Jesu und Pauli offenbar bloß auf jene erste Zeiten des Christenthums, wo es unmöglich war,

war, ein standhafter Anhänger Jesu, insbesondre ein Apostel desselben, überhaupt ein Lehrer seiner Religion zu seyn, ohne mancherley Mißhandlungen, Verunglimpfungen, Verfolgungen zu erdulten. Nur in diesem Betracht widersprechen beyde Klassen von Schriftstellern einander nicht. Allerdings muß das thätige Christenthum jungen Leuten nicht wie eine allzu leichte Sache, nicht wie ein Zustand blossen Vergnügens, reiner, ungemischter Glückseeligkeit hier auf Erden vorgebildet werden: aber gewiß auch nicht als ein Zustand, worinn nichts als Drangsale und Leiden und Verfolgungen auf sie warteten. Es giebt freylich noch jetzt Aemter, und werden Aemter bis ans Ende der Tage seyn, worinn der Rechtschaffene, wenn er sich, seiner Pflicht und Ueberzeugung gemäß, schlimmen, schändlichen Planen andrer, besonders Höherer, widersetzt, Verdruß, Feindschaft, Kränkungen, Unterdrückungen zum Lohn erhält. Die Rechtschaffene der niederen Stände, in der Allgemeinheit betrachtet, sind alles dessen überhoben. Weit gefehlt auch, daß die Bahn des Gottlosen hier auf Erden stets eben und angenehm ist. —

Ein Lesebuch für die Jugend muß die Erzeugung reiner und erhabner Begriffe von der Gottheit möglichst begünstigen. Ob das geschehe, wenn der V. S. 17 „das „Wasser von dem Schelten Gottes fliehen„ läßt? Freylich kömmt der Ausdruck in Luthers und anderer Uebersetzung vor. Er hätte aber hier bequem wegbleiben, und das unmittelbar darauf folgende: von heftigen Winden und Ungewittern (oder brausenden Stürmen) fuhr es fort, welches der eigentliche Gedanke des Dichters Ps. 104, 7. ist, allein beybehalten werden können. — Den Ausdruck, Rath der Wächter, aus Dan. 4, 14. („Der Geist Got„tes empfängt das göttliche Wesen von Ewigkeit zu Ewig„keit, vom Vater und Sohn, und führt die Werke aus, „die im Rath der Wächter beschlossen rc. sind„) hätten wir ebenfalls weggestrichen, oder, wenn der Gedanke ja nicht unterdrückt werden sollte, mit einem verständlichern und minder auffallenden vertauscht.

Ueberhaupt deucht es uns, ein wesentliches Gebrechen des Büchleins zu seyn, daß die uneigentliche Worte und Redensarten der Bibel überall beybehalten worden, statt, so viel nur möglich, auf ihre wahre Bedeutung zurückgebracht zu seyn. „Noch bis diese Stunde„ heißt es S. 24. „hat der Herr sein Angesicht gesetzt wider die, so

„Böses thun, daß er sie vertilge von der Erde,„ Ps. „34, 15. 1. Petr. 3, 12. Das Angesicht gesezt — werden die Meisten nicht recht verstehen. Deutlicher, und wol nicht unkräftiger hätte der Verf. sagen können: ist das Mißfallen des Herrn auf die gerichtet, oder: hat der Herr Mißfallen an denen, die ꝛc. Daß er sie vertilge von der Erde, wird die Menge so auslegen, daß Gott hier stets über solche besonderes Elend verhänge, mit harten Strafen sie immer im gegenwärtigen Leben belege, gewaltsam und plötzlich sie aus demselben hinweg schaffe. Wenn sie nun aber sieht, daß hie und da unverkennbare Bösewichter in äusserlicher Ruhe, ja Wohlstand und Glanz hier auf Erden leben, und ungestraft, ja sanft öfters, wie gute Menschen, dahin scheiden, so wird solche irre, weiß das nicht mit jenen und ähnlichen Aussprüchen der heil. Schrift, besonders A. T., zu vereinigen, fängt an auf allerley Gedanken, Zweifel zu verfallen u. s. w. — Wenn der V. S. 57. mit Joh. 16, 14. sagt: „er (der heilige Geist) wird mich „verklären.„ Warum nicht faßlicher: er wird mich verherrlichen; durch die mit besserer Erkenntniß ꝛc. begabte Apostel werden meine Vorzüge und meine Lehre in ihr wahres Licht gestellt werden? — Eben so wird der Jüngling bey den Worten S. 17 anstossen: „dieß alles aber war anfänglich roh, und ein Gemenge von Erde und Wasser, „worüber der Geist Gottes schwebte, um es zu dem, was „Gott daraus machen wollte, zuzubereiten„: Der Geist Gottes schwebte! versteht der V. die dritte Person in der Gottheit darunter, wie weiland Joh. Gerhard u. a. m. so hat er manches gegen sich, selbst die Stimmen verschiedener neuern Theologen seiner Parthey. Wenn man jene Worte auch nicht mit manchen Rabbinen und nicht weniger christlichen Auslegern von einem starken Wind deuten will: so giebts gleichwol noch annehmlichere Erklärungen, als jene. — Daher, daß sich der V. durchgehends der Uebersetzung Luthers bedient, rührt wirklich manches dämmernde, schwankende, ungewisse, ja irrige seines Büchleins her; so z. B. S. 88 „die Seele (des Frommen) ist alsdann im Paradiese, „in einem Zustand, wo sie von ihrer Arbeit ruht ꝛc.„. Das Wort im Grundtext (Offenb. Joh. 14, 13.) κοπων bezeichnet Ungemach, Mühseligkeiten, Beschwerden. Gewiß ist der V. unserer Meinung. Nun so hätte er auch schreiben können: wo sie von den disseits des Grabes erlittenen Mühseeligkeiten ruht, — oder so ungefähr. Glauben

ben wird er selbst nicht, noch andere auf den Wahn leiten wollen, als ob der Bürger des Himmels in gänzlicher Unthätigkeit, in blossem Müssiggang, sein Leben verbringe. Dazu giebt er aber Anlaß. — „Wer in der That belehrt „seyn will,„ heißt es in der Vorrede, „der wird die Lehren „der heiligen Schrift von seiner Seeligkeit, in der biblischen Sprache vorgetragen, leichter verstehen, und besser „nutzen können, als in der populärer seyn sollenden und „oft so schleppenden und kraftlosen Sprache mancher neuern „Schriftsteller„. Allerdings ist die biblische Sprache oft kraft- und nachdrucksvoller, als die mancher neuern Verfasser, auch der Menge, welche wenig ausser der Bibel liest, bekannter und geläufiger, als unsere heutige Büchersprache. Man frage indessen: verstehest du auch, was du liesest? und es möchte gar oft der eigentliche abgezweckte Sinn der heiligen Schriftsteller verfehlt seyn. Wie durch halb- oder gar nicht verstandene Worte wahre Aufklärung, Weisheit und Tugend bewirkt werden könne, ist nicht abzusehen. Auch steht nicht zu läugnen, daß zu allen Zeiten manche seltsame und widrige Vorstellungen durch die biblische Sprache dem großen Haufen erregt worden.

Ein Lesebuch für die Jugend darf endlich nicht einförmig, trocken und ermüdend geschrieben seyn. Das gegenwärtige ist durchgehends so abgefaßt. Unsere Leser entschuldigen es, daß wir diese Anklage nicht belegen. Wir müßten sonst das ganze Werklein ihnen hier vorlegen. Sie müssen uns diesesmal auf unser Wort glauben.

Wir können nicht alle theologische Schriften mit der Ausführlichkeit beurtheilen, welche man in einer allgemeinen theologischen Bibliothek billig erwartet, und in der Ernestischen wirklich antrift. Dieser wollen wir die Rüge noch einiger offenbar falscher, selbst von unläugbar rechtgläubigen Gottesgelehrten dafür anerkannter Deutungen biblischer Stellen, z. B. der Luc. 21, 25. S. 91 (im Kap. von den letzten Dingen) überlassen.

Im zweeten Theil gedenkt der Verf. „die Lebens„pflichten auf dieselbe Art zu liefern„. Der Geschmack ist verschieden, und wird es bleiben. Es wird dann auch ener seine Liebhaber und Käufer finden.

Am Ende der Vorrede erklärt der V. „ich habe alles „gelesen, was man wider die von unsern Vorfahren „auf uns gebrachte Lehren einwendet: aber — sie wä„ren mir um so viel gewisser; und wenn es auf scheinbare

„Gründe gegen diese Lehren ankäme, so dächte ich noch „vieles vorbringen zu können, womit die Gegner man„cher theologischen Lehre vielleicht viel gewonnen zu ha„ben glauben würden, wenn ihnen dergleichen Einwen„dungen beygefallen wären„. Das ist viel gesagt. Wir wollen dem V. eben nicht zurufen: quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? parturiunt &c. Indessen sind wir wirklich neugierig, und mehrere werden es mit uns seyn, Einwürfe zu erfahren, dergleichen noch kein Auge gesehen, und kein Ohr gehört haben soll. Ueberzeugt, daß es allemal der guten Sache der Wahrheit Vortheil bringen müsse, wenn allerley Einwendungen vorgebracht werden: ersuchen wir den V., fodern ihn auf, sie der Welt mitzutheilen.

Ar.

Johann Georg Olbers, gewesenen Predigers am königlichen Dom zu Bremen, schriftmäßige und erbauliche Betrachtungen über die letzten Dinge. Erster Band, vom Tode und der Unsterblichkeit der Seelen. Mit einer Vorrede von erbaulichen Predigten, von J. Hein. Pratje, Generalsuperintendenten und Consistorialrath in den Herzogthümern Bremen und Verden. Bremen, bey Cramer, 1773. 36 Bogen ohne die Vorrede, in gr. 8.

— — Zweyter Band, von der Auferstehung der Todten, vom jüngsten Gericht und Ende der Welt. Ebendaselbst, 1774. 33 Bogen.

— — Dritter Band, vom ewigen Leben. Mit einer Vorrede von J. H. Pratje. Ebendaselbst, 1774. 33 Bogen.

— — Vierter Band, darinn, nach einigen rückständigen Betrachtungen aus der Lehre vom ewigen Leben, die Lehre vom ewigen Tode enthalten ist. Ebendaselbst, 1775. 34 Bogen.

Die

Die Betrachtungen, welche man uns hier von dem seel. Olber liefert, sind eigentlich Predigten, welche er in seinen letzten Jahren des Freytags gehalten hat. Einer seiner fleißigen Zuhörer hat dieselben, während des mündlichen Vortrags, von Wort zu Wort nachgeschrieben; und hieraus und aus den nachgebliebenen ziemlich vollständigen Concepten des Verf. hat Hr. Pratje, auf Verlangen des Verlegers und aus Liebe zu seinem verstorbenen Freund, diese Betrachtungen zusammen gesetzet, ohne etwas wegzulassen oder zu verändern. Wir wollen jetzt noch nicht von dem Verdienste reden, welches sich Hr. Pratje durch diese übernommene Arbeit erworben hat; aber wir können auch nicht leugnen, daß wir gleich eine gewisse Befremdung empfanden, da wir eine so ungeheure Masse Papier in die Hände bekamen, das alles mit schriftmäßigen und erbaulichen Betrachtungen über die letzten Dingen angefüllet seyn sollte. Ueber eine so dunkele und streitige Materie — so dachte der Recens., indem er die Last in seiner Hand hielt — von welcher Schrift und Vernunft so wenig deutlich und entscheidend sagen, einige Jahre nach einander wöchentlich einmal predigen, und mit den gedruckten Predigten beynahe sechs Alphabet anfüllen, ohne eine und eben dieselbe Sache mehrmals zu wiederholen, oder unnütze Speculationen und fremde Materien beyzumischen, und in eckelhafte Weitschweifigkeit zu verfallen: das wäre doch warlich ein Meisterstück, welches noch keiner von unsern geistlichen Rednern geliefert hat, obgleich schon einige mißlungene Versuche gemacht worden sind. Kaum aber hatte er die Verzeichnisse von den in diesen Predigten abgehandelten Hauptsätzen durchgesehen, so merkete er schon, in wie viele unfruchtbare Untersuchungen sich der Verf. eingelassen habe, und wie wenig wahre Erbauung daher zu erwarten stehe. Dieß bestätigte sich immer mehr, je weiter er fortlas; und er gerieth mehr denn einmal in die Versuchung, das Buch für Ungeduld und Unwillen bey Seite zu werfen, wenn ihm nicht seine Recensentenpflicht geboten hätte, dem Verf. bis ans Ende zu folgen. Dieß hat er treulich gethan; und eben dieß setzt ihn in den Stand, sein Urtheil mit aller Ueberzeugung zu sagen, wenn er gleich weiß, daß ers nicht allen Partheyen recht machen wird.

Herr Olber scheint es in der That sehr gut gemeynt zu haben, wie solches aus dem Ton, der in seinen Predigten herrschet, sehr wahrscheinlich wird. Wir erkennen und

rühmen dies auch an solchen Lehrern, deren Methode wir übrigens nicht billigen können. Er gehöret zu den gutmeynenden Leuten, die aus übertriebener Sorgfalt gleich mit der Thüre ins Haus fallen, und gleicht den Aerzten, die ihren Patienten die Krankheit immer von der schrecklichsten Seite vorstellen, um sie desto folgsamer gegen ihre Vorschriften zu machen; die aber eben dadurch den Muth des Kranken niederschlagen, die gute Mitwirkung der Arzeneyen hindern, und es wohl gar so weit bringen, daß derselbe den Gebrauch aller Mittel als unnütz verwirft. Jesus und seine Apostel haben nicht also gehandelt, und sich nur selten der fürchterlichen Vorstellungen von zeitlichen und ewigen Strafen bedient. Und wenn sie es thun, so merkt man deutlich, wie nahe ihnen das gienge, und von welchem zärtlichen Mitleiden ihre Seelen durchdrungen waren. Liest man dagegen die Olberschen Betrachtungen, so scheint es, als hätte der Mann recht ein Vergnügen daran gefunden, viel davon zu reden, und die Verdammniß mit so gräßlichen Farben zu mahlen, als kaum jemals ein Dichter zu thun gewagt hat. Doch davon sollen hernach besondere Proben vorkommen. Jetzt müssen wir erst die Methode des Verf. auch von andern Seiten näher betrachten.

So ängstlich sich derselbe überhaupt an das System seiner Kirche bindet, und so sichtbar es ist, daß er die eingeführte Lehrbestimmungen von der Erbsünde, Genugthuung Christi, Ewigkeit der Höllenstrafen, u. s. f. schon immer als lauter erwiesene Wahrheit bey seinen Untersuchungen vorausgesetzt hat: so heterodox wird er doch, so bald sich seine Einbildungskraft mit den zukünftigen Dingen zu beschäftigen anfängt. Da träumt er von einer doppelten Auferstehung, von einer totalen Zerstörung des ganzen großen Weltgebäudes und von andern unerhörten Dingen mehr, die zum Theil eben so in andern chiliastischen Schriften angetroffen werden. Heißt das nun symbolisch lehren? Verwerfen nicht unsere Bekenntnißbücher ganz gerade zu solche Träumereyen? Und muß man sich nicht wundern, daß Männer, die oft genug ihre Brüder gewisser abweichender Meynungen halber verdammen, doch selbst kein Bedenken tragen, solche Sätze zu predigen, die gewiß weit mehr schädliche Einflüsse in das praktische Christenthum haben, als wenn ein anderer den Ausgang des heiligen Geistes vom Sohne Gottes verleugnet? — Aber Hr. Pratje sagt gleichwol auf dem Titel und in der Vorrede, daß diese Olbersche

Betrach:

Betrachtungen durchaus schriftmäßig und mit dem Vorbilde der heilsamen Lehre übereinstimmend wären? — Wir wünschten, daß dem also wäre: wie gern wollten wir sodann dem Verf. eine Abweichung von den Lehrvorschriften der Kirchen verzeihen! Wenn man aber den Stellen der Schrift seine eigene Einfälle und die unzeitigen Geburten seiner Einbildungskraft unterschiebet und selbige so lange zerret und wendet, bis das endlich heraus zu kommen scheinet, was man haben will; wenn man ungewisse oder doch unerklärbare Schriftörter zur Hauptquelle seiner Hypothesen macht, und darnach andere deutlichere Stellen zu drehen sucht: so kan das kein Unpartheyischer für schriftmäßig halten, wenn es gleich Hr. Pratje samt der ganzen Domgemeine in Bremen dafür ausgeben wollten. Im übrigen ist unsere Meynung gar nicht, als hätte Hr. Olber gar nichts schriftmäßiges gesagt; da wir vielmehr gerne bezeugen, daß auch viele richtige biblische Erklärungen und manche sehr gegründete und brauchbare Wahrheiten vorgetragen werden. Nur das Ganze kan nicht mit Recht schriftmäßig heissen, weil viele besondere Betrachtungen unbiblisch und ungegründet sind.

Noch ein anderer Hauptfehler des Verf. ist die Weitschweifigkeit, deren wir auch schon oben mit zwey Worten gedacht haben. An sich ist seine Schreibart fließend, populär und ziemlich rein; so daß sie sich zum Kanzelvortrage nicht uneben passen würde, wenn er nicht durch den Eifer für die Behauptung seiner Sätze zu Ausschweifungen wäre verführt worden. Allein da er alles zusammenraft, was nur in seinen Kram dient, da er sich in die Aufklärung der dunkelsten Materien und in die Untersuchung ganz unnützer und unbeantwortlicher Fragen einläßt; da er endlich seiner eigenen Einbildungskraft unaufhaltsam folgt, und zugleich dieselbe bey seinen Zuhörern in Hitze und Flammen zu setzen sucht: so konnte es wohl nicht anders seyn, er mußte in Weitschweifigkeit, Wortspiele und Wiederholungen verfallen. Und nur hieraus läßt sichs erklären, daß er eine solche Quantität Papier mit diesen Betrachtungen hat anfüllen können. Doch es wird Zeit seyn, daß wir dieses unser Urtheil durch Anführung einiger Exempel aus dem Buche selbst zu rechtfertigen suchen.

Um die strenge und anstößige Urtheile des Verf. von dem Zustande der Verdammten kennen zu lernen, darf man nur den vierten Theil dieser Predigten durchlesen. Gleich

im Eingange zur ersten Betrachtung heißt es Seite 5. „Wir müssen jenen Zorn des Allmächtigen, der bis in die unterste Hölle brennet, vorstellen. Wir müssen jene unaussprechlich schwere Rache, welche die Sünder und Ungläubigen bis in alle Ewigkeit verfolgen wird, beschreiben. Wir müssen im Geist jenen Pful zeigen, der mit Feuer und Schwefel brennet; jenen Pful, wo Heulen und Zähnklappen seyn soll; jenen Pful, wo ein unaufhörliches Ach und Weh erschallen wird. u. s. f. „ — Selbst der Verf. fühlt die Härte dieser Vorstellungen, und sucht sich deswegen in der Folge zu entschuldigen. Allein seine Entschuldigung thut uns kein Genüge. So wahr es ist, daß die Schrift selbst dergleichen uneigentliche und sinnliche Vorstellungen von der Sache gebraucht; so gewiß ists auch die Pflicht eines Lehrers, der für deutlichen Unterricht sorgen soll, diese Ausdrücke auf eine Gott anständige und der sinpeln Wahrheit gemäße Art zu erklären; und das um so mehr, da dieselben fast durchgehends aus prophetischen und poetischen Büchern der Schrift genommen sind, und daher ganz und gar nicht auf unsere Kanzelvorträge passen, bey welchen der Prediger weder einen Propheten noch Poeten vorstellen soll. — Doch diese Stelle ist, gegen andere härter gerechnet, noch erträglich. Seite 73, frägt der Verf. ob diejenigen, welche ausser der Gemeinschaft der Kirche leben, schlechterdings zur Höllen würden verstoßen werden? Er beantwortet sie mit Ja, ob er sich gleich sehr dabey drehet, um die Härte dieses Urtheils zu mildern. Seite 77 sagt er es gerade heraus, „daß er denjenigen Gottesgelehrten nicht beypflichte, welche behaupteten, daß ein Heide durch den rechten Gebrauch der natürlichen Erkenntniß Gottes selig werden könne. Denn es sey kein Heil, und kein anderer Name den Menschen gegeben worden, um seelig zu werden, als allein der Name Jesu. „ Wie oft muß sich dieser Ausspruch des Petrus, der doch ganz was anders sagen will, mißbrauchen lassen! O leset doch dargegen, ihr Lehrer des Evangeliums, die vernünftigen Reden des Paulus Röm. 2. und den entscheidenden Ausspruch Christi, Matth. 8, 11. 12. Könnt ihrs nicht glauben, daß tugendhafte Heyden mit euch in einen Himmel eingehen werden; so laßt sie doch wenigstens ungeschändet in ihren Kammern ruhen, bis der gerechte Richter selbst kommen und einem jeglichen nach seinen Werken vergelten wird. Macht nicht durch eure menschenfeindliche Theologie dem Christenthum

unter

unter denen, die es noch aus Vorurtheil verachten, einen unausstehlichen Geruch, und betrübet nicht die Herzen christlicher Menschenfreunde, die gern alle Menschen, wie Christus ihr Herr, glücklich sehn mögte. — Bey der Beschreibung der Beschaffenheit der Verdammniß verfällt Hr. Elber so tief ins Unglaubliche und Abendtheuerliche, daß mans, nicht ohne Mitleiden mit seiner Verirrung, aber auch nicht ohne gerechten Unwillen gegen solche unchristliche bodenlose Meynungen lesen kan. In der sechsten Betrachtung will er zeigen, daß die Verdammten alles Guten würden beraubet seyn. Dies treibt er so weit, daß er ihnen auch nicht die Spur eines Guten übrig läßt. Sie sollen nach Seite 115. aller Gaben des Leibes und Geistes, aller Kräfte der Seelen entbehren u. s. f. Läßt sich wohl ein solcher Zustand gedenken? Streitet er nicht offenbar gegen die ersten Grundsätze der Vernunft und Philosophie? — Doch weiter. In der achten Betrachtung beschreibt der Verf. die äussere Quaal der Verdammten, und erzählt davon so viele und gräßliche Dinge, daß einem die Haut schauert, wenn man es liest, ohne doch alles zu glauben. Was muß nicht erst der empfinden, der es wirklich für wahr hält, oder sich doch ausser Stande befindet, die Grillen des Verf. zu widerlegen? Er behauptet z. E. ausdrücklich, daß in der Höllen ein unaufhörliches Feuer brennen werde; daß die Verdammten in diesem Feuer ohne alle Erholung von Ewigkeit zu Ewigkeit aufs unbeschreiblichste gemartert werden sollen; obwol dies Feuer von einer subtileren Art seyn werde, als das grobe irrdische, welches wir jetzt kennen. Man höre nur die Beschreibung dieses Feuers Seite 146. 147. „Man lieset, daß Märtyrer lebendig auf einem Rost auf glüenden Kolen gebraten — oder in Pfannen, die mit Pech angefüllet, gesotten — oder mit Feuer fangenden Materien bestrichen, und darauf angezündet — oder an einem Pfal befestiget, an welchem sie durch ein langsames Feuer gequälet worden — daß andere mit glüenden Zangen zerrissen u. s. f. Was ist aber alles dieses gegen die Marter der Verworfenen zu rechnen? — Die Verdammten liegen alsdann, nach der Beschreibung der Schrift, in einer unermeßlichen See von brennenden Schwefel versenkt. Flammen schlagen allenthalben über sie zusammen. Flammen sind die Luft, die sie einathmen: Flammen das Kleid, das sie anziehen: Flammen das Bette, worauf sie sich niederlegen: Flammen dringen bis in das Innerste ihres Wesens.„

sens.„ Seite 148. „Die Pein eines Unglücklichen, dessen Glieder durch ein langsames Feuer verzehret werden, der mit glühenden Zangen zerrissen, der mit brennenden Schwefel besprenget wird, ist nur ein geringer Schatten von der höllischen Quaal. Alle Martern, die durch höchst schmerzhafte Krankheiten, durch Räder, spitzige Pfähle und durch alle andere Werkzeuge der Henker können verursacht werden, sind gegen die Marter der Höllen wie nichts zu rechnen u. s. f. „Seite 165. kommt folgende Beschreibung der Hölle vor.„ „Man stelle sich einmal ein, vielleicht tausend Meilen langes Meer, vor: ein Meer, welches statt des Wassers, mit fließendem und entzündetem Schwefel erfüllet ist: ein Meer, welches durch grausame Stürme in der größten Bewegung ist, dessen Wellen nichts als aufgethürmte Flammen sind. — Man stelle sich ferner vor, daß die Teufel nebst ihren unseeligen Mitgenossen in dieses von brennendem Schwefel erfüllte Meer versunken; daß sie ohne Ruhe Tag und Nacht von den flammenden Wogen desselben umgeworfen, und auf die schmerzhafteste Weise von dem entzündeten Schwefel durchdrungen werden. u. s. w. „Doch genug von solchen schrecklichen Geschichten, die eher auf den Rabenstein als auf die Kanzel gehören. Mein Gott, wie kan doch Vorurtheil und blinder Eifer für die Religion den Verstand eines sonst gelehrten Mannes verzerren! Wie kan Partheygeist und Menschenhaß das sonst so sanfte liebenswürdige Evangelium Jesu verunstalten! Vater der Menschen, wie ists möglich, daß dich deine vernünftige Geschöpfe noch immer als einen Tyrannen beschreiben, da du doch die unwidersprechlichste herrlichste Beweise von deiner Menschenliebe, Geduld und Versöhnlichkeit dargelegt hast! Entweder du bist nicht der Gott, der seinen Sohn zur Errettung der Menschen in die Welt gesandt hat, nicht der liebreiche Versorger aller Creaturen, nicht mein Gott, der mir so viel Gutes erweiset; oder die Beschreibungen sind falsch, welche der blinde Eiferer von dir entwirft. Du wirst strafen, das weiß ich, denn du bist der Richter der Welt; aber nicht im Zorn, nicht zum ewigen Verderben, sondern mit der Hand eines Vaters, aus Liebe, zur Besserung, zum Leben deiner Geschöpfe. —

Man verzeihe dem Recensenten diese kleine Ausschweifung. Sein Herz war durch Betrachtung der traurigen Gemälde des Herrn Olbers so sehr in Bewegung gesetzt, daß er diese Ausrufungen nicht zurückhalten konnte.

Wer

Wer noch ein fühlbares Herz gegen Religion und gegen seine Brüder hat, der wird ohne Zweifel eben das empfinden, und eben so sehnlich wünschen, daß dergleichen unevangelische Vorstellungen nicht weiter auf christlichen Kanzeln gebraucht werden mögten. Denn warlich sie stiften den Nutzen nicht, den man etwa erwartet. Sie erbittern, betäuben oder verscheuchen die Ruchlosen; und wenns viel ist, so erzeugen sie eine plötzliche Angst, die nur kurze Zeit dauert, selten zur wahren Buße fortführet, gemeiniglich aber Unempfindlichkeit gegen die so sehr verunstaltete Religion zurückläßt.

Es wäre nun noch übrig, auch von den andern Fehlern und Ausschweifungen des Verfassers Proben aus seiner Schrift beyzubringen, da wir aber schon gegen unsere Absicht zu weitläuftig worden sind, so müssen wirs bey jenem allgemeinen Urtheil bewenden lassen, und diejenigen, welche demselben nicht trauen, auf die eigene nähere Untersuchung verweisen.

**Das neue Testament in einer erklärenden Uebersetzung nach Anweisung bewährter Ausleger, lehrbegierigen Christen gewidmet von Simon Grynäus, Prediger bey der Kirche zu Sanct Peter. Basel, bey Imhof. Erster Band. 1774. 2 Alphab. 8½ Bogen in gr. 8.**

**— Zweyter Band. 1775. 2 Alph. 13 Bogen.**

Ob wir gleich das auch für wahr halten, was schon oft von andern angemerkt worden ist, daß eine Umschreibung der biblischen Bücher nicht eben der sicherste Weg sey, in der gelehrten Schrifterklärung weiter zu kommen; so glauben wir doch mit dem Verf., daß diese Methode für unstudirte Christen und auch für viele Gelehrte bequem und nutzbar seyn könne. Denn nicht alle Gelehrte sind Theologen; und nicht alle, die Theologen heissen, sind Exegeten. Wie viel Geistliche giebts nicht, die keinen gelehrten Commentar nutzen können, weil sie so hoch nicht studirt haben; und wie viel andere erklären ihre Texte bloß aus den Postillen, aus welchen sie zugleich ihre ganze Kanzelberedsamkeit schöpfen? Für alle diese Gattungen der Bibelleser ist eine paraphrastische Erklärung ein sehr brauchbares Hülfsmittel.

mittel. Vorzüglich würde es den gemeinen Christen viele Dienste thun, wenn sie die Bücher des neuen Testaments in einer guten Paraphrase lesen könnten. Hr. Grynäus hat auch hierauf in diesem Werke seine Absicht vornemlich gerichtet; wiewohl er doch auch meynt, daß es Sachverständigen nicht ganz unbrauchbar seyn werde, weil sie hier gleichsam einen Auszug aus den Schrifterklärungen vieler gelehrten Männer antreffen würden. Der Zweck selbst ist also sehr gut, und der Bemühung eines Gelehrten würdig. Wir wünschten nur, mit Ueberzeugung sagen zu können, daß von dem Verf. das alles auch wirklich geleistet sey, was zur Erreichung desselben nöthig war. Dies können wir aber ohne Heucheley nicht thun; ob wir gleich demselben seine Geschicklichkeit, Fleiß und Rechtschaffenheit nicht streitig machen, oder seinem Werke alle Vorzüge und Nutzbarkeit absprechen wollen. Die Uebersetzung Luthers ist oft glücklich verbessert; sehr viele Stellen gut und richtig erkläret, und manche dunkle Geschichte hinlänglich erläutert worden. Aber der Verf. ist sich nicht an allen Orten gleich, und dem Ganzen fehlt immer noch sehr viel, ehe man demselben eine zweckmäßige Vollkommenheit zueignen kan.

Ohne Zweifel muß eine Paraphrase, die dem gemeinen Christen in die Hände gegeben werden soll, in der gedrungendsten Kürze abgefaßt seyn, damit nicht nur dem Leser Geld, Zeit und Mühe erspartet, sondern auch der Hauptzweck selbst ungehinderter befördert werde. Denn durch eine gar zu wortreiche Ausdehnung der Vorstellungen, durch Einschiebung vieler Nebenideen, und durch gehäufte tavtologische Redensarten werden die Blicke des Lesers so sehr zerstreuet, daß das Auge zulezt die Hauptsache, nemlich die eigentliche Erklärung der Schriftstelle, verlieret. Hierinn hat es der Verf. sehr häufig versehn, am meisten aber in der Umschreibung der evangelischen Geschichte. Man darf nur z. B. seine Erklärung der Bergpredigt Christi lesen, so findet man genug, um ihn von dieser fehlerhaften Seite kennen zu lernen. Dagegen ist er in Umschreibung der apostolischen Briefe viel kürzer, und oft so kurz, daß sie einer blossen Uebersetzung ähnlich wird. Dies würde alles noch zu entschuldigen seyn, wenn der Verf. nur da kurz gewesen wäre, wo eine blosse Uebersetzung des Originals dem Leser Licht genug mittheilen kann; und wenn er hingegen bey dunkelern Stellen sich desto weiter ausgebreitet hätte. Allein dies richtige Verhältniß hat er nicht allezeit getrof-

etroffen, auch dem Anschein nach gar nicht zu treffen ge-
ucht. Daß er die Offenbarung Johannis mehr übersetzt
ls erklärt hat, billigen wir übrigens sehr; und noch lieber
wäre es uns gewesen, wenn er sie ganz aus seinem Buche
urückgelassen hätte. Denn, wenn auch gegen das göttliche
nsehen derselben nichts eingewandt werden könnte, so ist
e doch nach dem eignen Geständnisse des Verf. ein räth-
lhaftes Buch, das in eine Layenbibel ganz und gar nicht
ehört.

Ein anderer beträchtlicher Fehler in dieser Paraphrase
t der, daß die Hebraismen, die vielen aus den jüdischen got-
esdienstlichen Gebräuchen entlehnten Bilder und mehrere
ndere uneigentliche Vorstellungen nicht so deutlich erklärt
erden, daß der Leser die darunter verborgene Wahrheiten
eschwind und sicher genug finden kann. Der Verf. ist
var bey Erläuterung solcher dunkelern Stellen oft mehr
enn zu wortreich; allein er häuft in der That nur eine
Menge anderer tropischen biblischen Redensarten zusam-
en, um dadurch dem Bilde, welches er vor sich hat, Klar-
eit zu verschaffen. Dies ist zwar keine ungewöhnliche
Methode, es kommt uns aber eben so vor, als wenn je-
iand bey stockfinsterer Nacht alle Oefnungen eines Zim-
iers mit Vorhängen sorgfältig verdecken und alles Licht
us selbigem wegschaffen wollte, um nur die Finsterniß,
elche draussen herrschet, nicht bemerken zu können. —
ndessen ist diese Art zu exegesiren oft ein bequemes Mit-
l, diejenigen dogmatischen Begriffe in eine Schriftstelle
inein zu schieben, welche zwar nach dem ganzen Zusam-
ienhange nicht darinn liegen, von welchen man jedoch nach
nweisung des Systems glaubt, daß sie dahin gehören.
bgleich der Verf. in der Vorrede meynt, daß er diesen
ehler nicht begangen habe, so ist er doch, wo wir anders
cht sehen können, fast auf allen Seiten darinn verfallen.
ey der ganzen Erklärung des Briefes an die Römer liegt
r kirchliche Lehrbegriff von dem menschlichen Verderben
nd von der Rechtfertigung so sichtbarlich zum Grunde,
aß man sicher das Compendium in die Hand nehmen darf,
m daraus schon vorher anzugeben, wie etwa diese oder jene
auptstelle paraphrasirt werden mögte. An andern Or-
n, wo die Dogmatik des Verf. weniger intereßirt war, ist
ft der Sinn sehr richtig getroffen und manche Dunkelheit
lücklich vertrieben worden.

Zu diesen eben angeführten Fehlern kommt noch ein schwerfälliger holperichter Styl. Die griech. Wortfügung ist nicht nur sehr häufig beybehalten worden, sondern der Verf. hat auch, vermuthlich um seiner Paraphrase mehr Deutlichkeit zu geben, die Perioden oft so gewaltig gedehnt und viele Redensarten so auf einander gethürmt, daß der Leser Gedult nöthig hat, um ihm zu folgen.

Da der Raum nicht verstattet, viele besondere Erklärungen des Verf. durchzugehen, so wollen wir nur ein paar Proben, die gleich aus dem ersten Bogen genommen sind, anführen, zumal da man in denselben die angezogene Fehler so ziemlich mit einander vereinigt antreffen wird. S. 9 wird die Antwort des Engels an die Maria aus Luc. 1, 35. also paraphrasirt: „Der heilige Geist, der, bey der Schöpfung auf den Wassern schwebend, die Gestalt und das Wesen der Dinge gezeuget und hervorgebracht hat, wird mit seiner göttlichen, allmächtigen und ganz ausserordentlichen Wunderwirkung über oder auf dich kommen; und so wie die Herrlichkeit des Herrn die Stiftshütte überschattet hat, also wird dich, bey dem anbetungswürdigen Geheimnisse der persönlichen Vereinigung des Sohnes Gottes mit der von dem heiligen Geiste gebildeten und gewirkten menschlichen Natur, die Kraft des Allerhöchsten überschatten; und dessentwegen wird auch das Heilige, die von aller erblichen Befleckung und Sünde freye menschliche Natur dessen, der aus dir, einer Jungfrau, oder von deinem Fleische, soll gebohren werden, mit allem Rechte und im höchsten Verstande, Gottes Sohn genennet, oder von seinem Volke dafür erkannt und angenommen werden u. s. w.„ Die Antwort der Maria ist diese: „Siehe ich bin die Magd des Herrn; in meiner Niedrigkeit und Unwürdigkeit ist der Gehorsam meine Ehre; mir geschehe nach deinen Worten; mit dankbarer Zufriedenheit, Freude und Verlangen nehme ich die Ehre an, welcher ich unwürdig zu seyn bekenne, und empfehle, in Erwartung der Erfüllung deiner Vorherverkündigung, meinen guten Namen und mein Leben selbst der sich an mir so ausserordentlich erweisenden göttlichen Fürsehung „— Wie weitschweifig und ermüdend! wie viel Nebenideen, wie viel dogmatische Subtilitäten sind in den Text eingewebt, an welche der Engel so wenig als die Maria gedacht haben mögen! und gleichwohl sind manche Ausdrücke nicht so deutlich erklärt,

als

als wirklich hätte geschehen können. Nichts besser ist die Umschreibung der Unterredung der Maria und der Elisabeth, und der so genannten beyden Lobgesänge des Zacharias und der Maria gerathen. Nur etwas daraus anzuführen, so läßt der Verf. die Letztere S. 11. also reden: „Siehe, daher werden mich alle Geschlechter, Juden und Heiden von nun an selig preisen; sie werden beständig die mir erwiesene Gnade bewundern: denn er hat grosse Dinge an mir gethan, er hat mir eine ganz vortrefliche Huld erwiesen, da er mich zur Mutter dessen gewählet hat, welcher der Immanuel, Gott mit uns, seyn sollte: der hat es gethan, der allmächtig ist, und dessen Name heilig ist; der die menschliche Natur heiligen und geschickt machen konnte, mit dem Sohne Gottes vereinigt zu werden, um ein Schlachtopfer für die Sünden der Menschen zu seyn u. s. w.„ und der Beschluß des Lobgesangs des Zacharias lautet S. 16, 17. also: „Und du mein jetzt noch unmündiger Sohn wirst für einen Propheten des Allerhöchsten, Jesu Christi, erkannt werden, denn du wirst vor dem Angesichte des Herrn vorhergehen, um sein Vorläufer zu seyn und ihm seine Wege zu bereiten; um seinem Volke zu der heilsamen Erkenntniß der Seligkeit zu verhelfen, welche bestehet in Vergebung der Sünden; zu der Erkenntniß Jesu Christi, welcher mit Grunde die Seligkeit kann genennet werden, weil er gesetzt ist, sie zu wirken, und weil sie in ihm allein zu finden ist. Du wirst ihnen also zu dem verhelfen, in welchem sie Vergebung ihrer Sünden erlangen, deren Ursach die Eingeweide der Barmherzigkeit unsers Gottes sind, seine freye und überfliessende Gnade, die ihn bewog, den Bund mit seinem Sohne aufzurichten, in welchem Vergebung der Sünden verheissen ist, und welcher als der Aufgang aus der Höhe, als der Anbruch der aufgehenden Sonne der Gerechtigkeit, uns mit dieser göttlichen Gnade besuchet hat, da er unsere Natur angenommen, um in derselben eine kurze Zeit bey uns auf Erden zu bleiben; um zur Erleuchtung derer zu scheinen, die geistlicher Weise in Finsterniß und Schatten des Todes gesessen sind, und durch sein Blut uns den Weg zu bereiten, auf welchem wir zur Versöhnung mit Gott und zur Seligkeit gelangen können„ Wie viel angenehmer läßt sich die blosse Uebersetzung Luthers von diesen Stellen lesen! Wie sehr hat der Verf. das, was klar war, durch seine Paraphrase verdunkelt! und wie viel unnütze Dogmatik hat er auch hier

hier beygemischt, von welcher weder Maria noch Zacharias ein Wort gewußt haben! —

Genug zur Beurtheilung dieses Werkes! Gern hätten wir auch einige gute Stellen angeführt, wenn wir weitläuftiger seyn könnten, und wenn wir nicht vermuthen könnten, daß es an andern Recensenten, die dies treulich nachholen werden, nicht fehlen mögte. Wir hielten es daher für nöthiger, solche Fehler vornemlich zu rügen, welche von partheyischen Lobrednern so häufig verschwiegen werden.

Q.

Sammlung einiger Predigten und Ermahnungsreden für die studierende Jugend im Closter Bergen gehalten. Magdeburg, im Verlag der Scheidhauerschen Buchhandlung, 1774. 8. 14 Bogen.

Die Materien sind durchgehends erheblich und gemeinnützig, nach der Beschaffenheit des Auditoriums wol gewählt, und nach der Fassungskraft desselben eben so meistens ausgeführt. Grossentheils richtige Gedanken, in einem simpeln, edeln Kleid, ohne alle üppige Zierereyen. Wollte Gott, daß in allen Klosterschulen so für den Verstand, das Herz und den Geschmack geprediget würde, als vom verstorbenen Abt Frommann geschehen ist, und vom Herrn Reccard noch geschieht. Denn diesen beyden hat man die gegenwärtige Sammlung zu danken. Blos solche Vorträge vermögen unter jungen Leuten der Religion Jesu Verehrer zu gewinnen und zu erhalten, wenn durch Auslegung exegetischen, dogmatischen, typischen, oder gar polemischen Krams, wie leider noch auf manchen Klosterkanzeln geschieht, Abneigung und Ekel vor dieser von Gott zum Führer des Lebens bestimmten Lehre, erregt wird. Kein Zweifel, daß Herr Abt Resewitz seinen Vorgänger nicht nur erreichen, sondern auch übertreffen werde. Er lege der Welt seine Muster auch hierinn vor, und alle Wolldenkende werden sie gewiß mit Dank annehmen.

W.

Johann Ernst Schuberts, d. h. S. Doct. Sr. Königl. Majestät von Schweden Oberkirchenraths, Prof. der Theol. und Pastors zu St. Mariä in Greifswalde, Unterricht in der Religion für die Jugend. Dritte und verbesserte Auflage. Halle, verlegt von Carl Hermann Hemmerde, 1774. 8. 208 Seiten.

Eigentlich sollte der Titel des Büchleins so lauten: Kurzer Innbegrif der christlichen Theologie, wie sie zum Theil schon vom Nicänischen Concilio, zum Theil von Luthers Zeiten an, in der Kirche, die sich nach ihm nennt, bis itzt gelehret und von den berühmtesten ächten Gottesgelehrten aus h. Schrift erwiesen worden, enthaltend 1) den kleinen Catechismus Lutheri, mit einer Vorbereitung und Zusätzen in Frag' und Antwort zu den drey ersten Hauptstücken, für die Kinder, 2) einen zusammenhängenden philosophisch artigen Unterricht in gedachter Theologie, unter fünfzehn Hauptstücken, für eine erwachsenere verständige christlutherische Jugend, nebst Fragen, welche die Kinder sollen zu beantworten wissen, ehe sie zum heiligen Abendmahl gelassen werden. — Wir mögen nichts dazu sagen, aber betrübt ist es wahrlich mit anzusehen, wie gerade die widersinnigsten Lehrsätze, um derentwillen das theure Evangelium Jesu Christi sich von so manchen muß verspotten lassen, der Jugend, die nicht prüfen kan, ob solche wirklich in heiliger Schrift stehen, sondern alles, was ihr gesagt wird, für göttliche Wahrheit annimmt, noch immer unter dem Namen der christlichen Religion eingeprägt werden. Die schwachen Köpfe bleiben schwach; und die klugen, wenn sie bey zunehmenden Jahren über den empfangenen Unterricht zu denken anfangen, werfen, bey aufsteigenden ihnen unauflöslichen Zweifeln, allen Glauben an das Christenthum weg. Dies sind dann die nicht genug zu bedaurenden Folgen einer solchen Unterweisung. — Die angehängten Morgen- und Abendgebete sollten auch besser seyn. Was denkt das Kind dabey, wenn es spricht: „Ich wickele mich ein in dein Verdienst, Blut, Wunden und selige Gemeinschaft, Herr Jesu, mein Erlöser?„ Die Bitte an Jesum in einem Abendgebet, „dem leidigen Satan und seinen bösen Engeln zu wehren, daß sie ihm kein Leid



„thun,

„thun, noch einigen Schaden zufügen könnten,„ schmeckt sehr nach papistischen Aberglauben.

T.

Pauli Brief an die Römer aufs neue übersetzt, nebst dem 5ten Kapitel Matthäi. Leipzig, 1775. 8. 2 u. ½ B.

Der Verf. ist kein Theologe, die Forschung der heiligen Schrift ist sein Nebenwerk und Vergnügen. Er liefert die 4 ersten Kapitel des Briefs an die Römer und das 5te Kap. Matth. Die Uebersetzung ist den Worten und der Zusammenfügung nach gut deutsch, und in dunkelen Stellen ist der Verstand nicht ohne Gründe gewählt. Der Verf. wird wohl thun, wenn er den Brief an die Römer und andere ganz ausarbeitet.

Die Religion aus der Natur und Offenbarung geprüfet mit philosophischen und kritischen Augen. Wien, bey Tratnern, 1774. 8. 11 B.

Die Schönheit des Titels und die Wichtigkeit des Druckorts verursachten, daß der Recens. diese Schrift mit Begierde ergriff, den Anfang mit dem größten Vergnügen las, aber im Fortlesen mit innigster Betrübniß erfüllet wurde. Ist es möglich, daß ein Mann, der so viel Genie und Gelehrsamkeit zeigt, der so fein denkt und schreibt, der das Herz des Menschen und den Geist der Religion kennt, so tief fallen kan? Hat Vorurtheil so viel Stärke auch über grosse Geister, oder ist es ein schlechtes Herz, welches fühlbare Unwahrheiten schmücket, um Unverständige zu betriegen? O dürfte ich das letzte nicht fürchten, wie gern wollte ich das erstere bedauren! Der Verf. geht von der natürlichen zur christlichen Religion, und, an statt diese zu erklären, bemühet er sich, das Pabstthum und die Nothwendigkeit eines sichtbaren Oberhaupts in der Kirche als schlechterdings nothwendig zu behaupten. Ich staune, wenn ich das Blendwerk ansehe. Alle mögliche Schminke, die so oft auf die römische Kirche aufgelegt, und eben so oft von Zeugen der Wahrheit abgewischt ist, erscheinet hier auf das neue. Tausendmal ist erwiesen, daß die erste Kirche von keinem allgemeinen Bischof etwas gewust. So bald die

die Kaiser Christen wurden, waren sie auch das vornehmste Glied der Kirche. Die Kaiser beriefen die Concilien, daher, wenn die Kaiser athanasisch waren, die Athanasianer: wenn sie arianisch waren, die Arianer für rechtgläubig erkannt wurden. Noch im 6ten Jahrhundert verabscheuete man selbst in Rom die Idee eines allgemeinen Bischofs. Der heilige Gregorius, ein Pabst, schreibt: wer sich einen allgemeinen Priester nennen lasse, werde durch seine Hoffarth ein Vorläufer des Antichrists. Und als der Bischof in Rom, auf eine Art, die allemal eine Schande für Rom bleiben wird, diesen Titel von dem abscheulichen Phokas erhielt, so hat die morgenländische Kirche sich ihm nie unterworfen. Ein allgemeines sichtbares Oberhaupt ist also ein Unding, daß nie gewesen: und wenn nach des Verf. Vorgeben kein Christenthum ohne Kirche, und keine Kirche ohne Oberhaupt seyn kan, so ist nie Christenthum, nie Kirche auf Erden gewesen. Und wozu soll das allgemeine sichtbare Oberhaupt? „die dunkeln Stellen der Schrift, sagt der Verf. „zu erklären.„ Sind wirkliche Dunkelheiten, so müssen es keine Lehren seyn, deren Erkenntniß der Menschen Glückseligkeit betrift. „Friede und Einigkeit in der Kirche zu erhalten?„ Wer hat mehr Zerrüttung oder Verwüstung angerichtet, als der Bischof in Rom? Ich würde mich schämen, ein Christ zu seyn, wenn ich den Pabst als das Haupt der Christen ansähe, und an die unmenschlichen Verfolgungen dächte, die auch ein Barbar verabscheuen muß. „Es ist keine Einigkeit unter den Protestanten?„ unter den Katholiken auch nicht. Und was ist daran gelegen? Können und müssen alle Menschen auf einerley Art denken? Der Tadel der Reformatoren ist hundertmal aufgewärmt, und hundertmal beantwortet worden. Ich dächte, die Herren Katholiken errichteten ihnen noch Ehrensäulen. Durch sie ist die römische Kirche sehr gereiniget und die Hierarchie erträglich gemacht worden. Man würde gewiß zu Wien nicht thun und schreiben dürfen, was man thut und schreibet, wenn der Pabst nicht gedemüthiget, und der Bannstrahl unkräftig gemacht worden. Der Verfasser verspricht ein grösseres Werk. Er kan, was 1000 mal geschrieben, noch einmal schreiben.

Da ein jeder glaubt, was er will, wie der Verf. sagt, so liesse man einen jeden glauben, und bemühete sich nur, das vom Verf. selbst erkannte Grundgesetz des Christenthums: **Liebe Gott und den Nächsten** zu erfüllen. Ich

liebe einen ehrlichen Katholiken, und fordere mit Recht gleiche Pflicht von ihm. Wir sind doch auch ihre Nächsten und Christen. Sie sind, seit ihrer Trennung von den Griechen, nichts als eine Partikulairkirche gewesen.

## Die Frage: Ob Christus wahrer Gott sey? aus den neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen verdeutscht von D. D. K. Fr. Bahrdt, beantwortet. Halle, 1775. gr. 8. 3½ B.

Der Titel ist undeutlich. Der Herr D. Bahrdt hat die Gottheit Christi, mit Verwerfung des Arianismus und Sabellianismus, schriftlich und öffentlich bekannt. In seiner Uebersetzung des N. T. aber übersetzt er die Stellen, die für den athanasischen Lehrbegrif vornemlich angeführet werden, in solchen Ausdrücken, daß die athanasische Hypothese nicht daraus folget. Hierüber fordert der Verf. eine Erklärung vom D. Bahrdt. Wir wollen dieselbe erwarten.

Nur eines bitten wir den Herrn Verfasser. Wenn seine Streitschriften den Publikum nützlich seyn sollen: so untersuche und überlege er alles genau.

Es ist wahr, in der Uebersetzung des D. Bahrdts liegen in den angeführten Stellen keine Beweise für die athanasische Hypothese: sie liegen aber auch in keiner andern, und können nicht darin liegen: denn sie liegen nicht im Grundtext. Es finden sich allezeit deutlichere Stellen wider den Athanasius, als für ihn.

Ferner, ob wir gleich die Bahrdtische Uebersetzung nicht rechtfertigen wollen: so tadelt der Verfasser dieselbe doch zu sehr. Er setzt den Vortrag Christi im Anfang der Bergpredigt und Bahrdts Uebersetzung gegen einander. Aber 1) ändert er Bahrdts Ausdrücke, um ihn lächerlich zu machen. Z. B. v. 4. sagt Bahrdt: Wohl denen, welche die süssen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen, und der Verfasser setzt dafür: Wohl denen, die die angenehmen Empfindungen, welche aus der Uebung der Tugend fließen, lieber haben, als die Freude, welche das Laster giebt.

2) Ist der Sinn in Bahrdts Uebersetzung mehrentheils mit dem Grundtext und Luthern einstimmig, wenn auch die Worte verschieden sind.

3) Im

3) Im 3ten v. ist Bahrdts Gedanke von Luthers sehr verschieden. Es ist aber nicht ausgemacht, wer Recht habe. Ist es denn schon erwiesen, daß das Griechische: arm im Geist die Erkenntniß und das Gefühl seiner Fehler anzeige? Kan es nicht auch heissen, die Beraubung seines Vermögens vorhersehen, und gelassen darein sich ergeben: so wie Paulus sich gebunden im Geist nennet. Ap. Gesch. 20, 21?

**Jesus, der verheissene und offenbarte Meßias, in einer zusammenhangenden Geschichte, nebst einem Auszuge der Geschichte des Josephus von der Zerstörung Jerusalems, von Joh. Christ. Schütze, Justitiario emer. des Amts Besen, und Inspector des Waisenhauses zu Halle. Halle, 1775. gros 8. 2 Alph. 14 B.**

Ein alter, ehrlicher, frommer und in der Dogmatik, so wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Halle gelehret wurde, wol geübter Jurist. Eine in der Schweitz herausgekommene Schrift, vermuthlich die letzten Lebensjahre Jesu, die er nicht ohne Betrübniß gelesen, haben ihn erweckt, die Lebensbeschreibung des Erlösers nach seinen angenommenen Grundsätzen zur Vertheidigung der Ehre Jesu, und zur Erbauung des Nächsten aufzusetzen. Zuerst gehet er alle Weissagungen, die auf Christum und auf dessen Reich gehen sollen, von Anfange an durch. Darauf folgt das Leben Jesu mit seinen Lehren und Handlungen. Drittens, ein Auszug aus dem Joseph, zum Beweis, daß die Weissagungen Christi von der Zerstörung Jerusalems genau erfüllet sind. Die Schreibart und die Ordnung im Erzählen ist gut, wenn nur die angenommene Erklärungen der Bibel und die daraus fließende Sätze alle ihre Richtigkeit hätten. Der Verfasser meynt es gut, und man muß ihm seine vermeinte Ueberzeugung gönnen, wenn nur er und andere, die eben so glauben, auch der gegenseitigen Partey zutrauen wollten, daß sie gleichfalls es gut meynen, und die Verehrung Jesu und die Erbauung durch ihre Schriften zu befördern, nach ihrer Einsicht und mit dem besten Herzen suchen.

Br.

Wölfe in Schaafkleidern, neuerlich entdecket in dem von äusserlicher Scheinheiligkeit so berufenen Capucinerorden, an dessen unterschiedlichen General- und Provinzialvorstehern, Definitoren, Guardianen und anderen Mönchen ihres Ordens, aus denen unchristlichen, tyrannischen und himmelschreyenden Ungerechtigkeiten, welche dieselbe ein halbes Jahrhundert hindurch verübet an zweyen Priestern und Predigern ihres Ordens, nemlich an P. Aniano Horn von Carlstadt am Mayn, und P. Mansueto Oehninger von Ochsenfurt in Franken; von welchen der erste nach dreyßigjähriger harter Gefangenschaft endlich im Kerker verschmachtet, der andere aber im achtzehnten Jahr seiner Gefängniß durch besondere Schickung Gottes glücklich entkommen und zu jedermanns Warnung gegenwärtige Schrift in den Druck gegeben. Leipzig, bey Wilhelm Gottlob Sommer. 1775. 8. 582 S.

Unter diesem Titel erzählt Herr Oehninger, ein gewesener Kapucinermönch, der in Berlin zur reformirten Kirche übergetreten ist, nach einem kurzen von der Verderblichkeit des Mönchswesens überhaupt hergenommenen Eingange, in dem ersten Theil des Buchs die dreyßigjährige Tyranney, welche die Kapuciner an dem frommen Pater Aniano Horn von Carlstadt verübt hätten, und in dem zweyten, die harten Schicksale, welche ihm selbst in diesem Orden begegnet wären, deren himmelschreyende Ungerechtigkeit er der Welt ausführlich vor Augen zu legen sucht. Man darf sich weder die mikrologische Erzählungs- noch die seltsame Schreibart des V. befremden lassen. Wo hätte der ehrliche unter den Mönchen grau gewordene Alte, der schon 60 Jahre erreicht hat, mit Ordnung, Wahl, Geist und Geschmack vielen schreiben lernen? Die Thatsachen, die er uns meldet, mögen wahr seyn, denn man weiß es schon aus hundert andern Nachrichten, daß Mönchsklöster sehr selten Wohnungen engelreiner Tugend und brüderlicher menschenfreundlicher Liebe und Verträglichkeit sind. Wer dergleichen unmenschliche Begegnungen, als dem Hrn. Oe. und

P.

P. Horn wiederfahren sind, zum erstenmahl lieset, dem stehen freylich die Haare zu Berge. Andern sind sie nichts neues. Alle mit unverstellter Offenherzigkeit geschriebene Mönchschroniken melden dergleichen Skandale. Da dem V. von seinem ehemaligen Orden so übel mitgespielt worden, so wundert uns eben nicht, daß er es laut nachsagt; er hätte aber billig mit mehr Mäßigung davon schreiben und sich aller platten Schimpfwörter enthalten sollen, das wäre edelmüthiger und für seine Feinde beschämender gewesen. Den Katholiken wird sein Buch erbittern und der Protestant wirds eben so wenig mit Wohlgefallen lesen, weil kein Blatt darinn cum grano salis geschrieben ist. Aus dem Pabstthum zur protestantischen Kirche Uebergetretene sollten nie so schreiben, weil sie ihre eigene Sache übel damit empfehlen. Wenn man so manche Geschichten in diesem Buche, z. B. die abentheuerliche Beschreibung von der Physiognomie des P. Generals, und des V. poßierliche Anmerkungen dazu §. 237-239 lieset, muß nicht der Freund und der Feind über den Erzähler lachen? Alter und Schwachheit allein müssen und werden den gemißhandelten Greis entschuldigen. Noch ehe dieses original schnackische Buch herauskam, hatte der V. schon im Jahr 1773 bey eben dem Verleger drucken lassen:

Bekenntniß des altkatholischen, wahrhaftig evangelischen und rein reformirten christlichen Glaubens, schriftlich abgelegt in Berlin von George Oehninger, aus dem Stifte Würzburg in Franken gebürtig, einem vier und vierzig Jahr lang gewesenen Capuciner, Priester und Prediger der römischen Kirche, vormals genannt: Pater Mansvetus; nachdem derselbe durch Gottes Erleuchtung und harte Prüfungen, die Seelen verderblichen, mit dem Namen katholisch fälschlich geschminkten Irrthümer des römischen Pabstthums gründlich eingesehen, und hingegen die wahrhaftig katholische christliche Wahrheit aus der reinen Quelle des göttlichen Wortes glücklich erkannt hat. 72 Seiten. 8.

Es enthält 1) das Glaubensbekenntniß selbst, 2) die Entsagung aller unkatholischen und der evangelischen Lehre Jesu Christi widerstrebenden Irrthümer, 3) eine Erklärung etlicher dunkeln Stellen dieser Schrift, und Beyfügung der merkwürdigsten biblischen Sprüche, welche in derselben angezogen werden, nebst einem Register. Es thut mir um den alten Mann leid, daß er durch seine wenigen philologischen Anmerkungen in diesen Blättern den Leuten Anlaß gegeben hat, seiner Sprachgelehrsamkeit zu spotten. Einer seiner Gegner hat es schon gethan in der wider ihn herausgegebenen Schrift:

**Prüfung des Glaubensbekenntnisses des Georg Oehninger, eines vormaligen Kapuciners unter dem Namen Pater Mansuetus, aus dem Bißthum Würzburg, von Frater Clericus. Cum licentia Superiorum. 1775. 8. 96 Seiten.**

Der Frater Clericus geht das Oehningersche Glaubensbekenntniß durch, und sucht aus den gewöhnlichen Argumenten die Lehren seiner Kirche gegen ihn zu vertheidigen, ist aber auch eben kein feiner Bruder. Er will nicht so unmenschlich seyn, den alten Greis zu beleidigen und zu beschimpfen, sondern legt es mehr darauf an, ihm witzig zu antworten. Zur Probe seines Witzes diene hier: S. 11. „Sollte man den Mann (für sein Bekenntniß von der altkatholischen Kirche) nicht küssen? Aber „langsam, er riecht nach Knoblauch! er spricht hebräisch, „und beweiset sehr sinnreich, daß der Name katholisch von „dem hebräischen Stammworte Catol herrühre, welches „morden heisse, und dem der Buchstabe He, der den heiligen Geist bedeute, abgehe„ welchen sinnreichen Einfall Hr. Oe. freylich hätte weglassen können. S. 65. „Wenn „Oehninger ohne Beweiß sagt: Die Kinder der Katholiken würden mit Wasser nur zur Bedeutung getauft, aber „hierdurch nicht gerechtfertiget, so sey ihm durch Verachtung seines lieblosen und schier unerhörten Unsinnes geantwortet. Erst beneide er dem Knipperdölling seinen „Käfig; dann mag er — an Wiedertäuferey denken.„ S. 78. „Lieber Alte! erhitze er sich nicht zu sehr; sehe er hier „den Besen„ S. 79. „Doch bejahrte Ochsen fallen nicht „leicht auf den ersten Schlag. Oehninger erholt sich auch

wieder„

„wieder,„ S. 80. „Hier seufzet er sehr tief; zu stark für „seine Lunge; er fängt an zu husten, und kaum kann er „den hartnäckigten Katholiken seine Liebe: es ist nicht gut, „daß man ehelos lebe, noch verjammern. Schade für „Oehninger, daß er den Rabener nicht mehr lebendig an„getroffen hat, dieser hätte ihm gewiß eine Zofe oder sonst „eine Wittwe eines abgedankten Regiments zugespielt„ S. 82. „Oehninger ist in diesem Artikel dem Leser ohn„gefehr das, was die gallopirende Kuh, die das Bein „bricht, oder die fette Gans, die zu fliegen versucht, dem „Zuschauer ist.„ Wir wünschen, daß weder Hr. Oe. noch der Hr. Frater Clericus je eine gedruckte Sylbe wieder ins Publikum bringen mögen.

T.

1. Der seligen Catharina Adorna von Genua, seraphischen Liebhaberin Gottes, Abhandlung von dem Fegefeuer. Aus dem Lateinischen übersetzt. Mit bischöflich = gnädigster Erlaubniß. Augsburg, im Verlage bey Joseph Wolf. 1774. 8. 60 Seiten.

2. Sacerdos per pias considerationes et affectus in singulos hebdomadae dies ad tremendum Missae sacrificium adductus et reductus a Reuerendissimo et illustrissimo Domino D. Alphonso Ligorio etc. Opusculum, quod ob suam praestantiam ex idiomate Italico in Latinum transtulit et communis vsus atque vtilitatis fecit Fr. A. D. M. et S. S. Cum Licentia Superiorum. Augustae Vindel. Sumptibus Josephi Wolf. 1775. 12. 216 Seiten.

3. P. Leopolds, aus dem Kapuzinerorden der wallonischen Provinz, evangelische Sittenpredigten auf alle Sonn- und Feyertage des Jahrs. Acht Theile. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, im Verlage bey Joseph Wolf. 1775. 8. jeder Theil bey nahe 1 Alphabeth.

4. Der gute Christ in seinen vornehmsten Pflichten durch sittliche Lehren kurz und klar unterrichtet, zum Nutzen und Gebrauche so wohl der geistlichen Hirten, als der christlichen Heerde, verfasset von Haussen, Priester und etlich dreyßigjährigen Bußprediger. Fünfter Theil, von Beobachtung seiner Standespflichten. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, im Verlag bey Joseph Wolf. 1775. 8. 362 Seiten.

5. P. Jacobus Rueff, Franziskaner der reformirten tyrolischen Provinz des heiligen Leopolds, Predigten auf die vornehmste Fest und Bruderschaften Mariä, der Mutter Gottes. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, in Verlag bey Joseph Wolf. 1776. 4. 245 Seiten.

6. Jacob Benignus Bossuets, Bischofs zu Meaux, Katechismus für Kinder. Aus dem Französischen übersetzt von Heinrich Braun, der Gottesgelehrtheit Doctor, Sr. Churfürstl. Durchl. in Bayern wirklich geistlichem Rathe und Canonico bey U. L. Frau Stifte in München. München, 1775. Verlegt von Joh. Nepomuk Fritz ꝛc. 8. 316 S.

7. Tyrocinium S. Scripturae, seu prolegomena in compendium contracta et suis auditoribus oblata a Ferdinando Kopf. S. S. Theol. Doctore et S. Scripturae in alma Leopoldina oeniponti Professore P. O. Editio altera ab ipso auctore correcta et aucta. Cum approbatione. Augustae Vindel. Sumptibus Joseph. Wolf. MDCCLXXVI. 8. 188 Seiten.

Wieder eine Anzahl katholischer Schriften, von denen der Rec. nur mit ein Paar Worten seine Gedanken sagen will.

No. 1.

No. 1 ist vor beynahe 200 Jahren zuerst in italiäni-
her Sprache geschrieben. Die Idee von einem Mittel-
ustande menschlicher Seelen nach dem Tode, wo sie nicht
o glücklich, aber auch nicht so unglücklich sind, als sie wer-
en können, und wo sie durch gewisse unangenehme Si-
uationen, in welche sie sich gesetzt sehen, zur Erkennt-
iß der Wahrheit, zum Gefühl ihrer vormaligen Ver-
huldungen kommen, aber eben dadurch von unlautern
Gesinnungen mehr und mehr gereiniget werden sollen, ist
n Grunde nicht unrecht, und liesse sich wol vertheidigen.
Will man diesen Zustand Fegefeuer nennen? Auch das;
uf den Namen kömmt es nicht an. Aber in der katholi-
chen Kirche macht man sich zu wunderseltsame, zu sinnliche
md zum Theil abentheuerliche Vorstellungen davon. Der
uten seligen Catharina von Genua Voremofindungen da-
on waren nun wol ziemlich verfeinert. Sie stellt sichs
ls einen angenehmen Zustand der immerwährenden Be-
chaulichkeit vor, in welchem die Seele von der reinsten
md heissesten Liebe Gottes glühet, nur seine Gnade fühlt,
ich mit nichts als mit ihm unmittelbar beschäftiget, und
n sich selbst so wenig denkt, daß sie auf ihren eigenen
Wohl- oder Weheſtand nicht einmal achtet. Ob sie gleich
ur Strafe für ihre vormalige Sünden zum Fegefeuer ver-
rtheilt ist, in dem Fegefeuer brennet, die Sünden abbüs-
et, so soll sie doch an keinem andern Ort, (den Himmel
usgenommen) so zufrieden gestellt, und in dem ruhvol-
esten Stande sich befinden. Nun werden es, wie jeder-
nann sieht, eitel Träume, in denen nichts ordentlich, nichts
m Zusammenhange ist, wo eine Phantasie die andere zer-
tört. Wer Gott liebt, unterwirft sich auch Gott in der
iber ihn verhängten gerechten Strafe, ist damit gern zu-
frieden, und läßt sie sich zur Besserung dienen, darinn hat
die sel. Catharina Recht. Aber wo gar nichts zu leiden
ist, da wird auch keine Sünde abgebüßet, und wer ganz
zufrieden, ganz ruhig lebt, der leidet nicht. Der Him-
mel selbst kan keine grössere Glückseligkeit haben, als die
ungestörteste Zufriedenheit und Gemüthsruhe. —

No. 2. ist ein Gebetbuch für den Meßpriester. Bes-
ser wird es seyn, davon zu schweigen als zu reden, so lange
es noch unter unsern eigenen Geistlichen Männer genug
giebt, die, ohne katholisch zu seyn, vom heiligen Abendmahl
doch noch immer die ungereimte Vorstellung eines tremendi
mysterii bey den Leuten unterhalten. O Jesu dulcissime!

soll

soll der Priester Seite 104. beten: Tu factus es victima in cruce, ut *offereris a me super Altare* et satiares me sanguine tuo divino. Verbo: dum fecisti me tuum sacerdotem, factus es totus meus, te totum mihi donasti, ita ut possim recipere te et carne tua cibare me, *quando volo.* Redemtor — fac, ut cognoscam, quantus sis, dum te sub sacratis speciebus *teneo in manibus meis,* quando mihi *vicinus es* in Altari, quando ori meo *corpus tuum ingero* et appropio labia mea sanguini tuo sanctissimo. Quare non ardeo amore, dum recogito, quod tu sis Deus meus, et tamen non dedigneris *tractari a me cum tanta familiaritate*, ut sis mihi in cibum et potum. Was für gräuliche Abgötterey doch die Katholiken mit der geweiheten Hostie treiben, sagt man. Kan etwas widersinniger und anstößiger seyn, als daß der Priester Gott, unsern Herrn, in Händen zu haben, sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken glaubt? Stille! wir wollen euch ganz neue lutherische Abendmahlsandachten zeigen, worinn beynahe ipsissimis verbis gebetet wird. —

No. 3. ist nach Oberdeutschländischen Ausdruck ein sehr weitschichtiges Werk. Das Gute und Wahre aus den acht Theilen ließe sich in zweyen zusammen geschichten. Nur eine Stelle aus der Predigt im I. Theil, auf das Fest der Empfängniß Mariä S. 175. folg. „Mich dünkt, „Andächtige, ich sehe die göttlichen drey Personen versam„melt, vorhabens die Seele Mariä zu erschaffen. Lasset „uns, sagen sie, eine Seele erschaffen, nach unserm Eben„bilde, und zwar die allervollkommenste, die jemals von „unsern Händen erschaffen worden ist. Der Leib, den wir „für sie haben zubereitet, ist der schönste unter allen Leibern, „allein das ist der mindere Theil dieses so vortreflichen „Werkes, das Wichtigere ist noch übrig. Wir müssen eine „Seele erschaffen der unvergleichlichen Jungfrau Mariä, „jener wunderbarlichen Jungfrau, welche eine Mutter „und Jungfrau zugleich seyn soll; jener Jungfrau, „welche ein Abriß aller Auserwählten, eine Ausspenderin „aller Gnaden, eine Erlöserin aller Menschen, eine Köni„gin Himmels und der Erden seyn wird. Lasset uns er„schaffen eine Seele, welche fähig ist, allein häufigere „Gnaden zu empfangen, als alle Engel und Menschen „empfangen haben, mit einem Worte: Wir müssen eine „solche Creatur erschaffen, die eine anständige Mutter Got„tes sey, eine Creatur, sagt der himmlische Vater, welche

„ich

„ich für meine erstgebohrne Tochter, und der heilige Geist „für seine Braut an- und aufnehmen könne. Deswegen „wird Maria von dem heiligen Augustin genennet: Ein „Werk der ewigen Berathschlagung (opus aeterni con„silii). In der That: hat sich Gott berathschlaget, ehe „und bevor er den Stammvater aller Menschen erschaffen „hat, so ist nicht zu zweifeln, daß er zu Rath gegangen „sey, ehe er eine Mutter Gottes erschaffen wollte.„

No. 4. ist nicht besser und nicht schlechter als die vier ersten Theile. (Anhang zu den XIII. — XXIV. Bande S. 108.) —

No. 5. Unter aller Kritik! Z. B. aus der 28ten Predigt auf das Fest Mariä der Erzbruderschaft des heiligen Rosenkranzes, deren Innhalt ist: durch die Abbetung des heiligen Rosenkranzes wird man fromm und endlich selig. S. 242 und 243: „Ehe ich diesen zweyten Theil zu „bauen anfange, muß ich wiederum zuvor den Riß zeigen, „und diese ist jene Leiter, die Jacob im Schlaf gesehen „hat — die auf der Erde stund, und mit dem Spitz bis „an den Himmel reichte. Auch sahe er die Engel Gottes „auf derselbigen auf- und absteigen. Also die göttliche „Schrift: Genes. 28, 12. Jetzt frage ich abermal: wes„sen ist diese Bildniß? Dies ist die Bildniß des heili„gen Rosenkranzes, antwortet mir wiederum mein sera„phischer Johannes Carthagena. Rosarium est mystica „scala Jacob etc. Homil. 7. de rosar. Der heilige Ro„senkranz ist geistlicher Weis die Leiter Jacob, auf wel„cher die wahre Liebhaber Mariä der Jungfrau bis zur „Anschauung des lebendigen Gottes aufsteigen. Er „giebt auch dessen Ursach mit diesen Worten: Nam sicut „illa quindecim gradibus constabat etc. Homil, 4. de ro„sar. Dann wie die Leiter Jacob (nach Lehr einiger „Rabbinern) aus 15 Staffeln bestund, also bestehet auch „der heilige Rosenkranz, oder der ganze Psalter aus „eben so viel Gesetzlein und Geheimnissen: Also können „sich die Marianische Pflegkinder mit dem heiligen Rosen„kranz lauter Staffeln im Himmel machen, weil dieser „eben so viel Gesetzlein und Geheimnissen, als die Leiter „Jacobs Staffeln hat, und ein jedes Gesetzel, oder Ge„heimniß eine Staffel im Himmel ist. — Oder zweifelt „ihr an diesem Ausspruch? so saget mir: mein! was hal„tet ihr von jenem Menschen, der viele tausend heilige „Messen lesen lässet, der reichliches Allmosen unter die

„Arme

„Arme austheilet ꝛc. Glaubet ihr nicht, er sey auf dem
„rechten Weg zum Himmel? Einmal! so müsset ihr geden-
„ken, wenn ihr anderst nicht freventlich urtheilen wollet;
„nun sehet, in der Zeit, in welcher ihr euch in dieser hoch-
„löblichen Erzbruderschaft befindet, werden von den ehr-
„würdigen P. P. Dominicanern und andern einverleib-
„ten Priestern unzahlbare heilige Messen gelesen, von die-
„sen und andern Mitgliedern die reichste Allmosen gege-
„ben, und allerhand andere gute Werk ausgeübet, und
„aller dieser werdet ihr theilhaftig, wenn ihr eure bru-
„derschaftliche Pflichten jederzeit fleißig verrichtet; so kön-
„net ihr auf solche Art wohl glauben, daß ihr auf dem rech-
„ten Weg zum Himmel seyet. Gewißlich ihr werdet gleich-
„sam durch fremde Hände in den Himmel getragen, weil
„euch so viel fremde gute Werk, die euch fast gar keine
„Mühe kosten, zu Gutem kommen. Dieses Angedenken
„soll euch — dahin bereden, daß ihr den gewöhnlichen
„Gottesdiensten, Predigen und Umgängen fleißig beywoh-
„nen, und den wochentlichen Psalter jederzeit mit Andacht
„bethen sollet, weil ihr durch diesen, wie die Engel durch
„die Leiter Jacobs, in den Himmel aufsteigen könnet,
„zumalen jener durch diesen geistlicher Weis ist vorgebil-
„det worden. Rosarium est mystica scala Iacob. O! sollte
„mich jemand versichern können, daß mein heutige Red
„bey euch so viel fruchten werde — so getraue ich mir, euch
„hingegen zu versichern, daß ihr einstens zur ewigen See-
„ligkeit gelangen werdet: Denn wer ein Liebhaber des heili-
„gen Rosenkranzes ist, und diesen jederzeit mit Andacht be-
„thet, der bahnet ihm selbst den Weg zum Himmel: Ad vi-
„tam beatam et perfectam iter sibi parat.„ Nicht wahr?
Hr. P. Ruef, man muß ein Erzbruder des heiligen Rosenkran-
zes werden, um ohne Müh in den Himmel zu kommen. —

Nro. 6. Da der Bossuetische Katechismus vor andern Lehrbüchern dieser Art einen unstreitigen Vorzug hat, so verdienet Hr. B. für diese gute Uebersetzung bey seinen Glaubensbrüdern gewiß Dank. Sehen möchte der Rec. doch aber einmal einen katholischen Katechismus, aus dem der Satz wegbliebe: Ausser der Kirche ist kein Heil. Wiewohl dann wärs kein christkatholischer Katechismus.

Nro. 7. ist eine Art von historischer Einleitung in die biblischen Bücher, und enthält die ersten Grundsätze der Hermenevtik. Der V. scheint kein ungeschickter Mann zu seyn.

Eben

Eben da der Recens. diese Anzeigen schloß, kamen ihm inige neue Sachen von P. Merz zu Händen, die er denn uch durchgelaufen ist, und hier beyfügen will, nemlich:

1. Frag: ob der Berlinische Herr Recensent durch seine über meine Predigten gemachte Recension nicht neuerdings dasjenige bestätiget habe, was ich theils von dem Ursprung der Freydenkerey, theils von seinem eigenem, theils von dem Charakter des Luthers behauptete. Auf die heiligen Weinachtsfeyertage, wider eben diesen, und den Sempronius April, Vertheidiger des Herrn Abts Jerusalem, beantwortet von P. Aloysius Merz, des hohen Domstifts zu Augsburg ordinari Prediger. Im Jahr 1774. Cum Facultate Ordinariatus Augustani. Augsburg, im Verlag bey Joseph Wolf. 5 Bogen in 4.

2. Frag: ob die Simplicität oder Gesparsamkeit in den Ceremonien den wesentlichen Charakter einer göttlichen Religion ausmache, und ob die Pracht derselben dem Wesen der Religion allezeit höchst gefährlich sey. Wider den Herrn Abt Jerusalem, in den heiligen Osterfeyertagen, beantwortet von P. Aloysius Merz, 1775. 4 Bogen in 4.

3. Frag: ob ein prächtiger Gottesdienst dem Wesen der Religion nicht vielmehr höchst verträglich, als höchst schädlich und gefährlich sey. Wider den Herrn Abt Jerusalem beantwortet in den heiligen Pfingstfeyertagen, von ebendemselben. 1775. 4 Bogen, in 4.

4. Frag: ob der Grundsatz des Herrn Abts Jerusalem: die Simplicität in Dogmen, oder eine ganz geringe

geringe Zahl der Glaubenslehren ist der wesentliche Charakter des wahren Christenthums, ein christlicher Grundsatz sey? Auf das Fest der heiligen Hilaria; beantwortet von ebendemselben. 1775. 4 Bogen in 4.

5. P. Aloysius Merz, des hohen Domstift der freyen Reichsstadt Augsburg gewöhnlichen Predigers, Predigten bey ausserordentlichen Gelegenheiten. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, im Verlage bey Joseph Wolff. 1775. 206 Seiten, in 8.

Wahrlich! so entweihen unsere protestantischen Prediger die hohen christlichen Festtage, ihres ehrwürdigen Zwecks, den die alte Kirche bey ihrer Anordnung hatte, besser eingedenk, doch nicht, daß sie, wie P. Merz, an denselben so unnütze Streitigkeiten auf die Kanzel bringen. Schlimm genug war es schon, daß der Herr Pater im Jahr 1771. das Fest der heiligen Hilaria zu einer Schmachrede wider den Rec. mißbrauchte. Nun macht er sich gar zu Weinachten über mich her, wie zu Ostern und Pfingsten über Herrn Abt Jerusalem. Dazu dächte ich, hätte doch die christliche Gemeine wohl den Kopf geschüttelt. Oder sie weiß es auch schon, daß ein Controversprediger die hohen Feste zu Hülfe nehmen muß, weil die kleinen nicht hinreichen, alle Glaubensgegner gebührend abzufertigen. Also ich bin am heiligen Weinachtsfeyertage, im Jahr 1774, zu Augsburg in der hohen Domstiftskirche zum zweytenmal, wie wohl zu vermuthen stand, vom P. M. derb abgekanzelt worden, und zwar über den Text Luc. 19. 22.: De ore tuo te judico. Ich beurtheile dich nach deiner eigenen Aussage. Am Rande, wo der Verf. den Inhalt der Hauptsätze seiner Reden pflegt hindrucken zu lassen, steht gleich beym Eingange: „Der berlinische „Herr Recensent macht seine Sache immer schlechter.„ Vor drey Jahren, meldet er der Gemeine, hätte er mir ein bischen die Wahrheit gesagt, ohne daß ich binnen dieser Zeit über seine Kritik auch nur gemuckt hätte. Nun im Jahr 1774. wachte ich von meinem Schlummer auf, und suchte

uchte mich an ihm zu rächen. (Ey! Hr. Pater, wer wird ch rächen. Ich lächle wirklich zu allem Ihren Schelten. Haben Sie das meiner Recens. nicht angesehen?) Im XXI. B. d. a. d. B. räumte ich ihm den allerersten Platz ln. (Es ist mir angenehm, wenn Hr. M. diesen ersten Platz als eine besondere Höflichkeit und Achtungsbezeugung ufnimmt. Aber ein Compliment verdiene ich nicht dafür. Bloß der Zufall hat ihm durch des Buchdruckers Hand den Rang gegeben, wenn es ein Rang ist.) Da ich ihn aber wirklich hätte widerlegen und zum Sophisten machen wolen, so hätte Gott mich so sehr verlassen, daß ich auch wider meine Absicht ein Vertheidiger der Wahrheit und einer Reden geworden wäre. Er könne daher mit Grunde agen: „Die letzte Recension des Berl. Hrn. Rec. sey eine werkthätige Bestätigung der allerwichtigsten Wahrheiten, die er in seinen Reden vertheidiget habe,„ denn e bestätige, was er 1. von Luthers Charakter, 2. von meiner, des Rec. Person, 3. von den Grundsätzen der protestantischen Kirche geschrieben habe. Damit ist dann die Eintheilung der Rede gemacht, und der Verfasser schreitet zur Ausführung.

Was 1. Luthern betrift, so sind dessen „verschmitzte Heucheley, ehrsüchtiger Stolz, tobende Rachsucht, unbeugsame Hartnäckigkeit, schändliche Unzucht, gottesräuberischer Gelübdsbruch, unglaubliche Unbeständigkeit und sämtliche Laster, davon ganze Bücher vollgeschrieben worden,„ nunmehr durch meine Recension als wahr zugestanden. Wie denn so? um des Himmels willen! Daß man doch noch fragen kan, da die Recens. ja an ihrem Ort zu lesen ist. Nur aufgeschaut! Alle haben sonst Luthern als einen heiligen und untrüglichen Mann Gottes s in den Himmel erhoben, und ich bin der erste (Hr. M. glaubts wenigstens), der die Ehrlichkeit gehabt hat, zu sagen: Luther sey ein Mensch gewesen, wie andere Menschenkinder, und habe seine Schwachheiten, seine Fehler gehabt, e uns Protestanten aber, wenn von den Sätzen der römischen Kirche, so er bestritten hätte, die Frage wäre, gar nicht angiengen. Was folgt, wie jedermann sieht, natürlicher daraus, als daß ich Hrn. Merz damit zugebe, Luther sey das gewesen, wofür er ihn so oft erklärt hat, nemlich ein Betrüger, ein verwegener, rachgieriger, weibersüchtiger, eigenliebiger, habsüchtiger, ehrgeiziger u. s. w. Mensch. Hat die Reformation aber einen solchen Urheber,

so ist sie nicht von Gott; denn einen so passionirten und lasterhaften Mann wird doch Gott nicht mehr als seine Kirche erleuchtet haben, mehr als die ganze sichtbare allgemeine Kirche, welche die Wahrheiten, die Luther bestritte, vor dessen Lermmacherey notorischer massen den ungezweifelten und entschiedenen Glaubenslehren beygezählt hat. „Was ist hier in dieser Schlußfolge sophistisches, Herr Sophist? „ fragt mich Hr. M. S. 16. „Wenn ich nur ein bis- „chen Ehrlichkeit besäße, meynt er, so würde ich mich we- „gen meiner nun entdeckten Unredlichkeit ganz gewiß ent- „färben.„ Entfärben? Den Tod hätt' ich haben mögen von dieser und der noch weit grösseren Beschimpfung, die sich doch nun nicht verhehlen läßt. Ich hatte Luthern in seinem offenherzigen Geständniß vom Keuschheitsgelübde*) Recht gegeben, und dafür stellt Hr. Merz mich vor dem Augsburgischen hohen Domstift öffentlich aus, mit dem Zettel auf der Brust: Strafe für den ausgeschämten Vertheidiger Luthers und seines fleischlichen Grundsatzes, daß er alle protestantische Jungfrauen und Fräulein von 25 bis 30 Jahren um den Ruhm ihrer jungfräulichen Ehre damit gebracht (das katholische Frauenzimmer samt allen ledigen, ehrbaren und gottesfürchtigen Personen protestirt aufs feyerlichste wider den Grundsatz,) auch sonst anderweitige ärgerliche, den guten Sitten höchst gefährliche Lehren ausgestreuet hat, und Willens gewesen ist, nächstens als ein Schützer der Vielweiberey und Vielmännerey dem Mahomet eine Lobrede zu halten, — wie des mehreren in der Predigt selbst S. 16 — 19 zu lesen. — 2. Meine eigene Person noch weiter anlangend, so hat Hr. Merz schon im Jahr 1771. am Feste der heil. Hilaria dargethan, daß ich weder ein wahrer Lutheraner, noch ein wahrer Calvinist seyn könne. Nunmehr wird aus meinem eigenen Bekenntniß in gedachter Recens. des XXIten Bandes gründlich und augenscheinlich dargethan, daß ich der stärckste Indifferentist sey, weil ich allen Ketzern, Erzketzern, so gar Juden, Türken und Naturalisten, oder Heiden die Himmelsthür eröffne, wenn sie ehrliche fromme Leute sind; eine Aufrichtigkeit, über welche Hr. Merz recht erstaunt ist, durch die er noch mehr darinn bekräftiget wird, „daß es unter den gelehrten Protestanten kaum einen wah- „ren Lutheraner, Confeßionisten oder Reformirten mehr „gäbe.„ Die allergrösten Geheimnisse der Religion sind ihm

*) Allg. d. Bibl. XXI. I. 23. 24.

ihm nicht so unbegreiflich, als mein nach jenem Bekenntniß sich selbst widersprechender Charakter. Durch meine Beicht habe ich denn auch des Hrn. Paters Reden über den Ursprung der heutigen Freydenkerey vom Jahr 1770 und 1771. ganz besonders bestätiget. — Darauf gründet sich endlich 3. in dem letzten Theil der Predigt der Beweis: daß die protestantischen Grundsätze der Freydenkerey überaus vortheilhaft sind. Da die Protestanten nichts glauben wollen, als was die Schrift lehrt, so will Hr. Merz den Protestanten sehen, der, ohne die untrüglichen Erklärungen der allgemeinen Kirchenversammlungen anzunehmen, einen Freygeist bey der Bibel festhalten kan. Der Freygeist leugnet ihm die göttliche Eingebung der h. Schrift. Stumm sitzet der Protestant da, und weiß nichts aufzubringen. Denn was er dem Freygeist auch von der innern Vortreflichkeit der christlichen Lehren nach der heil. Schrift sagen mag, es verfängt alles nichts. Warum? Er kan ihm die Göttlichkeit der Bibel nicht beweisen. Hingegen der Katholik, der weiß dem Freygeist den Mund zu stopfen, ehe er noch ein Wort von der Göttlichkeit der Bibel mit ihm spricht. Hr. Merz beweiset ihm erst die Gottheit Christi aus dessen Wundern. Ist die Gottheit Christi dargethan, so folgt auch, daß die durch ihn errichtete Kirche göttlich ist. Ist die Kirche aber göttlich, so kan sie in Glaubenssachen nicht irren, so ist sie untrüglich, wofür sie sich auch von ihrem Ursprung an hielte, und deshalb allen Sektirern, welche anders, als sie, lehrten, den Fluch gab. S. 32. So kan folglich das Zeugniß nicht mehr verdächtig seyn, wenn sie die Bibel für ein göttlich Buch erklärt. Die Göttlichkeit des apostolischen Christenthums beruhet demnach auf der Göttlichkeit der christkatholischen Kirche, und ist der ein Heide und Zöllner, der ihr nicht glaubt. — Wider dies bündige Argument kan nun der Freygeist nicht ein Wort einwenden, sondern muß sich gleich gefangen geben. „In den katholischen Glaubenssystem,„ urtheilt daher Hr. Merz S. 31. „geht alles klar, gründlich und überzeugend her. Der Bauer, wie der Bürger, der Gelehrte, „wie der Allergelehrteste findet dabey seine Beruhigung. — „Die katholische Kirche, ein untrieglicher Zeug, ein untrieglicher Schiedsrichter in Glaubensstreitigkeiten. Ein „simpler, allen begreifliche Grundsatz, welcher alles ausmacht.„ Nicht so die protestantische Kirche, diese ist die Mutter der Freydenkerey. Wer lutherisch oder kalvinisch

denkt, für den hat die Bibel kein Ansehen, denn er unterwirft sie der Personalkritik. „Was kan aber unsicherer „seyn, als ein Zeug, der heut so, morgen anders redet?„ u. s. w.

Zuletzt versichert Hr. Merz die Lutheraner nochmals, daß sie ihren Lehrern dieserhalb nie in der Glaubenslehre trauen könnten, daß ihr Glaubensvater ein Bube gewesen wäre, den die Gelehrten selbst nunmehr in dem Schlamme seiner Laster stecken ließen, indem sie niederträchtiger Weise sagten: Was geht uns Luther an? „Was für eine vernünftige Ursache, fragt er sie also zum Schluß der Rede, „habt „ihr dann, eurer Kirche noch länger anzuhangen? Ihr „wisset selbst keine. Wenn es um und um kömmt, so ist „diese einzige, weil ihr so gebohren und erzogen seyd. „Allein hilft euch diese bey Gott durch, so wird sie auch „den Türken, Heiden und Naturalisten durchhelfen. Der „Allmächtige aber sagt Nein dazu, wenn der berlinische „Herr Recensent tausendmal Ja sagen sollte. Gott ist Herr „über sein Reich; daß man dieses erhalte, kan er Bedingnissen setzen, was für eine er will. Die allererste aber „ist, daß man recht glaube: denn er sprach: ohne Glauben ists nicht möglich, Gott zu gefallen. Wer nicht „glaubt, ist schon verurtheilt. Es ist wahr, der Ausspruch „ist sowohl für die Ungläubigen als Irrgläubigen recht erschrecklich: aber weil er aus dem Munde Gottes geflossen „ist, so kan ein wahrer Christ nichts anders dazu sagen, „als Amen!„

So lieb wie mir, wird es dem Leser auch seyn, daß wir beym Amen sind. Ich will nicht vergeblich noch einmal dem Hrn. Merz sagen, was ich ihm sagen könnte. Der verständige Leser weiß von selbst, daß ein schief gewachsener Kopf schief bleiben muß, und keine Menschenhand ihn je gerade rücken kan. „Die protestantischen Gelehrten, wie „Hr. Merz S. 91. sagt, können ohnehin solche Stöße, „wie er ihnen giebt, ohne von der Klinge zu weichen, nicht „mit Ehren ausspariren. Sie gehen nur offensive darinn, „und so bald sie einen Stoß auf die katholische Kirche „gewagt, und sie die Ordnung zum Aushalten träfe, machen „sie sich, wie ein Blitz, davon. Sie bitten um Friede, „wenn man ihnen solche Hiebe und Wunden versetzt, daß „sie nicht mehr zappeln können.„ Ich will dem unüberwindlichen Helden die Freude gönnen, daß er zu Weinachten 1776. oder zu Ostern 1777. dem hohen Domstift zu

Augs-

Augsburg verkündigen kan, er habe mir mit seiner zwoten Streitrede den Kopf von Rumpfe weggehauen.

Nur kürz benachrichtigen muß ich den Leser noch, was es mit dem Sempronius April, dem er in angezeigter Rede nur einige Seitenhiebe gegeben hat, und mit den etlichen Intermezzo, die Hr. Merz auf Conto des Herrn Abts Jerusalem giebt, für eine Bewandniß habe.

Ein ungenannter deutscher Graf und Staatsminister hatte zu Turin mit dem dortigen Erzbischof und Cardinal de la Lance Freundschaft errichtet. Der Erzbischof hatte gegen den Grafen den Wunsch geäussert, daß die protestantische Kirche sich mit der katholischen wieder vereinigen möchte, um dem überhand nehmenden Deismus desto nachdrücklicher zu begegnen. Er wolle von römischer Seite bey den irenischen Versuchen die Feder führen, der Graf möchte von protestantischer Seite auch einen Gottesgelehrten dazu vorschlagen. Dieser nannte Hrn. Abt Jerusalem. Die Sache wurde nach Rom gemeldet und daselbst genehmiget. Unter der Hand gab man Hofnung, daß das Abendmahl sub vtraque wohl würde bewilliget werden. So bald der Minister nach Deutschland zurück kam, that er Hrn. J. den Antrag. H. J. lehnte ihn aus guten Gründen von sich ab, versprach aber in einem Promemoria an den Grafen, seine Gedancken darüber aufzusetzen, welches ins Italiänische übersetzt und dem Erzbischofe zugesendet werden könnte. Dies geschahe. Hr. J. theilte den Aufsatz einigen Freunden mit, und sandte ihn mit einem Schreiben an den Hrn. von Ohlenschlager. Wider alles Vermuthen des Hrn. Abts wurde derselbe unter dem Titel gedruckt: von der Kirchenvereinigung. Ein Bedenken des Herrn Abts Jerusalem. Die a. d. Bibl. hat diese Schrift zu ihrer Zeit aus der Ursache nicht angezeigt, weil Hr. J. öffentlich erklärt hatte, daß sie ohne sein Vorwissen und wider seinen Willen gedruckt worden. Auf dem Exemplar, das der Rec. vor sich hat, steht noch auf dem Titel: Mit einem Vorbericht. Neuer nach dem Sinn des Herrn Autoris abgeänderter Druck. 1772. Wie weit dieses Vorgeben Grund hat, weiß ich nicht. Es sind keine Anzeigen da, daß Hr. J. diesen Abdruck gebilliget hat. Der Innhalt des Bedenkens ist übrigens des vortreflichen Mannes, von dem es kömmt, vollkommen würdig. Er legt darinn die Gründe deutlich vor, warum sich bis itzt noch an keine dauerhafte Vereinigung der protestantischen und katholischen

Kirche denken lasse, wozu noch etwas mehr gehöre, als daß letztere allenfalls den Kelch im Abendmahl accordire. Er zeigt die unübersteiglichen Schwierigkeiten, welche sich noch zur Zeit einem an sich zu wünschenden heilsamen Werke in den Weg legen, und urtheilet sehr richtig, man müsse es der künftigen grössern und allgemeiner werdenden Aufklärung der Christen überlassen, daß unter günstigen Umständen, welche die göttliche Fürsehung würde herbey zu führen wissen, eine solche Vereinigung der Protestanten und Katholicken von selbst zu Stande käme.

So gründlich indessen das Bedenken des Hrn. Abts abgefaßt ist, so fand der auf die Ehre seiner Kirche allemal eifersüchtige und immer fertige Controversprediger zu Augsburg doch verschiedene ihm anstößige Sätze darin. Natürlicher Weise muste dawider von ihm gepredigt werden. (S. Hrn. Merz Canzelreden über die Gebräuche und Ceremonien ꝛc. Bibl. XXIII. 2. 431, 432.) Schon vorher hatte Hr. Merz eine mächtige Streitrede am Hilarienfest des Jahrs 1772. wider Hrn. J. ausgehen lassen, unter dem Titel: „Frag: ob das Bedenken des Herrn Abts „Jerusalem von der Kirchenvereinigung dem Christenthum „überhaupt zum Vortheil, der lutherisch-evangelischen „Kirche aber, und dem Hrn. Verf. insonderheit zur Ehre „gereiche?„ Verneinet wurde sie, das versteht sich. Hr. J. mag vielleicht nicht einmal das Geschwätz des P. Merz gelesen haben. Es fand sich aber doch ein dienstfertiger Unbekannter, der es der Mühe werth hielte, ein

**Schreiben an den Herrn Pater Aloysius Merz wegen der über die Religionsvereinigung gegen den Herrn Abt Jerusalem gehaltenen Streitpredigten. Leipziger Herbstmesse 1774. 8. 54 Seiten**

drucken zu lassen. Der Verf. unterschrieb sich Sempronius April, Schulmeister zu Querlequitsch. Wer dieser auch seyn mag, so würde es Hr. J., ich wollte wohl dafür stehen, gewiß gern gesehen haben, wenn der ungebetene Freund mit dieser unnöthigen Vertheidigung seines Bedenkens zu Hause geblieben wäre. Die Brochüre bedeutet nichts. Durch einige Argumente giebt der Verf. so gar sichtbare Blößen gegen Hrn. Merz. Man kan aber auch von einem gelehrt und noch witziger, als Hr. Merz, seyn wollenden Schul-

Schulmeister nichts besseres verlangen. Hr. Merz würde geglaubt haben, Einbuße an seiner Ehre zu leiden, wenn er bey erster Gelegenheit nicht auch den Schulmeister seinen streitbaren Arm hätte sollen fühlen lassen. Auch der Schulmeister siehet indessen mit seinem halb gelehrten Verstande ein, was der Controversprediger mit seinem ganz gelehrten nicht einsehen kan, daß er, Hr. Merz nemlich, in jeder Streitrede wider die Protestanten einen irrigen Zirkel im Beweisen mache. Er hat auch so viel gesunde Logik, daß er weiß, es müssen beyde Prämissen eines Syllogismus erst als wahr erwiesen seyn, wenn die daraus hergeleitete Conclusion fest stehen soll. Hr. Merz weiß davon bis diese Stunde noch nichts, denn bey seinen meisten Schlüssen ist entweder der Ober- oder Untersatz falsch. Er kan also wirklich in der Syllogistik von dem Schulmeister noch lernen.

Nro. 2. 3. 4. der vorhin angezeigten Controverspredigten, sind nun ganz wieder den Hrn. Abt Jerusalem gerichtet. Der Verf. konnte das, was Hr. J. so wohl in dem Bedenken von der Kirchenvereinigung, als in seinen Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion von der Einfalt der christlichen Glaubenslehren und von dem übertriebenen der geistigen Religion nachtheiligen Pomp gottesdienstlicher Ceremonien geschrieben hatte, nicht verdauen. Er deklamirt also in diesen drey Streitreden auf seine Art dagegen, und sucht das Gegentheil zu beweisen. Seine Schlüsse hinken, wie gewöhnlich, auf dem einem oder andern Fuß; und der Himmel soll mich bewahren, daß ich nur den Versuch machte, einigen das Bein einzurenken. Wenn man es, wie Hr. J., dem wahren Geiste der Religion nachtheilig findet, daß sie mit einer Menge überflüssiger, nichts bedeutender, und Aufwand erfordernder Ceremonien überladen wird, und wider die abergläubigen Gauckeleyen für die Sinne, deren die katholische Kirche so viele hat, sich erklärt, so glaubt Hr. Merz, man verwerfe damit alle äusserliche gottesdienstliche Gebräuche, welches doch daraus gar nicht folgt. Medium tenuere beati. Den Vorwurf, daß Hr. J. ketzere, dem Geiste Gottes widerspreche, die Göttlichkeit des mosaischen Gesetzes zernichte, Grundsätze, die zur Freygeisterey führen, hege, u. s. w. muß dieser berühmte Mann sich so gut vom Hr. Merz gefallen lassen, als der Recensent. Nro. 4. S. 28. sagt der V., nachdem er die Hauptketzer der ersten Jahrhunderte mit Namen genannt und ihre Lehren kurz angezeigt

hat, wie dadurch die Glaubensbekenntnisse entstanden wären, und setzt hinzu: „Will ein Protestant nur auf das „apostolische, nicänische und athanasische ein Augenmerk „machen, so werden sie selbst so viel Einsicht haben, daß „diese Symbola mit dem Simplicitätsgeiste des Herrn „Abts Jerusalem und der Arminianer nicht im geringsten „übereinkommen. Diesemnach würde es keine einzige Ketzerey mehr geben können, als wenn man den Messias, „die Auferstehung und das ewige Leben verleugnete. Hätte „die erste und apostolische Kirche eben so gedacht, würde sie „nicht recht lächerlich, ja tyrannisch gehandelt haben, da „sie auch andere Sectirer verfluchte, und ihnen ihre Gemeinschaft gänzlich versagte?„ Concedo totum argumentum, was die Kirche vom dritten, vierten Jahrhundert an betrift, denn die sollte Hr. Merz nicht mit der ersten apostolischen verwechseln, welche so tyrannisch auch niemals gewesen ist. Nach dem Tode der Apostel wich deren Geist bald von der Kirche, oder vielmehr von den vornehmsten Lehrern des Christenthums. Die apostolische Einfalt in der Lehre hörte allmählich auf, und als man sich von der erst entfernt hatte, da war der kirchlichen Glaubensformeln und der Verdammungen dessen, was nicht zu diesen Glaubensformeln stimmte, kein Ende. Aber wie sollte Hr. Merz das begreifen können. — Doch genug von seinen Streitreden.

Die Predigten bey ausserordentlichen Gelegenheiten unter Nro. 5. sind als feyerliche Reden nicht zu verachten: 1. Die Dankrede über die Wahl Josephs II. zum römischen Könige. 2. Auf die schweren Zeiten im Jahr 1772. 3. Trauerrede auf den Kaiser Franciscus I. 4. Trauerrede auf den Tod des Fürstenbischofs zu Augsburg Joseph I. 5. Ehrenrede auf Hrn. Matthias Knäble, funfzigjährigen Priester, als er das feyerlichste Meßopfer in seiner eigenen Pfarrkirche zu Oberdorf im Oesterreichischen im Jahr 1761 entrichtet hat. — Bey allen den schiefen Urtheilen, die Hr. Merz über hundert Dinge fället, kan man ihm wirklich Geist und Talente nicht absprechen. Es läge an ihm, ein vortreflicher Mann zu werden. Kraft ist in seiner Seele. Aber Vorurtheil, Partheylichkeit, zu hitziger Eifer für seine Kirche, blenden ihn und machen, daß er alles, was nicht katholisch gedacht ist, in einem falschen Lichte siehet.

Provinzialbriefe über die Sittenlehre und Politik der Jesuiten unter dem Namen Louis de Montalte, von Blasius Paskal, aus dem Französischen und Lateinischen übersetzt. 3ter und letzter Theil, Lemgo, 1775. 8. 1 Alph.

Diese in vieler Absicht allezeit lesenswürdige Schrift ist nun vollständig. Wir beziehen uns auf die Recension der ersten beyden Theile in dieser allgemeinen Bibliothek.

Schriftliche Unterredung mit den sämmtlichen Lehrern an den Kirchen und Schulen der Provinz Halberstadt, bey dem Anfang des n. Jahrs 1775. von dem Generalsuperintendent Jakobi. Halberst. bey Groß. 8. 4 B.

In verschiedenen Ländern haben die Geistlichen Zusammenkünfte bey ihren Superintendenten und halten ordentliche Disputationen. Der Sup: präsidiret, ein Prediger ist Respondent und andere sind Opponenten. Die Prediger lernen sich kennen, und werden zur Fortsetzung ihrer Studien ermuntert, indem sie ihre Geschicklichkeit zeigen können. Nichts schläfert mehr ein, als wenn die Gelegenheit fehlt, seine Erkänntnisse zu brauchen, Ungeschickte werden abgeschreckt, sich nach Superintenduren zu drängen, weil sie auf dem Katheder schlechte Parade machen würden. In vielen Gegenden und auch in Halberst. sind diese Synoden abgekommen. Der Hr. Verfasser will diesen Mangel durch schriftliche Unterredungen ersetzen. Sein Vortrag ist sehr freundschaftlich, und die Sachen nützlich. Er lobt die Vergnügsamkeit eines Predigers. Er tadelt, daß wir zu Deutschen nach orientalischer Art reden. Er tadelt, daß wir oft unnöthige Distinctionen machen, und nöthige unterlassen. Er tadelt den Ausdruck: Hier liegt mein Vater, es sind ja nur seine Gebeine. Dem Recensenten war es anstößig, in einer sonst recht schönen Leichenrede den Ausdruck zu lesen: Unser Freund ist nicht mehr.

Nur was den Ackerbau der Prediger betrift, irret der Hr. V. sehr. Es ist eine sehr grosse Wohlthat Gottes, daß die Prediger ihren Acker behalten haben. Der Re-

censent hat Gelegenheit gehabt, die Sache genau zu untersuchen. Aecker sind 1646 für 7 rthlr. verpachtet, durch Nachlässigkeit nicht erhöhet, und nun heißt es, es sey ein Kanon. Jezt thäten sie 50 rthlr. der Zehend war 10 rthl. angeschlagen, jetzt ist er wenigstens 50 rthlr. werth. Der Recensent hat genau berechnet, daß die Pfarren, die jetzt bis 400 rthlr. einbringen können, wenn der Acker und Zehend vor 100 Jahren wäre in Geld verwandelt worden, nicht 100 rthlr. eintragen könnten. Und wenn auch jetzt bey erhöheten Preisen eine Veränderung in Geld geschehen sollte, wäre es allemal ein Unglück. Man würde nicht nur niedrig genug taxiren, sondern die pretia rerum steigen noch immer fort. Was Recensent bey Anfang seiner Wirthschaft mit 1 rthlr. vor 40 Jahren bezahlet, bezahlet er jetzt mit 1 rthl. 12 gr. Das ist die wahre Erhaltung der Landprediger, daß beym Steigen ihrer Ausgaben gleichfalls ihre Einnahme steiget. Es ist entweder Mangel der Einsicht oder Liebsosigkeit gegen den geistlichen Stand, wenn man auf Verwandlung der Naturaleinkünfte der Prediger in Geldbesoldung denket. Aber das ist nicht nöthig, daß der Prediger selbst ackere. Es ist irrig, daß ich das, was mein Bauer von meinem Acker hat, ich selbst haben könne. Er ist mein Knecht, und seine Frau meine Magd. Was er genießt, müßte ich meinem Knechte, Mägden und Taglöhnern geben. Schmidt, Seiler, Rademacher nehmen vieles weg. Recensent hat es versucht. Bey Austhuung des Ackers ist mehr Vortheil, als bey eigner Bearbeitung, und alle Mühe und Verdruß mit dem Gesinde fällt weg. Der Prediger behält Zeit zu seinen eigentlichem Metier, ich meyne, zum Studiren. Und welches ein Hauptpunkt ist, zum Unterricht und Erziehung seiner Söhne. Die ackernden Prediger lassen ihre Söhne entweder herum laufen, oder müssen mit vielen Kosten einen Hauslehrer halten. Niemand kann so leicht Zuwachs der gelehrten Welt verschaffen, als ein Landprediger. Er kann seine Kinder zur Redlichkeit bilden, und ihnen den besten Grund in Schulwissenschaften beybringen. Niemanden folgen Kinder leichter als vernünftigen Eltern.

**Ebendesselben Predigten bey Uebernehmung des Lehramts. $2\frac{1}{2}$ Bogen.**

Sie

Sie sind deutlich, ordentlich, erbaulich und also recht gut. In der ersten handelt der H. V., von der Treue eines christl. Lehrers. Es ist ein Verdienst des V. daß er in dieser Anzugspredigt die Abschaffung der Privatbeichte zur Bedingung seines angenommenen Lehramts öffentlich machet.

Bey der zwoten Predigt am Morgen des ersten Weihnachtstages befremdet es den Recens., daß er von der göttlichen Fürsorge in unsern zeitlichen Bedürfnissen handelt. An Sonntagen kann ich abhandeln, was ich will, und ich billige deswegen die evangelischen Texte nicht. Aber bey der Eröffnung eines hohen Festes muß ich die göttliche Wohlthat, um derentwillen das Fest gefeyert wird, meinen Zuhörern deutlich machen, daß sie, zur Freude und Dank ermuntert, an der Freude des Festes Theil nehmen. In Weihnachten und zwar in der ersten Predigt müssen also nothwendig die grosse Liebe Gottes, der uns seinen Sohn sendet, und die Vortheile, die wir davon haben, recht deutlich und nachdrücklich geprediget werden, so wie es auch der Text selbst mit sich bringet: Ich verkündige euch grosse Freude, euch ist heute der Heyland gebohren.

Richard Amner, über Abendmahl, Sonntagsfeyer und Taufe, blos nach dem, was die h. Schrift lehrt. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Weygand. 1775. 8. 7 B.

Eine gute Schrift. Sie hat nichts neues, nichts, was vernünftige Theologen in Deutschland nicht schon längst gedacht und zum Theil geschrieben. Indessen über verdunkelte Wahrheiten öfters, und auf verschiedene Art Licht zu verbreiten, bleibt allezeit nützlich. Der Verf. geht blos nach der Schrift, und in einer Vergleichung der jüdischen Lehre mit dem Christenthum. Er zeigt ganz deutlich die Aehnlichkeit des Abendmahls mit dem Pascha der Juden. Die Feyer des Sonntags führt er her von der Sabbathsfeyer, und die Taufe Jesu von der Taufe der Proselyten. Die ganze Schrift zeugt von den guten Einsichten und christlichen Gesinnungen des Verf.

Die Freyheit der Uebungen, oder der besondern gottesdienstlichen Zusammenkünfte unserer Glaubensgenossen, so wie sie in den hochehrwürdigen Synoden der Stadt und des Landes in Jahr 1722 festgesetzt worden, vorgestellet und erwiesen von H. ter Borgh, Justitzrath zu Gröningen; aus dem Holländischen übersetzt. Bremen, 1775. gros 8. 11 B.

Es ist schon längst die Frage gewesen, ob ausser den Versammlungen in der Kirche noch besondere Versammlungen in Privathäusern angestellt werden dürfen, wo man Gott anbetet, und sich zur Gottseligkeit gemeinschaftlich erwecket. Der Verf., der ein rechtschaffener und gelehrter Mann ist, vertheidiget dieselbe unter gewissen Einschränkungen, die bereits durch die Autorität der Synoden festgesetzet sind. Die Beweisgründe, die er aus der Bibel anführet, beweisen zwar nicht alle, aber doch einige, und die gemeinschaftliche Erbauung liegt schon im Geist des Christenthums und in dem Trieb des Menschen selbst. Liebhaber der Musik kommen zu ihrer Uebung zusammen, und Spieler zum Spielen. Man läßt schlecht gesinnten Personen die Freyheit, zum niederträchtigen und oft sehr schädlichen Belustigungen sich zu versammeln: wie kan man Freunden Gottes und der Jugend ihre Vergnügung und Ermunterung versagen. Freylich findet sich, aller Vorsicht ungeachtet, mancher Mißbrauch, und vornemlich dieser, daß diejenigen, welche diese Versammlungen besuchen, sich zuweilen für bessere Christen halten, als andere, die in der Stille auf eine reinere Art oft Gott dienen: Aber wo ist eine gute, eine löbliche Einrichtung, die nicht dem Misbrauch zuweilen unterworffen wird?

Die Lebensgeschichte Jesu in einem harmonischen Zusammenhang der 4 Evangelisten, und zugleich die Göttlichkeit aller kanonischen Bücher A. und N. T. gegen den Hrn. D. S., vertheidiget von M. C. G. Wolf, Pfarrer in Probstheida. Leipzig, bey Breitkopf, 1775. gr. 4. 1 Alph. 9 B.

Der Verfasser vertheidiget den Kanon aller biblischen Bü-
cher zwar mit Bescheidenheit, doch so, daß er nur die
ewöhnlichen Beweisthümer kürzlich wiederholet, und also
em Herrn D. Semler schwerlich ein Genüge thun wird.
n der Harmonie selbst nimmt er an, daß die Ordnung im
Narcus die eigentliche sey, und versetzt darnach die Stel-
n der übrigen Evangelisten. Er behält Luthers Ueber-
tzung. In den untergesetzten Noten giebt er eine Erklä-
ung mancher Stellen, die aber immer nach der gewöhnli-
en Art eingerichtet ist. Man sieht leicht, daß er nicht
lbst denkt, noch genau untersuchet, sondern nur die ge-
öhnlichen Erklärungen zu bestärken sucht. —

Br.

Von dem Uebernatürlichen in den Gnadenwirkungen.
Erlangen, bey Wolfgang Walther, 1775. 8.
858 Seiten.

Wie viel Streit, Verwirrung und Erbitterung ein ein-
ziges nicht genugsam Erklärtes und Bestimmtes in
er den Menschen wichtigsten Wissenschaft hervorbringen
önne, davon kan der Ausdruck übernatürliche Gnaden-
irkungen einen traurigen Beweis abgeben. Dies Wort
t ein wahres Schiboleth und so wichtig geworden, daß
an alle diejenigen, die es in irgend einem Sinne verwor-
n haben, für Feinde des Christenthums und geheime
eförderer des Naturalismus ausgeschrien hat, ohne daß
an sich die Mühe genommen, den mannigfaltigen Sinn,
n es haben kan, auseinander zu setzen, zu zeigen, in wel-
em Sinn es angenommen, und in welchem es verworfen
erden müsse. Diese rühmliche Mühe hat sich der Verf.
eses Buchs, Herr Junkheim gegeben. Er sucht den
hwankenden Begrif vom Uebernatürlichen fest zu setzen, und
igt, daß man die Gnadenwirkungen hauptsächlich nur
einem dreyfachen Sinn übernatürlich nenne; Erstlich,
Absicht auf ihren Ursprung, in so fern der durch Gottes
Wort unterrichtete, beruhigte und gebesserte Mensch einer
ormals von Gott wunderbarer Weise ertheilten Anweisung
le diese Gnadenwirkungen zu verdanken hat. Zweytens,
Absicht auf ihre vorzügliche Kraft, in so fern die durch
Gottes Wort hervorgebrachte Belehrungen, vollständiger,
denn

deutlicher, gewisser, die in Gottes Wort enthaltene Ermahnungen rührender, dringender, stärker, und die darinn vorgehaltene Beruhigungsgründe kräftiger sind, und alles übertreffen, was man ausser Gottes Wort davon finden kan. Endlich drittens, in Absicht auf die Art der Würkung, (modus operandi) in so fern die Gnadenwürkungen unmittelbar von Gott, durch seine Allmacht, sprungsweise, unwiderstehlich, und auf eine dem natürlichen Gange der menschlichen Seelen, und den ihr einmal vorgeschriebenen Veränderungsgesetzen ungemässe und entgegenlaufende Art hervorgebracht werden. Diese letztere Art und Bedeutung des Uebernatürlichen (denn alles, was dahin gerechnet ist, gehört und hängt so zusammen, daß sich nicht wol eins von dem andern trennen, noch vom Wunderwerke unterscheiden läßt,) verwirft der Verf., zeigt, daß unsere vernünftigsten Gottesgelehrten sie auch verworfen haben, und legt ausführlich die unwiderleglichen Gründe vor, warum in diesem Sinne keine übernatürlichen Wirkungen anzunehmen sind. Allein in den beyden ersten Bedeutungen nimmt er das Uebernatürliche an, und zeigt, daß selbst diejenigen Gottesgelehrten, ein Spalding und Eberhard, die als Leugner und Bestreiter der übernatürlichen Gnadenwürkungen verrufen sind, sie immer nur in der letzten, nicht aber in den beyden ersten Bedeutungen geleugnet haben. — Und so könnte sein Buch wirklich dazu dienen, den theologischen Streitern diesen Zankapfel zu entreissen, und die Gemüther zu beruhigen? Ja, wenn nur nicht die lautesten Schreyer und reitzbarsten Zänker so ungerne daran giengen, ihre Begriffe aufzuklären und zu berichtigen, und nach bestimmten Begriffen zu denken. Ohnedem könnte selbst die Weitläuftigkeit oder vielmehr Ausführlichkeit dieses Werks den Nutzen desselben hindern und manchen Leser abschrecken. Wie! wenn der V. dem Werke, das er wider den so gewöhnlichen höchst schädlichen praktischen Misbrauch des unrichtigen Begrifs vom Uebernatürlichen in den Gnadenwürkungen noch zu schreiben gedenkt, und wozu wir ihn sehr geschickt achten, einen kurzen aber deutlichen Auszug dieser seiner Theorie von dem Uebernatürlichen der Gnadenwirkungen vorsetzen wollte?

*Justini Febronii*, JCti, de statu ecclesiæ et legitima potestate Romani Pontificis liber singularis, ad reunien-

niendos dissidentes in Religione christianos compositus. Tomus quartus, ulteriores Operis vindicias continens. Pars secunda. Francofurti & Lipsiae. MDCCLXXIV. 4.

Mit diesem nun vollständig gewordenem vierten Band wird endlich dies in der Römischen Kirche wichtige und für die Glieder derselben merkwürdige Buch beschlossen. Vermuthlich würde es nicht so weitläuftig geworden, und zu einer so beträchtlichen Grösse angewachsen seyn, wenn es nicht so viel Aufsehen erregt, nicht so viele Freunde und Vertheidiger auf der einen, und so viele Gegner und Widerleger auf der andern Seite gefunden hätte. Unter diesen letztern ist keiner wortreicher, keiner in allen gelehrten Fechterstreichen mehr geübt, als der Italiänische Jesuite, oder vielmehr Exjesuite Zaccaria, der, wo ich nicht irre, bereits einen Antifebronium und zuletzt noch einen Antifebronium vindicatum in vier Bänden zusammen geschmiert hat. Mit der Widerlegung dieses letzten Werks beschäftigt sich Febronius in den drey bis vier Alphabeten, die diesen Band ausmachen. Hier hatte er nun Gelegenheit, seine Grundsätze noch immer deutlicher zu erklären, genauer zu bestimmen, und stärker zu beweisen, und, wo noch etwas zur Ueberzeugung seiner Leser fehlte, hinzuzusetzen. Man kan leicht gedenken, daß er sich dieser Gelegenheit gehörig zu Nutze gemacht, und, da er nun die Feder niederlegt, sein Werk, so weit als es ihm möglich gewesen, werde vollendet haben. Auszuziehen ist für unsre Lesere aus diesem Bande nichts, denn Febronius behauptet immer noch die Meynung, die er Anfangs gelehret, und die ewigen Wiederhohlungen sind zwar bey dem Widerspruch nöthig, aber für Leser, die nicht eigentlich Theil an diesen Streitigkeiten nehmen, höchst verdrieslich und langweilig.

**Die Philosophie der Religion. Dritter Band. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey den Gebrüdern Veith. 1775. 8. 308 Seiten.**

In diesem Bande wird von dem ursprünglichen Unterschiede des moralischen Guten und Bösen, von den Pflichten der Menschen, von der natürlichen Religion, von dem allgemeinen Verderbniß der menschlichen Natur gehandelt,

delt, und es werden die Fragen erörtert, ob die sich selbst überlassene Vernunft ein vollständiges Religionssystem zusammen zu denken vermöge? ob es in der natürlichen Religion Hülfsmittel genug gebe, um stets den erkannten Wahrheiten gemäß zu handeln. Diese Fragen werden, wie man leicht denken kann, verneinet, aber leider! da diese Philosophie der Religion noch immer sehr leicht und geringhaltig ist, so werden weder die unterliegenden Begriffe gehörig entwickelt, noch die Streitfragen genugsam bestimmt, noch endlich die Beweise in der nöthigen Schärfe und Bündigkeit vorgelegt. Um nur von dem leztern ein Beyspiel zu geben, so wird die Unhinlänglichkeit der natürlichen Religion gerade mit solchen Gründen bewiesen, womit man allenfalls auch die Unhinlänglichkeit der christlichen darthun könnte — nemlich das greuliche Sittenverderbniß unter den alten Griechen und Römern, indem sie, wie alle heidnische Nationen ohne alle Ausnahme, wollüstig, ungerecht, grausam und aufrührisch waren, soll beweisen, daß es in der natürlichen Religion nicht Hülfsmittel genug gebe, um stets den erkannten Wahrheiten gemäß zu handeln. Gesetzt, Griechen und Römer wären so sehr und so durchgehends verderbt gewesen, als sie uns von einigen alten Dichtern, insonderheit von dem übertreibenden und declamirenden Juvenal, zu seinen freylich der Tugend nicht günstigen Zeiten, vorgestellt werden, oder als aus einzelnen Stellen der Geschichtschreiber gefolgert wird, (wiewohl der Verf. sich hier sehr ungerecht und partheyisch beweiset, wenn er unter andern den Plato und Plutarch als die eifrigsten Beförderer der unzüchtigen die Natur beschimpfenden Päderastie angiebt) so hatten ja diese Griechen und Römer nichts weniger, als die natürliche Religion. Ihre öffentliche Religion war ein positiv verordneter Götzendienst, und durch die Landesgesetze so bestätigter Aberglaube, daß, den reinen Deismus öffentlich zu bekennen, todeswürdige Ketzerey war. Was können denn die Laster solcher Götzendiener wider die reine Religion der Vernunft beweisen! Gewiß nicht mehr als die rohen und viehischen Sitten einiger getauften Kalmucken und Tatarhorden unter dem Russischen Zepter, als die vormaligen Gräuel des Byzantinischen Hofes, als die abscheulichen Grausamkeiten, die in dem finstern mittlern Alter von so genannten Christen um der Religion willen ausgeübt wurden, als die unmenschliche Härte, womit Europäische Christen von allen

len Confessionen ihre schwarzen Sklaven in den amerikanischen Pflanzstädten mishandeln rc. rc. rc. wider die christliche Religion und ihre Hinlänglichkeit zur Verbesserung und Milderung der Sitten beweisen.

Bs.

Des Saganischen Abts von Felbiger Vorlesungen über die Kunst zu katechisiren, die er seinen jungen Geistlichen zu halten pflegt. Von ihm selbst entworfen, und zum erstenmal vorgetragen im Monat Merz 1772. Wien, gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern, kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern. 1774. 8. 130 S.

Der Hr. Abt von Felbiger belehrt nach diesem Handbuch seine Zuhörer 1) von dem, was ein Katechet vorläufig wissen, oder sich bekannt machen sollte; 2) von Büchern, welche die katechetische Theologie enthalten; 3) von Schriften, daraus man die katechetische Lehrart lernen kann; 4) von Büchern, welche die Geschichte des Katechisirens enthalten; 5) von den Fehlern, die meist beym Katechisiren begangen werden; 6) über die Grundsätze, die man, um nützlich zu katechisiren, befolgen soll; 7) von der Lehrart; 8) wie die gute Lehrart beym Katechisiren zu erlernen sey; 9) wem zu katechisiren obliege; 10) wo zu katechisiren sey. Zum Anhange sind drey Aufsätze des Bischof Kolbert von Montpellier in der Uebersetzung beygefügt. 1) Kurzer Innhalt dessen, was ein katholischer Christ glauben und thun muß, um selig zu werden. 2) Dessen erste Verordnung, wie sie seinen allgemeinen Unterweisungen, die in Gestalt eines Katechismus erschienen sind, ist vorgedruckt worden. 3) Dessen zwote Verordnung, wie in der Diöces von Montpellier soll katechisirt werden.

Das unermüdete Bestreben, aufgeklärtere Religionserkenntniß in seiner Kirche zu befördern, welches ihm so sehr zum Ruhm gereicht, ist auch bey diesem nützlichen Institut, gute Katecheten zu bilden, sichtbar. Die Ursachen, warum er in keiner Lehre, so widersinnig sie auch seyn mag, vom Glauben der Kirche abweicht, begreift man wohl. Aber kann es, wird es auf die Art je besser werden? je das

hin kommen, daß Naturalisten und andere Ketzer aus Ueberzeugung den ächten katholischen Glauben annehmen?

T.

Ueber den Ursprung, den Nutzen und die Mißbräuche des Kirchenpatronats von C. W. Kindleben, Prediger zu Kladau, Gato und Gliaeta. Berlin, 1775. 8.

Man findet hier über diese Materien nichts weiter dreist gesagt, als was einem jeden längst bekannt ist, und es sind bald gegründete bald ungegründete Urtheile eingemischt. Der V. wünscht Besoldung am baaren Gelde anstatt des Ackers, und führt doch selbst aus seiner Pfarrmatrikul an, wie sehr in ein paar Jahrhunderten der Preiß der Sachen gestiegen sey. Der Rec. hat dergleichen mehr gesehen. Es ist ein Verhältniß, wie 1 zu 10. Der Acker, der vor 200 Jahren für 10 rthl. verpachtet worden, trägt jetzt an die 100 rthl. Wie gut für die armen Landprediger, daß ihre Naturaleinkünfte nicht auf Geld gesetzet worden. Ferner meynt er, ein Prediger könne wenig zur Aufklärung der Schulkinder beytragen. Das wäre schlecht. Wenn der Pfarrer nur selbst recht aufgeklärt ist, aber der Verf. verlangt keine gelehrten Prediger. Ferner meynt er, manche Prediger könnten ihre Studien nicht fortsetzen. Das sehe ich nicht. Ist die Pfarre gar zu schlecht, so bleibe er bis zur bessern Versorgung ledig, so wird Geld und Zeit zur Fortsetzung der Studien sich finden.

Br.

Predigten über die Evangelia auf alle Sonntage und Festtage im Jahre, von Joh. Aug. Schlegeln, Pred. in Sehburg. Dritter Theil. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung. 1774. 418 Seiten in 8.

Enthält ein und zwanzig Predigten über die Evangelia, vom ersten Pfingsttag an bis zum siebzehnten Sonntag nach dem Dreyeinigkeitsfest. Wir können noch immer nicht sagen, daß der Verf. einen rechtmässigen Beruf

habe,

habe, Predigten aufzusetzen, die „bey dem öffentlichen Got-„tesdienste auf dem Lande, in Ermangelung eines Predi-„gers, vorzulesen.„ Wenn er sich auch hin und wieder von der rohen Dogmatik losgemacht: so scheinen gleichwohl gar manche seiner theologischen Begriffe noch einiger Läuterung empfänglich zu seyn. Wieder hätten verschiedene Hauptsätze seiner Vorträge richtigeren und angemessenern Platz machen können. Alle aber sind auf eine Art behandelt, welche wohl weder für den Landmann, noch für den Städter recht paßt. Die Vernunftmässigkeit, Weisheit und Wohlthätigkeit der wirklichen Lehrsätze und Tugendvorschriften des Christenthums ist nicht genug vors Auge gerückt, nicht einleuchtend, eingreifend, empfindbar genug gemacht worden. Es fehlt durchhin die zweckmäßige Faßlichkeit, fehlen die angemessenen aus der untern Sphäre ausgehobenen Erläuterungen, Gleichnisse ꝛc. — Mit den erfoderlichen Abänderungen würden zum Exempel Reguis vertraute Reden, vorgelesen, allemal vielfachern Nutzen stiften, als des Verf. Predigten.

W.

Fortgesetzte Materialien zur evangelischen Religionsgeschichte in Oberschlesien. Reformations- und Kirchengeschichte der freyen Standesherrschaft Pleß mit archivalischen (archivarischen) Originalbeweisen von Gottlieb Fuchs, Pastor an der evangel. luther. Pfarrkirche zu Hünern bey Breßlau und Mitglied der patriotischen Gesellschaft in Schlesien. Breslau, bey Johann Friedrich Korn, dem ältern. 1774. 8. 64 Seiten.

Versuch einer Reformationsgeschichte des Fürstenthums und der bischöfflichen Residenzstadt Neisse, mit den dazu gehörigen Beweisen von Ebendemselben. Eben daselbst ꝛc. 1775. 8. 360 Seiten. nebst 3½ Bogen Vorber. und Register.

Der V. hat auch von der oberschlesischen freyen Standesherrschaft Pleß gern einige kirchenhistorische Nachrichten liefern wollen, wie er es von den größern Fürsten-

thümern Oberschlesiens gethan, hat aber mit Beyhülfe des Hrn. Regierungsraths Wientzek, Hrn. Past. Bartelmus und Hrn. Schulcollegen Gretcovius zu Pleß nicht mehr als diese wenigen zusammen bringen können. Sie betreffen 1. die Einführung des Lutherthums in die Herrschaft Pleß; 2. die Unterdrückung desselben von Seiten der Katholiken und die dagegen gethanen vergeblichen Vorstellungen der regierenden Standesherren; 3. die Wiederherstellung der evangelischen Religion unter der Preussischen Regierung, und 4. einige alte und gegenwärtige Kirchen- und Schullehrer im Plessischen. Die dazu gehörigen Documente sind als Beylagen dazu gedruckt. Die sämmtlichen Nachrichten bedeuten zwar nicht viel, sind auch nur sehr allgemein. Allein Hr. F. giebt, was er hat, und dieß wenige ist besser, als gar nichts. — Zu der Reformationsgeschichte des Fürstenthums Neisse waren schon mehr Materialien vorhanden, die der V. in chronologische Ordnung gebracht hat, daher diese auch umständlicher ausfällt, als die andere. Hr. F. giebt in fünf Abschnitten des Buchs Nachricht: 1. vom Zustande der christlichen Religion in Schlesien von ihrer ersten Einführung bis zur Reformation; 2. vom Anfange der Reformation im Fürstenthum Neisse und der bischöfflichen Residenz bis zum sogenannten Majestätsbriefe; 3. von dem Zustande der evangelischen Religion vom Majestätsbriefe an bis zum sächsischen Accord; 4. von diesem an bis auf gegenwärtige Zeiten; 5. von einigen evangelischen Kirchen- und Schullehrern im Fürstenthum. Die Urkunden dazu hat Hr. F. theils unter dem Text, theils in den gedruckten Beylagen beygebracht. Ueberall lieset man hier mit Unlust und Widerwillen die gewaltthätigen Unterdrückungen, welche den Protestanten von den Katholiken höchst widerrechtlich angethan worden. Doch findet man auch unter den Fürsten, Bischöffen und geringern Geistlichen dieser Partey schon zu damaliger Zeit edelmüthige Seelen, welche tolerantere Gesinnungen hegten.

B.

Versuch eines Beweises, daß die Seele des Menschen nach der Trennung vom Leibe nicht schlafe, sondern sich bewußt sey, aus Gottes Wort und geistlichen Erfahrungen wahrer Christen geführet. Halle, in der

der Buchhandlung des Waisenhauses, 1775. 8. 62 Seiten.

Ein gottseeliger Freund theilt hier dem andern über die Unsterblichkeit der Seele und deren unaussprechliche Freude in dem zukünftigen Leben, welche ein wahrer Christ durch den Glauben hoffen kann, und von der er hier schon in seinem Herzen durch das Zeugniß des heiligen Geistes göttlich versichert ist, in drey Briefen seine Gedanken mit. In dem ersten Briefe bemüht sich der V. zu zeigen, daß niemand anders, als ein wahrer Christ eine solche Versicherung habe. Ein wahrer Christ ist ihm „derjenige, der den „Herrn Jesum in der Ordnung einer wahren Bekehrung, „und der damit unzertrennlich verbundenen Gottseeligkeit, „mit Bewußtseyn so annimmt, erfährt und geneußt, wie „er uns in dem Worte Gottes beschrieben und angeboten „wird.„ Göttlich versichert seyn heißt nach seiner Erklärung: „durch das Zeugniß des heiligen Geistes und durch „dessen Wirkungen im Herzen überzeugt seyn, daß Gottes „Wort Wahrheit sey.„ Im zweyten Briefe sammelt er die Zeugnisse der h. Schrift, aus welchen erhellet, daß die Seele nach dem Tode nicht schlafen, sondern sich ihres glückseeligen Zustandes bewußt seyn werde; und urtheilet darüber, wie sichs gebühret. Im dritten Briefe handelt er von dem neuen Leben, welches die Seele des Christen in der Bekehrung und Wiedergeburt erhalten habe, oder von den neuen Fertigkeiten, welche aus dem unvergänglichen Saamen des göttlichen Worts in ihr erzeuget worden. So wie das natürliche Vermögen der Seele zu denken fortdauert, so dauerten, schreibt er, nach dem Tode auch diese durch den heiligen Geist in ihr gewirkten übernatürlichen Fertigkeiten, die an sich unvergänglich wären, fort, und würden ununterbrochen geübt. Die freudigen Erfahrungen und seeligen Empfindungen der Liebe Gottes und Jesu, durch den er mit dem himmlischen Vater versöhnt wäre, Empfindungen, die er mit allen Schätzen der Welt nicht vertauschen würde; die himmlische Lust, welche die Vollbringung des göttlichen Willens seinem durch den heiligen Geist aus Gott gebornem Herzen hier schon gewähre, versicherten ihn mehr als die schärfste metaphysische Demonstration, daß seine Seele nach erfolgter Trennung vom Leibe nicht schlafen, sondern ihre Kräfte üben, kurz, daß ihr Leben ein unaufhörliches freudiges Liebesleben in Gott und Jesu seyn werde.

Da der V. auf alle philosophische Argumente für die Unsterblichkeit der Seele nichts rechnet, so thut er wohl, wenn er sich in dieser wichtigen Lehre an die klaren Zeugnisse des Evangeliums hält. Dieses weiß freylich nichts davon, daß die menschlichen Seelen nach dem Tode hundert oder tausend Jahre und länger bis an den jüngsten Tag schlafen würden, eine Meynung, welche ohnehin sehr starke Gründe wider sich hat. Ob aber unsere Seele unmittelbar nach dem Ableben des Körpers eine kurze Zeit über in dem Zustande dunkeler Ideen sich befinden werde, bis sie wieder zu klaren und deutlichen Vorstellungen erwacht? Oder ob sie den ersten Moment darauf ihr völliges Bewußtseyn wieder bekomme? dies läßt sich weder aus der Bibel, noch aus geistlichen Erfahrungen, noch aus philosophischen Gründen mit Zuverläßigkeit bestimmen. Möglich wäre doch das Erstere, der Unsterblichkeit unbeschadet, welche ausser Zweifel ist, sowohl wie das Letztere. Welches von beyden wirklich ist, müssen wir erwarten. An ihrer Glückseeligkeit würde die Seele im ersten Fall wohl eben so wenig verlieren, als sie itzt dabey verliert, daß sie alle vier und zwanzig Stunden, so lange der Schlaf währet, in einen Zustand des Nichtbewußtseyns sinket.

Ob übrigens ein Schriftsteller, der die leichtsinnigen Weltkinder auf ihren im Tode zu befürchtenden unersetzlichen Schaden der Seele aufmerksam machen, und sie zu religiösen Gesinnungen erwecken will, solches, wie der Verf. in der den sogenannten Methodisten eigenthümlichen Sprache, oder in der Sprache des gemeinen Lebens thut, das ist gleichgültig. Man versteht ihn, so bald er sich erklärt, was er mit den Worten für Begriffe verbindet. Aber verargen und zum Weltsinn auslegen hätte er es doch niemanden sollen, der von seinem, den Briefen eingewebtem System der Gefühle im Christenthum etwas abgehet, und, wenn von Gnadenwirkungen des heiligen Geistes die Rede ist, nicht ganz so sich erklärt und ausdrückt, als er. Das hat er aber hie und da gethan. z. B. S. 18, 19. Anmerk. „Wenn einige der heutigen Gelehrten das Bewußt„seyn von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes in „der Seelen leugnen, und solches vor Schwärmerey hal„ten; so geben sie dadurch deutlich zu erkennen, daß sie „noch zu der Zahl derer gehören, denen das Geschäft des „heiligen Geistes in der Seelen eine Thorheit ist. 1 Cor. „2, 14. Man spricht ihnen deswegen ihre Gelehrsamkeit

„und

„und ihre Einsichten in den schönen Wissenschaften nicht „ab; aber wer Augen zu sehen hat, der siehet mit Mitlei= „den aus ihrer verkehrten kaltsinnigen Kunstrichterey von den „Gnadenwirkungen des heiligen Geistes, daß sie noch „nicht zum Himmelreich gelehrt sind; und daß sie die „ersten der allerschönsten Wissenschaften noch nicht besitzen, „welche darin bestehen, daß man weiß, daß man aus dem „Tode ins Leben gekommen ist; und daß man weiß, an „wen man glaubt.„ Warum denkt der Verf. ohne hin= „länglichen Grund so arges von andern in seinem Herzen? Er irrt sich auch in der Meynung gedachter Gelehrten. Diese leugnen eigentlich nicht das Bewußtseyn von den Gnadenwirkungen des heil. Geistes, sie sagen vielmehr, daraus, daß man sich guter göttlicher Gesinnungen bewußt ist, kann man es eben allein mit Zuverläßigkeit wissen, daß man dem Geiste Gottes bey sich Raum gegeben habe. Sie sprechen also den frommen Christen weder ihre freudigen Empfindungen über Gottes Liebe, noch ihre herzliche Be= trübniß über ihre wahrgenommenen sittlichen Gemüthsfeh= ler und Vergehungen ab. Sie leugnen nur, daß man in den Gnadenwirkungen des heil. Geistes das Uebernatürliche vom Natürlichen am Gefühl unterscheiden, oder sich des einen vor dem andern durch die Empfindung bewußt seyn könne. Was der Verf. den Herrn Jesum mit Bewußt= seyn erfahren und genießen nennt, das verwerfen sie nicht. Sie erfahren es auch innerlich, daß sie bey einem wahren Christenthum sehr glücklich sind. Diese geistlichen Erfah= rungen sind ihnen keine Schwärmerey, aber gewisse dunkle sinnliche Gefühle im Christenthum wollen sie nicht für sichere untriegliche Kennzeichen des Gnadenstandes eines Menschen ausgegeben wissen, weil solche leicht zur Schwär= merey führen können. Sonst wissen diese Gelehrten so gut, wie der Verf., an wen sie glauben, und die h. Schrift sagt es ihnen, ohne philosophische Discussion über die Fühl= barkeit oder Nichtfühlbarkeit der Wirkungen des heil. Gei= stes, daß man bey der Aehnlichkeit der Gesinnungen mit Christo auch zum Himmelreich geschickt sey. Wer auf die innerlichen Ueberzeugungen und Rührungen des Gewissens Acht hat, dem ist das Geschäft des heil. Geistes in der See= le keine Thorheit. So bald man aber über den Ursprung, die Natur und Veranlassung der Gewissensempfindungen, als Gelehrter, philosophiren will, so muß man es mit kaltem Blute thun, sonst philosophirt man schlecht. T.

D. Johann Peter Millers, ordentl. Prof. der Theologie in Göttingen, systematische Anleitung zur Kenntniß auserlesener Bücher in der Theologie und in den damit verbundenen Wissenschaften. Zwote vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1775. 8. 286. Seiten.

Im Anhange zum XIII — XXIV. Bande der Bibl. S. 228. ist die erste Ausgabe angezeiget. Wir urtheilen noch eben so davon. Mehr Auswahl der Bücher, die zur wirklichen Verbesserung des Werkchens so nöthig gewesen wäre, zu treffen, und ihre Zahl auf die besten in jedem Fache einzuschränken, hat dem Hrn. V. nicht gefallen. Er hat zwar einige minder wichtige und schlechte Bücher in dieser Ausgabe weggelassen, aber es sind auch viele eben so unwichtige und schlechte stehen geblieben, oder welche von gleich geringem Werthe an deren Stelle hinzu gethan worden. Wie manche darunter liegen schon längst in der verdienten Vergessenheit begraben. Soll der junge Theolog nur die brauchbarsten vorzüglichsten Bücher jeder Art kennen lernen, so ist die Anzahl derer, die ihm Herr Miller nennet, immer zu groß. Wozu stehen nun ihre Titel da? Er kan und soll sie nicht alle lesen. Antisymbolische, irenische, Unions- und Toleranzschriften haben wir da, wo wir sie vermuthete, gar nicht angezeigt gefunden. Nützlich möchten dergleichen Schriften sonst den jungen Leuten auch wohl seyn, damit sie vor dem schädlichen Partheyund Verketzerungsgeist in Zeiten verwahret würden, und über die verschiedenen Meynungen ganzer Kirchencommunen, oder einzelner Lehrer, und deren Wichtigkeit oder Unwichtigkeit für die eigentliche Religion, richtig urtheilen lernten. Die systematische Ordnung und Verbindung der Sachen ist mehrentheils, die §§ Zahl aber in dieser, wie in der ersten Ausgabe, völlig dieselbe geblieben. Der Verfasser hat nur abgenommen und zugesetzt, wo ers gut fand; manches in andere Form gegossen, in andere Ausdrücke eingekleidet, diesem Satz und jenem Perioden eine andere Wendung gegeben. S. 227. heißt es von den Scholastikern, was in der vorigen Ausgabe nicht stand. „Sie haben hauptsächlich dadurch dem Christenthum und „Europa geschadet, daß sie nicht nur durch ihre Spitzfin„digkeit

„digkeit die ausgemachtesten Wahrheiten ungewiß gemacht,
„sondern auch die gesamte Entscheidung biblischer, theolo-
„gischer und anderer Wahrheiten der menschlichen Gerichts-
„barkeit der Päbste, als niederträchtige Verräther der
„natürlichen und christlichen Freyheit, aufs schändlichste
„unterworfen.„ Schändliche Niederträchtigkeit mögten wir ihnen nun wohl darum nicht Schuld geben, daß sie die theologischen Dogmen nach den Principien ihrer Kirche so fein zuspitzten. Sie thaten nicht wohl daran, konnten aber doch ganz ehrlicher Weise dabey handeln. Thun doch viele unserer Theologen bis auf den heutigen Tag dasselbige. Sie unterwerfen, der natürlichen und christlichen Freyheit zuwider, die Entscheidung biblischer theologischer Lehrwahrheiten der menschlichen Gerichtsbarkeit, zwar nicht der Päbste, aber doch der Verfasser symbolischer Glaubensformeln, welche auch Menschen waren, und so wohl irren konnten, als die Päbste. Wird Hr. M. deswegen sagen, daß diese Theologen sich einer niederträchtigen Verrätherey der natürlichen und christlichen Wahrheit aufs schändlichste damit schuldig machen? Der Fall ist hier wie dort gerade derselbe. Denn wenn wir sagen: Ja! unsere symbolischen Bücher stimmen mit der Bibel überein, so sagten jene das auch, und glaubtens so gut, wie wir. — Der Rec. würde nie von den Scholastikern ein solch Urtheil fällen, aus deren System noch so viele Spitzfindigkeiten in dem unsrigen zurück geblieben sind, welche ja täglich unter lutherischen und reformirten Gottesgelehrten Vertheidiger finden.

Ez.

---

## 2) Rechtsgelahrheit.

**Sammlungen zu den deutschen Land- und Stadtrechten, herausgegeben von D. August Friedrich Schott. Dritter Theil. Leipzig, bey Heinsius, 1777. 304. Seiten, in 4.**

Dieser Theil enthält nichts als die Statuten der Chursächsischen Stadt Freyberg, und eine Geschichte derselben, von dem Oberstadtschreiber zu Freyberg Herrn Klotzsch entworfen. Da es seit einiger Zeit die herrschende

Mode ist, deutsche Stadt- und Landrechte zu ediren, und man sich von dieser Bemühung große Früchte verspricht: so haben wir nichts dagegen zu erinnern, daß man auch diese Statuten drucken ließ; sie verdienten es vor vielen andern. Hr. K. beweist, daß sie wahrscheinlich zwischen den Jahren 1297 und 1307 aufgesetzt sind. Im Jahr 1572. wurden sie durch die Chursächsische Constitutionen fast gänzlich abgeschaft. Der gegenwärtige Abdruck ist übrigens nach einem im freybergischen Archive befindlichen Originalcodex veranstaltet, und ist von den freybergischen Statuten, die Hr. Walch im 3ten Theil seiner Beyträge zum deutschen R. hat drucken lassen, sehr verschieden. Hr. K. zeigt, daß diese Walchische Statuten ganz unächt sind, und daß es irrig ist, wann sie Hr. Walch für noch jetzt geltende Freybergische Gesetze ausgiebt. †

*Christ. Frid. Georg. Meisteri* etc. selectorum opusculorum maxime ad jus civile ejusque historiam pertinentium sylloge altera. Goettingae, sumt. Bossiegel. 1775. 250 Seiten in 8.

Herr Hofrath Meister ist als einer unserer besten Civilisten und Criminalisten bekannt. Die gegenwärtige, alle zuvor schon einzeln gedruckt gewesene, hier gesammelte Abhandlungen bestätigen diesen Ruhm. Veränderungen sind bey der Aufnahme in die Sammlung nicht gemacht worden. Es wird also nichts weiter nöthig seyn, als daß wir die Ueberschriften davon anzeigen. 1) Dissertatio de juris romani criminalis in Germaniae foris maxime hodiernis auctoritate. 2) Dissertatio de juris vinculo, quo plures pro evictione auctores tenentur. 3) Dissertatio de eo, quod inter conditionem resolutivam et modum interest. 4) Dissertatio de ordine cognitionum in causarum civilis et criminalis concursu. ***

Juristisches Wochenblatt, herausgegeben von D. August Friedrich Schott. Dritter Jahrgang. Leipzig, bey Heinsius. 1774. 746 in S. in 8.

I. Neander von dem in Niedersachsen üblich gewesenen Einlager. — Der V. zeigt durch viele Diplomen, daß es auch ausser Niedersachsen üblich gewesen, und, des Verbotes

botes im R. A. von 1577 ungeachtet, noch bis zu dem Anfang des 30 jährigen Kriegs gedauret.

II. Strodmanns Nachlese zu dem Verzeichniß der zu Osnabrück und Münster auf dem Friedenscongreß gewesenen Gesandten. — Es werden deren 2 genennt, die Meyern nicht hat.

III. P. von dem Namen Deutsche und Germani — Der Name Deutsch soll von dem Angelsächsischen thyodan, thyddan verbinden, herkommen, und genau vereinigte, verbrüderte bedeuten, Germani also soll eine Uebersetzung von deutsch seyn.

IV. Anmerkung, daß Henricus niger, Herzog von Bayern nicht der erste gewesen, so diplomata ausgestellet.

V. C. A. Königs Antwortschreiben an den Hrn. S. M. über die Bedeutung und Ableitung des Worts Cornut — Es bedeutet in Niedersachsen jetzt einen Mitverbrecher. Vormals hatte es eine gute Bedeutung, und hieß ein Gesellschafter. Der V. leitet es von dem alten Korne her, und will beweisen, daß dies einen Ring oder Kreis bedeutet habe, und daß Kornut und Kornet einerley sey.

VI. C. A. Königs Zusatz zu der Nachricht von den Cerocensualen.

VII. Lauhn von der Lehnsfolge der Söhne in den sächsischen Lehnen. — Eigentlich nur über die Frage: ob der Sohn das Lehn annehmen, und das Erbgut repudiiren kan, und diese ist dann richtig und gründlich beantwortet.

VIII. Nachrichten von der Regierungsart der Städte in Deutschland unter den Carolingischen und sächsischen Königen, gesammelt von G. E. L. Preuschen.

IX. Georg Fr. Hummel Beweis, daß das Cammergericht gleich dem Reichshofrath das Recht habe, unmündigen Ständen Vormünder zu ordnen und zu bestätigen.

X. Joh. Christian Sachs von dem Ursprung des fürstlichen Hauses Baaden. — Es wird von den alten Herzogen von Zähringen hergeleitet. Diese auch schon von andern behauptete Meynung wird mit neuen Gründen unterstützt.

XI. Fr. Wilh. Tafinger von der Sprache des K. und R. Cammergerichts. — Der V. zeigt, in welchen Sachen lateinische Aufsätze an dem C. G. angenommen werden.

XII. Phil. Wilh. Fladt Nachricht von dem Pfälzischen Historiographo Carl Ludwig Tolner.

XIII. Andr. El. Roßmann von bedingten geistlichen Stiftungen, — das heißt von Stiftungen zu Seelmessen,

da

da man aber die Güter nicht amortisiren ließ, sondern nur eine Abgabe davon versprach, unter der Bedingung, daß an einem Altar eine gesetzte Anzahl Seelmessen für den Stifter gelesen würden.

XIV. Carl Adolph von Braun von der Eintheilung der capitis deminutionis. Sie soll sich in der Stoischen Lehre von der dreyfachen Gesellschaft gründen. Die Stoiker sagten bekanntlich, in der Welt seyen drey Gesellschaften. Die größte begreift das ganze menschliche Geschlecht; die mittlere oder kleinere sind die einzelne Staaten; die kleinste sind die universitates und häusliche Gesellschaften. Wurde nun jemand, sagt der V., aus der größten Gesellschaft verstossen: so war's capitis deminutio *maxima*. Nahm man einem die Rechtsfähigkeit in der mittlern oder kleinern: so hieß es capitis deminutio *media*, u. s. w. Uns scheint die Hypothese, die ingeniös genug ist, doch eben nicht die größte Wahrscheinlichkeit zu haben.

XV. D. Joh. Ernst Schröter von der ältesten Sammlung der canonum in der lateinischen Kirche. — Er hält den von Justellus edirten codicem can. ecclesiæ universæ für die älteste Sammlung, und widerlegt die Einwürfe.

XVI. D. Andreas El. Roßmann vom Freudenpferde, Haupt- und Gewandsfall. — Das Freudenpferd wurde bey der Leiche mit seinem Herrn, der kein Vasall war, verbrannt, damit er sich dessen in dem ewigen Leben bedienen könnte. Der Hauptfall und Gewandsfall ist das Recht eines Herrn, von seines verstorbenen Vasallen oder leibeignen Sachen das beste Pferd, oder ein anderes Stück Vieh, und von der Vasallen Gewand und Linnenzeug zu nehmen. Die Ausführung ist sehr unterhaltend.

XVII. Ebenderselbe von dem Verfasser der Bambergischen, Brandenburgischen, und des heil. Reichs peinlichen Halsgerichtsordnungen Johann Freyherrn von Schwarzenberg. — Die Abhandlung enthält viele artige und in der Geschichte der Carolinischen Halsgerichtsordnung wichtige Nachrichten.

XVIII. Ebenderselbe von walzenden Lehen. — Man findet diese Art von Güter in Franken. Sie sind Lehnstücke, welche der Besitzer, wann er will, aus eigner Willkühr zertheilen, verkaufen und also von seinem Gute wälzen kan.

XIX. Ebendesselben Gedanken von den Erzämtern, besonders eines Erzbothschafters des heiligen Reichs. —

Die

Die sämmtlichen vormaligen Bemühungen der Gelehrten, für das Haus Hannover ein neues Erzamt ausfindig zu machen, sind undankbar gewesen; auch dieses Verf. seine.

XX. Ebenderselbe: ob das Hochstift Bamberg von einem des heiligen Reichs neuen Erzbeamten den Oberamtsdienst fordern könne? — Nein.

XXI. C. A. von Braun: ob das Darlehn gemeiniglich verzinslich sey. — Der V. behauptet: ja! wann auch gleich kein Vertrag und kein ungebührlicher Aufschub vorhanden ist. Er giebt zu, daß in den römischen Gesetzen das Gegentheil verordnet ist, glaubt aber, daß die Umstände unsrer Zeit, unsre Verfassung und Gewohnheit hier keine Anwendung des röm. Rechtes erlaubten. Darüber liesse sich aber noch viel streiten.

XXII. D. Roßmann: ob die Judenschulen und deren Armenbüchsen in den Gantprocessen eines Vorzugs zu würdigen? — Nein.

XXIII. Johann Gottl. Gonne vom Handwerksschutz ausser Landes. — Der Churfürst von Sachsen hat, wie bekannt, die oberste Schutz- und Schirmgerechtigkeit über die Trompeter, Churpfalz über die Keßler in einem gewissen Bezirk am Rhein, in Franken und Schwaben ꝛc. Es fragt sich, was von dieser Art der Schutzgerechtigkeiten heut zu Tage zu halten sey, und in wie fern solche nach der gegenwärtigen Verfassung in Deutschland bestehen können? Der V. glaubt, daß sie allerdings noch bestehen, und ihre Wirkungen äussern.

XXIV. Ebendesselben besondere Erklärung des Art. LXVI. Jur. feud. Alem. — Er zeigt, daß der Lehnsherr bey aufgetragenen Lehen zur Evictionsleistung nicht verbunden sey, und daß der oben angeführte Text, womit man das Gegentheil beweisen will, nicht de feudo oblato, sondern emtitio rede. Uebrigens hätte diese Abhandlung, die nur ein kurzer Auszug aus des Verf. Diss. de evictione feudi oblati ist, wohl wegbleiben können.

XXV. D. Roßmann von Zerschlagung der Güter. — Die Sache wird zuerst historisch betrachtet, alsdann in einem rechtlichen Gutachten die Fragen untersucht: ob der Erbzinsherr die einzeln acquirirte Stücke des Erbzinsgutes einzeln zu verhandeln befugt ist, oder ob der Steuerherr ihm dieses verwehren könne? und, wie billig, zu Gunsten des Erbzinsherrn entschieden.

XXVI. C. A. von Braun von einigen uneigentlichen Lehen — nemlich vom Freylehen, Zinßlehen, unbeschwornen Lehn, Seßlehn, Burglehn, Verwahrungslehn und feudo quaternato.

XXVII. Just Henning Böhmers gründliche Untersuchung, ob und wie weit die Reformation der Calender zu der geistlichen oder weltlichen Oberbothmäßigkeit zu referiren sey? — Es wird umständlich gezeigt, daß die Verbesserung der Calender keine blosse Policeysache sey.

XXVIII. Ebendesselben Gedanken von den verlohrnen alten römischen Gesetzen und Rechtsbüchern, wie auch den grossen Bemühungen der Gelehrten, solche wieder herzustellen. — Ein Fragment einer römischen Rechtshistorie, das größtentheils ganz bekannte Dinge enthält.

XXIX. Joh. Sam. Friedr. Böhmers rechtliche Untersuchung der Frage: ob und in wie weit eine Weibsperson, so eine Handlung treibt, aus ihrer Bürgschaft verbunden sey oder nicht. — Der V. behauptet, daß sie verbunden sey, und zwar ohne Unterschied, die Schuld mag mit der Handlung in Verbindung stehen, oder nicht.

XXX. Joh. Georg Schlitte rechtliche Untersuchung der Frage: ob die praktische Meynung, daß eine Frauensperson, so da bürget, ihrer weiblichen Gerechtigkeit sich bündig verzeihen und begeben könne, in theoria gegründet sey oder nicht? — Sie ist gegründet nach des Verfassers Meynung.

XXXI. Historischheraldische Grundlinien des Oettingischen Wappens, gezeichnet von J. P. Lang.

XXXII. Erhard Friedrich Weinlands Beytrag zur archivalischen Ordnung. — Der Beytrag besteht in dem Rath, daß in dem Fall, wann Landesgerichte wegen eines Processes unter Privatpersonen bey dem Landesherrn Erläuterung einholen, man die erhaltene Landesherrliche Verordnung nicht zu den Acten lege, sondern ihnen im Archiv einen besondern und eigenen Platz gebe, den Acten aber nur einen copeylichen Extract dessen im Rescript, was die Sache unmittelbar betrift, beyfüge. — Der Anschlag ist ganz vernünftig, aber so viel Gepränge hätte der V. nicht dabey machen sollen; und mit bons-mots muß er nicht schimmern wollen.

XXXIII. Friedrich Carl von Moser von den Rechten der Gesandten in Ansehung der Wappen ihres Souverains. — Historisch und juristisch gut ausgeführt.

XXXIV.

XXXIV. Ebenderselbe von dem Gebrauch des Looses in Staatssachen — Interessant und angenehm.

XXXV. Von dem Ursprunge des Inquisitionsprocesses in der Oberlausitz.

XXXVI. Aug. Rud. Jes. Bünemanns sen. Anmerkung über eine Stelle des XL Artikels der peinlichen Halsgerichtsordnung K. Carls des Fünften.

XXXVII. W*** über die Bünemannsche Anmerkung. — Der Artikel sagt: So eyner Gefangen heymlich helt, die jm entlaufen, vnnd anzeygen, wo sie gelegen seindt ꝛc. Bünemann glaubt die Worte: Die jm entlaufen, hiessen so viel, als: die im Entlaufen, d. i. in der Flucht begriffen sind. Der andre Verfasser hingegen hält das Wort jm für unrichtig, liest wie in der Bambergischen H. G. O. Art. 49. die jme entlaufen, und erklärt das jme durch jemand.

XXXVIII. Joh. Steph. Pütters Beyträge zu der Lehre vom Ursprung des Reichshofrathes, besonders von den Zeiten Kaiser Maximilians des I. — Ein Auszug läßt sich nicht wohl aus dieser Abh. machen. Hr. P. stimmt übrigens der Meynung derer bey, die den Reichshofrath für ein neues Gericht, und nicht für eine Fortsetzung des alten Hofgerichts halten.

XXXIX. Aug. Rud. Jes. Bünemann sen. von den Circationibus — das heißt von der alten Gewohnheit, daß die Guts- und Lehnherren bey ihren Meyerleuten und Vasallen herumreißten, gastfrey gehalten wurden, ihre Höfe hielten, und den Meyerleuten und Vasallen Recht sprachen.

XL. J. F. Falke kritische Anmerkungen über einige seit kurzem ans Licht getretene kaiserliche Urkunden — Der jüngere Hr. Schmunke hat in seinen Monim. Hass. 2 Th. 657 S. einige Urkunden ediret, welche hier für unächt erklärt warden.

XLI. Joh. Jakob Schmauß von der Aera Hispanica — Die Spanier haben vor Zeiten eine eigene Zeitrechnung gehabt, die von der christlichen um 38 Jahre verschieden war, und so viel Jahre eher anfieng. Schmauß sucht die Veranlassung darinn. Ungefehr 38 Jahr vor Christi Geburt ist ein gewisser Boroista Diaeneus nach Spanien gekommen, hat bey den Gothen in grossem Ansehen gestanden,

den, sie in Wissenschaften unterrichtet ꝛc. Von dieser Begebenheit an haben die Gothen ihre Jahre gezählt.

Sr.

Die Verdienste einer neuen Gesetzgebung in Deutschland. Eine Rede von Johann Christ. Ludwig Fresenius. 28 S. in 8.

Vertraute Briefe über die Einführung neuer Rechte in Deutschland, von Ebendemselben. 40 S. 8. Beydes Frkf. am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben, 1774.

Die Rede ist, so viel man sehen kann, nie gehalten, und die Briefe sind nie an jemand geschrieben worden. Der V. hat beydes nur als Einkleidung gebraucht. Er sucht nur zu sehr im Declamationston zu beweisen, daß man das Römische Recht abschaffen, und ein neues deutsches Gesetzbuch machen solle. In den Briefen hebt er die Zweifel, die gegen den Vorschlag gemacht werden könnten. Einen Zweifel, wie es möglich ist, für Deutschland, das aus so vielen von einander unabhängigen Provinzen besteht, wo Sitten, Grundverfassung, Denk- und Handlungsart, und hundert andere äusserliche in die Gesetzgebung genau verwebte Verhältnisse so unendlich verschieden sind; wie es möglich ist, für ein solches Land ein allgemeines Gesetzbuch zu entwerfen, hat der V. nicht berührt. Uns dünkt, der war doch einer der wichtigsten.

Hk.

Der erste Theil der Geschichte von Hamburg; die ältere Geschichte von der Erbauung der Stadt an, unter K. Karl dem Grossen bis auf den Anfang der Reformation in Hamburg vom J. 808 bis 1528. Der ältern Geschichte erster Abschnitt, bis 1106; des ersten Abschnitts erste Abtheilung; vom J. 808 bis auf den Tod Kaiser Carls des Grossen 814.

814, 4. von S. 66 — 122, mit dem Bildniß weil. Peter Lütkens, Bürgermeisters.

Des ersten Abschnitts der älteren Geschichte von Hamburg zweyte Abtheilung. Die Hamburgische Geschichte in dem Zeitraume der Regierung Kaiser Ludwigs des Frommen und Ludwigs des Jüngern von dem J. 814 bis zum Tode des h. Anscharius im J. 865. mit dem Bilde weil. Lucas a Bostel, Syndicus.

In demselben sanft und ohne Geräusch, wie ein klarer Bach, dahin fliessenden Töne, den wir schon bey der Einleitung bemerket haben, rücket dieser Geschichtschreiber seines Vaterlands immer weiter vor, und erweitert den schon angefangenen Beweis, daß Hamburg keine Hauptstadt der Nordalbinger ums J. 600 gewesen, sondern von Carln dem Grossen im J. 808 unter dem Namen Hochbuchi angelegt, im J. 810 von den Wilsen zerstört, im J. 811 aber von dem Kaiser wieder hergestellet worden. Der h. Anscharius war ein Günstling K. Ludwigs des Frommen, hat wahrscheinlich die Petrikirche, Schule und Bibliothek in Hamburg gestiftet; die Bremische Kirche war zu mehrerer Verbreitung der christlichen Lehre mit der Hamburgischen vereinigt; in der Folge jedoch wieder getrennt, bis endlich der Erzbischöffliche-Hamburgische Sitz ganz nach Bremen verleget worden. Gm.

Entwurf einer Einleitung zum Wechselrecht; zum Gebrauch academischer Vorlesungen von Johann Daniel Heinrich Musäus, der Rechte Doctor auf der Georg-Augustusuniversität (giebt es etwa zu G. noch mehr Universitäten?) zu Göttingen. Göttingen, bey Vandenhöck, 1774. 25 S. in Octav.

Ein Compendium soll freylich nur die ersten Grundsätze enthalten; wenn es aber nichts ist, als blosse Sciagraphie, so sehen wir seinen Nutzen nicht ein. Und so ist das gegenwärtige. Man glaubt den einem weitläuftigen Werk vom Wechselrecht vorgesetzten vom Buch abgerissenen Inn-

halt vor sich zu haben. Z. E. hier ist das ganze zweyte Kapitel:

„Vom Ursprung der Wechsel und des Wechsels
„rechts.

„Hier ist folgendes zu bemerken:

„A) Der Ursprung der Wechsel selbst. Dabey
„wird gehandelt:

„(1) von Spuren ähnlicher Geschäfte,
„(2) vom wahren Ursprung.

„B) Der Ursprung des Wechselrechts, wobey zu
„gleich folgende Puncte erörtert werden:

„(1) der Umfang dieser Wissenschaft,
„(2) deren Nutzen,
„(3) Eintheilungen derselben.

Hatte der V. nicht Zeit, ein Compendium zu schreiben, so konnte er ja über ein fremdes lesen.

Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle aus verschiedenen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit mit ihren Entscheidungsgründen, nebst einigen Schutzschriften, von Theophilo Christian Becker, b. R. Doctor, F. Hess. Cassel schen Commissionsrath und Rosernatencommissario. Erster Band. 1774. 678 Seit.

— — Zweyter Band. 1775. 736 S. in Octav. Eisenach, in der Grießbachischen Buchhandlung.

Der erste Band besteht aus acht Sammlungen, die nach und nach herausgekommen sind. Der zweyte ist auf einmal erschienen. In der Vorrede des letzteren versichert der V., daß alle Exemplarien des ersten Bandes sich schon vergriffen, und derselbe zum zweytenmal habe müssen aufgelegt werden. Ist das richtig, wie wir dann einem ehrlichen Manne auf sein Wort wohl glauben, so wundern wir uns. Denn weder der Wahl der Fälle noch die Ausführung ist so vorzüglich, daß wir dem Buche eine zweyte Auflage prophezeihet hätten. Ganz schlecht ist die Sammlung nicht,

nicht, aber wir haben doch schon so viele weit bessere, daß man dieser ganz bequem hätte entbehren können. S. 304 finden wir ein Erkenntniß, das offenbar widerrechtlich ist. Der V. erklärt eine Schenkung aller Güter durchaus für ungültig, weil sie nicht gerichtlich geschehen war, und in einer Hessencasselischen Landesordnung vom 30. Octobr. 1744 festgesetzt sey, daß alle Schenkungen gerichtlich geschehen sollten. Wußte der V. nicht, daß dieses Gesetz nur von Schenkungen liegender Güter redet? Aus den Casselischen Oberappellationsgerichtsdecisionen hätte er es lernen können, wenn er das, was jeder Anfänger im Casselischen weiß, nicht ohnehin wußte.

Sr.

Fundamenta juris privati civilis in tabulas ordine systematico redacta a *Johanne Godofredo Hainio*, Electoralium Saxon. Accisarum, quæ Kœnigsteinii præstantur, Inspectore & Advocat. immatric. Editio secunda, multis locis emendatior & auctior. Dresdæ, in officina Gerlachiana, 1774. 209 S. in Quart.

Das römische Recht, und zwar so viel davon, als in ein Compendium für Anfänger gehört, in Tabellenform gebracht, und diese nach den drey Rechtsobjecten geordnet. Ob der ganze Gedanke großen Nutzen habe, wissen wir nicht. Indessen gefällt uns doch dieses Buch vor vielen andern seiner Gattung. Nur ist zuweilen zu viel distinguirt, zuweilen zu wenig, auch oft nicht richtig, und manche Erklärungen des V. sind nicht rund und adäquat genug. Z. E. wozu war es nöthig, in einem System des römischen Privatrechts S. 62, das dominium in eminens und vulgare einzutheilen, und das eminens wieder in ordinarium und extraordinarium. Zu dieser Distinction war hier gar nicht der Ort. Dahingegen fehlt an eben dieser Stelle die Eintheilung des Eigenthums in solitarium dominium und condominium. Wahr ist es nicht, daß dominium plenum nur das ist: quando quis sine concursu alterius de re pro arbitrio disponere potest. Das condominium ist auch plenum. S. 97 hätte die wichtige Eintheilung der Codicille in solche, die im Testament bestätiget, und solche, die es

 nicht

nicht sind, nicht ausgelassen seyn sollen. S. 81 ist nur das sollenne Testament in scriptum und nuncupativum eingetheilt. Ist dann das nicht solenne nicht auch so vielerley? Wahr ist es nicht S. 63, daß die Accession immer ein modus adquirendi originarius ist. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Des vollständigen Hauptregisters über weiland Johann Ulrichs, Freyherrn von Cramer, Kaiserl. und des Reichscammergerichts Beysitzers, herausgegebene sämmtliche Schriften Zweyter Theil. Dessen Wetzlarische Nebenstunden vom 69. bis 128. Theil; sodann dessen Observationum juris universi, Tomum V. und VI. auch vier Theile des systematis processus Imperii befassend, zusammen getragen von D. Friedrich Balthasar Sonntag, Hochfürstlich Stollbergischen Rath; mit einer Vorrede von dem Character, Leben und denen Schriften des seel. Freyh. v. Cramer begleitet von einem dermaligen Mitgliede des Kaiserl. und Reichscammergerichts. Ulm, Frkf. u. Leipz. 1774. bey Johann Conrad Wohler.

Wir wissen nichts mehr zu sagen, als auf dem Titel steht, es wäre dann, daß die Vorrede von dem Hrn. Assessor von Preuschen ist, wie dessen Unterschrift zeigt, und darinn unter andern gelegentlich bewiesen wird: daß es einem Cammergerichtsbeysitzer erlaubt sey, die gefällte Urtheile mit den Entscheidungsgründen durch den Druck bekannt zu machen.

T.

Abhandlung vom Begnadigungsrecht, besonders in Soldatenverbrechen, von F. L. Fischer, Lieutenant und exsp. Auditor der Herzoglichen Leibgarde zu Fuß. Stutgard, bey Metzler, 1774. 143 S. in klein 8.

„Aus

„Aus einem Versuch,„ sagt der V. S. 143. „den man ge„meiniglich am Ende seiner academischen Jahre wagt, „ist diese Abhandlung entstanden, und als einen solchen „Versuch, und nichts mehreres, wünscht ich auch, daß sie „beurtheilt werde.„ Freylich ein Versuch, ein ziemlich unvollkommner Versuch ist sie, worinn viel bekannte Dinge von Nebensachen, und wenig Bestimmtes und Brauchbares von der Hauptsache gesagt wird.

Seltsam lautet es, wenn S. 51 steht: Lipsius, Valerius Maximus und Vegetius haben uns die Kriegsstrafen der Römer aufbehalten. Ein Autor aus dem 16ten Jahrh. soll uns die Kriegsstrafen der Römer aufbehalten haben!

Nicht wahr ist es, S. 79. daß in der römischen Republik der Grundsatz aufgestellt war: in einer Republik muß man immer mehr strenge als gelind seyn. Livius sagt von den Römern ganz anders: Nulli genti mitiores placuerunt pœnæ.

Wenn es zweifelhaft ist, ob ein Todschlag vorsetzlich oder nicht sey, so ist es gar nicht nöthig, daß der Landesherr sein Begnadigungsrecht ausübe, wie der V. S. 90 glaubt.

Kein Gericht ist heutiges Tags schuldig, einen Delinquenten, den es ergriffen hat, an das auswärtige forum delicti auszuliefern. Dieß ist also kein Privilegium der Stadt Reutlingen, wofür es S. 97 ausgegeben wird.

Die Sprache des V. ist ziemlich gut und rein von Suevicismen. Doch S. 2 lesen wir: leidete statt litte.

Sr.

Digesta juris Saxonici, oder vollständiger Auszug derer neuesten Sächsischen Rechte, wie solche in dem fortgesetzten Codice Augusteo enthalten sind; worinnen die Churfürstlich Sächsischen, auch Ober- und Niederlausitzer Landes- Kirchen- Policeygerichts- und andere Ordnungen, Constitutiones, Decisiones, Declarationes, Edicta, Rescripta, Decreta, Mandata, Privilegia, Patente und Ausschreiben, auch übrige Landesgesetze, unter ihren gehörigen,

nach dem Alphabet gesetzten Titeln, in kurzen, deutlichen, und mit genugsamen Textstellen bewährten Sätzen vorgetragen werden. Nebst beygefügter Historie dieser Rechte, von D. Johann Tobias Richtern rc. Leipzig, bey Heinsius, 1774. 1076 S. in groß 8.

D. Thomas Haym hat im J. 1734 aus dem Codex Augusteus einen alphabetischen Auszug unter dem Titel: Digesta juris Saxonici, herausgegeben, und Herr R. liefert hier einen ähnlichen aus dem fortgesetzten Codex, der im J. 1772 erschienen ist. Er hat zugleich auf die noch nachher ergangene Verordnungen Rücksicht genommen, und sie excerpiret. Anfangs ist er Willens gewesen, die Haymischen Digesta mit seiner Arbeit zu vereinigen, welches dann freylich für die Leser bequemer gewesen wäre. Aber eine darüber entstandene Zwistigkeit, vermuthlich unter den Verlegern, habe, sagt er, dieses gehindert. Er hat indessen die Ordnung und Rubricken jenes Buches beybehalten, die hier fortgesetzten Titel mit einem D. bezeichnet, und die Seitenzahlen des Haymischen Werkes allegiret; das, was in diesem Buche gar nicht, oder nicht hinlänglich berühret war, ergänzet, und endlich aus den neuen Gesetzen verschiedene neue Rubricken gemacht. Die Worte der Gesetze hat er, so viel möglich, beybehalten, auch zuweilen ihre Ursachen angezeigt. Zu mehrerer Bequemlichkeit sind auch die Seitenzahlen aus dem fortgesetzten Codex Augusteus citiret. Das alles sagt die Vorrede, und wir wissen nichts zuzusetzen. Hier ist der erste Artickel zur Probe:

A. A.

Abactio partus. (D. 1.)

Abtreibung der Leibesfrüchte. vergl. Kinder.

Strafe. §. 1. Const. 4. P. IV. wird nebst der peinlichen Halsgerichtsordnung wiederholt und bestätiget im Mandat wegen Abtreib- Umbring- und Wegsetzung der Leibesfrüchte, v. 1744. I. 339.

Und soll, ohne Ansehen der Person, des Standes, Alters und anderer Umstände, auch ohne zu hoffende Begnadigung oder Milderung, die Strafe vollstreckt werden, ebend. §. 1. I. 340.

§. 2.

Vorsicht der Aerzte rc.

§. 2. Medici, Apotheker, Barbier, Bader und Feldscheerer sollen in Dispensirung solcher Arzneyen, Kräuter und Getränke, welche dazu können gemißbraucht werden, ingleichen, bey dem, nach Beschaffenheit der Zeit dazu gereichenden Aderlassen, Behutsamkeit gebrauchen, auch auf ihre Gesellen und Lehrlinge Acht haben, bey willkührlicher harten Strafe, ebend. §. 5. I. 341.

und Obrigkeiten.

§. 3. Obrigkeiten können verdächtige Personen vor sich fodern, sie warnen, bey hartnäckigem Leugnen von geschwornen Wehmüttern besichtigen lassen; doch ist Behutsamkeit zu brauchen, sonst bleibt, ausser der Strafe, unschuldigen Personen ihre Satisfaction auch gegen die Denuncianten vorbehältlich, ebend. §. 6. I. 342.

Vg.

## Justus Claproths, D. ohnmaßgeblicher Entwurf eines Gesetzbuches. Erste Fortsetzung, welche das Criminalrecht enthält. Frankf. am M. in Commission bey Joh. Gottlieb Garbe. 1774. 196 S. in Quart, mit einem Anhange von 22 Seiten.

Wir haben, als wir den ersten Theil dieses Werks anzeigten, des V. lobenswürdige Absichten so wenig verkannt, als das viele Gute, das er hinein gelegt hat, und wenn uns eine gelehrte Zeitung Schuld gab, wir hätten das Buch verspottet: so geschah uns ganz unrecht. In der Vorrede lesen wir mit Vergnügen, daß Hr. C. durch einen höhern Wink veranlasset worden ist, sein Werk fortzusetzen; dann wir schliessen daraus, daß man doch irgendswo auf eine Verbesserung der Gesetzgebung denke. In eine umständliche Critik uns einzulassen, halten wir auch bey diesem Theile für unnütz. Es liesse sich gar vieles gegen Hrn. C. Gedanken und Vorschläge erinnern. Nur einiges zu sagen, er ist ein grosser Patron der Todesstrafen, und dictirt sie auch in vielen Fällen, wo man sie bisher nicht gehabt hat, z. E. S. 106. setzt er sie auf die Unzucht, die man mit einer durch narcotische Mittel eingeschläferten Person begehet. Die Erfahrung hat doch hinlänglich gezeigt, daß in den Ländern, wo man wenige oder gar keine Todesstrafen mehr dictirt, darum die Verbrechen nicht häufiger geworden sind. Was Hr. C. in der Vorrede sagt:

Gott würde seinem Volk keine Blutgesetze vorgeschrieben haben, wann sie nicht mit der Weisheit der Gesetze übereinstimmten, macht warlich die Sache nicht aus. Wir streiten ja nicht überhaupt über die Zulässigkeit der Todesstrafen. Die Frage ist, ob sie heut zu Tage in Deutschland, in so vielen Fällen, als der V. will, nöthig sind.

Gar oft übersieht Hr. C. die Grade der Moralität bey den Verbrechen; oft preßt er eine Menge Ideen zusammen, statt sie distinct und einzeln hinzustellen; oft stossen seine Vorschläge gegen die legislatorische Prudenz an; sehr oft sind Gedanken und Ausdruck nicht bestimmt genug. Wir wollen von dem allen eine Probe geben: S. 113 heißt es: „Wenn eine Ehefrau mit einer andern Mannsperson „verehlichten oder ledigen Standes bis zu dem mehrmals „bestimmten Grade (bis zur *immissione membri*) sich fleisch„lich vermischet: so wird solches ein Ehebruch genannt, „und werden beyde mit einjähriger öffentlicher Arbeit be„straft,„ (wann eine Ehefrau mit einem ledigen Manne Ehebruch begehet, so sündigt sie gewiß mehr, als er, und verdient also auch eine härtere Strafe.) „die Ehe auf „Verlangen des beleidigten Ehemannes getrennet; ein et„wa nachher erzeugtes Kind vor ein ehebrecherisches „Kind gehalten, welches der Ehebrecher ernähren muß,„ (ein nachher erzeugtes Kind! wie seltsam und schwankend ausgedruckt!) „und verlieret die ehebrecherische Frau „ihre Hälfte des aus der Gemeinschaft der Güter zukom„menden Antheils, oder bey Adelichen den Brautschatz,„ (gleichsam, als ob bey Unadelichen nicht auch ein Brautschatz statt fände,) „welches den ehelichen Kindern, oder „wenn deren keine da sind, dem Ehemann zufällt. Es be„hält jedoch die Ehebrecherin die Erlaubniß, sich wieder zu „verheyrathen, auch selbst den Ehebrecher„ (das letzte ist eine Sache von den schlimmsten Folgen, und ein weiser Gesetzgeber wird es nicht verstatten.) „Es fällt also künf„tig der Unterschied zwischen einem einfachen und gedop„pelten Ehebruche hinweg„ (Warum? Die Frau, welche mit einer unverheyratheten Mannsperson Ehebruch begehet, handelt doch etwas weniger strafbar, als die, welche ihn mit einem Ehemanne treibt; denn diese beleidiget zugleich eine andere Ehefrau.) „So wird es auch fer„nerhin nicht weiter vor einen peinlichen Ehebruch, son„dern vor blosse Hurerey gehalten, wenn ein Ehemann mit „einer ledigen Frauensperson ein oder etlichemal sich fleisch-

„lich

„lich vermischet hat.„ Blosse Hurerey? Wie läßt sich das sagen? Hr. C. will ja doch Gefängniß- oder Geldstrafe auf diese Handlung gesetzt haben, und vermuthlich härtere als auf die Hurerey. Er giebt auch ausdrücklich der Ehefrau das Recht, auf die Ehescheidung zu klagen. Warum soll also die Handlung nicht Ehebruch heissen?

Die Tortur will Hr. C. gänzlich abgeschafft haben. In Capitalverbrechen soll der Inquisit, der einen halben Beweis gegen sich hat, nach der Verschiedenheit seines Standes, (so viel Gewicht würden wir nicht auf den Stand legen,) entweder zur öffentlichen Arbeit verurtheilt, oder in ein Zuchthaus, Gefängniß, Hausarrest, gesetzt werden, bis seine Schuld oder Unschuld näher an den Tag kommt. — Einen Menschen, der nur einen halben Beweis gegen sich hat, zur öffentlichen Arbeit oder zu Gefängnißstrafe verurtheilen, bis seine Schuld oder Unschuld entdeckt wird, streitet, nach unserer Meynung, nicht viel weniger gegen die Menschlichkeit und Billigkeit, als die Folter. Dann auf diese Weise wird mancher Unschuldiger Lebenslang arbeiten, Lebenslang im Gefängnisse bleiben müssen, weil seine Unschuld nicht an den Tag kommt. Unser Glaubensbekenntniß über die Tortur ist dieses. Das gemeine Argument ihrer Vertheidiger: was soll man mit Inquisiten anfangen, die zur Tortur qualificirt sind? ist kurz damit abgefertiget: Thut eben das mit ihnen, was ihr thut, wann sie auf der Folter bekennen und nachher widerrufen. Auf der andern Seite aber halten wir sie in folgenden Fällen für erlaubt, 1) wann sie gebraucht wird, um die Mitschuldigen zu entdecken. Hr. C. und andere sagen zwar, der Gefolterte kann Menschen nennen, die nicht in der Welt sind, oder Unschuldige angeben. Aber wie leicht ist das beantwortet! Er kann Menschen nennen, die nicht in der Welt sind; aber wird er das immer thun; muß er nicht fürchten, daß, wann er es thut, man die Folter wiederholen werde? Er kann Unschuldige angeben. Werden diese deswegen sogleich in Inquisition gezogen, oder gar gestraft werden? Muß der Inquisit nicht auch hier befürchten, daß er aufs neue torquirt, und wegen der falschen Angaben werde bestraft werden? 2) Halten wir die Folter für statthaft, wann ein Inquisit wegen eines Verbrechens überführt, wegen anderer höchst verdächtig ist, und die Schmerzen der Folter keine zu harte Strafe für jenes erwiesene Verbrechen sind. Z. E. Wir wissen einen Fall, da ein Inquisit erwiesener

Maassen einen Diebstahl begangen hatte; wahrscheinlich noch mehrere. Der Richter brachte ihn durch Stockschläge zum Geständniß der letztern. Die Stockschläge waren eine Folter. Wäre der Mensch unschuldig gewesen: so hätte er die Schläge als eine Strafe für den erwiesenen Diebstahl hinnehmen können; hätte sie also nicht unschuldig gelitten. Hier fällt folglich das Hauptargument der Gegner, daß durch die Folter einem Unschuldigen Schmerzen erregt werden können, weg. Auch der andere Einwurf: ein erzwungenes Geständniß ist nicht glaubwürdig, wirft, nach unserer Einsicht, die Sache nicht um. Für Wahrheit kann man es freylich nicht gerade zu halten; aber es kann doch ein Mittel werden, die Wahrheit zu entdecken, und ist es schon wirklich unzählige mahl geworden. Wann ein Inquisit auf der Folter gesteht, ich habe den Menschen ermordet, da ist der blutige Degen versteckt, dort ist der Körper verscharret, da liegt das ihm abgenommene Geld, und alle diese Anzeigen finden sich richtig, auch niemand als der Thäter konnte diese Umstände wissen: welcher Vernünftige wird nun das Geständniß noch nicht für glaubwürdig halten?

** A.

D. Johann Friedrich Eisenharts ꝛc. Erzählungen von besondern Rechtshändeln. Siebenter Theil, 1773. 750 S. Achter Theil. 1774. 562 S. in 8. Halle und Helmstädt, bey Hemmerde.

Da es noch immer Leute giebt, welche die Eisenhartische Rechtshändel für eine gar unterhaltende und lehrreiche Lektüre halten: so verdenken wirs dem Herrn E. nicht, daß er fortschreibt, und dem Verleger nicht, daß er fortdruckt. Uns mag es aber auch niemand verübeln, wann wir noch immer das Buch nicht lesen und nicht loben können.

Bz.

Versuch einer Einleitung in die Gesetze, für diejenigen, welche keine Rechtsgelehrten sind; besonders in Absicht auf Chursächsische Unterthanen. Leipzig, bey

bey Weidmanns Erben und Reich. 1775. 142 S. in gr. 8.

Ob es rathsam ist, solche juristische Weisbache und Tissote zu schreiben, und ob dadurch nicht die juristische Pfuscherey werde genährt werden, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Daß aber das gegenwärtige Buch weder seiner Form, noch seinem Ton nach, zu dem Zweck dienet, wozu es geschrieben ist, getrauen wir uns zuversichtlich zu behaupten. Doch zuvor etwas vom Innhalte. Es enthält 11 Abschnitte, und diese haben folgende Rubriken: 1) Von den Diensten, welche die Unterthanen ihren Erb- und Gerichtsherren zu leisten schuldig sind. 2) Von den Rechten und Pflichten zwischen Eltern und Kindern. 3) Von den Eheversprechungen oder Verlöbnissen. 4) Von der Eheverbindung. 5) Von denen Gütern, welche die Ehefrau zu ihrem Manne bringt, oder während der Ehe erlanget, und von den Eheverträgen oder Ehestiftungen. 6) Von der Ehescheidung und der Trennung von Tisch und Bette. 7) Von der Legitimirung unehelicher Kinder. 8) Von der Annehmung an Kindesstatt, und der Einkindschaft. 9) Von den Mitgliedern einer Gemeinde und den öffentlichen Aemtern in derselben. 10) Von den Vormundschaften. 11) Von den Geschlechtsvormündern. Jedes Kapitel ist wieder in Paragraphen, die oft mehr als eine Seite lang sind, abgetheilt.

Man sieht, daß der V. blos das Personenrecht abgehandelt hat. Denn das Buch soll vorerst nur eine Probe seyn. Wir sagten, weder Form noch Ausdruck sey zweckmäßig. Die Form eines solchen Buches muß entweder Catechismusform seyn, oder wenigstens muß es aus so viel möglich kurzen Aphorismen bestehen; doch am besten ist ohne Zweifel die catechetische Gestalt. Solche weitläuftige zusammengesetzte Perioden, als hier vorkommen, fasset der gemeine unwissenschaftliche Verstand durchaus nicht. Auch der Ausdruck ist nichts weniger als populär. Wir wollen ein Exempel hersetzen, das erste, das uns auffält. S. 25. heißt es: „Nach der Meynung mancher Rechts„lehrer kan die Einwilligung (in das Eheverlöbniß) auch „ohne ausdrückliche Worte durch diese oder jene Handlung „z. E. durch das Geschenk eines Ringes geschehen, weil „ein solches Geschenk sonst bey dieser Gelegenheit gewöhn„lich ist. Doch versteht es sich, daß die übrigen Umstände

„hin-

„hinlänglich zu erkennen geben müssen, daß man die Ab-
„sicht einer Eheversprechung dabey gehabt habe. Allein
„da andere Rechtslehrer dergleichen stillschweigende Einwil-
„ligung nicht für hinlänglich ansehen: so hat man sich zu
„hüten, daß man von der einen Seite nicht zu viel darauf
„baue, von der andern aber alle solche Handlungen vermei-
„de, aus welchen dieselbe wider Eines Absicht geschlossen
„werden könnte; da man dadurch sich wenigstens Strei-
„tigkeiten aussetzte.„ Wäre es nicht richtiger und faßli-
cher, wenn man sagte:

1. Frage: Muß ein Eheversprechen nothwendig durch Worte geschehen?

Antwort: Nein, man kan auch durch andere Handlungen und Zeichen jemanden stillschweigend die Ehe versprechen.

2. Frage: Wie müssen die Handlungen und Zeichen beschaffen seyn?

Antwort: Sie müssen ganz deutlich seyn, daß man nichts anders daraus schliessen kan, als man habe die Absicht, zu heyrathen; oder: es müssen Handlungen seyn, welche durchaus niemand thut, als wer eine Person heyrathen will.

3. Frage: Welches sind ungefehr dergleichen Handlungen? Gebet mir einige Exempel?

Antwort: u. s. w.

4. Frage: Kan es als ein Eheversprechen angesehen werden, wenn man einer Person einen Ring schenkt?

Antwort: Nein, daraus allein kan man nichts schliessen.

5. Frage: Ist es rathsam, mit einer Person Proceß anzufangen, die uns nur stillschweigend durch Zeichen, und nicht ausdrücklich die Ehe versprochen hat?

Antwort: Nein, weil man gar leicht verliehren kan.

In diesem ganz kindischen einfältigen Ton muß dem gemeinen Mann die Sache gesagt werden, wenn er sie lernen soll. Definitionen im eigentlichen Verstande sind in einem solchen Buche nicht nöthig, zuweilen auch nicht einmal schicklich. Aber die Beschreibungen müssen doch nichts unrichtiges enthalten. Auch diese Regel hat der V. nicht immer beobachtet. Z. E. S. 28. sagt er: die Schwägerschaft entsteht durch Verheyrathung. Ists doch bekannt, daß sie auch durch unehelichen Beyschlaf entsteht. Eben-

das

daselbst werden Blutsfreunde beschrieben, sie seyen Personen, die einen gemeinschaftlichen Stammvater oder Stammmutter haben. Dies paßt nur auf Seitenverwandten. Die Mutter und Großmutter meines Stiefvaters sind keine Verschwägerte von mir, wie S. 30 steht. ꝛc. ꝛc.

Sr.

Carl Ferdinand Hommels deutscher Flavius, das ist vollständige Anleitung, so wohl bey bürgerlichen als peinlichen Fällen Urthel abzufassen, worinnen zugleich die Advocaten, bey rechtlichen Klagen und Vorbringen die Schlußbitte gehörig einzurichten, belehret werden. Dritte Ausgabe, durchgehends stark vermehret. Bayreuth, bey Lübeck. 1775. 775 Seiten, in groß Octav.

Warum Herr Hommel seiner Sammlung von Urthelsformularen den seltsamen Nahmen Flavius giebt, erräth wohl mancher nicht, weil er sich nicht sogleich an den römischen Schreiber Cnejus Flavius erinnert, der dem Volk die von den Patriciern geheim gehaltenen Formeln verrieth. Die Zusätze und Verbesserungen in dieser neuen Ausgabe sind beträchtlich. Viele ganz neue Artickel, neue Zusätze in den alten und neue Anmerkungen sind eingeschaltet; auch am Ende ist ein Bogen voll Zusätze und Verbesserungen angehängt. Daß Hr. H. dieselbe nicht in das Buch an die gehörigen Orte hat einrücken lassen, ist für die Leser beschwehrlich. Er sagt zwar: der Käufer könnte sie sich durch seinen Schreiber so gleich in den Text tragen lassen, aber wäre es nicht viel besser gewesen, daß er dies durch seinen Schreiber einmal hätte thun lassen, als daß es einige hundert Käufer thun müssen?

Vg.

Die Sache des unglücklichen Montbailly und dessen Ehefrau, nebst einem Gedicht des Herrn von Voltaire, aus denen neuesten Causes celebres übersetzt und mit Anmerkungen über das Verfahren begleitet von Justus Claproth D. Lehrer der Rechte zu Göt-

Göttingen. Göttingen, im Verlag der Wittwe Vandenhöck. 1774. 82 Seiten in groß Octav.

Der Fall trug sich im Jahr 1770 im St. Omer zu. Montbailly ein Tabacksfabricant wohnte mit seiner Frau in seiner Mutter Hause. Er verunwilligte sich mit der Mutter, und sie ließ ihm gerichtlich befehlen, das Haus zu räumen. Der Sohn warf sich zu Füßen, und schien die Mutter wieder besänftigt zu haben. Am andern Morgen wurde sie in ihrer Kammer über einem Coffre liegend todt gefunden. Man warf Verdacht auf den Sohn, und ließ den Cörper seciren. Die Wundärzte sagten, es sey zweifelhaft, ob die Frau, die dem Brandweintrinken stark ergeben gewesen war, ermordet, oder vom Falle auf die scharfen Ecken des Coffre, oder an einem Schlagflusse gestorben sey. Gleichwohl fuhr die feine französische Justitz zu, verurtheilte den Sohn und seine Frau als Muttermörder zum Tode. Der Sohn wurde auch wirklich gerädert. Die Hinrichtung der Frau wurde wegen ihrer Schwangerschaft verschoben, und nun fieng die kluge Nation hintennach an, zu überlegen, ob Montbailly auch wohl wirklich das Verbrechen begangen habe. Advocaten, Aerzte und der Herr von Voltaire traten für ihn auf, und brachten es dahin, daß das hohe Gericht zu Arras die Frau loßsprach. Dies alles ist in den neuen Causes celebres, die Essarts herausgiebt, in dem französischen flosculirten Declamationsstil erzählt; auch ist ein Auszug aus dem Sectionsbericht, die Vertheidigung eines Wundarztes Mr. Louis, und das Urtheil des Gerichts zu Arras beygefügt. Die Uebersetzung scheint ganz richtig und gut zu seyn. Das Gedicht des Hrn. von Voltaire ist eine Heroide, welche Madame Montbailly an eine Freundin aus dem Gefängniß schreibt. In ihren Umständen möchte einem wohl das Heroidenschreiben vergehen! Hr. C. hat das Original seiner Uebersetzung beydrucken lassen.

Sr.

---

## 3) Arzneygelahrheit.

Unterricht von dem Nutzen und besonderer Heilungskraft der Eicheln in Absicht auf die Dörrsucht oder

Auszehrung der Kinder. Von Simon Heinrich Adolph Keiser, M. D. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1775. in groß 8 1½ Bogen.

In gegenwärtiger Schrift bestätigt der Verf. den guten Nutzen der gerösteten Eicheln, welchen Herr Prof. Schröder in Marburg uns neulich bekannt gemacht. Der erste Fall betrift ein Kind von 2 Jahren, welches im ersten Jahr seines Lebens vollkommen gesund war, hernach aber anfieng, in diejenige Abzehrung zu fallen, welche von verstopften Gekrösdrüsen herrührt. Das Kind nahm den Eichelkaffe mit Milch und Zucker vermischt gern, und trank den ganzen Tag davon warm und kalt, denn es bekam kein anderes Getränke, auch keine Arzneyen. Nach drey Wochen merkte man deutliche Spuren der Besserung bey diesem Kinde, und nachdem dieses Mittel drey Monat lang war angewendet worden, war es völlig wieder hergestellt. Der zweyte Fall betrift eine Frau von 49 Jahren, welche nach ausgestandenen Gallenfieber in eine Abzehrung mit Fieber begleitet, fiel. Die Kräfte hatten dergestalt abgenommen, daß sie, ohne ohnmächtig zu werden, kaum eine Viertelstunde außer dem Bette seyn konnte. Noch ausser diesem bekam sie bey 6 Monat lang öfter einen eiterigten Durchfall, mit großem Schmerze. Nach genauer Untersuchung des Unterleibes fand der V. in der linken Bauchseitenweiche eine überaus starke Verhärtung. Nachdem alle hierwider dienliche Mittel vergebens angewandt worden, nahm die Kranke täglich den Absud von 2 Loth gerösteten Eicheln mit dem 8ten Theil Cacaobohnen vermischt. Drey Tage nach dem Gebrauche dieses Mittels fand diese Elende schon Erleichterung, und der auszehrende Schweiß ließ nach. Nach drey wöchentlichem Gebrauche war das Fieber völlig verschwunden, und nach vier Wochen erzählte die Kranke dem Arzte unter Freudenthränen, daß sie nun völlig genesen. Recensent hat auch verschiedene Erfahrungen von den herrlichen Würkungen der Eicheln als Caffee genommen, besonders einige Frauenzimmer sind von Nervenkrankheiten durch dieses wohlthätige Mittel geheilet worden.

Dr.

Kurze Sätze über die Pocken, zur Erforschung der wahren Natur dieser Krankheit von Will.

Bay-

Baylies, Königl. Preuß. Geh. Rath und Leibarzt. Aus dem Engl. übersetzt und herausgegeben von D. Alex. Bernh. Kölpin, der Arzney- und Naturgeschichte Professor und Stadtphysikus zu Stettin, bey Essenbach, 1775. 5 Bogen. 8.

Der König von Preussen ließ im März 1775. aus allen Provinzen Aerzte nach Berlin kommen, um die Pockeninoculation nach H. Baylies (er ist Verf. der practical essays on medical subjects) Weise zu sehen und allerwegen auszubreiten. Unter diesen war auch Hr. Prof. Kölpin, dem dieser Aufenthalt Gelegenheit gab, nicht nur diese Aphorismen, die schon 1765 zu London herausgekommen sind, zu übersetzen, sondern auch nachher, nachdem er an seinem eigenen Sohne das Exempel gegeben, das Beltzen in Stettin mit vielem Glücke auszuüben.

Die Sätze selbst sind eine kurze Nachricht und Anpreisung der Ruttonschen Methode, die sich auf Erfahrung gründen und dabey einfältig und faßlich vorgetragen sind. Sie sind bloß praktisch.

Die angehängten Fragen dagegen sind mehr theoretisch, und entwickeln einiger Maßen die Natur der Krankheit und die Gründe von dem neuern Verfahren. Die Gefahr hängt doch allemal von dem mehrern oder mindern Grade der Fäulung ab, den die Pockenmaterie in der Blutmasse erregt: dagegen die neue Methode der Fäulniß steuert, Harn und Oefnung leicht erfolgen, der Ausschlag gemindert und die Natur bey Gleichem erhalten wird. Hr. B. vertheidiget sehr die zubereitenden Arzneyen aus dem Quecksilber und Spiesglase, die Boerhave empfahl und Rutton angewandt hat, ohne doch derselben Zusammensetzung und Dosin zu bestimmen.

Va.

Ernst Anton Nicolai, der Chymie und Praxis öffentlichen Lehrers zu Jena, Pathologie. Vierter Band. Halle, bey Hemmerde 1775. 416. Seiten. 8.

Der ganze Band handelt von den Fehlern der Empfindungen und Bewegungen, und endet diese Materie noch nicht. Wir haben schon bey Gelegenheit des vorigen Ban-

Bandes angezeigt, daß Hr. Hofrath Nicolai seinen Plan sehr erweitert habe und jetzt mit vielem Fleiße alles sammle, was nicht bloß die Aeltern, sondern auch die Neuern Gutes darüber gesagt haben; auch aus seiner eigenen Erfahrung manches hinzusetzet. Wenigstens muthmassen wir, daß das Eigenes ist, wobey er nicht die Quelle nennt. Sehr oft nennt H. N. auch bloß die Namen seiner Gewährsmänner ohne Schrift und Stelle, welches doch bey Sachen, wo es auf die Umstände eines facti ankömmt, sehr nöthig wäre. Zuerst kommen die Ohnmachten, denen H. H. N. zuletzt die Sauvagesische ins Kleine laufende Eintheilung anhängt. Vor den Schlagflüssen geht eine starke Abhandlung von der Natur der Nerven und von den Fehlern der Empfindungen und Bewegungen überhaupt vorher. Wir wünschten nur, Hr. N. hätte den feinsichtigen Naturkündigern, die die Nervenschnüre der Nervenschnüre gesehen, und den allmessenden Aerzten, die die Nervenfaser um 32,400 mal kleiner, als ein Haar berechnet haben, und mehreren Hypothesen durch sein Ansehen kein Gewicht gegeben. Ueber die Hallersche Reizbarkeit sagt Hr. N. seine Gedanken freymüthig. Er kan nicht begreifen, wie man im gemeinen so wohl als gelehrten Sprachgebrauche allerwegen Theilen eine Reizbarkeit beyleget, die sie bloß vom in sie eintretenden Nerven haben, und dennoch den Nerven die Reizbarkeit abspricht und das Wort durchaus für die vim contractilem der Muskelfaser aufgespart haben will. Es folgen die schlafsüchtigen Zufälle, der Tetanus mit seinen Arten, die convulsivischen Krankheiten und die Blindheit mit allen ihren Unterabtheilungen. Vom Veitstanz und Tarantismus hat Hr. N. viel gesammelt. (doch haben wir Kählers Bericht nicht gefunden) Des letzten Existenz verwirft er nach den Erfahrungen der neuesten napolitanischen Aerzte. (Wir hofften auch, H. N. hätte den Veitstanz vom Wunderbaren entkleidet, das desselben Namen und Beschreibung einpräget.)

Ml.

*Georg Gottlieb Richter*, quondam Reg. M. Brit. archiatri et Prof. in Acad. Geo. Aug. Dissertationes quatuor medicae, de morte seruatoris in cruce, noxis jejuniorum, Paralyticis N. T. et balneo ani-

animali, in usum Theologorum et Philologorum seorsim editae. Goetting. ap. Bossiegel. 114. S. 4.

Von den Abhandlungen selbst dürfen wir nichts sagen. Sie sind Kennern bekannt genug, und es ist ein guter Einfall, sie zusammen wieder aufzulegen. Sie sind voll alter und neuerer (nicht neuer) Litteratur. Das Gesammlete ist wohl geordnet und in schönem Lateine vorgetragen. So war alles, was der selige Richter schrieb.

*Jo. Gottfr. Brendelii*, Prof. quondam in Ac. Georg. Aug. opusculorum medici argumenti Pars III. curante *Henr. Aug. Wrisberg*, anat. et art. obstetr. Prof. Goetting. 1775. 325 S. 4.

Das Versprechen, des seeligen Brendels Leben zu liefern, hat Herr Professor Wrisberg nicht erfüllen können. Wir erhalten also nur 14 akademische Probeschriften, die meistens den seeligen Brendel zum Verfasser haben. Einige aber sind nur unter seinem Vorsitze vertheidiget worden. Wir finden hier auch Herrn Evers experimenta circa submersos wieder aufgelegt, an der doch eigentlich Brendel wenig oder gar keinen Antheil hatte. Ein mit vielem Fleiße verfertigtes Register ist vom Herrn Sebastiani, einem Schüler des Herrn Professor Wrisberg. Von den Dissertationen, da ihr Werth hinreichend bestimmt ist, sagen wir nichts. Die eigenen Schriften des seeligen Brendels sind immer voll von alter Gelehrsamkeit und nie liest er sich besser, als wenn er über diagnostische oder prognostische Aphorismen des Hippokrates seine Erklärung macht. Die Neuern hatte er weniger gelesen und konnte es nicht wegen seiner ausserordentlichen Praxis, die frühzeitig seine Studien unterbrach. Indessen war er Einer der ersten Deutschen, die eine herzhafte Curart wieder in Schwang brachten. Besonders war er ein Freund von künstlichen Geschwüren und von der Reinigung der ersten Wege durch Brech- und Purgirmittel.

X.

Instruction courte mais interessante sur les suites facheuses, auxquelles on expose la Santé par la pollution

lution volontaire de soi meme; en forme de supplement tres necessaire au livre anglois intitulé: Onania. augmentée &c. — Joint a cela un indice des medecines lesquelles — sont à vendre veritables & dans toute leur pureté uniquement à Heilbron ches l'apoticaire *Sicherer*. a Leipsic — &c. trad. de l'allemand d'apres une nouvelle impression revüe & augmentée. Leips. Jacobaer, 1775. 8. auf 166 Seiten.

Der Apotheker Sicherer zu Heilbronn fand, daß die Arzneyen, welche in dem englischen Buche Onania genannt werden, selbst in Deutschland stark gesuchet würden; er hielt sich also für seinen eignen und seiner unglücklichen Landesleute Vortheil verbunden, dieselben ihnen wohlfeiler zu verschaffen, zumal da ein in England sich ehedem aufhaltender Arzt, der die Composition jener Arzneyen erfahren hatte, sie ihm entdeckte, und ihm bey der Ausarbeitung des Buchs selbst Beystand leistete. Seit vielen Jahren hat also Hr. S. diese von ihm verfertigten Arzneyen nicht nur schon verkauft, sondern in der Erfahrung sehr würksam befunden. Das Buch selbst ist erträglicher geschrieben, als wir hinter dem vielversprechenden Titul erwarteten, und als man in Schriften gewohnt ist, worinn Arzneyen feil geboten werden; inzwischen darf man den physiologischen Theil des Buchs nicht zu scharf untersuchen. Es ist begreiflich, daß der V. die vornehmsten Arzneyen geheim hält; wenn wir aus denen, welche er umständlich beschreibt, auf jene schliessen dürfen, so sind sie in der That nicht zu verwerfen. Auch gefällt uns, daß der V. auch das Tissotische Werk über eben diesen Gegenstand nicht nur als wichtig gelten läßt, sondern auch selbst sich oft darauf beziehet. Am Ende sind, wie gewöhnlich, einige Krankengeschichte angehänget, die den Nutzen der angepriesenen Mittel beweisen sollen, welche man, nach einer auf dem Titul gethanen Anzeige, auch ausser Heilbronn an andern Orten Deutschlandes, zu Hamburg rc. zu kaufen bekommen kann.

Gr.

Traité de la Dyssenterie par Mr. *Zimmermann;* par Mr. *le Fevre* de Villebrune. à Paris, chez Vincent, 1776. 8.

Ist eine Uebersetzung eines unter uns mit Recht berühmten Buches.

Untersuchungen und Nachrichten von des berühmten Selzerwassers Bestandtheilen, Würkungen, richtigem Gebrauch dieses und andererSauerbrunnen, wie auch von denen verschiedenen bey der Sauerbrunnencur vorkommenden schädlichen Vorurtheilen und Fehlern. Leipzig, 1775. 8. 144 Seiten.

Man ist es bey Schriften dieser Art schon gewohnt, daß die Verfasser die Würkungen des angepriesenen Mittels zu weit ausdehnen; und wenn man einen solchen Tractat durchgelesen hat, muß man sich wundern, daß nun noch Menschen sterben, die zum Genusse desselben gelangen können, weil gewöhnlich nicht leicht ein Gebrechen des menschlichen Körpers übrig bleibt, dagegen es nicht würksam seyn soll, so wie hier von S. 62 bis 78. Mögten doch die Verf. solcher Schriften bedenken, daß sie bey denkenden Lesern durch solche übertriebene und oft widersprechende Lobeserhebungen ihrem Mittel mehr Nachtheil als Vortheil verschaffen! Das Selzerwasser soll z. E. reinigen, das gesalzene Wesen im Blute abführen, und verdünnen, und dennoch stärket es, auf derselben 62. Seite, zugleich die geschwächten Fibern. Würde es nicht ungleich vortheilhafter zur Erhaltung des Absatzes seyn, auch diejenigen Fälle eben so umständlich anzugeben, wo dieß Wasser wahrscheinlich schadet, und nicht muß getrunken werden? Wenn man bey dieser Schrift das Angezeigte übersiehet, so ist sie übrigens mit grossem Fleiße, obgleich nicht gar zierlich, abgefasset, und der V. hat auch aus den neuern Schriftstellern, als Brokklesby rc. sorgfältig diejenigen Fälle herausgesuchet, die zur Empfehlung des Wassers dienen können.

Briefe über verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte und Arzneykunst, von D. Johann Heinr. Lange. Lüneburg, bey Lemke, 1775. 8. 192 Seit.

Der

Der würdige Freund des V., an den, nach der Vorrede, die Briefe gerichtet waren, und der sie drohete für sich herauszugeben, wenn er den Verf. nicht dazu bewegen könnte, muß in der That entweder kein so sehr würdiger Freund seyn, oder — einen höchst elenden Geschmack haben, wenn er glaubte, daß dem Publico mit diesen Briefen gedient seyn könne. Wir hätten ihm gerathen, sie in seinem Pulte ruhig liegen zu lassen, und wenn er selbst sich so sehr daraus erbauet fühlte, sie recht fleißig wieder zu überlesen, oder allenfalls das wenige Gute herauszuziehen. Aber dem Publico solche Dinge aufzudringen, die für nichts weniger als für dasselbe bestimmt seyn können — das macht diesem Freunde vom V. wenig Ehre. Die Beschreibung der Lüneburgischen Sülze, die Vortheile eines unruhigen Schlafes in Absicht der Gesundheit, von der schädlichen Gewohnheit sich zu küssen, lassen sich noch einigermassen lesen. Der V. hat auch würklich Bekanntschaft mit ältern Aerzten, aber mit den neuern desto weniger, und glaubt also z. E. noch immer an den Tarantulroman, läßt, ansteckende Krankheiten zu verhüten, Kanonen lösen, u. w. dergl. mehr ist. Am erbärmlichsten ist sein erzwungener Witz, der gewöhnlich wahre Plattitude wird. Im achten Briefe S. 69, versichert der Verf., er habe einen Patienten dadurch von Spulwürmern befreyet, daß er ihn habe auf einer Maultrommel oder Brummeisen spielen lassen, weil durch den Uebergang der oscillirenden Bewegung durch die Zähne in die Nervenhaut des Gaumens und Rachens, des Magens und der Gedärme, der Abgang der Winde, und mit diesen der Spulwürmer, befördert werde. Das 169. S. beschriebene Mittel scheinet in der That etwas zu versprechen, aber ist denn jeder Grand sogleich Nieren- oder Blasenstein? —

Sr.

**Geschichte und Versuche einer chirurgischen Privatgesellschaft zu Kopenhagen. Kopenhagen, 1774, bey Rothe. 8. 112 Seiten.**

Einige junge Wundärzte, die sich unter der Führung eines Arztes in eine Gesellschaft vereiniget haben, liefern uns diese Früchte ihres lobenswürdigen Fleisses. Es sind einige lesenswürdige Wahrnehmungen darunter. — Ein durch einen Fall fast ganz abgerissener Sprungknochen (astragalus)

galus) ward vollends abgeschnitten, und der Kranke konnte nach 5 Monaten ohne alle Beschwerde gehen. Der Schierling hat eine harte Geschwulst in der Brust zertheilt. In dem Leichname einer zwanzigjährigen Weibsperson fand man den Schlagadergang noch offen. Der Biß eines wirklich tollen Hundes ist glücklich geheilt worden. Man legte sogleich eine Binde fest über die Wunde, schnitt die Ränder derselben ab, beförderte das Bluten, und verband sie mit Basilikum und Baumöl. Innerlich gab man Salpeter, Kampfer und Schwefelmilch. Eine heftige Blutung aus der Zahnhöhle ward endlich durch einen Wachspfropf, der mit Schwamm bedeckt, und vermittelst des Fingers eine Zeitlang in die Zahnhöhle gedruckt wurde, gestillt. Die Sharpschen Schindeln werden sehr angepriesen. Ein aus innern Ursachen entstandner Gliedschwamm ist durch den Dampf von einem starken Holzdecocte und Weingeist geheilt worden. Eine starke Engbrüstigkeit, die Folge der Onanie, ward durch China geheilt. Ein brandiger Schenkelbruch heilte bey einer allgemeinen Behandlung glücklich, und hinterließ keine Beschwerden. Eine hartnäckige Leibesverstopfung ward endlich durch ein Tabaksclystier gehoben. Eine krebsartige Geschwulst im Nacken ward durch Silberglättessig geheilt. In dem Leichname eines starken Brandweinsäufers fand man die Drüsen im Gekröse verhärtet, den Magen groß, auswendig fast knorpelicht, und seine Häute fast anderthalb Zoll dick. Ein Hieb durch den Schlafmuskel bis aufs pericranium, der sich vom Seitenbeine bis herunter ans Ohr erstreckte, und einen grossen herabhangenden Fleischlappen bildete, ward mit Heftpflastern bevestigt, und innerhalb drey Wochen auf die gewöhnliche Art geheilt. Eine Bauchwassersucht ward durch Squilla und Rhabarber innerhalb 7 Tagen geheilt. Nach der Ausziehung eines Backenzahns entstanden heftige Convulsionen, welche endlich durch Mohnsaft gestillet wurden. Ein Mädgen verschluckte aus Versehen ein Quentchen spanisch Fliegenpulver. Obgleich alsbald ein Brechmittel genommen wurde, erfolgte dennoch ein heftiger Schmerz in der Magengegend, ein beständiges Würgen, ein blutiger Urin u. s. w. Ein Aderlaß, Klystiere, Milch, Mandelöl haben diese Zufälle in wenig Stunden geheilt; nur die Strangurie hielt ein Paar Tage an.

Obser-

Observatio einer scirrheusen Frauensbrust mit einem offnen Krebse, die zehn Pfund gewogen, und anderthalb Jahr mit den größten Schmerzen und Beschwerde ist von ihr am Leib getragen, und in Nieszwitz den 19. May 1773 ab und ausgeschälet worden von Friedrich Theodor Oehme, Med. Chir. & Obstetr. Practico. Warschau, bey Gröll, 1774. 8. 20 Seiten.

Die Schreibart sowol, als die wesentlichsten Umstände der Wahrnehmung, ersieht man aus dem Titel. Die Brust scheint nach der Beschreibung wirklich krebshaft gewesen zu seyn. Das Merkwürdigste ist, daß die Kranke zur Zeit der Operation seit einigen Monaten schwanger war, und dennoch ohne einen einzigen widrigen Zufall innerhalb 7 Wochen nach der Operation wieder hergestellt, und zur gehörigen Zeit glücklich entbunden ward. Bey der Operation und Kur fiel nichts merkwürdiges vor.

Nl.

Chirurgische Wahrnehmungen von Wilhelm Bromfield, Wundarzt seiner Maj. der Königin in Engeland. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Zusätzen vermehrt. Leipzig, bey Weidmann und Reich, 1774. 8. 495 Seiten.

Ein wichtiges Werk eines grossen Wundarztes; jedoch nicht ganz ohne Mängel; wenigstens hat es ihm in Engeland nicht an Widerspruch gefehlt. Auch kann man wol nicht läugnen, daß die Schreibart des V. zuweilen ein wenig weitschweifig, und einige seiner Behauptungen parador sind. Von der Art ist wol unter andern sein Vorschlag, die Erschütterungen des Gehirns durchs Dowersche Pulver zu heilen. Seine Wahrnehmungen aber von der Amputation, dem Steine und den Krankheiten der Harnröhre sind vorzüglich beträchtlich, und enthalten viel eignes. Der Uebersetzer hat die Schreibart des V. an einigen Orten verkürzt, und verschiedene Streitschriften, die dieses

Werk in Engeland veranlaßt hat, in den beygefügten Anmerkungen im Auszuge geliefert.

Ez.

**Kurzer Unterricht von den Krankheiten des menschlichen Körpers. Von D. August Schaarschmidt. Berlin, 1775. bey C. F. Voß. 12 Bog. 8.**

Es ist ein Compendium zu des V. Vorlesungen. In demselben scheint uns die Methode, die Krankheiten nach den Theilen des Körpers durchzugehen, viel unbequemes zu haben.

Phrenitis ist hier noch die Entzündung der Hirnhäute, und Paraphrenitis, der gelindere Grad dieser Krankheit, Entzündung des Zwergfells. Dem Hippocrates, der diese Benennung zuerst brauchte, war sie das nicht; und wie sehr ist der Zustand des Kranken, bey dem phrenitische Symptome sind, von dem einer blossen Entzündung unterschieden. Wir hätten allenfalls nichts dagegen, daß man eine Ursach, auch eine ungegründete, von der Phrenitis angebe, aber diejenigen, welche sie in eine Entzündung setzen, dringen geradezu auf Aderlässe, die sich so oft bey phrenitischem Zustande nicht paßt, wie Hr. S., als ein geübter Practicus, sehr wohl wissen wird.

Aus febribus petecchizantibus eine besondere Classe zu machen, ist auch unbequem. Wenn bey einer Fieberepidemie sich häufig Flecken finden, so sagt man von der Epidemie im ganzen: sie sey petecchizans. Das ist ein Ausdruck, jemanden mit einem Worte einen Begriff von der Natur der Epidemie zu geben. Aber jedes einzelne Fieber ist entweder petecchialis, oder nicht; weder das eine, noch das andere kann petecchizans heissen. Das ist derselbe Fall, als wenn man in der gerichtlichen Arzneygelahrheit die Wunden in absolute lethalia, per accidens lethalia, und nun noch überher in ut plurimum lethalia theilen will. Die letzte Eintheilung läßt sich in keinem bestimmten Falle brauchen.

Wr.

*Joannis Friderici Cartheuser*, Medicinæ Doctoris, ejusdemque in acad. Francofurt. Prof. publ. primarii,

Dis-

Dissertationes nonnullæ selectiores physico-chymicæ ac medicæ varii argumenti post novam lustrationem ad prelum revocatæ. Francofurti ad Viadrum, apud Carol. Gottlieb Straus, 1775. in 8. 366 Seiten.

Die Kenntnisse des sehr gelehrten Herrn Prof. Cartheuser in der Naturgeschichte sowol, als der Scheidekunst, sind bereits zur Gnüge bekannt, und aus diesem Grunde glauben wir, daß die Sammlung dieser Probschriften jedem Liebhaber dieser Wissenschaften angenehm seyn werde. Der hier gesammleten Probschriften, welche sich durch ihren lehrreichen Innhalt vor vielen andern Schriften dieser Art vorzüglich auszeichnen, sind vierzehen an der Zahl. Die erste handelt de cinnabaris inertia medica. Besonders werden hierinnen diejenigen getadelt, welche dem gegrabenen Zinnober, der bey den Goldgruben gefunden wird, ganz besondere Kräfte, und besonders wegen des dabey befindlich seyn sollenden Goldschwefels zuschreiben. Gleiche Meinung hegt der V. von allen Arten des Zinnobers, weil derselbe im menschlichen Körper ganz und gar unauflöslich ist, und, ohne irgendwo Kräfte zu äussern, durch die gewöhnlichen Wege unverändert abgehet, denn es wird durch chymische Versuche gezeigt, daß der Zinnober in keinem Auflösungsmittel, das unserm Magen angepaßt wäre, auflösbar, auch nicht das geringste durch die Zwischenräumgen des Fließpapiers dringen könne. In der zweyten Probschrift wird von der antiseptischen und Heilkräften der wahren Myrrha gehandelt und gewiesen, daß die in den Kramläden verkäufliche Art dieses Arzneymittels selten aufrichtig zu haben seye, und daß die wahre in halbdurchsichtigen weißlichbraunen Körnern bestehende Myrrhen vorzüglich zum Gebrauche auszulesen seye. Der wässerichte Extract wird dem harzigten weit vorgezogen, und das mit allem Rechte. Besonders hat der V. in Lungen- und Nierengeschwüren die erwünschteste Würkung von diesem Mittel wahrgenommen. Die dritte Schrift handelt: de recta motuum naturæ æstimatione in morbis. Hierher gehören alle Fieber, welche leicht durch die Hinwegschaffung der Ursache aufhören, ausserdem aber so lange und so ofte wiederkommen, biß entweder die Ursache verändert, oder weggeschaft worden. Noch gehören hierher die Kopfschmerzen

von der Vollblütigkeit, das Magenweh, Nierenschmerzen, Hämorrhoidalzufälle von Verstopfung der Eingeweide u. dgl. Von dem Kajaputöle wird im vierten Aufsatze gehandelt. Noch ist der wahre Ursprung dieses herrlichen Mittels unbekannt, und der V. glaubt, daß es aus verschiedenen gewürzartigen Blättern, Blumen, Hölzern, Schaalen u. dgl. destillirt werde; einige glauben, daß dieses Oel aus einer Art Taxusbaum in Indien destillirt werde. Noch etwas weniges von den Heilkräften dieses herrlichen Mittels. 5) De hydrophthalmia. 6) De crocis martialibus. Vor Zeiten wurden die Eisensafrane in eröffnende und zusammenziehende eingetheilet, welches aber unserm V. widersinnig zu seyn scheinet — Der Stahlische eröffnende Eisensafran, oder die rothe Magnesie dünkt ihm das beste und sicherste Mittel unter dem Eisensafranen zu seyn, die übrigen bekannten Bereitungen dieses Mittels dünken ihm, wegen der noch anhangenden Mineralsäure, zu grob und zusammenziehend zu seyn. 7) De morbis morborum remediis. Hierher gehören das Nasenbluten, als ein Zeichen der Vollblütigkeit, und daß hier die Wallung des Blutes durch Aderlässen und innerliche und äusserliche Mittel zu hemmen seye, wie denn auch der Schnupfen, Husten, Erbrechen, Durchfall, Krätze, Krämpfe und Zuckungen, Fieber aller Arten und dgl. hierher gehören. 8) De Amylo. In diesem Aufsatze wird nicht allein von derjenigen Stärke oder Kraftmehle gehandelt, welche nach der einem jeden bekannten Art aus Weitzen verfertigt wird, sondern der V. rechnet auch andere ähnliche Bereitungen hierher, w. z. B. das Kraftmehl aus der wilden und zahmen Kastanie, der Kartoffel, der Aronwurzel, der Zaunrübe, der Violenwurzel u. a. m. Der Gebrauch des Stärkmehls bey der rothen Ruhr und andern Bauchflüssen ist auch hierbey nicht vergessen worden. 9) De susurratione & tinnitu aurium. 10) De incommodis senectutis &c. Auch ist hierbey dasjenige, was König Salomo in seinem Predigerbuche von der Beschwerlichkeit des hohen Alters sagt, nicht vergessen worden. 11) De noxia retinendorum excretione & excernendorum retentione voluntaria &c. Wider die häufige Ausleerung des Nasenschleims durch den Schnupftoback wird, wie billig, sehr geeifert, und der Schaden, welchen diese häufige Ausleerung bewürkt, gewiesen. Eben dieses gilt von dem häufigen Auswurf des Speichels, welches von vielen als eine nichtsbedeutende Sache zu ihrem größten Nachtheile aus=

ausgeübt wird, auch von zu häufigem Schweiße, der, wenn er zu häufig ausgeführt wird, grossen Schaden bewürkt. Unter die auszuleerenden Feuchtigkeiten und deren Zurückhaltung rechnet der V. auch die Saamenfeuchtigkeit, welche bey der Enthaltung vom Beyschlaf eben verschiedene Krankheiten bewürkt, w. z. B. Melancholie, Manie u. dgl. Es bleibt demnach bey dem Ausspruch des seel. R. A. Vogels in seinem compend. pract., daß die Ausleerung des Saamens zur Gesundheit eben so nothwendig seye, wie die Ausleerung des Urins und Stuhlganges. 12) De respiratione &c. Mehrentheils aus Hallers Physiologie, und wenig eigenes. 13) De sale volatili oleoso in oleis æthereis nonnumquam repertis &c. Z. B. von dem öhlichten flüchtigen Salze der Curassauischen Pomeranzenschaale, dessen Gaubius in seinen adversariis varii argumenti erwehnet. Wiederum von einem Salze aus dem Zimmetöle, den Benzoeblumen. Auch erwehnet der V. hier desjenigen Salzes, welches in dem concentrirten Wasser der florum cassiæ entstehet. Dieses Salz hat Recens. bey dem Herrn Prof. Trommsdorf in Erfurt zum erstenmale gesehen, es hat länglichte durchsichtige Crystallen, beynahe wie der Salpeter. Endlich 14) de remediis antisepticis, wobey des Pringle und Gaubius hieher gehörige Versuche erzehlet werden.

Dr.

*Pauli Gottlieb Werlhofii*, &c. Opera medica. Collegit & auxit *J. E. Wichmann*, M. D. Aulæ Hannoveranæ Medicus regius, soc. reg. sc. Götting. Corresp. N. C. Berolin. Sodal. Pars II. Hannoveræ, Imp. Fratr. Helwing. 1775. In 4to. 1 Alph. 18 Bogen.

Wir beziehen uns auf die Anzeige des ersten Theils dieser schätzbaren Sammlung. (S. d. a. d. B. 26. B. 2. St. S. 437.) Der gegenwärtige enthält Cautionum medicarum tr. 1 & 2. Disquisitionem de Variolis & Anthracibus; Behrens epist. ad Autorem de affectionibus a comestis mytulis; Ejusd. de morbo maculoso hæmorrhagico. Der dritte Theil wird dieß Werk vollenden, das

dem

dem Verfasser und Herausgeber ein Ehrendenkmal seyn wird.

Johann Baptista Morgagni, von dem Sitze und den Ursachen der Krankheiten, welche durch die Anatomie sind erforscht worden. Viertes Buch; von solchen Krankheiten, welche zur Chirurgie oder zu dem ganzen Körper gehören. Aus dem Lateinischen übersetzt von D. Joh. Gotthelf Herrmann, Med. Pract. in Chemnitz. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung, 1775. groß 8. 2 Alph. 9½ B.

Den Innhalt dieses vierten Buchs lehrt der Titel, welcher auch im Kleinen den Styl der Uebersetzung zeiget, die treu genug, aber unbelebt, etwas gedehnt und schleppend ist. Z. E. S. 609: „Ich habe auch noch zwey andre lahme Weiber zergliedert. Denn mir ist es begegnet, daß ich bey ihnen dieses Gebrechen öfterer, als bey den Mannspersonen angetroffen habe. Sollte dieses von ohngefähr geschehen seyn? Oder sind die Weibspersonen wegen ihrer schwächern Leibesbeschaffenheit solchem Unfall mehr unterworfen? Als ich solche zergliederte, so glaubte ich eine augenscheinlichere Ursache dieses Gebrechens entdeckt zu haben. Allein nachher stieg mir ein Zweifel auf, ob ich mich etwa betrogen hätte. Doch es mag damit seyn, wie es will, so werde ich dennoch hier erst beyde Bemerkungen hersetzen, und hernach die Ursache meines Zweifels eröffnen. Denn es halten diese Bemerkungen auch noch andere unstreitige Dinge in sich, und die ich Ihnen unter den zum Hinken gehörigen Dingen zu einer andern Zeit versprochen habe. Eine alte Frau, und die noch nicht sehr betagt war, starb an der Wassersucht, u. s. w.„

*Johannis Davidis Hahnii* Oratio de usu Venenorum in Medicina. Lipsiæ, apud Junium, 1775. in gr. 8. 7½ Bogen.

Diese Rede ist schon 1773 gehalten, und damals zu Utrecht bey Paddenburg in Quart gedruckt worden. Ihr

Ihr Zweck ist, vor dem leichtsinnigen Gebrauche der Gifte in der Arzneykunst zu warnen, und, wie man das in einer Rede macht, so geht der Redner die vorigen Jhrhunderte durch, und zeigt mit viel Kenntniß, wer in jedem, und was für Gifte er gebraucht habe. Daraus können nun beyläufig die Herren zu Wien, denen es doch eigentlich gemeint ist, ersehen, daß ihre Gifte schon vor Zelten ebenfalls gebraucht worden, und daß sie itzt nur vom neuen in Mode gebracht sind, wie alle alte Dinge zu hoffen haben. Hr. H. giebt die natürliche Warnung, sich nicht ohne Noth an gefährliche Arzneyen zu halten, wenn man mit andern, wenigstens eben so weit, kommen kann, und dieß ist freylich wol ein Wort, gesagt zu seiner Zeit. Er weiset den Arzt sehr auf ein billiges Zutrauen zur Beyhülfe der Natur, und fürwahr sind wenig Aerzte von so guter Vernunft unter dem grossen Haufen der Kranken gangbar, daß man ihnen den Gebrauch gefährlicher Mittel anvertrauen, und ihnen erlauben könnte, die Grenzen der Cunctatoren zu überschreiten. Aber es ist auch wahr, daß kühnere Versuche von guter Hand das Gebiet der Kunst unendlich erweitern, daß die wirksamern Kräfte der Gifte, wenn einmal ihr Gebrauch richtig bestimmt seyn wird, viel Unglückliche retten können, die itzt hülflos bleiben müssen, daß die Wiener Aerzte in der Anpreisung der Gifte vorsichtig genug gewesen sind, um grossen Mißbrauch und Schaden davon zu verhüten, daß Aerzte, die aus Mangel der Geschicklichkeit damit Unglück stiften, dasselbe eben so sehr mit den unschuldigsten Arzneyen thun, die sie unrecht anbringen, und daß mit allen neuern Giftarzneyen schwerlich so viel Unglück gestiftet werden werde, als im Anfange mit der göttlichen Fieberrinde geschehen ist. Auch hat dieses alles Herr H. wohl erkannt. Sehr uneigentlich handelt derselbe hier die schädlichen Leidenschaften unter den Giften mit ab. So könnte man auch Comödien, Predigten, rc. in die Materiam medicam bringen.

**D. Georg Christian Arnold, der Arzney- und Hebammenkunst Practicus zu Lissa in Großpohlen, der R. K. Ac. der Naturf. Mitgl. Gedanken von der Zulässigkeit der Meinung: die Mutter wirke in die Bildung ihrer Frucht durch die Einbildung; nebst einigen dahin gehörigen Beobachtungen. Zweyter**

ter Versuch. Leipzig, bey Hilschern, 1775. 6 Bogen in Octav.

In diesem zweyten Versuche, dem so gar noch ein dritter folgen soll, zeigt Hr. A. daß die Meynung auf dem Titel, dem gemeinen Wesen, den Müttern, den Kindern und andern Leuten unnütz und schädlich sey. Der erste Versuch war doch nicht so gar elend, als dieser zweyte. Sollten wir, durch unser gelindes Urtheil über jenen, Jemand bewogen haben, ihn zu lesen, so wollen wir doch nicht Schuld daran seyn, daß man diese langweilige Lectüre nun fortsetze, man müßte denn wegen einer Abhandlung von der Gemüthsruhe und andern solchen schönen Sachen verlegen seyn, die sich hierher verirren, ohne daß man weiß wie? Das Büchlein ist unter der Critik, und wer sich, wie wir, vom Titel hat verleiten lassen, hier etwa über die Frage von den Wirkungen der Einbildungskraft der Mutter in die Frucht physiologische Erläuterungen zu hoffen, der ist häßlich betrogen.

Hm.

Dissertatio medica inauguralis, demonstrans, opium vires fibrarum cordis debilitare, et motum tamen sanguinis augere. Aut. Carol. Joseph. Wirtensohn, Consilii medici Monasteriensis Membr. ord. Editio altera. Monasterii Westphal. Apud Perrenon. 1775. In 4. $5\frac{1}{2}$ Bogen.

Whytt hatte durch Versuche bewiesen, daß das Opium an Fröschen die Kraft des Herzens schwäche. Herr Wirtensohn wiederholte die Versuche. Er gab Fröschen Opium ein, und schnitte ihnen hernach in verschiedenen Zeiten die Herzen aus. Die Herzen derer, die das Opium nur wenig Minuten vorher bekommen hatten, schlugen schon seltener und ermatteten früher, als die im natürlichen Zustande ausgenommen waren, aber die Spuren der Schwäche waren bey denen, die das meiste Opium am längsten bey sich gehabt hatten, am offenbarsten. Gleichwohl wußte der Verf. aus mit sich selbst und andern angestellten Versuchen, daß das Opium den Puls beträchtlich vermehrte, und eben dasselbe erfolgte augenscheinlich an den Herzen der

Frösche

Frösche nach dem Opium, wenn er sie nicht ausschnitt, sondern in ihrem natürlichen Zusammenhange ließ. Woher dieser Unterschied? und woher die Sage bey den Türken und Chinesen, daß das Opium ihnen den Durst stille und sie kühle? Woher der Gebrauch der Aerzte, es zur Bezähmung der Fieberhitze und zur Stillung der hectischen Schweiße zu verordnen, (Sydenham, Boerhaave, u. a.) wenn es gleichwohl den Bluttrieb vermehrt, und die Bewegung des Herzens doch schwächt? Herr Wirtensohn, der dieß nicht zusammen zu reimen wußte, fragte den verdienstvollen Herrn Hofmann in Münster darüber, der ihm die Auflösung gab, welche er zum Innhalte seiner Inauguralschrift wählte. Es ist diese: Das Opium schwächt allerdings die Kraft des Herzens, wie die ausgeschnittenen Herzen der Frösche unwidersprechlich beweisen, die es mit keinem Widerstande des Bluts mehr zu thun hatten, und als frey wirken konnten. Die unausgeschnittenen haben, wenn sie sich bewegen, den Widerstand des Bluts, den die kleinsten Blutgefässe machen, zu überwinden. Wenn ein solches Herz bey geschwächter Kraft gleichwohl das Blut stärker bewegen soll; so ist hierzu keine andere Möglichkeit, als wenn das Opium, indem es die Kraft des Herzens schwächt, zugleich den Widerstand in den kleinen Blutgefässen in viel höherm Grade schwächt, als jene. Durch den weit mehr verminderten Widerstand wird das Herz, ob es gleich ein wenig mit geschwächt worden, das Blut stärker fortbewegen können; und dies ist der Fall beym Opium. Es ist ausgemacht, daß das Herz vor allen andern Muskeln seine ohnedem grössere Reizbarkeit weit länger behalte, als irgend einer. Die Endungen der kleinsten Blutgefässe, die an sich reizbar genug sind, werden also hierinn dem Herzen ebenfalls nachstehen. Sie verlieren vom Opium ihre Reizbarkeit leichter und geschwinder, als die Fasern des Herzens: mithin wird einerley Dosis Opium das Herz zwar eben so wohl, aber in weit geringerm Grade und viel langsamer, als die kleinen Endungen der Blutgefässe schwächen, die, weil sie davon weit mehr Kraft des Widerstandes verlieren, als das Herz an seiner bluttreibenden Kraft, hierdurch dem letztern die Arbeit erleichtern, und verursachen, daß das schwächere Herz gleichwohl das Blut stärker bewege.

Dieß ist die Erklärung, warum das Opium, ob es gleich die Kraft des Herzens schwächt, gleichwohl den Bluttrieb ver-

vermehrt und Hitze und Wallung verursacht. Sinnreich genug. Auch mechanisch richtig. Aber ob eben so wahr in dieser Anwendung? das ist eine andere Frage.

Ohne es als ausgemacht wahr anzunehmen, daß es das Geschäft des Herzens sey, den Widerstand des Bluts in den engsten Endungen der Blutgefässe zu überwinden, wollen wir doch dieß dem Hrn. W. zugeben, und ihm andere Schwierigkeiten bey seiner Erklärungsart zeigen. Ganz gewiß kann eine ungleiche Schwächung der bewegenden und widerstehenden Kraft eine viel grössere Bewegung hervorbringen, wenn die widerstehende viel mehr verliert, als jene. Ein Gewicht von vier Pfunden bewegt ein anders, das ihm drey Pfund Widerstand leistet, nur mit der Kraft eines Pfundes: wogegen drey Pfund eine Last, die nur ein Pfund Widerstand thut, mit zwey Pfund Kraft bewegen. Allein, so kann man in der thierischen Mechanik nicht rechnen, wo oft der einer Kraft geleistete Widerstand ein neuer Reiz der bewegenden Kraft wird, die sich nach ihren Reizen selbst vergrössern oder vermindern kann. Gerade so ist es beym Herzen. Welch erstaunliches Herzklopfen bey Vollblütigen, das mit dem Widerstande wächst, bis er den natürlichen Grad, auf welchen die Kräfte des Herzens sich durch Reiz erheben lassen können, zu übersteigen anfängt: und hingegen wie gleichförmig nimmt mit der Verminderung des Widerstandes die Kraft des Herzens bey reichlichem Blutlassen, auch bis zur Ohnmacht ab! Dem Herzen dient also gewöhnlich die Verminderung des Widerstandes zur Verminderung des Reizes seiner bewegenden Kraft. Je weniger Widerstand, desto weniger Anstrengung. Das heißt: die Verminderung des Widerstandes beym Herzen, die das Opium in den kleinsten Gefässen verursacht, schwächt die Bewegung des Herzens noch mehr, und desto mehr, je stärker und schneller es die Endungen der kleinsten Gefässe erschlaffet, so wie die Ohnmacht zunimmt, je schneller man sich verblutet. Wird aber das durch die unmittelbare Wirkung des Opium ohnedem schon geschwächte Herz noch in eben der Verhältniß schwächer, wie sein Widerstand abnimmt; so kann ihm keine Verminderung des Widerstandes den Vortheil geben, das Blut mit minderer Kraft dennoch stärker zu bewegen: und so ists mit der ganzen Erklärungsart des Hrn. W. geschehen. Noch mehr. Vermehrte das Opium die Bewegung des Bluts dadurch, daß es zugleich mit der Schwächung der natürlichen Kraft des Her-

zens

zens seinen Widerstand gegen dasselbe weit mehr verminderte, so daß wirklich das Herz mit wenigerer Kraft das Blut doch stärker bewegte; so müßte nach dem Opium zum wenigsten die zusammenziehende Kraft des Herzens an sich selbst nicht grösser befunden werden, als sie zuvor im natürlichen Zustande war. Wenn ein vierpfündiges Gewicht A, welches das ihm mit drey Pfund widerstehende B mit einer Kraft gleich einem Pf. bewegt, um so viel kleiner gemacht wird, daß es nur drey Pf. behält, und alsdann das bis auf ein Pf. verkleinerte B mit einer Kraft gleich zwey Pf. zieht; so bewegt das dreypfündige A nun freylich das einpfündige B noch einmahl so stark: aber darum ist doch das dreypfündige A hierdurch nicht wieder vier- oder gar fünfpfündig geworden. Man müßte also, nach Herrn W. Theorie, von der Wirkung des Opium zwar eine vermehrte Bewegung des Bluts, aber dabey doch zugleich die schwächere Anstrengung des Herzens wahrnehmen. Allein man sieht gerade das Gegentheil. Nach dem Opium bewegte sich das Herz der Frösche nicht nur geschwinder, sondern zog sich auch viel heftiger zusammen, als vor der Wirkung des Opium im natürlichen Zustande. S. §. 16. Entweder hat also der verminderte Widerstand den Reiz des Herzens und dessen Kraft über seinen natürlichen Grad erhöhet, welches gerade wider die Theorie des W. ist, oder das Opium wirkt auch die stärkere Bewegung des Bluts ganz und gar nicht auf die Weise, wie es sich Hr. W. einbildet, und dies letzte ist uns am wahrscheinlichsten. Die meisten narcotischen Gifte wirken zuerst so in die Nerven, und durch sie in die reizbare Faser, daß sie ihre Kraft schnell übertreiben und sie hernach sehr bald in eine desto grössere Schwäche und Atonie zurückfallen lassen. So der Wein, der hierinn mit dem Opium die größte Aehnlichkeit hat, und so die narcotischen Pflanzen, daher man auch zu glauben bewogen worden, daß sie ausser ihrer betäubenden und erschlaffenden Kraft zugleich eine ermunternde und krampfmachende hätten. Ich unternehme mirs nicht, diese Wirkungsart des Opium zu erklären. Genug, daß die vom Hrn. W. angegebene der Sache kein Genüge thut. Uebrigens glaube niemand, daß diese Schrift darum keine grosse Aufmerksamkeit verdiente. Es sind sehr lesenswürdige Stellen darinn, wohin unter andern die neue Bestätigung gehört, daß das Opium allerdings auch das Herz schwäche, wie auch, daß, obgleich die grössern Blutgefässe

fäße fast gar keine merkliche Reizbarkeit besitzen, dennoch die kleinsten Endungen derselben desto reizbarer und den Wirkungen des Opium vorzüglich unterworfen sind, woraus der V. verschiedene sonderbare Wirkungen desselben, besonders seine schweißtreibende und doch in der Hectik schweißstillende Kraft sinnreich und glücklich in helles Licht setzt. Auch der praktische Arzt wird hier Nahrung finden. Besonders ist die am Ende der Schrift erzählte Cur eines Schlaffiebers höchst merkwürdig, wo die Patientin statt des Frostes in einer gänzlichen Betäubung und Erstarrung lag, und jedermann ihren Tod erwartete, Herr Hofmann aber durch fünf und vierzig Tropfen Laudanum, die er ihr in den Mund goß, die schleunigste Besserung bewirkte. Ein Fall, der hiernächst mehrmals gelungen ist, und der allein verdiente, ein grosses Werk davon zu schreiben.

Gl.

**D. Christian Friedrich Daniels, weil. hochfürstl. Schwarzb. Sondershäus. Hofraths und Leibarztes, der Stadt Halle, des Saalcreises rc. Physicus, Sammlung medicinischer Gutachten und Zeugnisse, welche über Besichtigungen und Eröffnungen todter Körper, und bey andern rechtlichen Untersuchungen an verschiedene Gerichte ertheilt worden, mit einigen Anmerkungen und einer Abhandlung über eine siebenmonatliche besondere Mißgeburt, ohne Herz, Lungen, u. s. w. Herausgegeben von dessen Sohne C. F. Daniel. Mit Kupfern. Leipzig, bey Böhme, 1776. in groß 8. 300 Seiten.**

Es sind achtzig Gutachten und Zeugnisse in gewöhnlicher Form und Art, wie sie von Physicis bey rechtlichen Untersuchungen ausgestellt zu werden pflegen. Etwas besonders Wichtiges, was diese Sammlung vor so vielen andern dieser Art auszeichnete, haben wir nicht gefunden. Die beygefügten Anmerkungen des Herrn Herausgebers sind meist ganz willkommene Anführungen bestätigender Stellen; selten eigene Urtheile. In der Untersuchung S. 158, ob die vom Kohlendampfe Umgekommenen an der

Ersti-

Erstickung, oder an einer Betäubung sterben, wird beydes behauptet. Das erste findet wol eigentlich statt, wenn die Kohlen entweder durch ihren Rauch in engen Zimmern, oder durch ihren Schwefelgestank tödten, in welchem letzten Falle ihre Wirkung in so fern von der des Schwefels nicht verschieden ist. Aber oft findet man Leute von Kohlen getödtet, bey welchen sie zuvor lange ruhig gesessen, ohne von einer so plötzlichen Erstickung, wie Schwefeldämpfe erregen, das geringste zu bemerken, und wo auch kein Rauch im Zimmer ist. In diesen Fällen ist die Betäubung unstreitig die Todesart. Von den Ertrunkenen hätte man S. 167 von dem Herrn Herausgeber wol was entscheidenders erwarten können, nachdem so viel genaue Versuche davon bekannt worden sind. In diesem Falle waren die Hirngefäße nicht überfüllt, aber das Gehirn war auch schon faul. Von dem schäumigten Wasser in den Lungen wird nichts erwähnt; vielmehr heißt es: Man fand nichts Wässeriges darinn. Herr von Haen wird hier doch in Etwas zurecht gewiesen. S. 201. ist der Fall merkwürdig, da eine Frau im sechsten Monate der Schwangerschaft von einer Kuh in die Leistengegend gestoßen worden, und zu rechter Zeit zwar Wehen empfunden hat, aber in der Geburt gestorben ist, weil das Kind durch die zerrissene Scheide in den Unterleib getreten war. Die von dem Herrn Herausgeber beygefügte Abhandlung von einer Mißgeburt ohne Hals, Brust, Aerme, Herz, Luftröhre, Lungen, Zwerchfell, Leber, Milz, Niere, &c. ist unstreitig das Wichtigste in dieser Sammlung. Die Beschreibung ist nur kurz, aber durch fünf Kupfertafeln hinlänglich erläutert. Herr D. bestreitet das Hallerische System von der Evolution, und faßt den Herrn von Haller bey seinen Worten, daß die ganze Evolution hauptsächlich vom Schlage des Herzens abhänge, da er doch selbst 15 Beyspiele von Embryonen anführe, bey denen das Herz gefehlt habe. Vielleicht ließe sich dies so zusammen reimen, daß man unter Herz nur denjenigen Punkt im System der Blutgefäße des Embryo verstünde, von wannen der Umlauf nach allen übrigen Theilen ausgeht. Dies ist doch das Wesentliche des Begrifs vom Herzen, und wenn dieser Punkt kein förmlich gebildetes Herz, sondern nur eine besondre Stelle in einem Schlagaderstamme wäre; so würde man dies richtiger nur ein monströses Herz nennen, als behaupten können, daß es gänzlich mangle. Inzwischen verwirft Herr D. hauptsächlich aus diesem Grunde das

System der Evolution, und hält sich an das Wolfische der Epigenesis. Man wird den Streit nicht ohne Nutzen lesen: aber wer wird ihn wol jemals entscheiden können?

Gl.

D. R. C. F. Opitz, Königl. Preuss. Hofrath, Stadt- und Landphysikus des Fürstenthums Minden, Mitglied des Collegii medici provincialis, auch Ehrenmitglied der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde, u. s. w. Geschichte einer Epidemie galligter, faulender und bösartiger Fieber, die in der Stadt Minden in denen Jahren 1771 und 1772 geherrschet hat, als ein Beytrag zu der Geschichte dieser ganz Deutschland durchgewüteten Epidemie, nebst einem Anhang Wetterbeobachtungen von dem Jahr 1772. Berlin und Leipzig, bey Georg Jacob Decker. 1775. 8½ Bogen in 8.

Der Verf. liefert hier keine vollständige Geschichte der bekannten Epidemie von galligten und faulen Fiebern in den Jahren 1771. und 1772. sondern nur einen Beytrag dieser Geschichte nach den Beyspielen der Böhmer, Bucholz, Faucken und Keßler, denn besonders in Minden haben sich verschiedene Abweichungen gefunden, welche der Verfasser in eben berührten Schriftstellern nicht angetroffen hat. Der nassen Witterung im Sommer 1771. schreibt derselbe hauptsächlich das Uebel zu, woraus denn der allgemeine Mangel entstanden. Wenn bey der Höhe des Fiebers sich ein Nasenbluten einfand, so will der Verfasser eine Erleichterung wahrgenommen, wovon doch die berührten Schriftsteller alle das Gegentheil beobachtet haben. Gleich beym Anfange bediente sich der Verfasser des Brechweinsteins, weil er glaubte, daß die Ipecacuanha Verstopfung nach sich zöge. Hierauf folgte der Weinstein Rahm mit dem Rhabarberpulver vermischt. Den Weinstein Rahm mit Salpeter vermischt würde Recens. hier nicht gegeben haben, denn der Salpeter vermehrt die Schmelzung der Säfte noch mehr. Erst wenn sich Zeichen einer Bösartigkeit bey der Höhe des Fiebers zeigten, schritt der Verf. zur

Fieber-

Fieberrinde, warum aber nicht ehender anstatt der elenden Tränke aus destillirten Wässern und dergleichen? Einen besondern deutschen Styl merken wir dem Verfasser an, wie z. B. S. 37. „epidemisch war diese Krankheit in der Stadt Minden. Es befielen viele Menschen damit.„ Dieses läßt sich aber in der Folge noch verbessern, wenn der Verf. fleissig gute deutsche Schriftsteller lieset, wie z. B. Zimmermanns Schriften und dergl. Zuletzt noch einige Fälle.

Johann Röttiger Salomo Holdefreund, der Arzneygelahrheit Doctors und Practici, der deutschen Gesellschaft zu Halle Mitglieds, Abhandlung vom epidemischen Stickhusten der Kinder. Helmstedt, druckts und verlegts Johann Heinrich Kühnlein. 1776. in 8. 5 Bogen.

Der Stickhusten war nur unter den Kindern epidemisch und dadurch von demjenigen unterschieden, welchen der Ritter von Rosenstein beschrieben hat. Er gieng in der Stadt von Haus zu Haus und schien die Stelle der Kinderpocken zu vertreten. Auf dem Lande hingegen unter den Bauernkindern wurde dieses Uebel sehr selten angetroffen. Der Verf. glaubt, daß dieser epidemische Stickhusten eine ordentliche ansteckende neue Krankheit sey. Das Uebel dauerte 6 — 8 Wochen, auch bisweilen drey Monate hindurch. Die vorzüglichen Mittel des Verf. waren: Brusttränke aus Gummi Ammoniakum, Meerzwiefelhonig, und dergl. Das würksamste Mittel aber bestund aus gleichen Theilen der besten Chinarinde mit Milchzucker vermischt, wobey zugleich Clystiere aus Chinarinde, Fieberklee und Lavendelblüten angewendet wurden. Bisweilen nützte auch der Spießglasschwefel in starken Gaben in Gesellschaft des Milchzuckers. Aus acht Krankengeschichten ersiehet man, daß die Kurart des Verf. die wahre und ächte gewesen.

Dr.

*Wenceslai Trnka de Krzowitz*, S. R. I. Equitis, M. D. in Univ. regia Tyrnaviensi Anat. P. P. O. Historia febrium intermittentium, omnis aevi obser-

vata & inventa illustriora medica ad has febres pertinentia complectens. Volumen. I. de febribus intermittentibus in genere. Vindobonæ, ex offic. a Ghelen. 1775. in groß 8. 728 Seiten.

Ohngefähr nach dem Plane, wie Allen in seiner Synopsis das ganze Heer der Krankheiten behandelt hat, so daß er von Jeder alles zusammentrug, was er in den besten Schriftstellern bis auf seine Zeit davon aufgezeichnet fand, das der Erhaltung einiger maßen würdig war, um denen, die eine solche Erleichterung bedurften, die ganze Geschichte dessen vorzulegen, was man von je her über eine solche Krankheit gedacht, experimentirt und entschieden hatte; ohngefähr so, aber in aller Absicht vorzüglicher, hat hier Hr. T. die Geschichte der Wechselfieber allein, zum großen Nutzen aller Aerzte, die nicht selbst alles lesen können, beschrieben. Ein Werk dieser Art hat immer seine Fehler und Mängel. H. T. hat sie erkannt und daher alles, was möglich war, angewendet, um sie zu meiden, oder zu vermindern. Man lese hierüber seine Vorrede, so wird man daran nicht weiter denken: und man lese die Schrift selbst, so wird man sicherlich wünschen, über alle wichtige Krankheiten Werke von dieser Art zu besitzen, die mit so viel Fleiß, Wahl, Beurtheilungskraft und in so guter Ordnung und Vollständigkeit wie dieses abgehandelt wären, wo der Verf. nicht so sehr wie Allen nur den Sammler, sondern den Selbstdenker spielt, der die Geschichte der Krankheit als sein eigenes Werk vorträgt, und alles, was je davon gesagt ist, darinn miterzählt, aber zugleich beurtheilt, ohne es gleichwol dadurch dem Leser wieder zu nehmen, sondern vielmehr es ihn desto nützlicher gebrauchen zu lehren, der seine Gewährsmänner überall genau und richtig anzeigt, sie oft selbst reden läßt, und, (bis etwa auf einige übersehene,) keinen erheblichen Schriftsteller ungenutzt gelassen hat.

Den Plan und die Ausführung etwas näher anzuzeigen, das wird das Einzige seyn, was ein Recensent bey der Ankündigung dieser Sammlung zu thun hat. Sie wird aus zweyen Bänden bestehen, wovon der erste von den Wechselfiebern überhaupt handelt. Der zweyte aber insbesondere die Recidive, die gestopften, die bösartigen und versteckten Wechselfieber, und die daraus entstehenden

Krank-

Krankheiten, in so fern sie Folgen derselben sind, beschreiben wird. Der gegenwärtige erste Band besteht aus zween Theilen, dem theoretischen und dem practischen. Ersterer hat neun Kapitel. 1. Von der Natur der Wechselfieber. 2. Von den verschiedenen Arten derselben. Freylich lauter bekannte Eintheilungen, aber sehr plan und deutlich entworfen, und doch auch hin und wieder für schon Geübte merkwürdig; z. E. was S. 49 von den topischen Fiebern angeführt wird. 3. Von den Fieberanfällen; Frost, Hitze, Schweiß. Hier kommt die Frage vor, ob der Fieberfrost vom Mangel der Wärme, oder vielmehr von Krämpfen herzuleiten sey? S. 60, welches letzte der Verf. beweiset. S. 66. Warum mag hier und im ganzen Werke Whytt nicht gebraucht seyn, der einer von den ersten ist, die den Fieberfrost als Nervenzufall betrachtet haben. 4. Die Unterscheidungszeichen der Typen regelmässiger Wechselfieber, nämlich des täglichen, drey- und viertägigen. 5. Die veranlassenden Ursachen; wo unter andern S. 121 von den contagieusen Wechselfiebern gehandelt wird. 6. Von der disponirenden Ursache, sehr ausführlich, von S. 128 — 204. Man lieset hier die Gründe und Gegengründe, ob diese Caussa proegumena im Nervensystem liege, und man hieraus mit van Swieten die Wiederkunft der Paroxysmen herleiten könne, ob die Nerven allezeit zur Erneuerung des Paroxysmus einen neuen Reiz von der Fiebermaterie (fomes) erhalten müssen, und wie dies zugehe, oder ob sie durch die ihnen einmal mitgetheilte Disposition den Paroxismum ohne weitere Veranlassung erregen? Ohne Zweifel würde der Verfasser hierbey Herrn Thaers Dissertation genutzt haben, wenn sie ihm bey der Ausarbeitung seines Werks schon hätte bekannt seyn können. Inzwischen liegen die Gründe dazu in Kirckpatricks, Whytts, Chalmers und andern Schriften, die diese Materie sehr aufgeklärt haben, aber Herrn Tr. entwischt zu seyn scheinen. 7. Die Unterscheidungszeichen der Wechselfieber von andern Krankheiten und unter sich. 8. Ihre Folgen im Körper. 9. Die Prognosis. Dieses Kapitel ist wieder sehr ausführlich, von S. 228 — 310 und enthält mit unter vortrefliche Beobachtungen.

Der practische Theil hat erst einen kurzen Abschnitt von der Cur der Wechselfieber in den Paroxysmen. Er scheint ziemlich arm: allein das, was man hier Mehreres erwarten möchte, findet man doch hernach zerstreut in den

dreyzehn Kapiteln des zweyten Abschnitts, von der Cur in den Zwischenzeiten; z. E. Linds Gebrauch des Opium in der Hitze, und dergl. So lange das Werk nicht einen sehr ausführlichen Innhalt oder ein gutes Register hat, ist doch dieser kleine Fehler des Plans dem Leser sehr beschwerlich. Eine besondere Bemerkung S. 314 vom Director der Facultät zu Tyrnau, Herrn Gilg von Gilgenburg, müssen wir doch auszeichnen, daß alle, die von kalten Fiebern Verstopfungen in den Hypochondern und harte Geschwulsten behalten, im Froste kalte Getränke getrunken haben, und daß es denen, die hievor gewarnt worden, nie wiederfahren sey. Der zweyte Abschnitt handelt die Cur der Wechselfieber in folgenden Kapiteln ungemein vollständig ab, und man erwartet und findet hier bey vielen Schätzen freylich auch viel Wust. 1. Allgemeine Regeln der Cur. 2. Vom Blutlassen. Man findet S. 336 doch einige Zeugnisse von der Nützlichkeit des Blutlassens im Anfange des Fieberanfalls. 3. Brechmittel und Purganzen, von S. 348—417. Eine lehrreiche und schöne Sammlung, nach gesunden und simpeln Grundsätzen recht wohl erörtert, und mit besonderm Fleiße zusammengetragen. Den Pfuschern, die mancher Orten mit den arsenicalischen Arzneyen so viel Wunder thun, wäre hierüber S. 396 ein wichtiger Artickel zu empfehlen, wenn sie lesen könnten. Eben so vorzüglich sind die folgenden Kapitel. 4. Von den auflösenden Mitteln, wo von Senacs Wassercur und den Mercurialmitteln viel Merkwürdiges vorkömmt. 5. Von den schweißtreibenden, wo die Curen mit Essig, Citronsäften, mineralischen Säuren, mit Salmiack und mit den hitzigen Gewürzen gut beurtheilt werden. 6. Von den harntreibenden. 7. Stärckenden, besonders den Chamillen. 8. Von den adstringirenden, wohin die Eisenmittel, Alaun und verschiedene Baumrinden gehören, die man der Fieberrinde an die Seite gesetzt hat. 9. Von den narcotischen Mitteln, hauptsächlich vom Opium und Theriack. 10. Von der Fieberrinde, von S. 527—582, vortreflich, und endlich 11. Von einigen zusammengesetzten Fiebermitteln berühmter Aerzte. Hier ist Aernte für die gnädigen Frauen zur Bereicherung ihrer Familienreceptbücher, woraus sie mit christlicher Liebe gute Verordnungen großer Leute an geringen übel anwenden. Das 12 Kapitel, von den äusserlichen Fieberarzneyen, Clystieren, Bädern, Umschlägen, Frictionen, Pflastern, u. s. w. ent-

enthält manche nicht zu bekannte, noch zu verachtende Anmerkungen. Das letzte 13 handelt vom diätetischen Verhalten beym Fieber. Unter der großen Menge der in diesem Theile verzeichneten Fiebermittel finden sich manche, die läppisch oder abergläubisch sind, und es nicht scheinen, und manche, die es scheinen, wo aber gleichwol der Verf. mehrentheils gründlich den Grund entdeckt, warum sie doch öfters hülfreich befunden worden, z. E. die Spinnweben, die Kröten, der Urin, der Thierkoth, das Laufen oder Schwitzen im Bette vor dem Anfalle, die Musick, ein gemachter Schreck, und verschiedene sympathetische und Zaubermittel, letztere fast zu ausführlich. In einem Anhange hat endlich Hr. Tr. einige merkwürdige Casus von Haen, Monro, Triller, Morgagni u. a. abdrucken lassen, die in der Fiebercur vieles zugleich erläutern, mithin im Werke selbst bey den einzelnen Artickeln nicht füglich angebracht werden konnten, und wobey er sich die nützliche Mühe gemacht hat, die Stellen im Werke zu citiren, welche dadurch erläutert werden.

Hm.

William Grants, d. A. K. D. Beobachtungen über die Natur und Heilung der Fieber. Aus dem Englischen nach der zweyten sehr vermehrten Ausgabe übersetzt. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1775. gr. 8. 684 Seiten.

Ein Werk von Meisterhand; ganz nach Sydenhams Grundsätzen und Lehrart, und fast ein Commentar über seine Fieberlehre und Curarten: aber von einem selbsterfahrnen Practicus, der seinen Autor durchschauete, überdachte, nach ihm versuchte und weiter gieng; ihn oft genauer bestimmt, oft wirklich verbessert, immer bewundert. Nie ist wol Sydenham verehrungswürdiger erschienen, als hier, wo ein eben so tiefsehender fleißiger Beobachter das, was jener vor hundert Jahren bemerkte, beschrieb, urtheilte und verordnete, noch eben so, gleichwie von gestern her, in der Natur wieder findet, und da er sich geübte Sinnen, reine Vernunft und geprüfte Versuche zu Führern wählt, ungesucht in eben die Pfade tritt, auf welchen der große Mann damals die Natur belauscht hatte.

Grant wird immer einer der ersten Schriftsteller über die Fieber seyn, ohne sich durch ausserordentliche Gelehrsamkeit, durch Benutzung eines Modesystems, oder Erfindung eines solchen, durch sinnreiche Erklärungsarten der geheimen Triebfedern der Natur beym Fieber, durch Darstellung noch nie versuchter Heilsmittel, oder auch nur durch einen neuen, gefälligen, hinreissenden Ton und Schwung des Vortrags zu diesem Range zu erheben. Wahre hippocratische Einfalt ist seine, wie Sydenhams, Kunst; den Gang der Natur nur richtig zu sehen und zu beschreiben, ohne sich zu bekümmern, ihn zu erklären, das ist das System, woran er sich hält; ihr darinn zu folgen, ohne ihr vorzulaufen oder in den Weg zu treten, genau zu beobachten, was sie zwingt, aus ihrer Bahn zu gehen, auf welche Neben- oder Abwege es sie verdrängt, was diesen Hindernissen vorbeugt, oder was sie wieder vernichtet und die Natur in ihre Bahn zurückleitet, das sind die Data zu seinen practischen Maaßregeln; und die kluge Anwendung der gewöhnlichen Hülfsmittel im wahren Falle der Brauchbarkeit, im wahren Augenblicke der Bedürfniß, und bey der rechten Person im bestimmtesten Zustande, das sind die Arcana seiner Heilmethode; und hierdurch wird er dem Denker und Forscher (denn ein gemeiner Leser wird ihn als einen trocknen, ziemlich confusen und etwas langweiligen Schriftsteller bald weglegen,) neu, lichtvoll, äusserst interessant, Wegweiser, Lehrer, Warner; gewöhnt den Arzt mit practischem Blicke scharf zu sehen, feste Gesichtspunkte zu suchen, auf die er hinstrebe, nie zu wanken, ausser zum Vortheile der selbst wankenden Natur, mit Zuversicht in die Gefahren hinein, und mit Behutsamkeit durch sie heraus zu gehen, und endlich, mit wenig Anstalten so wunderbare Rettung zu leisten, daß der ihm zuschauende mördliche Charlatan immer glauben wird, jenem gelinge alles, da er nichts thue, und ihm mißlinge die geschäftigste Kunst — par malheur. (Wer einen solchen sehr auffallenden Contrast sehen will, der lese die Krankengeschichte über die bösartige Bräune von S. 586 bis 659, und von da wieder bis S. 676.)

Man weiß, wie genau Sydenham die Epidemien der Jahrszeiten und Witterungen beobachtete, wie geflissen er war, den Jahrslauf der Seuchen daraus herzuleiten, und wie sehr er darauf drang, in der Cur zu bedenken, daß jede einzelne Krankheit in die Natur der jetztherrschenden Epi-

demie

demie hineinarte, und eine ihr gemässe Behandlung erfodre. Diesen Grundsätzen folgt Hr. G. durchs ganze Werk, und zeigt aus den Erfolgen, wie unmöglich irgend eine Krankheit nach einer absoluten Methode behandelt werden könne, so treffend sie auch im übrigen seyn möchte. Man lege darum das Buch nur nicht weg, weil in Deutschland weder der Wechsel der Witterungen, noch die Ordnung der Seuchen so regelmäßig und sichtbar ist, als in England. Immer wird einem sich bildenden Practicus ein gewisser und grosser Gewinn bleiben, wenn er aus dem Beyspiele des V. sich an diese Art, über die Krankheiten zu denken gewöhnt, und aus ihren Beziehungen auf die Witterungen und herrschenden Epidemien die nöthige Abänderung der Behandlung lernt, die allezeit das Meisterstück der Praxis bleiben wird. Folgen bey uns die Witterungen nicht so, wie in England, mithin auch die Epidemien anders, so werden zwar unsere praktischen Jahrgänge verschieden, aber doch unsere Krankheiten immer nach diesen Beziehungen zu behandeln seyn, und ein mittelmässig geschickter Arzt, der nur einmal wohl angewiesen und gewöhnt ist, so zu curiren, wird klärer sehen und sicherer helfen, als der gelehrteste Mann mit dem Methodenbuche in der Hand und mit dem System im Kopfe.

Wir machen keinen Auszug aus dieser Schrift. Er würde zu wenig nützen. Was man daraus lernen muß, sind nicht einzelne Vortheile des Meisters, die man herzählen kann, auch hat das Werk daran keinen Reichthum. Dem Manne die Manier abzulernen, wie er über Krankheiten denkt, und wie er daraus seine Kur anlegt, das kann kein Auszug lehren, das kann kein Leser merken, wenn er ihn nicht förmlich studiert, und wer dies bey ihm nicht sucht, oder nicht findet, der sey sein Leser nicht, das Buch wird ihm schlecht behagen, und er wird nicht begreiffen, was man aus ihm macht.

Um inzwischen den Hauptplan anzuzeigen, so theilt Hr. G. alle Fieber in die gewöhnlichen, die sich alle Jahr in einer regelmäßigen Ordnung ereignen, und die natürlichen Folgen des englischen Clima und der dortigen Lebensart sind, und in die ungewöhnlichen oder pestilenzialischen, die von Ansteckung und zufälliger Verbindung verschiedener Ursachen herrühren. Die erstern waren der Gegenstand des V. bey der ersten Ausgabe seines Werks; von den letz-

ten hat er im zweyten Theile gehandelt, der eine Zugabe der zwoten Auflage ist.

Er unterscheidet sieben Gattungen der gewöhnlichen Fieber. 1) Die inflammatorischen (die er Causus, oder das brennende Fieber nennt,) ereignen sich in der ersten Hälfte des Jahrs, besonders nach anhaltendem Frost und nordlichen und ostlichen Winden. Alle Fieber, die in solcher Jahrszeit entstehen, haben etwas Inflammatorisches, und erfordern in so fern insgesammt eine mehr oder weniger antiphlogistische Behandlung, die aber gar sehr von der antiseptischen unterschieden ist.

2) Der nicht fauligte Synochus der Alten findet sich erst recht häufig ein, wenn sich die Tage ziemlich verlängern, und das Frühlingswetter schon einige Zeit gedauert hat. Ausser der inflammatorischen Natur, die dieses Fieber aus der Jahrszeit annimmt, hat es einen zähen Schleim und andere Unreinigkeiten im Magen und Gedärmen zum Grunde, und erfordert nach dem Blutlassen und der kühlenden Diät wiederholte Ausleerungen der Verdauungswege, wozu seine Remissionen und wohl gar völlige Intermissionen, die es dem Frühlingswechselfieber ähnlich machen, am besten genutzt werden können. Es ist übrigens ebendasselbe Fieber, was so viele Beobachter unter ganz andern Namen nennen, z. E. epiala, febris pituitosa, humoralis, Huxhams schleichendes Nervenfieber, Ballonius Gastrica, Baglivs mesenterica, der Neuern febricula und lenta &c.

3) Die catarrhalischen Fieber, die von der Wendung einer dünnen scharfen Feuchtigkeit nach der Schleimhaut entstehen, sind im Hornung am gemeinsten, ziehen sich in die Länge wohl bis zum Junius, und verbinden sich dann oft mit den vorigen. Ihre Crise ist der Auswurf, auf den sich die Hauptkur beziehen muß.

4) Wenn der Sommer seine völlige Wirkung auf den Körper thun kann, so entstehen, statt der inflammatorischen Frühlingskrankheiten, die fäuligten, oder das sydenhamische Pockenfieber. (Synochus putris.) Ausser dem vielleicht zufällig nöthigen Aderlassen im ersten Anfange, erfodert dieses Fieber oft Brechmittel, allezeit Purganzen; zur Bändigung des schädlichen Schweisses vor der Coction, mineralische Säuren; aufrechtes Sitzen ausser dem Bette, reifes Obst und Säuren; nach Zeichen der Coction und Crisis, bey gesundem Pulse und nicht zu trockener Zunge, die Fieberrinde; kaltes Getränk und warme Clystiere.

5) Der

5) Der August verwandelt die fauligte Constitution in die galligte, deren Anfang die Cholera macht, welche das Gallenfieber, die galligte Ruhr, der galligte Rothlauf begleiten. Anstatt der starken und mineralischen Säuren, welche das fauligte Fieber erfodert, sind beym Gallenfieber die seifenartigen vegetabilischen Säuren, das reife Obst, der Sauerhonig ꝛc. die Hauptmittel. Es hat dieses auch Remissionen, die immer länger und zuletzt wahre Intermissionen werden. Wenn nach eilf oder vierzehn Tagen die galligten Unreinigkeiten durch Brech- und Purgirmittel ausgeleert, oder durch gute Diät verbessert sind; so entsteht eine Art der Coction und Crisis durch gelinde Nachtschweisse, die alsdann — nie aber früher! durch schweißtreibende Mittel aus Campher, Minderers Spiritus und schweißtreibendem Spießglase und Abendopiate zu befördern sind.

6) So wie im späten Herbste die galligte Constitution aufhört, fängt sich die atrabilarische an, welche in gelinden Wintern den November, December und Jänner hindurch anhält, und sich mit den inflammatorischen Zufällen dieser Jahrszeit gesellet, da sie dann Sydenhams Winterfieber erzeugen. Für sich erzeugt die schwarzgalligte Constitution die hypochondrischen Zufälle *cum materia*, oder was man sonst die nicht moralische Melancholie nennt, und das dabey etwa vorkommende Fieber ist schleichend und langwierig. Die Mittel, welche das eigentliche hypochondrische und hysterische Uebel als blosse Nervenkrankheiten erfordern, nemlich die stärkenden, krampfstillenden und sonstigen Nervenarzneyen, wären hier gefährlich, und die wahre sehr langwierige Cur muß bloß in der Auflösung, Verdünnung und Ausleerung der atrabilarischen Unreinigkeiten bestehen. Hierdurch wird auch die Behandlung des Winterfiebers eigentlich bestimmt.

7) Im Frühjahre bey der schleimigten, und im Herbste bey der galligten und atrabilarischen Constitution, entstehen die Frühlings- und Herbstwechselfieber, und nach diesen beyderley herrschenden Epidemien hat man die Curarten dieser Wechselfieber einzurichten, die also, wie leicht zu erachten ist, ungemein von einander abweichen.

Dies Alles ist nun im ersten Theile des Grantischen Werks ausgeführt: aber leider freylich nicht in dieser deutlichen Ordnung, die der V. nur bloß in seiner kurzen Wiederholung S. 470, da er selbst den Mangel derselben in

der

der ausführlichen Abhandlung bemerkte, angegeben hat. Wenn man fragt, was denn nun dies Alles Neues oder Besonderes sey, so ist darauf schon oben geantwortet. Die Vortreflichkeit des Werks, die kein Auszug darstellen kann, liegt im Detail der Vorschriften, nicht in neuen Methoden oder Arzneyen; sondern in der allertreffendsten Anwendung der bekannten Curarten und Arzneyen auf den Fall, so wie ihn Jahrszeit, Witterung, herrschende Epidemie, die Constitution des Kranken und der regel- oder unregelmäßige Lauf der Krankheit bestimmt. Hier, und hier vor den meisten andern ist Gr. groß, und hieraus wird man ihn schätzen lernen.

Dasselbe müssen wir auch vom zweyten Theile sagen, welcher blos die bösartigen Fieber, und ganz besonders die bösartige Bräune abhandelt, wovon man schwerlich bisher etwas Gründlichers und Vollkommeners gelesen haben wird. Wie verschwinden hier Chomel, Fordyce und so viel andere, und in welcher Evidenz zeigt sich uns die wahre Hülfsart, woraus man lernen kann, was hier ein zu rechter Zeit erregter und lange genug fortgesetzter Schweiß vermöge, (dessen thätige Beförderung, zumal in bösartigen Krankheiten, lange genug aus Mangel scharfsinniger Unterscheidungen mördlich gewesen, und zuletzt allzuunbedingt und fast gänzlich verrufen worden,) und wie schlecht man mit der neuern Systemrechten antiphlogistischen und antiseptischen Methode dabey fortkomme Hätte Gr. nur dieß einzige geschrieben, so verdiente er schon dafür allein den lebhaftesten Dank der Kranken und Aerzte.

Einzelne Stellen verdienten für manche Leser wohl ausgezeichnet zu werden. In Holland begreift man nicht, daß sich in Deutschland die gemeinen Wechselfieber nach vorgängiger Ausleerung der Verdauungswege mit ein Paar Loth Fieberrinde vertreiben lassen. Grant, Alston, u. a. bestätigen gleichwohl dasselbe, aber unser V. hat in Holland selbst bemerkt, daß daselbst weit grössere Dosen erfodert werden, und erklärt es sehr natürlich aus der Landesbeschaffenheit S. 59 - 102. Das, was S. 112. von der Speckhaut des Bluts gesagt wird, verdient wohl mit Hewsons Gedanken hierüber verglichen zu werden. Viel Aerzte bey uns werden der Warnung bedürfen S. 128, daß man in inflammatorischen und faulenden Fiebern die antiphlogistische und antiseptische Curart nicht mit einander verwirre! Wie reich an treflichen praktischen Einsichten ist nicht die

ganze

ganze Abhandlung von der inflammatorischen Constitution S. 110-139, wie wichtig die Einschränkung der antiphlogistischen Methode in dem nicht fauligen Synochus S. 199. Wie simpel sind S. 222 die Begriffe und Grundsätze von der Coction und Crise! von den verschiedenen Gattungen der Schärfe im Blute S. 165, vom Unterschiede der fauligen Krankheiten von wirklicher Fäulniß S. 282, vom Vorzuge des Blutlassens vor den Opiaten in der krampfhaften S. 313, und des Pommeranzensafts vor dem Opium in der Gallencolik S. 309, von der Natur und Cur der kritischen und nicht kritischen Schwämme S. 322-330, und Flecken S. 360, von den Vorurtheilen im Verhalten bey faulen Fiebern in Absicht des Aderlassens, Purgirens S. 341. 344, des Aufsitzen und Kopfwascheus mit Eßig S. 345 rc. von den so sehr zu unterscheidenden Curarten der fauligten und galligten Fieber S. 389, von den gar gewöhnlichen Schlagflüssen aus dem Magen, die Brechmittel erfodern S. 444, und von so viel andern wichtigen Erörterungen würde vieles den meisten Aerzten in Deutschland so neu als nützlich seyn: aber sie verlören doch das Beste, wenn sie sie ausser dem Zusammenhange läsen. Also nichts davon: aber auch desto weniger von dem, was wir bey manchen Stellen zu erinnern hätten, z. E. wenn der V. S. 36. eben von Deutschland sagt, daß wir gestopfte Wechselfieber mit Schinken und geräuchertem Fleische wieder herzustellen pflegten; wenn er S. 39 schließt, die disponirende Ursache der Wechselfieber müsse aus der Beschaffenheit der Luft entspringen, weil in manchen Ländern nie Wechselfieber entstehen; wenn er S. 55 die regelmässige Wiederkunft der Fieberparoxismen von einer Art der Angewöhnung herleitet, die nichts erklärt; wenn er zuweilen ein wenig allzupositiv spricht, wie S. 535, wo er die verschiedenen Arten der Pest aufs genaueste beschreibt, die nach seinen Grundsätzen in verschiedenen Jahrszeiten entstehen müßten; zuweilen allzufeine Unterscheidungen macht, wie S. 459, die eine genauere Beobachtung erfodern, als einem Arzte gemeiniglich möglich ist; zuweilen auch wohl eine Krankheit zu einer Gattung bringt, wohin sie wohl nicht eigentlich gehörte. So ist es uns wenigstens bey der sonst wohl erzählten Krankengeschichte S. 150-162 vorgekommen, die er als eine catarrhalische beschrieben und behandelt hat, und die doch wahrscheinlich von einem ursprünglichen und nie völlig curirten Fehler in der Leber herrührte, woraus zuletzt aller-

dings

dings Bluthusten und Schwindsucht entstehen konnten, wie von langwierigen Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes so oft zu geschehen pflegt. Eine allgemeine Erinnerung müssen wir noch machen, daß Hr. Gr. überhaupt, bey den so wohl benutzten alten Grundsätzen von den Coctionen und Crisen, die neuern unstreitig höchstwichtigen Lehren von dem, was in den Fiebern Nervenkrankheit ist, und Nervenarzneyen erfordert, zu sehr hintangesetzt hat, gerade so, wie es diejenigen umgekehrt machen, die, da sie die Fieber als Nervenkrankheiten betrachten und behandeln, die Lehre von den Coctionen ganz vergessen, oder sie lieber gar aus der Natur wegphilosophiren.

Die Uebersetzung dieser Schrift ist recht gut gerathen, auch hat der Uebersetzer hin und wieder kurze Anmerkungen beygefügt, die gar nicht überflüssig sind, und einen guten Arzt verrathen. Es würde zur Brauchbarkeit des Werks viel beytragen, wenn ein recht schickliches Register hinzugefügt würde, damit man das allenfalls hintereinander lesen könnte, was der Verfasser von einer Sache oft an weit zerstreuten Stellen sagt. Es müßte aber von einem Kenner gemacht werden, wie der Uebersetzer ist, und würde dann doch nur denen brauchbar seyn, die das Werk schon durchstudirt hätten, und ausführlich kenneten; aber eben diesen einzigen müßte diese Erleichterung gemacht werden.

Gl.

Dissertationes medicæ selectæ Pragenses. Collegit & edidit *Joh. Thadd. Klinprosch*, Cæs. Reg. Maj. Consiliarius & in Univers. Carolo-Ferdinandea Anatomiæ Prof. ord. Volumen I. Pragæ & Dresdæ, ap. Walther. 338 Pagg. 4.

Die meisten dieser Pragischen Probeschriften verdienten gesammlet, und durch einen neuen Druck bekannter zu werden. Bohadsch vom Nutzen der Electricität in der Arzneykunst. Sie mindert das Gewicht flüssiger Körper durch die vermehrte Ausdünstung, befördert das Wachsthum der Pflanzen und die thierische Ausdünstung. In der Einseitigen Lähmung hat der Verf. beym Pivati in Padua und beym Sauvages in Montpellier ihren Nutzen gesehen. Die Schrift ist schon von 1751, und in den 25 Jahren

ren nachher ist diese Materie sehr erweitert und in ein andere Licht gesetzt worden. Becher, der nachmals berühmte Karlsbader Brunnenarzt, macht Erinnerungen über die Vorhersagungen in hitzigen Krankheiten. Man muß die hippokratischen Zeichendeutungen nicht so roh und ohne Beurtheilung annehmen. Hippokrates selbst widerspricht sich sonst. Er hat in seinen Epidemien Fälle vor Augen, aus denen er nachher Aphorismen macht: aber zu einer andern Zeit und unter andern Umständen ist bey ihm das tödlich, was vorhin heilsam war. Man muß seine Krankheit und derselben Ursache inne haben, um die gute oder schlimme Bedeutung eines Zeichens zu bestimmen. Diese Probeschrift ist voll wahrer, nützlicher und mit einem guten Prüfungsgeiste gesammleter alter Gelehrsamkeit. Unter den folgenden Thesen, die zur Disputirübung ausgesetzt sind, sind die meisten von sehr bekannten Sachen. Die in dem Streite über die Hallersche Empfindlichkeit und Reitzbarkeit bekannte Schrift des Radniczky ist hier wieder abgedruckt. Ruth will beym Kindermorde der Lungenprobe nicht allein getraut wissen. Mac-Neven beweist, die Zeichen vom Odemholen seyn gewisser, als die vom Pulse. Ebenderselbe von einem durch eine Verhärtung des linken Magenmundes ungeheuer erweiterten Magen, der fast die ganze Cavität des Unterleibes anfüllete. Die Verhärtung war wol vom beständigen Genusse heisser Flüssigkeiten entstanden. Vorher brach er immer mit Erleichterung einer schwarzen Materie auf, die man für schwarze Galle hielt, und die sich bloß in diesem ungeheuren Beutel aufhielt. Wenn er aufrecht stand, wollte er ohnmächtig werden. Die Därme waren ganz zusammen gepreßt. Den Urin ließ er frey, obgleich kaum ein Haar durch den Pylorus durchkonnte. Klinkosch von den Brüchen. Eine sehr gelehrte und durch eigne Beobachtungen noch merkwürdigere Abhandlung. Er leugnet das doppelte Blatt des Bauchfells, und hält das äussere Blatt bloß für ein fadiges Gewebe, in das die Saamengefässe s. w. eingehüllt, aus dem Bauche treten. Sehr viel Fälle von Bauchbrüchen, die aus nicht natürlichen Oefnungen austreten, hat er gesammelt; auch einige seltnere selbst gesehen, z. E. in der linea semilunari, durchs foramen ovale, einen gar nicht beschriebenen Ausfall des runden Ligaments der Leber, u. s. w. Dess. sehr genaue Beschreibung einer Mißgeburt mit einem ungeheuren Haupte u. a. Abweichungen.

Marherr vom Einflusse der Luftelektricität auf den menschlichen Körper. Sie ist das pabulum vitæ, und was man sonst der elastischen Eigenschaft der Luft beylegte, haben wir ihr zu danken. Klinkosch von einer zweyleibigen, aber nur einköpfigen Mißgeburt, doch waren 3 Ohren und der Hinterkopf doppelt, so daß der Kopf doch eigentlich nur nach dem Gesichte zu einfach war. Auch war das Hirn nach hinten doppelt. Von Ebendemselben ein seltner Wasserkopf. Diese Abhandlung, wie auch Kraus von der Natur der Schwarte auf dem aus der Ader gelassenen Blute, und Tichy von den Sandkörnchen im Harne, als einem heilsamen Zeichen, haben wir schon ehemals in der A. d. B. angezeigt. Gruber von der zu grossen Lebenskraft der Blutgefässe. Erst erweist die Existenz der bewegenden wirkenden Lebenskräfte der Schlagadern zum Theil gegen den H. v. Haller, der hierüber sich schwankend erklärt. Sind diese Kräfte zu überspannt, so entstehen allgemeine oder Localfieber, Blutflüsse u. a. Krankheiten. Hermann trägt Hrn. Klinkosch Meinung von der Natur des Oberhäutchens vor, daß sie nemlich ein zartes fadiges Gewebe sey, das über der Haut hin sich zu einer Membran verdichte, und auf eben die Art, wie das fadige Gewebe, durch eine Evolution entstehe, wenn sie wieder erzeugt werden soll. Bey einer seltnen Hautkrankheit, die in Verhärtungen derselben und vieler andern äussern Drüsen bestand, schnitt man eine Verhärtung aus, die auf einer Handsehne lag, und fand dabey die Sehnen im höchsten Grade empfindlich. Da man so selten aus so entfernten Gegenden Deutschlands die kleinen Probe- u. a. Schriften erhält, so ist die Sammlung und Bekanntmachung kein geringes Verdienst.

Ml.

Semiotice physiologicam & pathologicam generalem complexa. In usum prælectionum acad. conscripsit *C. G. Gruner.* P. P. O. in universit. Jenensi — Hal. Magdeb. 1775. ap. Gebauer. 687 Seiten in gr. 8. mit 2 Kupfertafeln.

Wenn der Arzt nicht bald nach Untersuchung der Zunge, des Pulses und Urins mit einer entscheidenden wichtigen Miene den Zustand seines Kranken demonstriret, sondern

dern sich stillschweigend etwas länger am Krankenbette ver-
weilet, so kommt er nicht selten bey Umstehenden in Gefahr,
daß sein Stillschweigen als Unwissenheit oder Mangel gehö-
riger Kenntniß angesehen wird. Leider ist der grosse Hau-
fen zu dergleichen Beurtheilung geneigt, und weiß nicht,
daß der Arzt durch eine kühle stille Beobachtung seines Kran-
ken, ohne Fragen, ohne Gewäsch, bloß durch das ruhige An-
schauen, oft unendlich mehr aus dem Gesichte, aus der Lage,
aus dem Odemholen, und unzähligen andern kleinscheinen-
den Dingen, herausbringen könne, als aus Urin, Puls und
Zunge, wenigstens aus diesen letzten niemals allein urtheilen
dürfe, ohne mehrere Zeichen mit zu Hülfe zu nehmen. —
Wir glauben nicht, daß der kleinere Haufen derer, welche
Kräfte und Vermögen haben, nach Schuppach zu reisen, so
geblendet ist, daß er denken sollte, Schuppach habe seine
Stärke in Beurtheilung der Krankheiten allein aus dem
Uringlase erlanget, ohne alle weitere medicinische Physiogno-
mik. Das neben uns liegende Buch von Hrn. Gruner kann
einem jeden beweisen, wie unglaublich mehr dazu gehöre, die
Gebrechen des Körpers zu beurtheilen, als das Urinkucken.
Doch da ausser der Facultät nicht leicht jemand das Buch le-
sen mögte, so lasse es sich ein jeder von seinem Arzte wieder
sagen, was wir diesem daraus merkwürdiges anzeigen wol-
len. Bey der Erscheinung der Lavaterschen Schriften,
und der seit einiger Zeit herrschenden Mode, von Physio-
gnomik zu sprechen, hat es den Recens. nicht nur gewundert,
daß kein Arzt dadurch gereitzet oder erinnert worden, die me-
dicinische Physiognomik zu bevestigen, sondern es ist ihm
auch ein nagender heimlicher Verdruß gewesen, Lesern der
Lavaterschen Fragmente zuweilen auf ihr Fragen antwor-
ten zu müssen, daß, ohngeachtet die medicinische Physiogno-
mik, die Zeichenlehre für den Körper, vom ersten Ursprunge
der Arzneykunst an, Beyträge bekommen, — ohngeachtet
bey den Zeichen der Krankheiten, und nicht bey den Mit-
teln, ein jeder vernünftiger Arzt anfangen müsse, dieser äus-
serst wichtige Theil der Medicin dennoch bey weitem nicht
zu dem erwünschten Grade von Vollkommenheit gelanget,
oder etwas Systematisches darinn geliefert sey. Mit desto
höherer Erwartung, und mit desto unruhigerer Neugierde
durchlas also der Rec. Hrn. Gruners Werk, und gestehet
nun, daß bisher zwar noch nichts Vollkommners oder Voll-
ständigers über die Semiotik geschrieben worden, — aber
im Ganzen dieses Werk doch nur noch immer, (so sehr sich

auch der Recens. durch dieses Urtheil selbst gedemüthigt fühlt) ein Beytrag bleibe. Wir wollen des Verf. Verdienste genauer bestimmen. Das Buch ist ein kostbarer Schatz von Bemerkungen unsrer schärfsten und genauesten Beobachter, und der Verf. behauptet für sich selbst selten etwas, ohne es durch Belege und Zeugnisse aus den bewährtesten Schriftstellern — fast mit einer Verschwendung von Gelehrsamkeit, zu berichtigen. Aus dem ersten Alterthume bis auf das jetzige Jahr ist, so viel wir sehen, seiner Belesenheit nichts entgangen, das auf seine Materie eine Beziehung hätte. Die 2 Hauptabtheilungen sind die physiologische und pathologische Semiotik, davon diese, wie natürlich, den stärksten Theil ausmacht. Den größten Abschnitt nimmt der Puls ein, von S. 41 — 173; wozu auch die beyden Kupfer gehören. Aber wenn der V. selbst S. 72 über die Delicatesse der Chineser beym Pulsfühlen sagt: hæc pulsuum doctrina maximam partem perabsurda est, manca, itemque placitis monstrosis ac falsis superstructa — ignorantiam magnam & minus tutam observationum fidem indicat — nullius usus sunt, aut certe perexigui eorum descriptiones — hisce Sinensium minutiis & sesquipedalibus verbis facile carere possumus, und endlich gar: Quidni & pauca pulsuum genera medico prudenti naturæque vestigiis strenue insistenti sufficiant? so begreiffen wir um Gottes Willen nicht, wozu denn mit dergleichen Unsinne, größtentheils aus Cleyer, 60 ganze Seiten angefüllet sind. Wen sollte nicht der öftern Wiederholungen vom Pulse Hien, von Kum, von Hon, von Tchin, Fou und unzähligen andern eckeln, die eine europäische Zunge kaum aussprechen kann? In eine ewige Vergessenheit mit allem, was den jungen Arzt verwirrt, und den erfahrnen lachen macht! Lieber hätten wir anstatt jener minutieusen Eintheilungen nach der Secunde bestimmt gesehen, wie viel Pulsschläge gewöhnlich ein Erwachsener, ein Kind rc. im gesunden Körper habe, und hiemit allenfalls die Pulsschläge bey Thieren verglichen, dabey eine Empfehlung einer Secundenuhr, diese nützliche Erfindung der Engländer, nicht überflüssig gewesen wäre; denn heißt das: wenig Fieber, ein langsamer Pulsschlag rc. in einer Beobachtung von Krankheit etwas gesagt, wenn ich die Anzahl der Schläge nicht nach der Secundenuhr bestimme? Ueber des Bordeu und Fouquet Angaben urtheilet Hr. Gr. S. 172: daß mancher nicht so gelehrte Finger haben mögte, und auch hier-

Hierinn unterschreibt der Rec. sein Urtheil, wie das über die Chineser, mit dem traurigen Geständnisse, daß er selbst einer sey von denen, welche mit solchen ungelehrten Fingern begabt sind. Vortrefflich und vorzüglich gut ausgearbeitet ist der Abschnitt de motu tonico, oder von der Hallerischen Reitzbarkeit, davon der V. ein grosser Verehrer ist, und die S. 194 ein wichtiges Zeichen ausmachet, nachdem sie bald zu stark, bald zu schwach ist, die mit der Sydenhamischen ataxia spirituum, mit Boerhaavens Oscillation ꝛc. einerley ist — daraus er die grosse Würkung der Leidenschaften herleitet, und sich erklären läßt, daß man von Zuckungen der Kinder nichts zu fürchten habe, — warum der Puls bey Kindern geschwinder, — der Tod, dessen junge Leute sterben, gleichsam gewaltsam zu seyn scheine, alte aber nur fast einschlafen, da bey ihnen jene Irritabilität verschwunden, — die Idiosyncrasie — die unglaubliche Uebereinstimmung der Seele mit der Luft — ja auch sogar, warum man nur einmal Pocken, Masern und Pest ausstehen dürfe. Wahrhaftig eine so sehr ausgedehnte und fast allgemeine Ursache von Krankheiten, daß, wenn sich dieselbe im Krankenzimmer bestätigte, wie sie vielleicht auf dem anatomischen Theater entstanden, die sonst so schwache Hofnung zu einem Universalmittel unendlich stärker werden müßte; bey Gelegenheit einer Semiotik ist inzwischen eine Untersuchung dieser Art nicht angebracht, und wir folgen daher dem V. weiter. Aus der vermehrten Reitzbarkeit erkläret er unter andern Schauder, Niesen, Lachen, Schluckſen, Husten, Erschrecken und Zuckungen; aus der abnehmenden Irritabilität, Trägheit, Gähnen, Mangel der Stimme, Ohnmacht ꝛc. und geht alles dieses als Zeichen von andern Krankheiten genau durch. Wenn wir alle von dem V. angegebene Zeichen, nicht aus Belesenheit, sondern aus Erfahrung, hier im Journale berichtigen dürften, so würden wir z. E. den §. 371. von einem Kranken alleine empfundenen Gestank mit unter die Zeichen einer nahen Gefahr gezählet, §. 440. das von dem grossen Londonschen Practicus Heberden beschriebene nicht sehr seltne, und uns in einem halben Jahre schon 2mal vorgekommene Uebel: Angina pectoris, angeführet, §. 520. ein Wort vom Blutbrechen und der schwarzen Krankheit erwartet, und überhaupt die Engländer bey ihrer Schärfe im Beobachten öfterer zu Rathe gezogen haben. Wenn ein Kapitel noch eine Vermehrung leidet, so wäre es wol das §. 283. vom Schmerze. Die §. 552 beschriebenen stinken-

den Körner, die unser göttingische Vogel auch für ein Zeichen von Schwindsucht hält, sind nichts weniger, und haben wahrscheinlich ihren Sitz in den Oefnungen der eustachischen Röhren. — Allein, wie gesagt, zu diesen Berichtigungen so wenig, als zur Bestätigung unzähliger andrer vom Verfasser vorgetragenen Sätze, finden wir in einem Journale den Platz; nur der Wunsch bleibt uns übrig, daß Aerzte von grosser Erfahrung ihre in dieses höchst wichtige Fach der Medicin gehörige Beobachtungen von Zeit zu Zeit bekannt machen mögten. Sehr lehrreich sind die vom Hrn. Gr. jedem Kapitel angehängten allgemeinen Reflexionen, Bedingungen und Einschränkungen, unter welchen das vorstehende zu nehmen ist, wie z. E. die schon angezeigten vom Pulse, und §. 420 über die Zeichen aus dem Urine, wo er wider die Wahrsagerey aus gebrachtem Urine eifert, und wider die unverschämte Uroscopie warnet, da man so gar Alter, Geschlecht, Wohnung ꝛc. daraus bestimmen will. Neu und unerwartet ist uns hier das Kapitel de actionibus sexus læsis gewesen, das allerdings, so wie auch das S. 639. vom gewaltsamen Tode, von Giften S. 647, eben so wohl hieher, als zur legalen Arzneykunst oder Geburtshülfe gehöret. Von der Crise, den critischen Tagen und Ausschlägen, S. 445, ist einer der stärksten Abschnitte. Das Urtheil über das Aeussere des Kopfes, Hals, Brust, Rücken und Extremitäten mögten wir vorzüglich den Lesern der Lavaterschen Fragmente empfehlen; sie würden nicht nur finden, was für grosse Veränderungen chronische Krankheiten allmählich hervorbringen können, an welchen Herz und Kopf nicht den geringsten Antheil haben, (aus der körperlichen Constitution aber freylich eben so wohl Laster hergeleitet werden können, als Yorik es von einigen Tugenden glaubte) sondern daß auch sogar die Beschaffenheit des körperlichen Uebels aus allen diesen Zeichen oft schwer zu beurtheilen sey, und — bey einerley Zeichen im Gesichte das versteckte Gebrechen des Körpers zuweilen von unendlich verschiedner Art seyn könne, obgleich der forschende Arzt auch, ausser seinem Auge, Finger zur Untersuchung gebrauchen, und die in den Lavaterschen kleinen Schriften zur Beurtheilung empfohlnen Theile des Körpers ausser dem Gesichte näher beurtheilen darf. Die von Auenbrugger neulich angegebenen Zeichen von Brustkrankheiten werden zwar S. 611 alle angezeigt, so wie Hr. Gruner in der That nicht das geringste zu seiner Materie gehörendes vorbey lässet,

set, allein er läßt sich nicht darauf ein, über ihren Werth zu urtheilen.

Tm.

**Briefe über verschiedene Gegenstände der Arzneykunst. Langensalza, 1776, bey Martini. 8. S. 128.**

Wer Briefe lesen will, suchet gewöhnlich kurze detaschirte Gedanken auf eine leichte witzige Art vorgetragen, und zu ernsthaften Materien scheinet der Briefstyl selten passend — vielmehr sind die öftern Wiederholungen von Freundschaftsversicherungen ein unangenehmes Hinderniß im Lesen. Bedächten dieß unsre jetzigen Briefsteller, so würden wir vielleicht nicht so viele Briefe — am wenigsten medicinischen Innhalts, zu sehen bekommen. Was wir von diesen Briefen gelesen haben, hat uns nicht ausserordentlich mißfallen, aber zu einem vorzüglichen Lobe hat es uns auch nicht gereitzet; sie mögen also immer ihr Glück versuchen.

**Anweisung, wie man im Kriege und Frieden auf dem Marsche der Truppen die Maroden bey der Arriergarde nach Umständen wohl behandeln, und den Kranken oder Blessirten bey der Transportirung nützlich seyn kann. Prag, 1775, bey Gerle. 106 S. in 8.**

Ein vortrefflicher und nützlicher Anhang zum Pringle, Monro, Richard und Baldinger, den kein ehrliebender Chirurgus entbehren kann, und jeder General lesen sollte. Der ungenannte Verf. hat nicht nur seine Materie stark durchgedacht, sondern man siehet ihm auch an, daß er bey dem grossen Detail, worinn er sich so umständlich einlässet, selbst Erfahrung haben müsse, und mit den Dingen, die einen Chirurgus ausser dem Hospitale beschäftigen, (denn für einen solchen ist die Schrift vorzüglich bestimmt) bekannt sey. Es geht ihm auch vom Herzen, was er sagt, und er nimmt sich mit einer gewissen Wärme, mit wahren Eifer der Ausbildung junger Wundärzte an, so daß es ihm immer Ehre gemacht haben würde, wenn er sich genannt hätte. Unter allen den ökonomischen, politischen und chirurgischen Räthen, die der V. giebt, haben wir keinen gefunden, der

sich nicht annehmen liesse, und wenn die Absicht gleich local scheinen könnte, so ist diese Anweisung doch gewiß auch ausser dem österreichischen Dienste allenthalben brauchbar. Die S. 82 angegebenen pilulæ anethini, die Species pro decocto nigro. Species capitales. — contra gangrænam &c. hätten zwar eigentlich in einer Note nach ihrer Zusammensetzung angezeigt werden sollen. Die bey den Kranken selbst angewandte Methode ist übrigens sehr einfach und nachahmungswürdig. Die nach Wredens und Purmanns Zeiten vorgefallenen vielen Kriege haben also doch wenigstens in diesem Fache grossen Nutzen gestiftet.

Pd.

D. Joh. Gottfr. Pietschens, Kön. Preuß. approb. und Herzogl. Braunschweig. Hofmedici, Geschichte praktischer Fälle von Gicht und Podagra, Halle, bey Hemmerde. 214 S. 8.

In der Vorrede zeigt H. P. den Nutzen und Schaden, den die Wollust reizenden Mittel in Absicht auf die Gesundheit haben. Der Schaden ist, wie man denken kann, groß. „Ein Fuhrmann,„ sagt er in dem ihm gewöhnlichen Style, „so sein Zugvieh überladet, und ohne Verhältniß der Pflege, so er ihm reicht, und gegen die Ruhe, so er ihm gönnt, ungebührlich zum Arbeiten zwingt, bringt es ganz gewiß in kurzem dahin, daß es entweder gar zu Grunde gerichtet, oder wenigstens zu fernern nahen Diensten untauglich gemacht wird.„ Es folgt ein langes Verzeichniß dieser Mittel, unter denen er fürs beste einen munteren und angenehm gefälligen Gegenstand des schönen Geschlechts hält, welcher die Schlafenden und Todten s. w. durch die brennenden Stralen der Augen allein genugsam aufzuwecken und zu beleben weiß. Aber wir zweifeln, daß dieß Mittel auch in der Länge gut gedeyhe, wenn es gleich anfangs gut anzuschlagen scheint.

Da wir die Theorie und das erste Stück der praktischen Fälle bereits angezeigt haben, so wissen unsre Leser, was sie auch hier zu gewarten haben. Das Lecken der Hunde empfiehlt er mit grossem Nutzen in Schwären, die von venerischer und gichtischer Materie entstanden sind; aber die Hunde bekommen auch dafür das Podagra, und sterben. Die irrende Gicht wird durch Hautausschläge erleichtert,

in

in denen die äussere Anwendung des kalten Wassers mit nichten schädlich ist. Vielmehr sucht er durch kalte Bäder den Ausschlag zu befördern. Doch braucht er auch bisweilen laue, in denen Schwefelleber aufgelöst ist. Das Nervenacidum u. a. chymische Mittel sind noch immer die Hauptsache. Wichtig ist die Geschichte 24., in der das kalte Bad ausserordentlich sich erwiesen hat. Und in Hinsicht dessen ist überhaupt das Buch merkwürdig, das sonst mit unnützen Räsonnemens und spannelangen unbedeutenden Recepten bis zum Eckel ermüdet. Hr. P. tritt indessen oft eine neue Bahn mit einiger Dreistigkeit an, so daß man wohl thut, sich zu überwinden, und das Gold aus seinen Schlacken aufzusuchen.

*Wenc. Jo. Nepomuc. Langfuert* historia medica morbi epidemici f. febris putridæ anni 1771 & 1772. Pragæ, 1775, ap. Gerle. 76 S. 8.

Die feuchte Witterung der J. 1769 und 1770 legte in Böhmen den Grund der Epidemie; die wandelbare und ihren Jahrszeiten nicht angemessene im Frühling 1771 brachte sie vollend hervor. Die Saaten waren verdorben, und der Vorrath um diese Zeit bereits verzehrt. Bey dem Genuß des schlechten Brods im Sommer 71 brach nun das faule Fieber völlig aus. Die Beschreibung der Krankheit können wir nicht auszeichnen. Wir merken nur an: Sie schien weniger bösartige Zufälle zu haben, als an andern Orten; auch gab es meistens eine merkliche Krisis durch Schweiß und Urin. Auch konnte man wol im Anfange Blut lassen; zu Zeiten es auch wiederholen. Brechmittel waren wichtig, und hoben im Anfange oft die Krankheit auf einmal. Nachher gab man Salpeter und säurebrechende Mittel. (Hier wundert man sich, da man zu Anfange Oxymel und Vitriolsäure empfohlen findet.) Beym Irrereden nahm man zu spanischen Fliegen seine Zuflucht, und stärkte die Kranken durch die Fieberrinde. So weit die Geschichte. Den größten Theil des Werkchens macht die Theorie und die Aetiologie des Uebels und der Cur aus, die wir kürzer, oder gar weggewünscht hätten, wenn uns H. L. nur mehr mit den historischen Erzählungen der Krankheit, ihren Abweichungen, und wo es möglich, mit Leichenöfnungen hätte unterhalten wollen. Aber unsre Nation kan noch ganz und

gar nicht in den wahren Geschmack der Krankheitsgeschichten kommen. Bloß die Erscheinungen und das einfältig zu erzählen, blos wie sich Heilart und Krankheit gegen einander verhalten, zu bemerken; das Abstechende in den Zufällen auszuheben; was geschadet, ehrlich, und was genutzt, nicht ruhmredig zu melden und das Räsonniren den Wenigen zu überlassen, die das Ding verstehen. Bevor wir das mehr thun, als noch geschicht, tragen wir weniger, als wir könnten, zur Aufnahme der Kunst bey.

Ml.

Jo. Friedr. Gmelins, der Arzneygelahrheit öffentlichen Lehrers zu Tübingen, Abhandlung von den giftigen Gewächsen, welche in Deutschland und vornemlich in Schwaben wild wachsen. Ulm, bey Stettin, 1775. 228 S. gr. 8.

Diese Abhandlung hatte H. G. bereits lateinisch der Akademie der Naturforscher übergeben. Um aber die Kenntniß der Gifte gemeinnütziger zu machen, hat er sie auch übersetzt, und die bloß citirten Stellen der Aerzte, in denen sie die Wirkungen der Gifte beschreiben, ausführlich eingerückt. Seine Absicht ist nicht bloß, den großen Haufen mit dem bekannter zu machen, was ihnen leicht schaden kan; sondern auch Aerzten eine Anleitung zu geben, wie sie die einheimischen Gifte besser unterscheiden und, wohl zu merken, wie sie aus den Zufällen, so sie erregen, und aus den Veränderungen, die sie an Leichnamen hervor bringen, auf die Art des Giftes einen wahrscheinlichen Schluß machen können. Diese Absichten, die letztere besonders, sind so wichtig, daß auch der erste Anfang dazu schon schätzbar ist, und in uns den Wunsch erregt, daß H. G. dies ganze Fach nicht nur noch genauer bearbeiten, sondern auch seine Untersuchungen über alle Arten von Giften ausdehnen möge. Denn im Durchschnitte leiden doch immer mehr Menschen an mineralischen, als vegetabilischen Giften, wenn jene auch nicht einheimisch, aber um desto gemeiner sind.

Zuerst vom Begrif eines Gifts. H. G. theilt sie in mechanische, scharfe, betäubende, aus beyden letztern zusammengesetzte, langsam zusammenziehende und endlich durch

den

den Dunst schädliche. Auch wirken sie auf verschiedene Körper verschieden. Man meide die Gewächse, die vom Vieh gemieden werden; (Dies giebt nur eine schwache Wahrscheinlichkeit. Das Vieh meidet nicht bloß alle Arzneygewächse, sondern auch viel eßbare Pflanzenarten,) auch solche, die ein widriges Ansehen, Geschmack und Geruch haben.

Es ist schwer, zu wissen, ob ein empfangenes Gift mineralisch oder vegetabilisch ist. H. G. versucht aber doch die Unterscheidungszeichen anzugeben. Die mineralischen Gifte würken entweder durch den Dunst; (Nicht allein. Die bloß verschlossene oder mit Dünsten geschwängerte Luft thuts auch. Es kan es auch in einem sehr davon angefüllten Raum der bloße Dunst von Pflanzen z. E. von Safran thun) oder sie wirken, innerlich genommen, schleichend oder mit plötzlicher Wuth. Erstere kommen hier nicht so sehr in Betracht. Letztere wirken durch das heftigste Erbrechen und gewaltiges Schneiden und Reissen, da dies bey vegetabilischen schwächer ist und mehr Krämpfe und Wahnwitz damit verbunden sind. (Es ist wahr, wo letztere sind, da ist das Gift vegetabilisch: aber ist die Gabe von Arsenik nicht zu stark und die Portion von der Gummigutt oder von der Digitalis etwas groß: so wird die Wirkung ziemlich gleich seyn, und beyde Erbrechen, Reissen und Schneiden im Leibe fast in gleichem Maase hervorbringen.) Nun folgen die Gifte selbst.

1. Schwämme. Von recht giftigen kennt H. G. in Schwaben nur den Fliegenschwamm. Wir gestehen, daß wir hier mehr von einem Botanisten vermuthet hätten, da der schädlichen Schwämme und Pfifferlinge anderweitig so viel sind.

2. Unvollständige Gewächse, (nämlich mit unvollständigen Blüthen.) Das chenopodium hybridum nach einer einzelnen Erfahrung; der Kellerhals; der Wasserpfeffer, aus Muthmassung von seiner Schärfe, weshalb auch das Arum hier steht, aus dem Hrn. Geßner ein wirksames Extract und ein noch wirksameres aus den Blättern macht; die Haselwurz und das perennirende Bingelkraut, an dessen Schädlichkeit doch H. G. selbst zweifelt. Die Cyclamenarten stehen hier nicht.

2. Gräser. Dem Schwindelhaber legt H. G. nach Seegers Erfahrungen sehr üble Wirkungen zur Last, an denen wir doch, da er so häufig ist, etwas zweifeln müssen.

Hr.

Hr. G. räth viele Mittel zur Ausrottung desselben an, unter denen doch die wenigsten, wenn man den in Schwaben gewöhnlichen Trefzensieb ausnimmt, prakticable seyn dürften.

4. Wolfsmilcharten, deren Hr. G. eilf anführt, und die durch ihre ätzende Schärfe schädlich werden.

5. Unter den Lilienarten stehen die Herbstzeitlose, die fast specifisch die Harnwege behaftet, und die weisse Nieswurz (die tourenfortisch zu den Rosenarten gehört.) Eher gehörte die Kaiserkrone der Gärten hieher, von deren betrübten Wirkungen Wepfer einen Fall aufbehalten hat. Warum übergehet H. G. auch unsre gemeinen Mohnarten? Und sollte in Schwaben die Hundszunge nicht wachsen?

6. Rachenförmige sind das Läusekraut muthmaßlich und der rothe Fingerhut (ausser einigen Engländern vermissen wir Lentins Beobachtungen davon. Er äzt und beitzt auch schon im Munde und Schlunde.)

7. Nachtschattenarten, der gemeine und vermuthlich auch der bläuliche Stechapfel, das Bilsenkraut, die Wolfskirsche oder Belladonna, die Dulcamara, deren Nachtheil doch H. G. selbst bezweifelt, die Beeren des gemeinen Nachtschattens, die Bryonia (die hieher wohl nicht gehört.)

8. Pflanzen mit vielen Staubfäden. Die Christophoriana ist zweifelhaft. Desto ärger sind die beyden Aconitarten, die Wolfswurz und der Napellus. (Wir wünschten aus mehreren Erfahrungen zu wissen, ob die Empfindungen einer Kugel um den Nabel S. 141. 144. die über sich steigt und zum obersten Hinterhaupte das Gefühl eines kalten Windes verbreitet, wie auch die Empfindung eines Brennens im Hirne u. s. w. nur dieser Art von Giften eigen wäre.) Hier kommen noch vor die Küchenschelle, und andere Anemonen- und Clematisarten, die wohl nur blos eine beissende Schärfe haben.

9. Hanenfußarten, worunter 9 weniger oder mehr beizende Ranunkeln stehen, die stinkende Nieswurz (wovon Bissets und anderer Erfahrungen fehlen) und (mit einiger Verwunderung) die Dotter- oder Kuhblume unserer Fluren und Wiesen.

10. Doldengewächse. Hier steht nun erst der gemeine Schierling, den Hr. G. 8 Seiten lang von ähnlichen Pflanzen mit vieler Sorgfalt, aber noch immer auf eine Art zu unter-

unterscheiden sucht, daß man, wenn man kein Botanist ist, darum die wahre Pflanze noch wenig sicher auskennen wird. Lieber sollte man dergleichen Werken ein Paar Kupfertafeln widmen, dergleichen Wepfer seinem Wasserschierling nöthig fand. Es folgen Wasserpastinacken, Wasserschierling, den H. G. auch mit ähnlichen Arten vergleicht, der Gartenschierling und noch 3 Arten Kälberkropf, deren Schädlichkeit noch ungewiß ist.

Hr. G. hat vielen Fleiß angewandt, und besonders die botanische Beschreibung sehr genau und fürs gemeine Leben zu pünctlich ausgearbeitet. Wir haben schon unsern Wunsch geäussert, daß er das ganze Feld von Giften bearbeiten möchte. Mohnsaft, Arsenick und Mercurialmittel allein sind so leicht zur Hand und öfter schädlich, als alle einheimische. Wir finden auch nicht alles gebraucht, was doch bereits von Erfahrungen über Gifte vorhanden ist. Und es verdiente doch besonders die verschiedene Wirkungsart der ähnlichen Giftarten aus mancherley verschiedenen Beschreibungen genutzt zu werden, dergleichen mehr wir dem Versprechen nach von H. G. erwartet hätten. Der medicinische Nutzen der Gifte ist für die Absicht dieses Werks zu weitläuftig und für einen eigentlichen Unterricht davon zu kurz gerathen. Fast könnte man ihn ganz vermissen. Oft ist es dem kundigern Theile der Leser unangenehm, die Quellen, aus denen H. G. geschöpft hat, nicht zu sehen, und in rebus facti ist diese altdeutsche Sitte doch nothwendig. Ein einziges Mal beym Napell S. 148 citirt H. G. uns seine Bürgen. Dagegen kommen S. 199 bis 201. eine Reihe Namen bey Gelegenheit des Schierlings vor, von deren Erfahrungen man herzlich gerne mehr wüßte: aber mit dem bloßen Namenregister abziehen muß. Wir übergehen eine Menge Druckfehler, wodurch besonders die Namen entstellt werden. Wer ist Threlkeld, Cudden, Cobebrook u. a. Wir haben dieses mit der Offenherzigkeit sagen müssen, da H. G. die Kenntnisse und den Fleiß zu haben scheint, die uns in diesem Fache was Wichtiges liefern könnten.

R.

Ludwig Rouppe, der Arzneywissenschaft Doctor, Abhandlung vom Scorbute. Herausgegeben und mit

mit einer Vorrede begleitet von Johann Christian Traugott Schlegel, der Arzneywissenschaft Doctor, und ausübenden Arzte zu Langensalza. Gotha bey Carl Wilhelm Ettinger 1775. 9½ Bogen in 8.

In der Vorrede eifert der Herausgeber sehr über das Gewäsche unwissender Aerzte vom Scorbute, ungeachtet sie diese Krankheit gar nicht kennen, da muß denn freylich jeder Ausschlag in der Haut in den Augen solcher Leute mit dem Nahmen Scorbut belegt werden. Der Herausgeber meynt, daß Rouppe in vielen Stücken zu kurz gewesen, und zieht daher D. Lind's Buch vom Scharbocke diesem vor. Indessen was die Krankheit selbsten anlangt, so ist sie auf dem festen Lande eben dieselbe, als auf dem Meere, und wem kan die Wuth dieser Krankheit in Lägern, Belagerungen, sumpfichten Gegenden u dergl. unbekannt seyn. Die Ordnung, welche Rouppe in diesem Buche beobachtet, ist folgende: 1) von den Ursachen des Scorbuts; 2) von dessen Unterscheidungskennzeichen; 3) von den über das Blut derer am Scorbut Erkrankten gemachte Beobachtungnt; 4) von den Leichenöfnungen; 5) von den gewöhnlichen Zufällen; 6) von der wahren natürlichen Beschaffenheit, und endlich 7) von der Cur und Behandlungsart desselben. Unter vielen zum Scorbut Gelegenheit gebenden Ursachen ist die vornehmste: der Mangel an Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche. Klägliche Krankengeschichten, so der Verf. als Schifsarzt selbst erfahren, erzehlet derselbe in Menge. Unter die gewöhnlichen Mittel, deren der V. sich bedienet, sind hauptsächlich: der verdickte Pomeranzen- und Citronensaft. Hieher gehören auch die verdickten Säfte der Aepfel, Pflaumen, Johannisbeeren u. dergl. Von dem neuerlichen auf den englischen Schiffen eingeführten Gebrauche des Malzes wider diese Krankheit scheint unser V. nichts gewust zu haben.

Johann Röttiger Salomo Holdefreund d. A. D. und Practici, der deutschen Gesellschaft zu Halle Mitglieds. Erzehlungen merkwürdiger Krankengeschichte. Braunschweig und Wolfenbüttel, im Verlag der Gebrüdere Meißner. 1775. in 8. 111. Seiten.

Der

Der V. verräth gute practische Einsichten. Wir wollen die Fälle hieher setzen, und uns etwas bey den wichtigern verweilen. Eine langwierige Tollheit wurde nach dem Abgange vieler Würmer aus der Nase glücklich gehoben. Aus einem Eitergeschwüre in den Weichen gienge ein großer Spulwurm. Ein Mädchen von 9 Jahren wurde den 20sten April 1769 von einem tollen Hunde gebissen. Die Wunde wurde mit eitermachenden Mitteln verbunden, und innerlich einige nervenstärkende Arzneyen verordnet. Nachher wurde um die Wunde herum Quecksilber eingerieben, bis ein Speichelfluß erfolgte, hierauf verschwanden die sich schon, bis zu Convulsionen, eingestellten fürchterlichen Symptomen, die Wasserscheue ausgenommen. Noch einige Fälle vom tollen Hundsbisse, bey welchen der Speichelfluß herrliche Dienste gethan, werden kürzlich erzehlet. Eine Frau verlohr einen lang gehabten Magenkrampf, nachdem sie die schwarze Gelbsucht gehabt, und davon vermittelst eröfnender Mittel war geheilet worden. Bey einem andern Frauenzimmer wurde eine monatlich periodische Kolik dadurch gehoben, daß die Reinigung gehörig hergestellet worden. Eine hartnäckigte Leibesverstopfung wurde durch einen heftigen Schreck gehoben. Verschiedene Fälle, wo durch ein monatlich-periodisches Nasenbluten die gewöhnlich monatliche Reinigung abgegangen. Bey einem andern Frauenzimmer äusserte sich diese gewöhnliche Ausleerung durch ein monatlich wiederkommendes Blutbrechen, auch durch die goldne Ader. In einem Anhange beweiset der V. die Unwürksamkeit und Schädlichkeit des Ailhaudschen Pulvers. Noch: von einem Mädchen, welches in ihrem fünften Jahre die monatliche Reinigung, und von einem Knaben, der in seinem vierten Jahre den güldenen Aderfluß bekommen.

Dr.

**Bemerkungen über das Spiesglas und dessen Gebrauch in Krankheiten von Wilhelm Saunders, der A. K. Doctor und Arzt in dem von Thomas Gay gestifteten Krankenhause. Aus dem Lateinischen. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung. 1775. in 8. 6 Bogen.**

Gleich-

Gleich Anfangs etwas weniges von der Naturgeschichte dieses Minerals, und dann die chemische Geschichte desselben. Nach der Meynung des V. sollen alle Metalle, also auch dieses Mineral, fixe Luft enthalten, wie Black in den Laugensalzen, kalchichten Erden und der weissen Magnesie entdeckt haben will — Was soll doch nicht alles fixe Luft enthalten? In dem pharmaceutischen Abschnitte findet man in einer Tabelle alle Arzneyen, so aus dem Spiesglase bereitet, in den Apotheken gebräuchlich gewesen; hierher gehören: das febrifug. Cranii, magnesia opalina, Panacea antimonii, Sulphur fixum antimonii Stabelii u. s. w. Was muß nicht das vitriolisirte Spiesglas für eine herrliche Arzney seyn? Unter das Nützlichste, was man in diesem Buche antrift, kann mit allem Rechte die verbesserte Methode, den Brechweinstein zu bereiten, gerechnet werden. Nachdem die Fehler, welche die Apotheker bey Bereitung dieses Arzneymittels begehen, alle erzehlet worden, so beschreibt der V. seine verbesserte Methode, welche allgemein bekannt zu werden verdiente. Die gewöhnliche Vorschrift, nach welcher gleiche Theile des Spiesglassafrans und der Weinsteincrystallen genommen, und etwa eine Stunde lang ohne eine bestimmte Menge Wasser zu nehmen, gekocht und filtrirt werden soll, wird hier gänzlich verworfen. Er hat dagegen durch hinlängliche Erfahrung gefunden, daß zu einem Pfunde Weinsteincrystallen nur ein halb Pfund des antimonialischen Safrans, oder des Glases vom Spießglase nöthig seye. Ferner hat derselbe erwogen, daß, da die Weinsteincrystallen sehr schwer aufzulösen sind, indem in einem Pfunde Wasser kaum ein Loth dieses sauren Salzes auflöslich ist, und da dasselbe nicht anders als in aufgelößter Gestalt auf den antimonialischen Körper würken könne; so seye höchstnöthig, daß eine ansehnliche Menge Wasser angewendet werden müsse, um eine gänzliche Auflösung zu bewürken. Kürzlich wollen wir doch die ganze Bereitung des Brechweinsteins nach dem Sinne des V. hierher setzen: Man nimmt gut zubereitetes Glas vom Spiesglase, (vitrum antimonii) zerreibt solches zu einem zarten Pulver einen Theil, und zwey Theile gepülverte Weinsteincrystallen. Auf beydes schüttet man so viel Wasser, daß auf jede halbe Unze ein Pfund Wasser kommt. Will man nun ein Pfund Brechweinstein verfertigen, so muß das Kochen der Mischung wenigstens zwölf Stunden lang währen. Wenn dieses geschehen, wird das Mengsel fil-

filtrirt, und bis zur Trockne abgeraucht. Ist dieses alles gehörig beobachtet worden, so wird man jede Unze Weinstein um drey Drachmen vermehrt finden, nemlich man erhält aus acht Unzen Weinsteincrystallen zwölf Unzen Brechweinstein. Recensent hat nach wiederholten Versuchen diese Bereitung richtig gefunden.

Bl.

D. Johann Purcell von der Kolik. Nach der zweyten englischen Ausgabe mit Anmerkungen deutsch herausgegeben von D. Joh. Aug. Phil. Gesner, hochfürstl. Oetting. Wallerstein. Hofrath, Physik. der R. Stadt Rotenburg, der R. Kais. Akad. der Naturf. Mitglied. Nördlingen, bey Carl Gottlob Becken. 1775. in 8. 276 Seiten.

Zuerst die übersetzte Urschrift, hernach auf 4 Bogen die Anmerkungen des Uebersetzers, wobey die Seitenzahl angeführt wird, welches aber das Lesen dieser Anmerkungen höchst beschwerlich und verdrüßlich macht. Der Verf. hat verschiedene Krankheiten, als die Entzündung der Leber und der Milz, die Abscesse, Geschwüre, Krebse, Geschwülste, Würmer und dgl. mit unter dem Namen der Kolik begriffen, und solche nach den verschiedenen Ursachen benennt, weil alle ihren Sitz im Unterleibe hätten. Das erste Hauptstück handelt von den beständigen und unbeständigen Zufällen, und von den Ursachen der Kolik. Unter die unbeständigen Zufälle rechnet der V. Fieber, Durst, empfindlichen sauren oder bitteren Geschmack, Bangigkeit, Schlaflosigkeit, Erbrechen, Aufstossen, Brennen, oder Schneiden, oder völlige Unterdrückung des Harns, Gelbsucht, Mißappetit, (dergleichen Ausdrücke, welche immer was besonderes haben sollen, ist man vom Hrn. Gesner schon gewohnt, warum nicht den gebräuchlichen deutschen Ausdruck verlohrner Appetit oder Eßlust?) den Pulsen ähnliches Schlagen im Unterleibe, Kälte oder Schauer darinn, kalte Schweisse, Schwachheiten, Schwindel, Gichter. Zuweilen drängt sich der Bauch so gewaltig an den Rücken, daß beynahe kein Raum dazwischen bleibt. Zuweilen ist allein der Nabel mit einem kleinen Theile seines Umkreises einwärts gezogen, zuweilen aber hervorgetrieben. Einige Kranke geben die

 Menge

Menge gelben oder grünen Zeug (alles die eigenen Ausdrücke des Hrn. Gesners) ohne Erleichterung von sich, andere dem Kühkoth ähnlichen Unrath, der voll Luft, und daher so leicht ist, daß er oben auf dem Harne schwimmet. Die Kolik artet zuweilen in Lähmung oder Fallsucht aus, zuweilen in die Gicht oder Wassersucht, in Gliederreissen oder Auszehrung. Weder die Bauchdecke noch das Gekröse sind der Sitz der Kolik, sondern am gewöhnlichsten die Gedärme, denn bald entstehet solche von zurückgehaltenen und verhärtetem Unrath, bald von Winden, wobey die Gedärme bis zum Zerbersten aufgeblähet werden, bald von rohen, unverdaueten, scharfen, sauren, ätzenden Materien, wohin bisweilen der Wein, der Aepfelmost, das Bier, unzeitige saure Baumfrüchte u. d. gl. gerechnet werden können, bald kommt auch die Kolik von scharfen Säften, die sich auf die Gedärme werfen, dahin der V. die arthritischen, scorbutischen, rheumatischen, pockigten Feuchtigkeiten rechnet, die aus dem Blute dahin abgesetzt werden. Auch ist der Sitz der Kolik bisweilen das Darmfell, wovon Beyspiele aus glaubwürdigen Schriftstellern angeführet werden. In dem zweyten Hauptstücke liefert der V. eine mechanische Erklärung der Zufälle, und er erklärt den Schmerz für eine beschwerliche durch einen gewaltsamen Rückfluß, oder durch eine wellenförmige Bewegung der animalischen Geister aus dem leidenden Theile nach dem Gehirn verursachte Empfindung. Diese Erklärung hätten wir dem V. gerne geschenkt, denn wir sind dadurch um nichts mehr und nichts weniger klüger geworden. Nun kommen wir zu den verschiedenen Arten des Schmerzens, da giebt es z. B. bey der Kolik schneidende, klopfende, reissende, über den ganzen Bauch ausgebreitete, unbewegliche, wandernde, brennende und dergleichen Schmerzen, welche alle erklärt werden müssen. Ein Beyspiel davon zu geben, wollen wir die Erklärung des V. über den über den ganzen Bauch ausgebreiteten Schmerz hierher setzen: „Wenn der Schmerz die ganze „Gegend des Unterleibs einnimmt, so sind gemeiniglich „Winde schuld, welche den Darmkanal von einem Ende „zum andern auftreiben und ausdehnen, daher die Geister „auf einmal aus allen Theilen desselben nach dem Gehirne „strömen. Es kann aber auch von Reizungen roher un„verdauter Speisen, von scharfen, ätzenden, aus der Blut„masse abgesonderten, podagrischen, scorbutischen, rheuma„tischen Säften, die sich auf die Gedärme werfen, oder

„von

„von einer Ergiessung der Galle in ihre Höle geschehen.
„Wenn die eine oder die andere dieser Ursachen die ganze
„Strecke oder einen ansehnlichen Theil der Darmröhre
„angreift, so veranlaßt sie auf einmal ein heftiges Wallen
„der Geister aus verschiedenen Gegenden nach dem Gehirn,
„mithin die Empfindung eines Schmerzes, der auf eine
„Menge derselben Beziehung hat, und daher den ganzen
„Umfang des Bauches einzunehmen scheint.„

Ob man durch diese oder ähnliche Erklärungsarten des V. klüger wird, als man gewesen, überlassen wir dem Urtheile des geneigten Lesers.

In dem dritten Hauptstücke werden die Kennzeichen der Kolik abgehandelt. Hierher gehören die Kennzeichen der Kolik von Unverdaulichkeit, von sauren Säften, von Winden, von hartem Kothe, abgelagerter Schärfe, ätzenden Säften, arthritischen Säften, Ergiessung der Galle, der Schwarzgalle, eingesaugter Galle, von Brüchen, abgerissenen Ligamenten, von Entzündung des Magens, der Milz, von Abscessen. — Die Unterabtheilungen sind dann wieder: die Windkolik, die festsitzende Kolik, die anhaltende Kolik, Kolik von Geschwüren und Krebsen, wie auch von arthritischen Zeug. Endlich von der Kur der Kolik. Diese bestehet vornemlich in drey Stücken: 1) in der Besänftigung des gegenwärtigen Schmerzens, 2) in der Stärkung der Eingeweide, und 3) in der Bestreitung der Ursache des Uebels. Gemeiniglich empfiehlt der V. zum Anfang einer jeden Kolik die Aderlässe, um einer Entzündung vorzubeugen, und nun merke der geneigte Leser wohl auf folgende Vorschrift: Wenn man nicht nur abführen und die heftige Spannung der Gefässe nachlassen will, so kann man von folgendem Clystier Gebrauch machen: Nimm römischen Wermuth, klein Tausendgüldenkraut, von jedem ein Täppchen, (soll vermuthlich heissen: so viel man mit 3 Fingern fassen kann) Kamillenblumen, Lorbeere, von jedem drey Unzen: laß alles in genugsamer Schöpsenkopfbrühe, Malvasier oder Kanariensekt aufkochen, thue Wacholderöl und Terpentin hinzu, von jedem eine halbe Unze: Misch es zu einem Clystier. — Wer siehet hier nicht das Lächerliche in der grossen Menge von Ingredienzien, und das Schädliche, ja wohl gar eine Entzündung des Mastdarms Verursachende, in der halben Unze Wacholderöl. In dem Anhange unterhält uns Herr Gesner mit seiner grossen Belesenheit, und hat uns die Beobachtungen vieler alten

und neuern Aerzte hier kürzlich zusammen aufgestellt, bis⸗ weilen wird auch Purcell zurechte gewiesen, wie denn auch die Bleykolik in diesem Anhange weitläuftiger abgehandelt wird, als es vom Purcell geschehen. Bisweilen führt Hr. Gesner auch Fälle aus eigener Erfahrung an, die von der Stärke seines Beobachtungsgeistes deutlich zeugen; nur wünschten wir, wie schon mehrmals geschehen, seine blu⸗ michte, man könnte sagen, gezierte Sprachen, und die kau⸗ derwelsche Ortographie hinweg, denn oft setzt er Euter für Eiter, weiß er denn nicht, daß das Wort Euter nur bey Kühen, Schaafen u. d. gl. üblich ist, wo es Milchbehälter oder Brüste bedeutet, und daß hingegen pus eigentlich Eiter bedeutet? Zuletzt noch eine Anzeige von verschiedenen un⸗ kräftigen Mitteln, welche Hr. G. blos deswegen hersetzt, um dem gemeinen Manne deren Unzulänglichkeit in dieser Krankheit zu zeigen. Z. B. Galenus rühmt: eine ge⸗ brannte Lerche innerlich genommen, schaft in der Kolik wunderbare Hülfe. Noch derselbe: Nimm Pulver von Därmen, von der Leber, oder vom Miste eines Wolfes eine Quente mit Wein oder Brühe. Wir übergehen das übri⸗ ge Unsinnige von Mitteln.

Onomatologia medico-chirurgica completa, oder me⸗ dicinisches Lexicon, das alle Benennungen und Kunstwörter, welche der Zergliederungs⸗ und Wundarzneywissenschaft eigen sind, deutlich und vollständig erkläret, und die Curen, Binden, Werk⸗ zeuge, auch andere Mittel der Kunstoperationen und alle Handgriffe genau beschreibet. Zu allge⸗ meinem Gebrauche von einer Gesellschaft erfahrner Aerzte herausgegeben, und mit einer Vorrede be⸗ gleitet von Herrn D. Albrecht von Haller, königl. Grosbrittannischen Hofr. und Leibmedicus, Präsi⸗ denten der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen u. s. w. Neue durchaus verbesserte Auflage. Ulm, Frankfurt und Leipzig, bey August Lebrecht Stettin. 1775. 2 Alphab. in 8. nebst Register.

Ein

Ein ähnliches Wörterbuch von chirurgischen und anatomischen Kunstwörtern, wie wir eins dergleichen von medicinischen und zur Apothekerkunst gehörigen Kunstwörtern im zweyten Anhange unserer deutschen Bibliothek S. 412 angezeigt haben. Für Anfänger mag dieses ebenfalls ein sehr brauchbares Buch seyn.

Dr.

D. F. A. Meyer Beschreibung des Schwefelwassers zu Hasode unweit Hildesheim. 8. 1776. 7 Bogen stark.

Der Herr Verfasser liefert uns nicht viel eigenes in dieser kleinen Schrift. Das Mehrste ist zusammen getragen, und in einer ziemlich einnehmenden Schreibart niedergeschrieben worden. Keine Versuche sind uns aber mit dem Hasoder Brunnen gelungen, noch vielweniger haben wir die Gegenwart eines substantiellen Schwefels in demselben entdecken können, ob wir uns gleich alle mögliche Mühe aegeben haben, das Wasser selbst zu probiren. Fast alle Erd- und Sumpfwasser, dergleichen das Hasoder Wasser auch ist, stinken, und setzen einen weißlichten Schleim auf diejenigen Körper ab, über welche sie fliessen. Weit gefehlt aber, daß dieser Schleim und der stinkende Geruch einen Schwefel anzeigen sollte. Wir wollen indessen unsere Versuche mit dem Wasser fortsetzen, und wollen dem Hrn. Verfasser zur gehörigen Zeit richtig anzeigen, ob wir mit unseren Versuchen eben so glücklich gewesen sind, als er.

Tm.

---

## 4) Schöne Wissenschaften.

Der Gesellschafter. Hamburg, 1775. 1 Alphab. 2 B. 8. bey Bode.

Ein angenehmer feiner Gesellschafter, bey dem niemanden die Zeit lange währen wird. Er unterhält uns in wöchentlichen Abhandlungen auf eine Art, die einen mit den Wochenschriften wieder aussöhnen kann. Wie man in

Gesellschaften von allerhand Dingen spricht, so ist auch die Unterhaltung dieses Gesellschafters abwechselnd, doch meistentheils beziehet sie sich auf den gesellschaftlichen Umgang und auf das häusliche Leben. Manches ist in seinen Blättern local, ein seltener Fall bey unsern Wochenschriften. Die Ankündigung ist das launigste Stück in ihrer Art. Die Charakterisirung der Verfasser enthält mancherley sehr anziehende Züge. Die Classificirung der Gesellschafter im menschlichen Leben ist mit vielem Witze gemacht. Die Unterhaltung wird aber auch bisweilen ernsthaft. Das 5te Stück enthält eine Andachtsbeschäftigung einer jungen Verlobten, die zum erstenmahl zum h. Abendmahle gehet, worinnen die Verbindung einer feurigen Andacht und einer nicht weniger feurigen Liebe eine besondere Wirkung thut. Das Gedicht ist doch zu lang, um in der Nacht vor dem feyerlichen Tage von dem jungen Mädchen aufgesetzet worden zu seyn. Das folgende Stück enthält eine sehr scharfe satyrische Bestrafung der Leute, welche die Feyertage, besonders die grossen Feste, aus lieber langer Weile zu Ausschweifungen mißbrauchen. Doch macht der Verfasser die natürliche Folgerung nicht, (konnte es auch in Hamburg nicht) daß es also sehr gut ist, wenn die grossen Feste um einen Tag abgekürzet werden. Eine Idylle zwischen ein paar Leibeigenen, die Pferdeknechte, (10 St.) wollen wir den gestrengen Junkern, wenn sie anders, und noch dazu diese Bibliothek lesen, zur Beherzigung empfehlen. Die Erzählungen von einem Manne, der sehr ungehalten war, daß seine Frau sich so sehr putzete, und von einem andern, der sich beklagt, daß seine Frau so nachlässig im Putze wäre, auch die in Briefen verfaßte pragmatische Geschichte eines in Untreue gegen seine Gattin gefallenen Ehemannes, sind so nützlich wie angenehm für alle Ehepaare zu lesen. Doch dies mag zur Probe genug seyn. Nur wäre noch das zu erinnern, daß die Gedichte in dieser Wochenschrift etwas zu nachlässig und zu wenig wohlklingend, und einige gar zu lang sind, als welche zu ihrem Vortheile, wie es scheinet, hätten kürzer gemacht werden können. Hin und wieder kommt auch wohl ein Einfall vor, der nicht ungezwungen witzig ist, oder ein Epigramm, das nicht ganz gesalzen ist, oder wohl gar ein dergleichen ganzes Stück, wie das von den Nasen; aber das schlechteste in diesen Blättern würde doch ein reicher Schmuck für unsere meisten Wochenschriften seyn, besonders in denen von dem Schlage wie folgende.

Jl.

Der

Der hungrige Gelehrte. Eine Wochenschrift Zweyter Band. Wien, 1775. 12 B. 8 von Ghelen.

Den ersten Band haben wir in dieser Bibl. XXVI. B. 2. St. anzeigen müssen, obgleich daselbst der zweyte auch mit angegeben ist. Dieser steht uns hier, leider! noch bevor. Da stößt man gleich anfangs auf eine so groteske Idylle, daß ein versuchterer Recensent als der Verf. dieser Anzeige davor erschrecken möchte. Zu was für verzweifelten Mitteln unsere nothgedrungenen Schriftsteller greiffen müssen, giebt auch diese Wochenschrift ein trauriges Beyspiel. Der hungrige Gelehrte (d. i. der Verfasser der Wochenschrift selbst) hatte angefangen, seine Erziehungsgeschichte zu beschreiben. Diese war, die albernen Anmerkungen ausgenommen, noch ziemlich, und man muß sich wundern, daß aus einem so angeführten jungen Menschen nichts mehr geworden ist. In gegenwärtigem Bande beschreibt er den Unterricht, den er in der Geschichte genossen hat, und trägt uns dabey die ganze assyrische, ägyptische, griechische, persische und römische Geschichte, bis auf die Zeiten Alexanders vor. Die Anmerkungen sind unausstehlich; der Text möchte noch zu leiden seyn. Was macht aber in aller Welt ein Abriß der Universalgeschichte in einer Wochenschrift?

Anmerkungen über die Deutsche Litteratur. 1774. 3 Bogen. 8.

Der Verfasser ist vielleicht gar ein französischgesinnter Altfranke, wenigstens nimmt er gegen die Mitarbeiter der A. d. Bibl. der Göttinger gel. Zeitung und anderer Journale eine gewaltig vornehme Miene an. Seine Anmerkungen haben fast alle eine Herabwürdigung der deutschen Litteratur unter die französische zum Endzwecke. Er ist so sehr Franzose, daß er auch gelegentlich den englischen Schriftstellern saget, sie seyn nicht die besten Muster des guten Geschmackes; jedermann wisse, daß Shackespeare weder Geschmack, noch Noblesse, noch Decenz, noch Regularität habe; in England geben die Leute von Geschmack (heisset das etwa, von Stande?) den Ton nicht, wie in andern Ländern. Also wollen wir Deutsche uns damit trösten, und es machen, wie man es bey Vorwürfen eines Feindes

machen muß, das Wahre darinn beherzigen und verbessern. Die Herren, welche in diesen Anmerkungen angetastet sind, manche von unsern besten Schriftstellern, werden es dem Recensenten vergeben, daß er für sie mit diesem ausländischen Deutschen keine Lanze bricht. Aber eins muß er doch erinnern: Der Verfasser wünschet, daß unsere Journalisten sich ein wenig decrassirten, damit wir uns ihrer nicht immer vor den Ausländern zu schämen hätten. Was soll man man aber von ihm selbst sagen, wenn er gleich darauf in einem so heftigen Tone eine Höflichkeit des deutschen Mercurs aufmutzet? Etwas mehr Höflichkeit oder Politesse wollten wir uns wol überhaupt von ihm ausbitten, so wollen wir ihm desto williger Beyfall geben, wo er Recht hat.

Jl.

Listy Imci Pana Gellerta, Slawnego Akademiy Lipskiey Professora, z Niemieckiego na Polski Jezyk przelozone. w Wroclawiu, znayduia sie w *Wilhelma Bogumilego Korna.* Ksiegarni, 1774. 12 Bogen in 8.

Moralne Pisma od Imc. Pana C. F. Gellerta, Slawnego Akademii Lipskiey Professora, po Niemiecku wydane, teraz zas na Polski Jezyk przelozone. Tomik I. w. Wroclawiu, Nakladem *Wilhelma Bogumilego Korna.* 1775. Ohne Vorrede und Verzeichniß der Vorlesungen 416 Seiten in 8.

Immer mögen Leute in hypochondrischen Stunden die Ausbrüche ihrer Galle den seeligen Gellert empfinden lassen, und ihm alles Genie absprechen, (man erinnere sich, was in dieser Bibliothek B. XIX. S. 35 u. f., sonderlich S. 41 gesagt wurde:) dieser bescheidene Mann hat niemals auf die Ehre eines grossen Genies Ansprüche gemacht. Gefühl für die Tugend, und die allgemeinere Verbreitung eines bessern Geschmacks, haben ihm viel zu danken: ein Gesichtspunkt, aus dem man Gellerts, als eines Schriftstellers, Verdienste bestimmen muß. Alte und Junge von beyden Geschlechten lasen in Deutschland seine Schriften, lernten sie auswendig, und fanden darinn einen angenehmen

Zeit=

Zeitvertreib und Belehrung. Jetzt werden sie auch von Ausländern gelesen, und mit verdientem Ruhm belegt. Englische und französische Journale ertheilten ihn der Moral, welche bereits vor etlichen Jahren in einer französischen Uebersetzung zu Utrecht ans Licht trat: auf ähnliche Art werden sie von den übrigen Schriften urtheilen, die man in eben der Sprache auszugeben hat angefangen. Und nun wird Gellert auch den Polen in die Hände geliefert. Den oder die Uebersetzer der beyden vor uns liegenden Werke, nemlich der Briefe und der Moral, kennt der Recensent nicht; in der Vorrede zu den Briefen unterschreibt er sich S. S., und gestehet auf bescheidene Art, wie schwer es sey, das Original richtig ins Polnische zu übertragen. Uns dünkt, daß er die Schwierigkeit grossentheils glücklich überwunden habe.

Die Briefe hätten können unübersetzt bleiben: sie sind, wie längst angemerkt und entschieden ist, keine Muster; das Hervorstechende vermißt man darinn. Vielleicht gefiel dem Uebersetzer oder dem Verleger der darinn herrschende sanfte, oft wimmernde, Ton, welcher denen, die den Verfasser persönlich gekannt haben, eine angenehme Erinnerung geben, und sein Bild lebhaft vor Augen stellen kann. Von der Moral versprechen wir uns bey dem lesenden Theil der Polen recht viel Gutes. Die eindringende Art, mit welcher Gellert die Beweggründe zur Tugend eingeschärft; die aus der Erfahrung geschöpften Mittel zur leichtern Ausübung; sein durchgängiger Eifer für die Religion, die er zum Grunde der Moral setzt; die darinn aller Orten sichtbare Zärtlichkeit, und der rührende Ton väterlicher Ermahnungen, und die eindringende Stimme eines tugendhaften Freundes ꝛc. — — welches alles Hr. Prof. Garve in Leipzig unter das Eigenthümliche dieser Moral zählt — — kan bey den Polen nicht ohne Nutzen seyn, und wird dort dem seel. Gellert Verehrer, aber auch der Tugend Freunde erwecken. Sonderlich wünschen und hoffen wir, daß bey den jetzigen dasigen Schulverbesserungen die Jugend zeitig mit diesem Buche bekannt gemacht werde. Vielleicht lernen auch polnische Damen, wie manche deutsche, darinn einige Stellen auswendig: der wohlthätige Einfluß wird sich bald in vielen Handlungen zeigen.

Soll man bey Büchern von so allgemeinem und ausgebreitetem Nutzen, die ihren Verfasser lange überleben, und

in mehrere Sprachen übersetzt werden, wol noch das Genie des Verfassers nach seinen Graden ausmessen wollen?

Pe.

Raritäten. Ein hinterlassenes Werk des Küsters von Rummelsburg. 1775. 8 Bogen in 8.

Es wird in diesen Bogen der Anfang zu lustigen Betrachtungen auf alle Tage im Jahre gemacht. Der Verfasser (von seiner angeblichen Küsterschaft findet sich keine Spur in dem Büchelchen) mag ein rechter Spaßvogel in Gesellschaften seyn, besonders wenn er auf sein Lieblingskapitel, die unerschöpfliche Fundgrube mancher Bonmotisten, von leichtfertigen Mägdgen, buhlerischen Weibern und armen Hörnerträgern kömmt. Für das Publikum gehören indessen feinere und ausgesuchtere Einfälle, als diejenigen, womit man in Gesellschaften manchmal vorlieb nimmt. Einigen Gattungen von Lesern werden doch diese Raritäten, besonders in dem angezeigten Fache, eine recht starkgewürzte Unterhaltung verschaffen. Die Fortsetzung wird versprochen. Es möchten aber Betrachtungen auf alle Tage im Jahre, sie mögen erbauliche oder lustige seyn, den geduldigsten Leser ermüden. Allein der Verfasser schreibt, wie er selbst sagt, für den Magen, auf den sich sogar ein Bild beziehet, da (S. 103) ein eingeheitzter Ofen, als mit der Verdauung einer hölzernen Mahlzeit beschäftiget, vorgestellet wird. Auch drohet er einem gewissen Recensenten, daß, wenn dieser ihn nicht mit seiner Knute verschont, er ihn mit seiner Antiknute bis auf das Periostium geisseln wolle. Das ist doch fast zu arg, und nichts, als der geringe Hunger, könnte einen zu solcher Wuth verleiten. Sonst ist der Verfasser so gutartig, zu gestehen, daß er aus Sternes Schriften sich nicht allein einen Decoct gemacht, und ihn recht begierig getrunken, sondern sogar die schönsten Stellen aus demselben zu Pulver gebrannt, und mit warmen englischen Biere eingenommen habe, welches ihm aber so wenig geholfen, als es einem Lahmen helfe, wenn er in die Fußstapfen eines Menschen tritt, der hurtig gehen kann. Das war kein Wunder; denn in dem ganzen Verfasser ist keine empfindsame Ader.

Jl.

Die

Die Poetik des Herzens. Itzehoe und Hamburg, bey Müller, 1774. 2 Bogen.

Dieß Gedicht ist vom seel. Schiebeler, und steht in dessen an Eschenburg gesammleten Gedichten. (Hamburg, 1773.) Der Herausgeber, der von allen dem nichts wußte, läßt es aus den Unterhaltungen, vornehmlich seines moralischen Werths wegen, abdrucken. Die Absicht ist gut, und die Unwissenheit verzeihlich.

Pl.

Das Grab in vier Gesängen, von A. H. Heydenreich, Churf. Sächs. Regierungs und Consistorialrathe. Coburg, bey Ahl, 1775. 2½ B. kl. 8.

Als eine Privaterbauungsschrift sehr löblich und gut, aber darum noch lange nicht vollkommen genug, dem Publikum vorgeleget zu werden. Die Verse sind zehnsylbichte Zeilen ohne ein gewisses Sylbenmaaß, und unharmonisch. Was heißt das: der du (Tod) die Thronen erschütterst, Häuser verstöhrest, und Hütten gar umstürzest. Der Tod klopfet wol an Pallästen so gut als an Hütten an. Unsern Körper kann man nicht das Bild der Gottheit nennen. Kann man sagen, der Körper werde durch die Seele gelehret, sich in höhere Sphären mit Gedanken, Augen, Mund und Herzen zu schwingen? Lumpen (S. 11) schicken sich in kein Gedicht. U. s. w.

Traduction libre en vers d'une partie des Oeuvres de Mr. *Gesner*. à Berlin, chez Decker, 1775. 352 Pag. in 8.

Wenn man die Schwierigkeiten einer poetischen Uebersetzung eines Dichters auch nur vom Hörensagen kennet, so wird man eine solche wol nicht in die Hand nehmen, ohne zu vermuthen, daß das Original ziemliche Veränderungen erlitten habe. Bey unserm Geßner kömmt das Besondere hinzu, daß jedes Wort ein Gemählde ist, das keine Uebersetzung so kurz und nachdrücklich nachmahlen kann. Daher muß denn eine poetische Uebersetzung der Werke dieses liebenswürdigen Dichters nothwendig die Bilder und

Züge

Züge des Originals ausdehnen und schwächen. Das ist es, was von der gegenwärtigen auch zu sagen seyn möchte, wiewol sie übrigens sehr gut und getreu gerathen ist. Wir haben dem Uebersetzer viele Verbindlichkeit, daß er den Dichter, der die Ehre der deutschen Poesie auf eine so eigenthümliche Art ist, seinen Landesleuten in dieser neuen gefälligen Einkleidung hat vorstellen wollen.

Die übersetzten Stücke sind: das zu Ende der Idyllen befindliche Stück, der Wunsch; der erste Schäfer; die Nacht; die sämmtlichen Idyllen.

Der Anfang dieser Uebersetzung von dem Gedichte, der Wunsch, hätte dem Recensenten bald eine üble Meinung von der Uebersetzung beygebracht. Geßner singet: „Dürft' ich vom Schicksal die Erfüllung meines einigen „Wunsches hoffen; denn sonst sind meine Wünsche Träume; „ich wache auf, und weiß nicht, daß ich geträumet habe, „es sey denn ein Wunsch für andrer Glück; dürft' ich vom „Schicksal dieses hoffen, dann wünscht ich mir nicht Ueberfluß„ ꝛc.

Der Uebersetzer giebt dieß so:

Si je pouvois obtenir des Destins . . .
Tous mes desirs ne sont que songes vains;
A mon reveil leur souvenir s'efface;
Mais mon esprit constamment se retrace,
Ses voeux formés pour le bonheur d'autrui:
Et si le sort favorable aujourd'hui,
Daignoit enfin exaucer ma priere,
Je n'irois pas, d'une voix temeraire,
Lui demander un trésor superflu. &c.

Der Sinn des Originals ist hier, wo nicht verstellt, doch undeutlich gemacht. In der Folge haben wir aber dergleichen Stellen nicht angetroffen. Zu einer andern Probe mag die Uebersetzung des schönen Geßnerschen Liedgens dienen:

„Dem müden Schnitter ist ein frischer Trunk nicht „halb so süß, als Liebenden ein Kuß; viel lieblicher ist sein „Geräusch, als wenn ein kühler Bach, wenn uns der schwüle „Mittag brennt, durch dunkle Schatten fließt.„

Le moissonneur alteré
Qui peut calmer à son gré

L'ar-

L'ardeur de la soif brûlante,
Goute bien moins de plaisir,
Qu' un amant qui peut ravir
Un baiser à son amante.
Baiser, baiser enchanteur,
Ton doux bruit est préférable
Au bruit d'une onde agréable,
Tu vaux mieux que la fraicheur,
Qu'on peut respirer à l'ombre
Du bocage le plus sombre,
Dans la plus grande Maleur.

Endlich mag auch noch folgende nicht leichte Stelle aus der letzten Idylle, die Gegend im Gras, dem Leser zur Vergleichung dienen.

„Wie sanft rieselst du vorüber, kleine Quelle! durch „die Wasserkressen und durch die Bachtungen, die ihre „blaue Blumen empor tragen; du schwingest kleine fun„kelnde Ringe um ihre Stämme her, und machest sie wan„ken; von beyden Ufern steht das fette Gras mit Blumen „vermischet; sie biegen sich herüber, und dein klares Was„ser fließt durch ihr buntes Gewölb, und glänzet im viel„färbigten Wiederschein.„

Et toi, ruisseau, courant sur ce cresson,
J'aime à voir ces fleurs azurées,
De tes flots brillants entourées;
Tu te plais à les agiter,
Et tu passes sans t'arrêter.
De deux côtés sur ton rivage
Le gazon est couvert de fleurs:
En s'inclinant à ton passage
Elles font un berceau; tu fuis sous son ombrage,
Ton cristal s'embellit de leurs vives couleurs.

Die kleinen Ringe sind zwar verlohren gegangen, und das tu passes sans t'arrêter ist ein müssiger Zusatz; aber doch hat der Uebersetzer alles mögliche gethan; und man würde demselben mit Unrecht den Vorwurf machen, daß er zu viel paraphrasire, wenn er allenthalben dem Original so nahe bliebe, wie in dieser Stelle.

Pz.

Sympathie, ein Gedicht zur Unterstützung einer unglücklich gewordenen Familie, von J. J. Dusch. Altona, 1774. 3 Bog. gr. 4.

Die Absicht ist allerdings sehr edel, und wir wünschen, daß sie auf das völligste erreichet seyn möge. Das Gedicht hat einzelne schöne Stellen, z. E. das Gemählde einer bloß für Sinneslust lebenden Schöne. Im Ganzen möchte man weniger damit zufrieden seyn. Man weiß am Ende nicht recht, was der Dichter sagen wollen. Er beherrschet nicht den Vers, der Vers beherrschet ihn. Auch ist es mehr Schwermuth, wovon er singet, als Sympathie. Der Gedanke des Young, daß der Schlaf die Augenlieder meidet, kömmt zweymal vor. Die Verse fehlen bisweilen in Absicht auf die Harmonie.

Die Stimme des Volkes, nachgesungen von Sined, dem Barden. 1774. Wien, bey Trattnern. ½ B. 8.

Ein artiges Compliment an den K. K. Feldmarschall, Graf von Haddik, als ihn der Kaiser zum Präsidenten in dem Hofkriegesrathe ernannte. — Der leidige Gefährde mancher Verdienste, der Hochmuth, scheint für einen hochtönenden Bardengesang ein leidiger Ausdruck zu seyn. Der Bote flügelte sich könnte eher heissen, sich Flügel ansetzen, als eilen. Vom hohen Wien, zweymal.

Der Milchtopf, ein altes Gedicht. 2 B. 8. ohne Benennung des Ortes und des Jahres.

Ein Spottgedicht auf die freyen Städte, welche es mit ihren mächtigen Nachbaren aufnehmen, ohne ihre Ohnmacht zu bedenken, damit auch an diesen das Sprüchwort erfüllet werde: Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. In dem Gedichte ist die Schreibart und Orthographie des 15ten Jahrhunderts ziemlich gut nachgeahmt, und wenn gleich die Fiction wol besser erdacht seyn könnte, so ist es doch ein gut Theil besser, als die witzigen Anmerkungen des Verfassers darüber.

Jl.

5) Schö-

# 5) Schöne Künste.

## Musik.

**F. W. Marpurgs Versuch über die musikalische Temperatur, nebst einem Anhange über den Rameau- und Kirnbergerschen Grundbaß. 8. Breslau, bey Korn, 1776. 21 Bogen, 4 Kupferbl.**

So viel wir aus der Vorrede sehen, sollte, was hier als ein Anhang erscheint, so ziemlich den Hauptstoff des Werkes abgeben. Hr. M. ist ein Freund der Grundsätze des Rameau, und hat uns auch eine deutsche Uebersetzung derselben geliefert. Hr. Kirnberger widersetzte sich denselben, und noch währendem Abdrucke seiner Kunst des reinen Satzes sagte er Hrn. M., wie er die Anfänger des Rameau darinn ziemlich in die Enge treiben werde. Hr. M. ließ es darauf ankommen, und hatte, nachdem er die Kirnbergerschen Angriffe gelesen, gegen Hrn. K. die Gefälligkeit, mit seinen Gegenerinnerungen einige Jahre zu verziehen, da dieser ihn darum ersucht hatte. Während dieses einseitigen Waffenstillstandes eräugnete sich ein anderer Vorfall. Hr. M. vernahm vom Hrn. Agricola, daß Hr. Lambert eine Methode erfunden, die gleichschwebende Temperatur ohne Zuziehung eines Monochordes dem Clavier mitzutheilen, und zwar, daß eine gleichschwebende Quinte mittelst sieben reiner Quinten und einer reinen großen Terz mit aller erforderlichen Genauigkeit erhalten werde. Beym Nachrechnen fand Hr. M. dieses so richtig, daß er von Hrn. L. sich die Erlaubniß ausbat und erhielt, der erste zu seyn, der diese Entdeckung im Deutschen bekannt machte. Denn Hr. L. hatte sie bey der K. Akademie der Wissenschaften vorgelesen, und damit konnte sein Aufsatz in den Memoires der Akademie nur ein oder zwey Jahre später im Druck erscheinen. Dieses war also ein an sich neuer Stoff, und dieser neue Stoff hatte auf den Streit mit Hrn. Kirnberger eine desto unmittelbarere Beziehung, da Hr. K. es für unmöglich ausgegeben, die gleichschwebende Temperatur ohne Beyhülfe des Monochords auf das Clavier zu bringen. Diese Behauptung des Hrn. K. hat auch in der That etwas

was besonderes. Denn soll diese Temperatur in geometrischer Schärfe genommen werden, so läßt sie sich, da die Erfindung zwoer mittlerer Proportionalgrößen dabey vorkömmt, nicht nur nicht auf das Clavier, sondern selbst auch nicht auf das Monochord bringen, weil man weder mit Zahlen noch mit Lineal und Circul dabey ausreicht, sondern zu Näherungen, oder zu mechanischer (das will sagen, nicht geometrischen) Auflösungen seine Zuflucht nehmen muß. Versteht aber Hr. K. die Sache nicht nach geometrischer Schärfe, so muß er die gleichschwebende, und dann auch seine ungleichschwebende Temperatur zu wenig kennen, weil er in dieser letztern nicht nur die Quinte Fis, Cis gleichschwebend hat, sondern sie gerade so, wie Hr. L. es angiebt, mittelst sieben reiner Quinten und einer reinen grossen Terz, auf das Clavier bringt. Nur stimmt er diese Quinten nicht in einem fort, sondern nachdem er fünf derselben, Cis, Gis, Dis, B, F, C, rein gestimmt hat, schaltet er die reine grosse Terz C E ein, und holt dann noch die übrigen zwo Quinten E, H, Fis nach, weil er eigentlich das Intervall C E zu einer reinen grossen Terz machen, und jede der Quinten D A, A E um die Helfte eines syntonischen Comma herabstimmen wollte. Da nun eben diese zwo Quinten, nebst dieser grossen Terz, das Wesentliche der Kirnbergerschen Temperatur ausmachen, so hatte Hr. K. weiter auch nicht Ursache, nachzusehen, ob dabey eine gleichschwebende Quinte mit vorkömmt, oder nicht. Er hatte aber auch nicht Ursache, die Stimmung solcher Quinten ohne Monochord als unmöglich auszugeben. Hiebey hat also, so viel wir sehen, Hr. M. gewonnen Spiel, und da er sich vorgesetzt hatte, des Hrn. L. Erfindung nicht bloß historisch anzuführen, sondern auch Beweise davon zu geben, so war dieses die nähere Veranlassung, die Berechnungsart der musikalischen Intervalle, nebst deren mannigfaltigen Anwendung auf die Beurtheilung und Erfindung der Temperaturen, hier ausführlich, im ganzen Zusammenhange und in einer guten Ordnung vorzutragen, und damit ein sehr brauchbares Lehrbuch zu liefern, welches man auch ohne Rücksicht auf die Streitigkeiten mit Hrn. K. mit Vortheil lesen wird, zumal da das Historische und die vielen bereits von andern versuchte Temperaturaten reichlich mitgenommen, vorgestellt und geprüft werden. Dieses geht bis auf den 23. Abschnitt, (S. 182) wo sodann das, was Hr. Kirnberger von der ungleichschwebenden, und zum Behuf seiner eigenen beyden

Tem-

Temperaturen sagt, besonders vorgenommen wird. Das Wesentliche von der Streitigkeit kömmt unseres Erachtens darauf an, ob eine Quinte um ein ganzes, oder auch nur um ein halbes syntonisches Comma unter ihrem ächten reinen Gehalt seyn dürfe? Diese Frage kömmt schlechthin auf die Feinheit des Gehöres an. Hr. M. bringt daher Zeugnisse von geübten Tonkünstlern vor, welche nicht so viel zugeben. Wenigstens in dem Fall, wo es eigentlich um die Prüfung einer so verminderten Quinte zu thun ist, deucht uns der Unterschied merklich. Hingegen in einem Concerte, wo oft die Instrumente sich viel mehr verstimmen, dürfte der Unterschied eines halben Comma weniger auf sich haben, zumal wenn man andere Gründe vor sich hat, denselben zu dulten. Solcher Gründe brachte nun Hr. K. verschiedene vor. Einmal die Leichtigkeit seiner Stimmungsart. Diese ist nun freylich bey der ersten Kirnbergerschen Temperatur die leichteste unter allen. Eine reine grosse Terz und zehn reine Quinten machen die Sache ohne allen Umschweif aus. Allein die Quinte D A fehlt um ein ganzes syntonisches Comma. Dieses ist sehr viel. Hr. K. läßt daher den Musikern die Wahl, das A um die Helfte eines solchen Comma zu erhöhen, und dadurch den Fehler auf die zwo Quinten D A, A E zu vertheilen, sagt aber auch nur, daß man in Ermangelung eines Monochordes diese Quinten nach dem Gehöre einpassen müsse. Daß aber dieses Einpassen etwas mißliches sey, merkt Hr. M. mit gutem Rechte an. Wenigstens müßte man das Gehör ungemein üben, wenn es ohne allen Anstand empfinden sollte, ob eine Quinte genau um ein halbes syntonisches Comma zu niedrig ist. Hr. K. giebt ferner einen Grund an, welcher überhaupt zum Behuf der ungleichschwebenden Temperatur ist; daß nemlich diese Temperatur jedem Grundton, aus welchem gespielt wird, einen ihm eigenen Charakter gebe. Freylich wird dadurch, wie Hr. M. sich ausdrückt, eine Gavotte nicht in eine Menuet verwandelt. Hr. M. giebt demnach der Frage eine andere Wendung, indem er voraussetzt; der Unterschied des Charakters könne nicht so weit gehen, daß der Reinheit der Ausführung Nachtheil geschehe, oder daß sie einem geübten Gehöre unerträglich falle. Das wird also sagen wollen, daß, wenn bey einem Grundtone unerträgliche Quinten und Terzen sind, der Charakter des Grundtones ebenfalls unerträglich seyn werde. Unseres Erachtens ist eine unerträgliche Consonanz eigent-

lich eine Dissonanz, und würde demnach so wenig, wie diese, durch ein ganzes Stücke durch, sondern höchstens nur an Ort und Stelle zu gebrauchen seyn. Denn aber hört sie auf, characteristisch zu seyn. Das Wort unerträglich ist übrigens hiebey durchaus nur beziehungsweise zu nehmen. Jeder muß für sich entscheiden, wiefern sein Gehör zwischen Quinten und Quinten einen Unterschied bemerkt. Im Anhange nimmt Hr. M. die Streitigkeit über den Grundbaß vor. Dieser Streit ist ungleich verwickelter als der über die Temperatur. Hr. M. behauptet, daß des Rameau Grundbaß nicht das ist, was Hr. K. dafür ansieht. Es wird also darauf ankommen, daß beyde Partheyen sich gegen einander näher erklären. Wir wollen aus mehreren Ursachen an dieser Streitigkeit nicht Theil nehmen.

Ka*

**G. F. T. Gedanken über die Temperatur Hrn. Kirnbergers, nebst einer Anweisung, Orgeln, Claviere, Flügel rc. rc. auf eine leichte Art zu stimmen. 1775. Berlin, bey Decker. 8. 2½ Bogen.**

Der ungenannte Verfasser bemüht sich anfangs zu behaupten, daß nicht nur die gleichschwebende Temperatur, sondern sogar auch eine solche, bey welcher alle Consonanzien vollkommen rein seyn würden, wenn sie ohne zu viele Weitläuftigkeit erhalten werden könnte, derjenigen Mannigfaltigkeit des Ausdruckes, welche man zu erhalten suchen soll, im Wege stehen, und daher mehr auf eine ungleichschwebende Temperatur Rücksicht genommen werden müsse. Indessen soll auch diese Ungleichheit nicht übertrieben werden, weil Consonanzen doch immer wenigstens den Schein von Consonanzen behalten müssen. Diesem nach sollen die Octaven ganz rein bleiben. Die Quinten sollen können ein halbes syntonisches Comma unter sich, die kleinen Terzen ein ganzes Comma ebenfalls unter sich, die großen Terzen aber ein ganzes Comma über sich schweben. Der Verfasser beruft sich hiebey auf die Erfahrung. Wir können ihm so weit Recht geben, als oft bey großen Concerten das Verstimmen der Instrumente und das Unterziehen der Stimmen, auch wenn es über ein Comma hinausgeht, nicht als ein zureichender Grund angesehen wird, mitten in einem Stücke aufzuhören. Indessen wünscht man doch, daß die

Instrumente unverstimmt und die Singstimmen tonfeste geblieben wären. Denn man wollte doch eigentlich einen richtigen Gang der Melodie und eine das Ohr vergnügende Harmonie hören. Ob nun zu einer solchen Harmonie die Quinten um ein halbes Comma abwärts schweben dürfen, das hängt durchaus von der Uebung und Feinheit des Gehörs ab. Es läßt sich also hier nur beziehungsweise urtheilen; und in so fern hat jeder die Wahl, seine Quinten bis zu der äussersten Grenze der ihm fühlbaren Erträglichkeit herab zu stimmen. Nur kan man es freylich andern, deren Gehör engere Grenzen fordert, nicht eben so erträglich machen.

Der Verfasser behandelt hierauf die Sache allgemein, indem er für die 12 in einer Octave vorkommenden großen Terzen, und zwar für jede ein nach Belieben zu bestimmendes Verhältniß annimmt. Von diesen 12 Verhältnissen lassen sich 4 dadurch bestimmen, daß allemal drey auf einander folgende große Terzen eine reine Octave geben müssen. Die übrigen 8 noch unbestimmt bleibende Verhältnisse werden hierauf zur Bestimmung der Quinten gebraucht, und dabey so gleich die Frage untersucht, ob die Quinten sämtlich würden rein seyn können.

Diese Frage hätte sich, so viel der Recensent einsiehet, geradehin dadurch entscheiden lassen, daß 12 reine Quinten um ein ditonisches Comma über 7 Octaven hinausgehen, und folglich lauter reine Quinten mit lauter reinen Octaven nicht bestehen können. Da nun die Octaven rein bleiben sollen, so muß den Quinten etwas abgenommen werden, und dieses beträgt, wenn alle Quinten ungleich viel fehlen sollen, für jede, $\frac{1}{12}$ des ditonischen Comma. Der Verfasser findet $\frac{1}{5}$ Comma. Es ist aber ein Rechenfehler Schuld daran. Denn aus seiner Gleichung $q = \frac{3}{2} \cdot \frac{1}{1,4983}$ folgt

$$q = 1 + \frac{1}{881}, \text{ und nicht } q = 1 + \frac{1}{454}.$$

Endlich kömmt der Verfasser auf die Kirnbergersche Temperatur. Diese hat 9 reine Quinten. Von den übrigen drey schwebt die Quinte Fis Cis um $\frac{1}{12}$ des ditonischen Comma unter sich. Die Quinten DA, AE hingegen sind jede um $\frac{1}{2}$ syntonisches Comma zu niedrig, und

der Ton A wird dabey entweder mittelst des Monochordes oder durch Versuche gefunden. Bey dem (§. 24) angegebenen Stimmungsprocesse ist es, wie der Verfasser selbst nachgehends angemerkt, ganz unnöthig, bey Cis anzufangen. Auch sehen wir nicht wozu es dienen soll, die große Terz F A rein zu stimmen, weil A dadurch um die Helfte eines syntonischen Comma tiefer wird, als es werden soll, und nachgehends dennoch wider muß erhöht werden, wenn die Quinte D A, so wie die Quinte A E, um ein halbes syntonisches Comma unter sich schweben soll. Der Verfasser sagt zum Beschlusse, daß er von der Erträglichkeit der Kirnbergerschen Temperatur überzeugt sey, es sey aber eine andere Frage, ob es seine Leser auch seyn werden; das will also sagen, ob die Leser die vorausgesetzten Gründe so schlechthin zugeben werden? Dem Rec. scheinet es, daß dieses schlechterdings auf die Feinheit des Gehöres ankömmt. Jeder muß also sein eigenes Gehör darüber befragen.

Ka.

---

## 6) Weltweisheit.

**Ueber die allgemeine speculative Philosophie. 1775. Bützow und Wismar, in der Berger und Bödnerschen Buchhandlung. 6 Bogen. 8.**

Der Verfasser saget in der Vorrede, daß er diese Abhandlung wegen anderer, die noch folgen sollen, vorausschicke. Hier kommen folgende Abschnitte vor. 1 Gang des gemeinen Menschenverstandes bey Berichtigung der sinnlichen Kenntnisse. 2. Metaphysic des gemeinen Menschenverstandes. 3. Verhältniß der speculativischen zur populairen Philosophie. 4. Nothwendigkeit einer allgemeinen Grundwissenschaft. 5. Realität der allgemeinen Grundbegriffe und Grundsätze. 6. Ueber die ersten Grundsätze und ihre Realisirung. 8. Von transcendenten Begriffen. 9. Unterschiedene Entstehensart der Gemeinbegriffe aus den Empfindungen. 10. Wie die allgemeine Philosophie zu perficiren. 11. Evidenz der speculativischen Philosophie. Alle diese Stücke sind überhaupt ganz ordentlich abgehandelt, und man sieht, daß der Verfasser sich Mühe gegeben, die Sache zu durchdenken. Das Transcendente nimmt

er im engsten Verstande, und schließt davon alles
was nicht der Körper- und der Geisterwelt zugleich
ı gleicher Allgemeinheit zukömmt. Nun ist es um
dbegriffe und Grundsätze zu thun, die eine solche All-
nheit haben. In Ansehung des Formellen lassen sich
leichter finden. Alle Grundsätze der Vernunftlehre
Satz des Widerspruches mit eingerechnet) kommen hier
tten. Wenn es aber um materielle Grundsätze zu
ist, wenn nicht von der Form sondern vom Stoffe
rkenntniß die Rede ist, da giebt es mehr Schwürig-
. Der Verfasser findet auch nur in dem Satze:
nichts wird nichts etwas objectivisches, dieses wird
in dem Begriffe werden liegen. Dem Satze selbst
noch die Bestimmung von sich selbst beygefügt wer-
önnen, wenn das Wort Nichts eine bloße Privation
nicht ein contradictorisches Unding andeuten soll. Ob
er nicht mehrere objectivische Principia giebt? Von
er Allgemeinheit sind wenige zu erwarten. Die Scho-
ker haben sich deswegen viele Mühe gegeben. Der
meinste Begriff von Objecten wird durch das Wort Ding
etwas ausgedrückt. Und alles, was man categorisch,
iv und ohne Vergleichungen anzustellen, davon sagen
te, ist das omne ens est unum, verum, bonum. Da-
verfiel man auf die Prædicata entis disjunctiva, und
absolute Allgemeinheit verlohr sich aus dem Gesichte,
man die Fundamenta divisionum et subdivisionum
en ließ. Der Verfasser wendet sich daher §. 44. zu
rn Arten von Grundbegriffen, die näher zum Stoffe
Erkenntniß und dessen Verschiedenheit führen. Unsere
nntniß fließt aus sehr vielen besondern und sehr ver-
denen Quellen wie in Bäche und Ströme zusammen.
se Quellen müssen in unsern Empfindungen aufgesucht
den. Die Arbeit ist nicht fruchtlos. Nur giebt es
hier Schwürigkeiten von ganz eigener Art. Der Verfasser
führt §. 45. statt aller andern den Begriff des Raumes
an, der seit Leibnitzens Streitigkeiten mit Clarke so viel
Aufsehens gemacht hat, wobey aber der Status quæstionis
unsers Erachtens sehr wenig feste gesetzt worden. Denn,
anstatt sich über den Raum zu zanken, hätte vorerst ausge-
macht werden sollen, ob der Idealismus oder auch die Har-
monia præstabilita eine nur im geringsten erträgliche Hy-
pothese sey. Denn was sind bey diesen Voraussetzungen
die Empfindungen, die Sinnen, die ganze Körperwelt an-

ders, als bloße Träume? Was will man sich dabey zanken, ob man einen Raum ausser und vor der Welt träumen könne oder nicht? An einem Traume soll ja eben nicht viel gelegen seyn. Wenn also Leibnitz seine vorher bestimmte Harmonie im Ernste glaubte, so war sein Streit mit Clarke ein bloßes Spiel mit Worten, und aller Witz dabey diente nur, das Spiel für Clarken verfänglich zu machen. Dazu bothen einige theologische Sätze solchen Stof an, wobey vielleicht weder Leibnitz noch Clarke mit der Sprache recht heraus wollten. Denen dabey aufgeworfenen Fragen hätten mit gleichem Rechte andere zur Seite oder auch entgegen gesetzt werden können, weil doch bloße Fragen nichts entscheiden. Scheint z. E. der Begrif einer nach Zeit und Raum unendlichen Welt dem Satze von der Einheit des unendlichen Wesens zu nahe zu treten; so kan auf der andern Seite die Frage entstehen, ob, wenn eine unendliche Kraft wirkt, die Wirkung endlich seyn könne, und ob, wenn Gott ein Ens actuosissimum und unveränderlich ist, zwischen Wirksamkeit und Wirkung selbst ein Zeitraum könne gedacht werden? Bey diesen Fragen bleibt die vom Raume ausser und vor der Welt so zurücke, daß sie inzwischen als eine fallacia non entis ut entis angesehen werden kan. Jedoch in der Grundlehre soll man nicht nach der Theologie hinschielen, sondern nachsehen, was an und für sich wahr ist, und es sich zum Beyspiele dienen lassen, daß das Verketzern die Wahrheit des copernicanischen Weltbaues und der Gegenfüßler nicht umstoßen, den Beyfall nicht hindern, sondern höchstens nur die öffentliche Bekenntniß des Wahren für eine Zeit lange hintertreiben kan. Dieses sey im Vorbeygehen gesagt. Der Verfasser merkt inzwischen mit Recht an, daß, ohne Rücksicht auf diese Streitigkeiten, gefragt werden kan, was und wie viel der Verstand von solchen Begriffen, wie die von Zeit, Raum, Kraft ꝛc. sind, eigentlich besitze (S. 83), oder genauer zu reden, ob oder wiefern diese Begriffe die Dinge selbst vorstellen? Nach S. 64. wird diese Frage in eine andere aufgelöset; ob die Empfindung des Raums (so ferne nemlich der Raum sich empfinden läßt) eine reine Empfindung sey? Es ist nun an dem, daß wir auf der Erdfläche den Raum zugleich mit einer Reyhe von Körpern sehen, aber von einem Bergesgipfel zum andern durch die Luft durch sehen wir doch wohl nicht mehr als den Abstand, den Zwischenraum rein weg. Ueber dies wird der Begriff des Raumes nirgends reiner als

als in der Geometrie gedacht. So weit würde also nach S. 64. dieser Begrif ein brauchbares Bild, ein richtig bedeutendes Zeichen seyn. Mit allem dem könnte er ein bloßer Schein, oder wie es S. 84. heißt, ein verwirrter Verstandesschein seyn. Wer dieses behauptet, wird müssen dem Copernicus nachahmen, das wahre System angeben, dessen Wirklichkeit beweisen, und dann noch zeigen, wie sich alle Erscheinungen daraus erklären lassen, woher z. E. der Raum oder auch die Ausdehnung der Körper sich unter dem Bilde von drey Dimensionen zeigt: was in den Körpern ist, das diesen Dimensionen so genau entspricht, daß, trotz aller geometrischen Schärfe und Evidenz, noch nicht das Geringste hat vorgefunden werden können, wodurch dieser Schein sich als Schein verrathen hätte?

*Zallinger* Interpretatio naturae seu Philosophia Newtoniana methodo exposita. Tom. III. Physicam specialem complectens. 1775. Augsburg, bey Wolf. 8. 28½ Bogen, 3 Kupferplatten.

Hier werden erstlich die besondern Kräfte der Cörper erwogen, welche sich bey derselben Festigkeit und Flüssigkeit, wie auch bey chemischen Veränderungen, zeigen. Die anziehende Kraft, welche in großen Entfernungen umgekehrt wie das Quadrat des Abstandes wirket, in sehr geringen Entfernungen aber negativ wird, sieht der Verfasser als ein allgemeines Naturgesetz an. Es ist aber ein solches Gesetz, wenn auch dessen Allgemeinheit erwiesen wird, nicht einfach, sondern muß nothwendig aus mehr als einer wirkenden Ursache hergeleitet werden, weil es sich sonst nicht angeben läßt, warum es sich nicht durchaus nach dem Quadrate des Abstandes richtet, sondern, der Unmöglichkeit eines negativen Quadrates gleichsam zum Trotze, dennoch negativ wird. Hierauf nimmt der Verfasser das Feuer, und unter dieser Aufschrift auch das Licht, die Optic, Dioptric, Catoptric und Electricität, sodann die Luft, ihr Gleichgewicht, Bewegung, Wind, Schall, endlich das Wasser, den Lauf der Ströme, und die Erde als Element betrachtet, vor. Zuletzt kommen die Naturreiche, 1. das Mineralreich, 2. das Pflanzenreich, 3. das Thierreich, 4. das Luftreich und mit diesem die Dünste, Regen, Hagel, Regenbogen und andere Erscheinungen vor. Den Dunstkreisen der Himmelscörper, den Sonnenflecken, dem Zodia-

tallichte, den Cometenschweifen wird ein besonder Hauptstück gewidmet. Die auf dem Titel angesagte Newtonsche Methode wird hin und wieder vermißt. In einigen Hauptstücken könnte es Methodo Musschenbroeckiana, Boerhaviana &c. in andern Methodo scholastica, eclectica, incerti auctoris &c. heissen. Zu den physischen Instrumenten werden S. 10. die Luftpumpe, das Barometer, das Thermometer, die Brennspiegel, die Fernröhren und Vergrösserungsgläßer gerechnet. Es hätte ganz füglich der Magnet, die Magnetnadel, die Electrisirwerkzeuge, die Waage, die hydrostatische Waage, das Prisma, das Hygrometer, der Diabolus cartesianus nebst noch einer Menge anderer angeführt werden können. Der Verfasser giebt aber keine Zeichnung davon, weil man solche in andern Schriften findet, und weil er sich vorbehält sie seinen Zuhörern in natura vorzuzeigen. Die Compaßrose würdiget er aber doch einer Zeichnung, die wenigstens nicht ihrer Schönheit halber in Kupfer gestochen ist, da sie nicht besser als ein Holzschnitt und sehr altfränkisch aussieht. Der Verfasser sagt überhaupt viel Gutes, und läßt sich hin und wieder ins mathematische Fach tiefer ein, als bloße Naturlehrer oder Erzähler zuweilen thun. Er trägt demnach das Seinige mit bey, nützliche Kenntnisse unter seinen Glaubensgenossen in Oberdeutschland auszubreiten.

*F. P. Hettrich* compendium logicae in tabellis exhibitum. 17 4. 8. Bamberg, bey Klietsch. 10 Bogen.

Der Verfasser drückt sich in der Vorrede folgender maßen aus: Zwey Jahre durch war ich Lehrling in der Weltweisheit. Zwey andere Jahre durch gab ich darinn Privatunterricht. Daß die philosophische Lehrart der scholastischen vorzuziehen, habe ich bisher erfahren; denn ausser dem, daß erstere sich mit Sachen beschäftigt, da letztere nur bey Gerippen stehen bleibt, ist jene auch von der Art, daß sie dem Gedächtniß durch keine Vergessenheit entrissen wird. Dessen unerachtet lenkt der Verfasser seinen letzten Schluß dahin, daß die mathematische Methode jungen Leuten nicht leicht in Kopf will, und daher die Tabellarmethode vorzuziehen sey. Diese geht nun allerdings leicht in Kopf; aber eben so leicht geht sie auch wieder daraus weg, und über dies ist sie recht sehr scholastisch, und

man

man lernt dabey wenig oder gar nicht nachdenken. Indessen würden wir sie doch immer einer übel gebrauchten und übelverstandenen mathematischen Methode weit vorziehen, und wenn der Verfasser die wahre mathematische Methode nicht unmittelbar aus mathematischen Schriften kennen gelernt hat, so hat er in der That besser gethan, die Tabellarische zu gebrauchen, und damit, wo nicht für den Verstand und die Vernunft, doch wenigstens für das Gedächtniß zu schreiben.

Sw.

---

## 7) Mathematik.

C. *Zumkley* Elementa Mechanices. 1774. 8. Münster, bey Perrenon. $4\frac{5}{8}$ Bogen.

1) Gleichförmige Bewegung. 2) Grösse der Bewegung. 3) Schwere der Körper. 4) Gleichgewicht. 5) Einfache Rüstzeuge. 6) Zusammengesetzte Rüstzeuge. 7) Schiefe Richtung. Dieses macht den Innhalt aus. Freylich alles sehr bekannt, und damit weiter nichts, als die Zahl der Lehrbücher um eines vermehrt.

J. Fr. Vicum kurze und leichte Rechenkunst, worinnen sowohl die Species in ganzen und gebrochenen Zahlen, als auch die gemeine Handelsrechnung ohne und mit Brüchen deutlich vorgetragen, und mit hinlänglichen Erklärungen und Beweisen abgehandelt sind. 1775. 8. Friedrichsstadt, bey Lehmann gedruckt, und bey dem Autor zu finden. I. Theil. $15\frac{1}{2}$ Bogen. II. Theil. 16 Bogen.

G. E. Rosenthals entdeckter Hauptschlüssel zu J. Fr. Vicum Rechenkunst. 1775. 8. Nordhausen. $2\frac{1}{2}$ Bogen.

Man kann es nicht in Abrede seyn, Hr. Vicum ist ein Erzrechenmeister, den nicht nur eine 28jährige Aus-

übung seiner Kunst, sondern noch viel mehr sein eigenes Genie dazu gemacht hat. Er geht zwar in seinem Buche wenig oder gar nicht über die so genannten 4 Species und die Regel de Tri hinaus. Wer also wissen will, was ausser diesem Bezirken liegt, der mag sich in andern Rechenbüchern Raths erholen, dergleichen genug vorhanden sind. Hr. Vicum breitet sich nicht weit aus, aber er gräbt in die Tiefe, und durchforschet alle Schlupfwinkel seines Districtes, um Abkürzungen aufzusuchen. Es gelingt ihm auch, so weit er darinn geht, ziemlich gut, so daß er mehrentheils, wenn er nur die Zahlen, mit welchen zu rechnen ist, ansichtig wird, so gleich das Facit hinschreibt, wie wenn man es ihm angegeben hätte. Das Auswendiglernen einer oder zwo eben nicht weitläuftiger Tabellen and einiger speciellen Verhältnisse gehört freylich mit dazu. Wer nun davon nichts weiß, und nicht bedenkt, wie geschwinde sich die Zahlen des Facit in Hrn. Vicums Kopfe zusammen finden, der kann sich von seinem Verfahren keinen Begrif machen. Es ist daher sehr glaublich, wenn Hr. Vicum in der Vorrede sagt, daß ihn viele ersucht haben, seine neue Rechenkunst durch den Druck bekannt zu machen. Dieses thut er nun endlich, doch so, daß er nebst erwähnten Tabellen die besondern Regeln angiebt, von diesen Regeln aber die Beweise wegläßt, und sie allenfalls in einer zweyten Auflage zu geben verspricht. Es ist nun aber an dem, daß er sich auf die Tiefsinnigkeit seiner Beweise zu viel zu gut gethan, wenn er geglaubt hat, es werde sie niemand aus dem nunmehr bekannt gemachten Verfahren finden können. Denn dieses läßt sich auf mehr als eine Art thun, und damit wurde kurz nach der Bekanntmachung des Vicumschen Rechenbuches die zweyte der angezeigten Schriften veranlaßt. Hr. Rosenthal zeigt darinn ganz ordentlich, was es mit dem Kunststücke oder sogenannten Hauptschlüssel für eine Bewandniß habe. Die Sache kömmt, aus ihrem rechten Gesichtspunkt betrachtet, auf folgendes an.

Wer viel und oft mit Thalern, Groschen und Pfennigen zu multipliciren hat, wünscht natürlicher Weise, diese Rechnungen so kurz zu machen, als es immer möglich ist. Die sogenannte welsche Praktik ist zu diesem Behufe längst schon erfunden, und immer sehr angerühmt worden. Sie ist aber nicht allemal sehr kurz, und fordert daher noch anderweitige Kunstgriffe, wenn man durchaus die möglichste Kürze erhalten will. Auf solche Kunstgriffe, war nun Hr.

Vicum

Vicum bedacht. Soll z. E. mit 5 gr. multiplicirt werden, so bedient er sich des Umstandes, daß 5 gr. = $\frac{25}{5}$ gr. = $\frac{1}{5}$ Rthlr. + $\frac{1}{5}$ gr. ist. Man theilt also die Zahl, so mit 5 gr. zu multipliciren ist, durch 5, so giebt der Quotient nicht nur die Anzahl Thaler, sondern zugleich auch die Anzahl Groschen, so heraus kommen. S. z. E. 90mal 5 Groschen = $\frac{90}{5}$ Rthlr. + $\frac{90}{5}$ Gr. = 18 Rthlr. 18 Gr. Soll mit 7, 11, 13, 17, 19, 23 Gr. multiplicirt werden, so findet man auf eine ähnliche Art

7 Gr. = $\frac{49}{7}$ Gr. = $\frac{2}{7}$ Rthlr. + $\frac{1}{7}$ Gr.
11 Gr. = $\frac{121}{11}$ = $\frac{5}{11}$ Rthlr. + $\frac{1}{11}$ Gr.
13 Gr. = $\frac{169}{13}$ Gr. = $\frac{7}{13}$ Rthlr. + $\frac{1}{13}$ Gr.
17 Gr. = $\frac{289}{17}$ Gr. = $\frac{12}{17}$ Rthlr. + $\frac{1}{17}$ Gr.
19 Gr. = $\frac{529}{19}$ Gr. = $\frac{15}{19}$ Rthlr. + $\frac{1}{19}$ Gr.
23 Gr. = $\frac{523}{23}$ Gr. = $\frac{22}{23}$ Rthlr. + $\frac{1}{23}$ Gr.

Hat man also z. E. mit 11 Gr. zu multipliciren, so theilt man die damit zu multiplicirende Zahl durch 11, und man erhält die Anzahl Groschen, Diese multiplicirt man mit 5, und man erhält die Anzahl Thaler. Es versteht sich, daß es am besten von statten geht, wenn die Theilung keinen Rest läßt. Von solchen Kunstgriffen giebt Hr. Vicum mehrere, auch für Pfennige und andere benahmte Zahlen an, und rechnet die Beyspiele mehrentheils auch nach der welschen Practik, um zu zeigen, wie viel kürzer er zum Ziel gelange, zuweilen sind aber doch die Zahlen von ihm ausgesucht, welche die Abkürzung erleichtern. Eigentlich also besteht sein Verfahren darinn, daß er für jede Zahl die ihr eigene Vortheile zur Abkürzung der Rechnung suchet. Er prägt sie sich ins Gedächtniß, und da er als Rechenmeister täglich Anlässe zur Uebung hat, so ist auch nicht zu besorgen, daß er sie leicht vergessen werde. Andere können sie in Tabellen verfassen, und diese vor sich legen, wenn sie ihre Rechnungen abkürzen wollen. Uebrigens sind die Vicumsche Abkürzungen noch lange nicht alle. Es kann also sein Buch denen dienen, welche darüber noch mehr nachgrübeln wollen.

Fr. Chr. L. Karsten Rechenkunst. 1775. 8. Büzow und Wismar, in der Berger- und Bödnerischen Buchhandlung. 29½ Bogen.

Das

Das Buch ist für die zwo Schulklassen, denen es gewidmet ist, in zwo Abtheilungen zerfällt, so daß die Schüler der ersten Classe bis zur Regel de Tri gelangen, diese aber nebst der Regel Quinque, Kettenregel, Rabatt- Zinß- Zinß auf Zinß- Annuitäten- Leibrenten- Gesellschafts- Vermischungs- Alligations- und Coeci oder Blindrechnung erst in der zweyten Classe vorgenommen wird. Die Decimalrechnung, die Lehre der Progreßionen, die von Ausziehung der Wurzeln ist hier weggeblieben, indessen aber, besonders im letzten Abschnitte, wo es die Natur der Aufgaben mit sich brachte, einige Anleitung gegeben worden, statt der Zahlen mit Buchstaben zu rechnen. Hieran hat Hr. K. sehr wohl gethan, weil es in der That vortheilhaft ist, da, wo die Rechenkunst an die Algeber grenzt, den Schülern den Uebergang von jener zu dieser zu zeigen. Zu diesem Ende hätte aber füglich die Regel falsi mitgenommen werden sollen, wohin unter andern auch alle die Fälle gehören, wo ein Kaufmann wegen seines künftigen Gewinnes und Verlustes unter verschiedenen Vorausansetzungen einerley Rechnungen mehrmals vornimmt, um zu sehen, welche Voraussetzung für ihn die vortheilhafteste ist. Solche Rechnungen lassen sich oft sehr abkürzen, wenn statt bestimmter und für jeden Fall abzuändernder Zahlen Buchstaben gebraucht werden. Des Verfassers Vortrag ist überhaupt deutlich. Er folgt ziemlich der Ordnung, wie die Begriffe sich am natürlichsten entwickeln. Hiebey ist es nun nicht ganz leicht, durchaus Schritt für Schritt zu gehen, und nirgends einen Sprung zu thun. Hr. K. fängt mit der Definition der Rechenkunst an. Dieses ist nicht ganz methodisch, weil in dieser Erklärung andere allgemeine Begriffe vorkommen, die schon voraus den Schülern hätten klar und kenntlich gemacht werden sollen, welches aber der Verfasser erst im folgenden thut.

Der Uebergang vom Rechnen in Gedanken zum Rechnen mit Zahlziffern ist § 10 gut angemerkt. Es wäre aber sehr dienlich gewesen, wenn der Verfasser sich beym ersten länger aufgehalten hätte, weil es, so weit es reicht, sehr brauchbar ist, seine eigenen Regeln und Vortheile hat, und von der Natur der Zahlen solche Begriffe giebt, die viel unmittelbarer an die Sachen selbst grenzen, als die, so bey geschriebenen Zahlen vorkommen. Zugleich erhält man dadurch den Vortheil, daß die Schüler weniger maschinenmäßig rechnen, und den Unterschied dessen, was sich auf

die

die Zahlen und die Sachen selbst gründet, von dem, was schlechthin nur von der Decimaleinrichtung des Zahlengebäudes abhängt, besser kennen lernen. Die Rechnung in Gedanken geht zwar nicht auf sehr grosse Zahlen. Wer aber in kleinen Zahlen eine Rechnung in Gedanken zu machen im Stande ist, wenn man ihm schlechthin nur die Frage vorlegt, ohne von Regeln etwas zu sagen, der zeigt nicht nur, daß er den Sinn der Frage gefaßt habe, sondern auch genug Ueberlegung besitze, zu finden, wie er das Gesuchte heraus bringen müsse. Er macht sich also die Regel aus der Natur der Sache selbst bekannt, und dieses hat beym Rechnenlernen viel auf sich. Nur muß man es nachgehends mit den arithmetischen Kunstwörtern nicht wieder verderben. Daß z. E. 6 die Hälfte von 12 ist, werden die meisten Schüler ohne besondere Anweisung finden. Hingegen werden auch die meisten stutzig, wenn man ihnen sagt, daß 12 mit 1/2 multiplicirt, 6 gebe. Denn der Begriff, den sie sich bey ganzen Zahlen vom Multipliciren gemacht haben, war, daß mehr heraus komme. Nun ist hier 6 weniger als 12. Also ist die Bedeutung des Wortes hier uneigentlich und eben daher den Schülern anstössig. Dieses Anstössige fällt nun aber meistens weg, wenn man z. E. sagt, daß 12 mit 11/2 multiplicirt 18 giebt. Denn 18 ist grösser als zwölf, und zwar um die Hälfte grösser.

## J. E. Helfenzrieder Abhandlung von der Geodösie, oder dem praktischen Feldmessen, darinn verschiedene neue Instrumente beschrieben, und neue Vortheile vorgetragen werden, wodurch die Arbeit entweder erleichtert, oder sicherer und genauer wird. Ingolstadt und Augsburg, bey Crätz, 1775. 4. 388 Seiten, 5 Kupferpl.

In Ansehung des Neuen, wovon der Titel Erwähnung thut, giebt der Verfasser in der Vorrede die nähere Erklärung, daß er, wenn es von andern schon sollte erfunden seyn, auf das Recht des ersten Erfinders Verzicht thue, weil er nicht alle praktischgeometrische Schriften gelesen habe. Den Anfang macht er mit Erklärungen und Sätzen, die aus der Geometrie und Trigonometrie einem Feldmesser bekannt seyn sollen. Hier kann also ein Feldmesser eine

Selbst-

Selbstprüfung anstellen, ob ihm diese Erklärungen und Sätze bekannt sind, auch ob ihm allenfalls noch mehrere bekannt sind; denn sie sind eben hier nicht so ganz genau vorgezählt. Ueber dieß fehlen die Beweise. Der Verfasser läßt sie Kürze halber weg, räth sie aber an, und sagt, daß man sie in einer Menge Bücher findet. Von diesen hätten doch wenigstens einige der vorzüglichsten angezeigt werden können. Auch ist hinwiederum der Mangel an praktischen Anleitungen zum Feldmessen so groß nicht, daß eine neue ganz unentbehrlich seyn sollte. Die Rechenkunst wird hier vorausgesetzt, dabey aber zur Ausziehung der Wurzeln Anleitung gegeben, auch erklärt, was die Zeichen + — bedeuten. Die Aufgabe, wie man aus den drey Seiten eines Triangels die Winkel finden soll, läßt der Verfasser weg, weil sie sehr weitläuftig ist, und in der Feldmeßkunst selten vorkömmt. Diese Gründe sind sehr unzureichend und nicht ganz richtig. Im zweyten Theile kömmt die Beschreibung der Instrumente vor; und zwar 1. von der Kunst, eine ebene Fläche zu erhalten, wie auch von dem Lineal und Winkelmaaß. Hier ist die Ordnung etwas verkehrt; auch gebraucht der Verfasser ohne Nothwendigkeit drey ebene Flächen, wenn er prüfen will, ob sie eben sind, und schlägt endlich doch die Ausspannung eines Fadens vor. 2. Von der Reißfeder und verschiedenen Arten Zirkel. 3. Vom Nonnius, der geometrischen Scale und einem andern Instrumente zu Theilung der Linien. Dieses Instrument ist ein Stangenzirkel mit einem Schraubenmicrometer. 4. Von Dioptern und Alhidaden. 5. Von Setz- und Wasserwaagen. 6. Von dem Meßtische. 7. Von Scheiben und Quadranten. 8. Von andern Instrumenten, Winkel auf dem Felde zu messen. Es sind geradlinigte Winkelmesser aus Stäben und Linealen, mit Dioptern zusammen gesetzt, dergleichen sich vielerley Arten leicht gedenken lassen; ferner das Meßkreutz zur Bestimmung rechter Winkel, und endlich ein Rohr, worinn ein Spiegel unter einem Winkel von 45 Graden eingesetzt ist. Diese 45 Gr. verdoppeln sich durch das Zurückeprallen der Lichtstralen, und geben daher einen rechten Winkel. Das bekannte Mittel, die Meßkette zum Winkelmessen zu gebrauchen, hätte hier mit vorkommen können. 9. Von den Tangentenstäblein und dem Proportionalzirkel. Erstere dienen statt der geradelinigten Winkelmesser. Es hätten füglich auch Sinus- und Chordenstäblein, und noch über dieß logarithmische Stäblein bey-

beygefügt werden können. 10. Von Instrumenten zu Messung und Aussteckung gerader Linie. Diese hätten sollen vorangehen. Im dritten Theile wird nun die Ausübung selbst vorgenommen. Kap. 1. 2. 3. 4. Von Messung und Aussteckung gerader Linie, ebenem, unebenem, trockenem, morastigem, übersehbarem, mit Gebüschen und Bäumen bewachsenem Boden, besonders auch, wie man in kupfernen mit Leder gefütterten, oben sehr weiten und auszustopfenden Stiefeln trockenes Fusses durch Morast watten könne, wenn nemlich der Morast nicht zu tief ist. 5. Messung der Winkel. 6. 7. 8. Gebrauch des Meßtisches bey Winkeln, vielseitigen und krummlaufenden Figuren. 9. Wie Linien und Winkel durch Schätzung zu bestimmen. Hiezu wird die Uebung vorgeschlagen. Eine gute Theorie der Optik und Perspective hätte mit in Anschlag kommen müssen, weil sie die Uebung sehr erleichtert. Auch wäre anzumerken gewesen, daß die, so sich üben wollen, einen grossen Vortheil erhalten, wenn sie von der Gegend, wo sie sich befinden, einen Grundriß zu Handen kriegen können, und in der Gegend herum Anhöhen sind. Denn so kann selbst bey Spaziergängen die Uebung vorgenommen werden, und man kann es zu allen Tags- und Jahrszeiten, und bey allen Arten von Witterung thun. 10. Von Ausmessung eines ganzen Flures. Der Verfasser schlägt vor, die ganze Flur in Parallelogrammen zu theilen, und dann eines nach dem andern vorzunehmen. Jedes Parallelogramm soll so viel enthalten, als man auf einem Bogen zu bringen gedenkt. Der Anschlag geht an. Inzwischen ist die Abtheilung in grosse Triangel öfters brauchbar, weil man dabey Merkzeichen nehmen kann, die weit genug herum sichtbar sind. Oft können selbst auch entfernte Thürme und Gebürge mit Vortheil gebraucht werden. 11. Von Theilung der Grundstücke. Der Verfasser vertieft sich zwar nicht, er sagt aber so viel, als für Anfänger nöthig ist, und sieht mit darauf, daß die Theile eine den Besitzern bequeme Lage und Gestalt erhalten, und die Theilungslinien gerade, und so viel möglich, einander parallel sind. Daß er aber zur Messung und Abtheilung des Grundrisses den Gebrauch eines durch Faden in Quadrate getheilten Netzes vorschlägt, ist zu wenig geometrisch und nicht sehr zuverlässig, dafern man nicht an den Enden herum eine Menge kleiner Triangel und Trapezien berechnen will, sondern sich mit einer blossen Schätzung genügen läßt. 12. Nochmals von Ziehung

hung gerader Linien auf dem Felde über die Gesichtsgrenzen hinaus, und von Anlegung der Strassen. 13. Von genauer Messung kleiner Winkel entfernter Gegenstände, um aus deren bekannten Grösse und Lage auf ihren Abstand zu schliessen. Hier ist, so zu sagen, nur eine Nachlese zu dem, was andere bereits vorgearbeitet haben. — Der Verfasser glaubt, der erste zu seyn, der das Objectivmicrometer zur Messung kleiner Winkel auf der Erde gebraucht. Das ist so neu nicht, und die Winkel können auch wol mehrere Grade betragen. Nur kömmt es viel darauf an, daß die Gegenstände sehr kenntliche Zeichen haben, damit die beyden Bilder einander nicht verwirren, wiewol man sich übrigens, wenn das Augenglas eine grosse Oefnung hat, hier oft gut helfen kann. 14. 15. Von geographischen Messungen und Ziehung der Mittagslinien. 16. Von Messungen der Höhen. 17. Von unterirrdischen Messungen. Man sieht aus der Anzeige aller Kapitel, daß der Verfasser auf Vollständigkeit Rucksicht genommen. Indessen kann immer noch viel hinzugesetzt werden, was nicht hätte wegbleiben sollen. Die Zuschrift ist vom Verfasser. Aus etlichen unten am Text gesetzten Noten scheint Verfasser und Herausgeber nicht eine und eben die Person zu seyn. Es wird darinn der übrigen Schriften, und unter andern einer gekrönten Preisschrift des Verfassers mit Achtung gedacht.

D.

**Grundriß zur Kenntniß und Verbesserung der Flüsse und Ströme. Aus dem Holländischen übersetzt, verändert und vermehrt durch N. Beckmann. 1775. Göttingen, bey Van den Hoeck's Wittwe. 6 Bogen. 8.**

Dem Vorberichte nach, soll die auf dem Titel erwähnte Veränderung nur in etwas wenigem bestehen, die Vermehrung aber in den Anmerkungen zu suchen seyn. Vorzüglich aber besteht letztere in einem sich auf 28 Seiten belaufendem Verzeichniß der in die Wasserbaukunst einschlagenden Bücher. Es bleiben also nur 4 Bogen Text. Dieser besteht in kurzen Sätzen, die ziemlich gut in Ordnung gebracht sind, aber auch nicht weiter gehen, als man mit

dem

dem gemeinen Menschenverstande, ohne alle mathematische Kenntniß kommen kann. Denn hier sind nicht nur alle Rechnungen, sondern selbst alle etwa zur Erklärung der Kunstwörter dienliche Figuren weggeblieben. Das Bücherverzeichniß wird übrigens selbst Kennern angenehm seyn.

Fm.

Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß. Siebentes Stück. 1775. Breslau, bey Meyer. $7^{1}$ Bogen. 8.

Dieses Stück enthält im ersten Abschnitte S. 3 — 89 sehr viele Angaben und Nachrichten zur litterarischen Kenntniß der mathematischen, und besonders der trigonometrischen und logarithmischen Tafeln, auf Veranlassung dessen, was seit kurzem in Hrn. Kästners astronomischen Abhandlungen darüber herausgekommen ist. Der Verfasser fügt verschiedenes bey, was die Erfindung der zur Berechnung dieser Tafeln nöthigen Kunstgriffe betrift, unter andern, wie man schon vor der Erfindung der Logarithmen auf Mittel gedacht hat, die grossen Multiplicationen in ein blosses Addiren und Subtrahiren zu verwandeln. An Wolfens Tafeln wird mit Recht erinnert, daß ihre Einrichtung viel unbequemer, als die von Vlacqs kleinen Tafeln ist. Der zweyte Abschnitt enthält ein Verzeichniß Chinesischen mathematischer Bücher. Hr. v. Murr hat es dem Verfasser zugeschickt, und überdieß noch die zu dem Titel eines Chinesischen astronomischen Jahrbuches oder Allmanachs gehörigen Stöcke in Holz schneiden lassen. Dieser Titel nebst der Erklärung oder Uebersetzung der Charaktere ist nun hier mit abgedruckt. Endlich kommen im 3ten Abschnitte noch Verbesserungen und Zusätze zur Fortificationsbibliothek vor, von welchen viel vom Hrn. Geuß, Rector der Kopenhagener Realschule, dem Verfasser zugeschickt worden.

D.

Jobst Boysens fernere Anleitung zum Wasserbau für die auf Flüssen wohnende Schachtmeister, wie haltbare Packwerke anzulegen und zu verfertigen.

 1775.

1775. 8. Göttingen, bey der Wittwe Vandenhoek. 3 Bogen 2 Kupferbl.

Diese kleine Schrift kann als ein Anhang der im Jahr 1757, und dann nochmals 1769, von dem Verfasser herausgegebenen Anleitung zum Wasserbaue angesehen werden. Im ersten Kapitel kommen Anmerkungen vor, wie ins künftige weniger Ufereinbrüche entstehen würden, wenn man nemlich auf den Anfang ihres Entstehens genauer Acht haben, und vorbeugende Mittel brauchen wollte. Im zweyten Hauptstücke holet nun der Verfasser nach, was ihn in Ansehung der Senkwerke oder schwimmenden Unterlagen seitdem die Erfahrung gelehrt hat, daß sie sich nemlich in einem ungleichen Boden und bey schmalen Stromstrichen nicht drücken lassen. Im 3ten Hauptstücke wird eine wirklich vollführte Abdammung des Ruhmeflusses beschrieben. Ferner wird Kap. 4 erzählt, wie eben dieser Fluß durch eine alte Vorbauung gebrochen, und diese wieder ausgebessert worden. Kap. 5. Wie man im Nothfall und in Ermangelung anderer Mittel und Umstände Ramme auf Flößbette stellen, und damit die Durchpfählung vollenden könne. Noch hat der Verfasser darüber keinen Versuch angestellt. Kap. 6 wird erzählt, wie mitten durch einen tiefen Schleussenkolk ein Damm gemacht worden. Kap. 7. Etwas weniges vom Bauanschlag, daß er selten zuverläßig voraus gemacht werden könne.

Jm.

G. F. Brander Beschreibung seines ganz neu verfertigten und besondern Planisphærii astrognostici æquatorialis, vermittelst dessen man nicht nur alle Sterne sogleich am Himmel finden, sondern auch alle Aufgaben der Cosmologie auf eine recht vorzügliche mechanische Art sehr leicht und richtig auflösen kann. 1775. 8. Augsburg, bey Kletts Wittwe. 6½ Bogen, 1 Kupferbl.

Die Sternscheibe erhält eine mit dem Aequator parallele Lage, durch die Mitte derselben geht eine Axe senkrecht, und demnach mit der Weltaxe parallel. An dieser Axe ist ein Fernrohr dergestalt angemacht, daß es nach den

Gra-

Graden der Abweichung gestellt, und zugleich auch, indem es um die Axe gedreht wird, in die Ebene eines jeden Stundenkreises gebracht werden kann. Auf diese Art läßt sich für jeden Stern, nach welchem das Fernrohr gerichtet wird, sowol dessen Abweichung, als dessen gerade Auffsteigung immer zugleich erhalten. Mit dem Fernrohr dreht sich auf der Scheibe zugleich ein Lineal herum, auf welchem die Grade der Abweichung gezeichnet sind. Die Scheibe selbst läßt sich herum drehen, damit allemal der culminirende Grad des Aequators auf die 12te Stunde des um die Scheibe herumliegenden Stundencirculs gebracht werden könne. Auf diese Art ist man in Stand gesetzt, jeden auf der Scheibe gezeichneten Stern am Himmel zu finden, und hinwiederum für jeden am Himmel bemerkten Stern, dessen Ort auf der Scheibe zu bestimmen. Die dazu dienenden Aufgaben werden hier der Ordnung nach vorgetragen; auch zuletzt ein Verzeichniß der auf der Scheibe vorkommenden Sterne nebst ihrer Abweichung und geraden Auffsteigung beygefügt. Es sind in allem 368. Das Instrument ist nach seiner Einrichtung und Absicht sehr einfach, und dient nicht nur, die Sterne leicht kennen zu lernen, sondern auch sehr viele andere brauchbare Aufgaben damit aufzulösen.

D.

---

## 8) Physik.

Joh. Anton Scopoli, Ihro Kaiserl. Königl. und Apost. Maj. Münz- und Bergraths rc. Anfangsgründe der systematischen und praktischen Mineralogie rc. Aus dem lateinischen übersetzt von Carl, des H. Röm. Reichs Freyherrn und Rittern von Meidinger rc. Prag, bey Wolfgang Gerle, 1775. 192 S. Gr. 8.

Die lateinische Urschrift ist bereits im andern Theil des 21. Bandes dieser Bibliothek, S. 588, von uns angezeiget worden; und also würde es überflüssig seyn, von diesem sehr nützlichen Buche ein mehreres zu melden. Es

 bedarf

bedarf nunmehro um so viel weniger einer Empfehlung, da es seit der Zeit Beyfall genug gefunden hat. Desto mehr aber ist dessen Uebersetzung zu loben, da man hoffen kan, daß hierdurch der gemeinnützige Entzweck nicht verfehlet werden wird.

D. Johann Gottlob Lehmanns, Königl. Preuß. Bergraths rc. Probierkunst. Mit Kupfern. Zweyte Auflage. Berlin, bey Arnold Wever. 1775. 270 Seiten. 8. ohne die Vorrede.

Die metallurgischen Kenntnisse des verstorbenen Verfassers sind zu bekannt, und der Werth dieser vorzüglich brauchbaren Schrift entschieden genug, daß wir unnöthig erachten, eine Zeile mehr als die bloße Ankündigung der gegenwärtigen neuen unveränderten Auflage herzusetzen.

Ti.

C. A. Strohmeyer Anleitung, übereinstimmende Thermometer zu verfertigen, wobey zugleich verschiedene Versuche des Herrn *de Luc* geprüft werden. Nebst einer harmonischen Tafel, auf welcher die gebräuchlichsten Thermometer von Weingeist, Quecksilber und Leinöl in Uebereinstimmung gebracht werden. 1775. Göttingen, bey Dietrich. 8. 3 Bogen. Ein Kupferblatt.

Die Anweisung zu den Handgriffen und Vorsichtigkeitsregeln bey Verfertigung der Thermometer ist deutlich und ordentlich vorgetragen. Man erhält dadurch Thermometer, die, wenn sie sämtlich von Quecksilber oder von Weingeist oder von Leinöl gemacht werden, in gleicher Wärme einerley Grade zeigen. Es wird mehr Mühe erfordert, wenn an allen die Grade gleiche Größe haben sollen, so daß die Abtheilung ein für allemal in Kupfer gestochen werden kan. Sollen nun aber auch Thermometer von verschiedenen Materien in gleicher Wärme einerley Grade zeigen, so werden die Grade, wenn man sie für die eine Art gleich groß macht, für die übrigen Arten von ungleicher

Größe.

Größe. Hierüber hat Micheli du Crest zuerst umständliche Versuche angestellt, und für die erwähnten drey Arten Vergleichungstafeln angegeben. De Luc, welcher in allem sehr genau seyn wollte, wiederholte die Versuche mit ungleichem Erfolge. Hr. Str. findet aber, daß De Luc nicht alle Vorsichtigkeit gebraucht hat, und du Crest recht behalte. Auch noch darinn giebt Hr. Str. dem du Crest Beyfall, daß er den Gang des Weingeistthermometers für gleichförmiger hält, als den von Quecksilber. Er zeigt durch Versuche, daß, wenn man das Quecksilber bis zum Frieren erkältet, das Fallen desselben nicht nur sehr schnell, sondern auch sehr unordentlich abnehme. Dieses beweiset nun zwar für den Weingeist nichts, es folgt aber doch daraus, daß man den Gang des Quecksilberthermometers nicht für regelmäßiger ansehe, als er ist. Die auf dem Kupferblatt vorgestellten Thermometerabtheilungen sind die von Micheli du Crest, Hales, Fowler, Celsius, De l'Isle, Fahrenheit, Newton, nebst vier Reaumurschen: nemlich 1. das alte Reaumursche von Weingeist, welches für den Punkt des siedenden Wassers $105\frac{1}{2}$ Grad angiebt. 2. Das neue Reaumursche auch von Weingeist, welches eben diesen Punct auf 80 Gr. ansetzt. 3. Eben dieses neue von Quecksilber, welches gleichfalls vom frierenden bis zum siedenden Wasser 80 Grad und zwar von gleicher Größe zählet. 4. Eben das Reaumursche von Weingeist, welches vermöge der ungleichen großen Grade mit dem dritten übereintrift. Eigentlich haben die drey letzten Arten von Reaumur nichts als die Zahl 80. die doch selbst bey Reaumur das nicht ist, wofür sie ausgegeben worden. Reaumur hat den Frierpunkt schlecht bestimmt, und den Grad des siedenden Wassers vollends gar nicht. Damit ist die Zahl 80 bey ihm so sehr ohne Bedeutung, daß er sie ohne alle Künsteleyen ganz willkührlich hätte annehmen können. Sie hat den Vortheil, daß sie sich bis auf 5 herunter in einem fort halbiren läßt, und das ist auch alles, was man zu ihrem Behufe sagen kan. Wenn man demnach solche Thermometer, die vom Frierpunkt bis zum siedenden Wasser in 80 Theile getheilt werden, Reaumurische nennt, so ist es wohl nicht mehr als zum Angedenken, daß zu einer Zeit, wo man lange schon gut und sicher eingetheilte Fahrenheitische Thermometer hatte, Reaumur erst anfieng, mit Thermometern Pfuschwerk, und mit dem Pfuschwerke großen Lerm zu machen.

*A. Bruchausen* Institutionum Physicae pars prima. 1775. 8. Münster, bey Perrenon. 26 Bogen, 11 Kupferplatten.

Ein überhaupt ganz ordentliches Lehrbuch, welches besonders in der Gegend, für welche es geschrieben ist, von sehr gutem Nutzen seyn kan. In sofern muß es auch nicht nach aller Strenge beurtheilt werden, da sonst freylich eine Menge von Anmerkungen dabey zu machen vorkommen würde. Indessen wollen wir doch von diesen Anmerkungen einige anführen. §. 2. die Elemente der Cörper sind kleine Theile (moleculae) &c. Auf diese Erklärung folgt §. 3. erst der Satz: daß alle Cörper theilbar sind. Dieser hätte sollen vorgehen, und da er nur durch Induction bekannt und als wahr angenommen wird, so ist es auch rathsam, ihn nicht weiter, als die Induction geht, auszudehnen. Eben dieses ist §. 4. in Ansehung der Undurchdringlichkeit anzumerken. Der Satz wird allgemein bejahet, und dann, weil der Begrif selbst nicht genug bestimmt worden, folgen Einwürfe, die durch nähere Bestimmung des Begriffes müssen beantwortet werden. Das Wort ist vieldeutig, und so hätte voraus angezeigt werden müssen, daß man es nicht in dem Verstande nehme, in welchem man sagt, eine abgeschossene Flintenkugel dringe durch Holz, Quecksilber dringe durch Gold &c. §. 10. heißt es: man solle Gold in sehr dünne Scheibchen theilen. Dieses möchte schwer halten, wenn es durch Schneiden geschehen soll. Warum nicht besser: man schlage Gold in dünne Blättgen, oder kürzer: man nehme ein bereits geschlagenes, da es doch nur dienen soll, zu zeigen, daß das Licht durchgehe. §. 12. man stelle Bier &c. unter die Glocke der Luftpumpe, so werden viele Luftbläßgen daraus empor steigen. Hier wird der Luftpumpe viel zu frühe Erwähnung gethan. Auch war es ganz unnöthig, weil man nur ein Glaß Wasser oder Bier an die Wärme zu stellen braucht, um in kurzer Zeit Bläßgen darinn zu sehen. Ob es Luftbläßgen sind, das muß auch erst im folgenden entschieden werden. §. 13. bey der Erklärung des Wortes Masse hätte aus bekannten Erfahrungen voraus begreiflich gemacht werden sollen, daß in den Cörpern Materie ist, die nicht zum Cörper gehört, und in so fern auch nicht zu dessen Masse gerechnet werden kan, wie z. E. die Luft in den Löchern eines Schwammes. §. 15. veranlaßt der Verfasser wiederum

sich

sich selbst eine Erinnerung, die er sich hätte erspahren können. Er sagt: folglich ist D: d = Mv: mV oder D = M: V. Dieses oder ist falsch angebracht, wenn nicht zugleich gesagt wird, daß man d = 1. v = 1, und m = 1 setzen, und damit diese Einheiten zum Grunde legen wolle, welches man thun kan, weil Dichtigkeit, Volumen, und Masse keine bestimmte Einheit haben. Damit wäre alles klar gewesen. Der Verfasser unterläßt es aber, und ist dadurch genöthigt, zu sagen, daß man in der Formel D = M: V, das Zeichen der Gleichheit = nicht als ein Zeichen einer absoluten Gleichheit ansehen müsse, sondern daß es nur ein Verhältniß anzeige. Dieses ist aber widerum unrichtig: denn in dieser Formel sind D, M, V Verhältnisse, = aber zeigt eine wahre Gleichheit an. Mit Anmerkungen von dieser Art könnten wir noch lange fortfahren, da wir noch nicht über den ersten Bogen des Buches hinaus sind. Es läßt sich z. E. wenig rechtfertigen, wenn sich der Verfasser auf Sätze aus der Theorie der Pendul, der Schwungbewegung, Centralkräfte beruft, da er seine Leser erst nachgehends unterrichtet, was Bewegung ist. Man verfällt auf diese Art nur allzuleicht in den Fehler, der ein Circul im Beweisen genennt wird, und die Lehrlinge erhalten dadurch von der Art, wie das Unbekanntere aus dem Bekannteren herzuleiten ist, entweder gar keinen oder einen sehr verworrenen Begrif, und fallen nachher natürlicher Weise in eben den Fehler. In diesem ersten Theile kommen übrigens die gemeinsten Sätze der Mechanik und Hydrostatick, wie auch die Lehre von den Auflösungen in flüßigen Materien vor. Es wird also wohl noch mehr als ein Theil nachfolgen.

Fm.

---

## 9) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Veranlassende und rechtfertigende Gründe der von dem Königlichen Lehenhofe des Herzogthums Cleve ver-

verfügten Sequestration über die von ihm zu Lehen gehende unmittelbare Herrschaft Gehmen. Berlin, gedruckt bey G. J. Decker, Königlicher Hofbuchdrucker. 1775. 4. 21. Seiten.

Die Reichs unmittelbare Herrschaft Gehmen, die zur Reichsmatrikul eines Simplums 2 Reuter und 5 Fußgänger stellen sollte, weil aber der grösseste Theil der Herrschaft von dem Hochstift Münster an sich gezogen worden, zu nicht mehr als einem einzigen Fußgänger sich bisher verstanden hat, diese Herrschaft Gehmen kam nach Erlöschung des Gehmenschen Mannsstamms nach Zütphen Lehenrechten 1502 an die weibliche Linie, und zwar an eine vermählte Gräfin von Schaumburg; bey ihrer Nachkommenschaft blieb auch diese Herrschaft bis 1635. doch nicht nur bis 1635. sondern auch noch länger, denn im Jahr 1635. erlosch nur die gerade Linie durch den Tod Jobst Hermanns, aber diesem succedirte sein Cousin Otto VI. von Schaumburg; allein des neuen Nachfolgers Tante, die Gräfin Agnes von Limburg Styrum prätendirte, daß im Jahr 1635. Jobst Hermann mit seinem Tode die Linie nicht beschlossen habe, sondern daß erst alle Kinder des gemeinschaftlichen Großvater's erloschen seyn müßten, ehe seine Kindeskinder erben könnten; ein solches Kind war nun die Gräfin Agnes, und es glückte ihr, das Kindeskind den Graf Otto zu depossediren; das Reichskammergericht, wo er dagegen Hülfe suchte, nahm sich aber seiner durch ein Mandatum s. C. an, der Clevische Lehnhof hingegen, an welchen die Gräfin Agnes recurrirte, zog die Sache an sich, und das Reichskammergericht enthielt sich darauf aller weitern Verfügungen; die Gräfin empfieng also bey dem Lehnhof ungehindert die Belehnung, überließ aber nachher doch den Besitz der Grafschaft an ihren Vetter Graf Hermann Otto von Limburg-Styrum; bey dessen Nachkommenschaft denn auch die Herrschaft bis 1771. geblieben, da der letzte Besitzer ohne Leibeserben starb; aber sein Bruder der Fürst Bischof zu Speyer folgte ihm 1772. wurde auch belehnt, fand jedoch in der Folge die Erbschaft zu sehr mit Schulden beschwert, daß er für besser fand, sich der Erbschaft wieder zu entschlagen. Anstatt diese Entschlagung oder Refutation dem Lehnhofe zu deklariren, deklarirte der Fürst sie dem Reichskammergericht im August 1775. in der Absicht und mit dem

An-

Antrage, die Herrschaft von Kammergerichts wegen zu sequestriren, bis unter den verschiedenen Competenten der Successionspunkt ausgemacht seyn würde.

Diese Competenten traten nun auf. Die Grafen von Limburgstyrumbronchorst, die Grafen von der Lippedetmold und von Schaumburg-Lippebückeburg und Alverdissen. Diese letzteren Schaumburglippischen Grafen leiten ihre Rechte von dem verdrungenen Graf Otto VI. von Schaumburg her, dessen Nachfolger die Grafen von Schaumburglippe sind; der Graf von Detmold hingegen leitet sie noch von des Grafen Otto Mutter Elisabeth, einer gebohrnen Gräfin von der Lippe her, die nach Zütphenschen Lehenrechten ihres Gemahls und denn auch ihres ohne Leibeserben verstorbenen Sohns Ottens VI. rechtmässige Nachfolgerin war, die über den künftigen Besitz des auf sie vererbten Lehens frey disponiren zu können glaubte. Sie setzte also ihren jüngsten Bruder, einen Grafen Philipp von der Lippe, den heutigen Stammvater der Bückeburg- und Alverdissischen Linien zum Universalerben zwar ein, nahm aber die Herrschaft Gehmen von dieser Universalität aus, und vererbte sie, oder vielmehr ihre Ansprüche darauf, an ihres ältern Bruders, Grafen von Detmold, vier Söhne.

Diese sämmtliche Prätendenten, die Grafen von Bronchorst mit eingerechnet, haben sich bey dem Lehenhofe gemeldet, und also dessen Jurisdiction prorogirt. Es ist in dieser Schrift noch nicht davon die Frage: welcher unter ihnen den größten Schein Rechtens habe? Es ist auch nicht daraus zu finden, worauf die Bückeburg- und Alverdissische Ansprüche sich gründen, da vielmehr diese durch die Ausnahme der Herrschaft von der Universalität ausgeschlossen worden, mithin ist auch hier nichts darüber zu sagen, worauf sich ihre dermalige Prätendentenschaft gründen mag; blos auf ihre Einlassung oder Eventualbelehnung bey dem Lehenhofe? oder darauf, daß vielleicht die Gräfin Elisabeth nicht befugt gewesen sey, die Herrschaft Gehmen von der Bückeburg- und Alverdissischen Schaumburgischen Universalerbschaft auszuziehen, etwan weil sie im J. 1502 nicht mit der Grafschaft Lippe, sondern mit der Grafschaft Schaumburg consolidirt worden?

Der Clevische Lehenhof sah sich also für den anerkannten rechtmässigen Richter an, unter den Competenten zu entscheiden.

Ohne die Entscheidung zu erwarten, nahm der Graf von Detmold im Jan. 1776. von der Herrschaft Gehmen eigenmächtig Besitz, die Fürstl. Speyerschen Beamten beschwerten sich bey dem Clevischen Lehenhof über diese eigenrichterliche Gewalt, und der Lehenhof wieß die Detmoldische Besitznehmer an, wieder nach Hause zu gehen, sie giengen aber nicht, darüber griffen die Speyerschen Beamten zu den Waffen, und bemächtigten sich der Detmoldischen Besatzung, nahmen dabey auch die abgeordneten Räthe in Arrest. Dieser Schritt bestimmte den Lehenhof nun zur Sequestration; jetzt suchte der Bischof von Speyer die Sequestration dem Lehenhofe zu entziehen und dem Westphälischen Kreis in die Hände zu spielen, extrahirte darüber auch wirklich einen Reichskammergerichtlichen Sequestrationsauftrag an den Kreis am 29 Jan. 1776. In dieser Schrift nun wird gezeiget, daß die Kammergerichtliche Sequestrationsbefugniß gegen eigene Kammergerichtliche Sätze streiten, weil die Sequestration blos um des streitigen Besitzes willen verhänget worden, am Kammergericht aber der Satz angenommen sey, daß der Besitz eines Lehens eine Lehnssache ist, darüber unter keinem Vorwande das Possessorium den Lehenhöfen entzogen werden mag. Dem königlichen Lehenhofe gebührt überdem in dem Schlosse zu Gehmen seit 1700 das Oeffnungs- und Besatzungsrecht; aus diesem Grunde wurde das Schloß durch ein Commando aus Wesel besetzt, und die Detmoldische Besatzung aus der Speyerschen Gefangenschaft befreyet, aber auch desto zuversichtlicher nach Hause gewiesen, und das Schloß, wie der Verfasser dieser Schrift sich ausdrückt, von fremden Soldaten gesäubert.

Dadurch wurde also der Kammergerichtliche Sequestrationsauftrag gehemmt. Endlich zu beweisen, daß an dieser Hemmung nichts widerrechtliches geschehen sey, und daß sogar der erste Kreisdirectorialstand, der Bischof zu Münster, ohnedem bey der Sequestration nicht mit einwirken könne, weil seine Vorfahrer einen grossen Theil der Herrschaft schon abgerissen und dem Stifte zugeeignet haben, der nun wieder vindicirt werden soll, in welcher Sache der Bischof unmöglich sein eigener Richter seyn könne, wie auch, daß Continentia caussae oder Universalitas fori Concursus, so wirksam diese sonst seyn mögen, in Lehenssachen und zu Schwächung der Ständischen Lehensgerichtbarkeit selbst vermög der Wahlkapitulation hier nichts helfen können,

nen, ꝛc. Das ist das Ende dieser sehr gut und in einem würdigen Tone geschriebenen Rechtfertigung.

Bm. *

Geschichte Gustav Adolphs, Königs von Schweden. Aus den Arkenholzischen Handschriften und den vornehmsten Geschichtschreibern. Ersten Bandes Erste Abtheilung. Breßlau, bey Gottlieb Löwe, 1775. 18 Bogen in gr. 8.

Wer würde nicht hier ein Originalwerk, und bey der in mehrern Sprachen vorhandenen Menge von Materialien zu einer zuverlässigen Geschichte Gustav Ad., nach Anleitung des Titels, ein vorzüglich gutes Originalwerk erwarten! Und was liefert der Herausgeber? Eine verstümmelte Uebersetzung von Mauvillons Arbeit, welche unter dem Titel Histoire de Gustave Adolphe par M. D. M. Amst. 1764. herauskam. Billig hätte dies nicht ganz müssen verschwiegen werden. Daß in gegenwärtiger 1ten Abth. der erste Theil des Originals, und dann noch aus dem 4ten Buch des 2ten Th. ein Stück geliefert wird, und daß die Uebersetzung mitten in der Materie auf seltsame Art abbricht, haben auch schon andere öffentliche Nachrichten angezeigt.

Lesern, die weder das Original, noch diese unter einem viel versprechenden Titel ans Licht getretene Uebersetzung gelesen haben, müssen wir noch sagen, daß sie hier manches Unsichere, Fehlerhafte und Halbwahre, und noch mehr Ueberflüssiges finden; auch daß der Verf. nicht aus den vornehmsten Geschichtschreibern überhaupt, sondern nur aus solchen, die er kannte und bey der Hand hatte, seine Geschichte oft ohne Wahl und Prüfung zusammen gestoppelt hat. Nur etliche Stellen nennen wir zum Beweis. Die Nachricht von des dänischen Königs Statur, Bildung, Krönung u. d. g. oder die Erklärung, was man unter Accise verstehe S. 172; ferner die Anzeige, unter wessen Schutz die Stadt Danzig steht S. 175 erwartet gewiß niemand in Gust. Ad. Geschichte; noch weniger eine 30 Seiten lange Ausschweifung über den Anlaß zum 30jährigen Kriege von S. 254 an, wobey alle Umstände sorgfältig sind zusammen geraft worden, als wäre es dem Verf. blos um das Bogenfüllen zu thun gewesen. Ein

Bum

Wunder, daß er nicht die ganze Reformationsgeschichte eingeschaltet hat; wenigstens könnte sie mit eben dem Recht, als Bethlem Gabors Vermählung S. 207. u. f. eingerückt werden. Die Gemeinörter z. B. S. 162. 174 und 182 anstatt kurzer unterhaltender und die Erzählung erhebender Reflexionen; einen kleinen Widerspruch S. 193; den unschicklichen Ausdruck Moscowiter anstatt Russen u. d. g. wollen wir nicht einmal rügen.

Oft widerlegt der Verf. des Engländers Harte Leben Gust. Ad. das auch ins Deutsche übersetzt ist: nicht alle seine Berichtigungen sind sicher oder erheblich. S. 158. wird Harte wegen der Nachricht, als werde Riga von einem sichern und bequemen Haven vertheidigt, lächerlich gemacht: unser Verbesserer findet in der Mündung der Düna einen sehr guten Haven. Nach S. 170, wo Harte abermals verbessert wird, soll Sigism. August dem Wilh. Kettler das Herzogthum Curland geschenkt haben. Ueberhaupt scheint unser Verf. in der Geschichte und Kenntniß der beyden Herzogthümer Lief- und Curland, die gleichwohl in Gust. Ad. Geschichte einen grossen Einfluß haben, ein Fremdling zu seyn, und nicht aus den vornehmsten, sondern aus den elendesten Quellen geschöpft zu haben; daher macht er Dünamünde zur starken Vestung, und den Dünafluß zur Gränze zwischen beyden Herzogthümern, welches einer grossen Einschränkung bedarf. Aus Wolther von Plettenberg macht er S. 155. einen Wilhelm, und erklärt ihn für den Souverain von Liefland, uneingedenk, daß damals jeder Bischof in seinem Gebiete so frey herrschte, als die Ordensmeister. Ebend. heißt es: „Wilh. v. Fürstenberg, „Fürst von Liefland und Großmeister der liefländischen „Ritter, bekannte sich zu der lutherischen Religion. Sigismunde dem II. ward dies ein Vorwand, sich Lieflands zu bemächtigen, und es mit Polen zu vereinigen. „Kaum war der Friede durch Vermittelung des Kaisers „geschlossen worden — — als der Grosfürst von Rußland „Iwan Basil. an der Spitze einer zahlreichen Armee in „Liefland einfiel — — den Heermeister gefangen nahm „und nach Rußland führte. Gotthard Kettler wurde an „seine Stelle erwählt.„ Das mag ein Geschichtschreiber heissen! Wie falsch und schielend erzählt er, wie vermischt er die Begebenheiten, wie schwankend sind die dem Ordensmeister (dies ist der eigentliche wahre Ausdruck,) beygelegten Titel: Fürst, Großmeister und Heermeister theilt er

nach

nach Belieben aus. Doch es wäre eine undankbare Mühe, alle Fehler, deren kleinsten Theil wir nur angeführt haben, so wie eines Schülers Exercitium nach der Reihe zu verbessern; daher überschlagen wir auch, was S. 158 in Ansehung der Stadt Riga zu erinnern wäre.

Op.

Camilli Blasii auximatis J. V. D. et in Romana Curia advocati de Festo cordis Jesu Dissertatio commonitoria cum notis et monumentis selectis. Editio in Germania prima. Norimbergae, apud J. A. Lochnerum MDCCLXXIV. 4. 336 Seiten.

Das Festum Cordis Jesu ist eine ganz neue Stiftung in der katholischen Kirche seit 1765, über dessen Allgemeinheit und Moralität die Kanonisten, Theologen und Philosophen gegen einander zu Felde liegen.

Der Streit wird über die Frage geführt, ob das fleischerne oder das geistliche Herz Jesu zu verstehen sey? und ob nicht in jenem Falle (den Protestanten) zugegeben werde, daß also auch das Blut Christi nicht mit dem Leibe verstanden werde, und überhaupt nicht daraus folge, daß man auch ein Fest der Zunge, der Nase ꝛc. Jesu feyern müsse? Die Sache verdienet es, daß sie auch historisch bekannt werde, wozu die damit S. 308. verglichene Entstehungsgeschichte des Festes Corporis Christi oder Fronleichnams vorausgehen muß. Pabst Urban IV. hielt sich in der Stadt Civitavecchia (Vrbevetana) auf, ehe er noch Pabst war, um den Saracenen auszuweichen, die Manfred, der Sicilianische Tyrann, nach Italien gerufen hatte. Zu derselben Zeit geschah es, daß in derselben Diöces in der Kirche zu Bolsena einem Priester, der an der Wirklichkeit der Transsubstantiation zweifelte, mit einem Worte, der ungläubig war, indem er die Messe hielt, die Hostie als ein wahres Fleisch vor Augen kam, das mit rosenfärbnen Blute besprengt war, bis auf das kleine Fleckchen, womit er sie zwischen seinen Fingern gehalten, dieses Fleckgen war nicht roth, hingegen das Tuch, womit der Kelch ehrerbietig bedecket war, und worauf die Hostie lag, wurde von dem herausgedrungenen Blute naß, wovon einige Tropfen unter der Beschäftigung des Priesters, die er sich dabey mit dem Korporaltuche gemacht, auf das Tuch gefallen, davon jeder

Tropfen

Tropfen eine Menschengestalt oder die Gestalt des Leichnams Christi in das Tuch eingedrücket und abgebildet hat. Der Priester meldete die Geschichte an Urban, indem er zugleich über seinen bisherigen Unglauben bitterlich weinte; darüber wurde beschlossen, daß das wundervolle Corporale nach Civitavecchia gebracht werde, wohin es denn auch wirklich gebracht, von dem Pabste selbst der ganzen Geistlichkeit und dem Volke feyerlich empfangen und in die Hauptkirche gestiftet worden, wo es noch heute aufbehalten und an gewissen Tagen gezeiget wird. Als darauf Urbanus Pabst geworden, so hat er dem H. Thoma de Aquino befohlen, ein Officium Sanctissimi Sacramenti dazu zu componiren. Der Jesuite Papebroch hat zwar in actis sanctorum aprilis daran gezweifelt, aber in dem neuen Bullario der Dominicaner, die immer gegen die Jesuiten zu kämpfen hatten, haben sie gegen dielben durch Pabst Sixtus IV. obgesiegt, der den Streit mit diesen Worten entschieden: Ac in eius solemnitatem et venerandam inde memoriam idem Vrbanus Praedecessor statuit, Festum tam gloriosissimi sacramenti annis singulis et temporibus perpetuis quinta feria post octavam Pentecostes a cunctis fidelibus vbique solenniter celebrari, propriumque eiusdem solennitatis officium per Beatum Thomam de Aquino tunc in ipsa Curia existentem compositum edidit.

Dies ist erst nach 200 Jahren auf indessen vorhergegangene Untersuchung, nicht etwan nur auf eine blosse Revelation, was es auch für eine gewesen seyn möchte, sondern auf eine Revelation geschehen, die der Bischof in der Versammlung der Bischöffe und der Geistlichen untersucht, und wobey vor ihren Augen das Wunder noch einmal vorgekommen.

Mit dieser Geschichte des Corporis Jesu Christi (wovon freylich auch das Cor Jesu Christi nicht wohl zu trennen stehet) und den Umständen ihrer Glaubwürdigkeit wird denn hier die Geschichte des neuen Herzensfestes verglichen, und darnach abgewogen.

Die heilige Margaretha, eine Nonne des Ordens der Heimsuchung Maria, den Franz von Sales gestiftet, hatte dem Jesuiten P. Claude la Colombiere folgende Wundergeschichte in die Feder dictirt. „Einsmals „in der Fronleichnamsoctav, indem ich vor dem heiligsten „Sacramente stand und betete, ward ich auf einmal von „Gott meinem Herrn ganz ausserordentlich mit himmli-

„scher

„scher Gnade erfüllet. Ich, der ich für diese grosse Wohl-
„that doch etwas nach meinem geringen Vermögen zur Ver-
„geltung zu geben wünschte, wurde dieses meines Wunsches
„gewährt durch eine göttliche Stimme, die zu mir sprach:
„du kannst mir nichts angenehmeres erweisen, als das, wor-
„an ich dich schon so oft erinnert habe. Jesus, der mir da-
„bey erschien, entblößte hierauf sein Herz und sagte: Siehst
„du hier dieses mein Herz, das mit so grosser Liebe für die
„Menschen entbrannt ist, daß es nichts unterlassen hat,
„auch bey gänzlich erschöpften Kräften doch von seiner un-
„ermeßlichen Liebe, die Menschen durch untrügliche Zei-
„chen zu belehren? Aber die meisten Menschen sind so un-
„dankbar und lieblos gegen mich, daß sie vielmehr durch
„Lästerungen und Schmähungen dieses Geheimnisses der
„Liebe mich betrüben. Ich verlange also von dir, daß der
„sechste Feyertag nach der Fronleichnamsoctav der Anbe-
„tung meines Herzens gewidmet werde, wo durch den Ge-
„nuß des h. Sacraments die Schmach, die in dem Sacra-
„mente des Altars, zumal zu der Zeit, wo es zur allgemei-
„nen Verehrung öffentlich ausgesetzet ist, meinem Herzen
„zugefüget wird, getilget werde. Dagegen verspreche ich,
„daß alle diejenigen, die meinem Herzen diese Ehre erwei-
„sen werden, durch den Einfluß desselben mit der Fülle
„himmlischer Gnaden überhäufet werden sollen ꝛc.„ Die
Sache wurde nun an Ort und Stelle betrieben, um das
Fest zu stiften; allein, die heilige Congregatio Rituum
hatte im J. 1697 doch noch nicht eingewilligt, obwol auch
die Bitte darum nicht weggewiesen, sondern durch einen
Mittelweg, um die falsche Lehre von der Trennung des
Herzens vom Leibe nicht zu begünstigen, das Fest der fünf
Wunden eingeführt. Jenem Widerspruche begegnete nach
einiger Zeit 1726 der Jesuite Joseph de Galliffet durch ein
eigenes in Rom gedrucktes Buch de cultu sacrosancti Cor-
dis Dei ac Domini nostri Jesu Christi; aber die Sache ge-
wann doch keinen Fortgang, die h. Congregation decretirte
darauf noch zur Zeit abschläglich im J. 1727, und im J.
1729 schlechterdings abschläglich. Es verliefen 36 Jahre,
und nun wurde zum 4tenmale gebeten, daß doch möchte mit
dem Dienste des Herzens Jesu, und zwar das Herz als ei-
nen Theil von Jesu betrachtet, ein heiliges Officium und
eine Messe verbunden werden. Allein das Officium wurde
1765 wieder abgeschlagen, die Messe hingegen unter der
Bedingung, daß das Herz Jesu nicht in anatomischen, son-
dern

dern symbolischen Verstande genommen werden müsse, erlaubt, welches besonders den Pohlnischen Bischöffen zu erkennen gegeben worden.

Daraus ist also klar, daß der Dienst des Herzens Jesu nicht anders, als symbolisch genommen werden müsse; dieses hat selbst der heilige Vater Clemens XIV. gottseel. Ged. eingesehen, der damals noch als Cardinal öffentlich erklärte, daß der cultus cordis carnalis nothwendig ausgeschlossen werden müsse, dieser Meinung war auch der Cardinal, Herzog von Eborach, der insbesondere darauf gedrungen, daß alle Materialität von der Idee des Herzens Jesu, um nicht unvermerkt in eine materialistische Ketzerey zu gerathen, abgesondert werde; dieser Meinung ist ferner der Cardinal Corsini und das ganze heilige Collegium, worunter die bereits verstorbenen Cardinäle Ferronius und Gallius gehören.

Die heil. Congregation hat hiebey jedoch nicht aus neuen Grundsätzen gehandelt, sondern aus eben denselben, die bey dem Feste der Empfängniß Mariä schon lange vorher angenommen waren. Bey diesem Feste wollten die Chorherren zu Lion auch die fleischliche Empfängniß zum Gegenstande der Verehrung machen, oder vielmehr, sie warfen als Gegner dieses den Verehrern vor; man hat lang auf beyden Seiten heftig darüber gestritten, indessen kann man doch nicht sagen, daß die Kirche den Satz der fleischlichen Empfängniß angenommen habe, sondern vielmehr infusionem animæ a peccato originali præservatam in corpus matris, wie Pabst Alexander VII. statuirte, zu dem Ende dann in Rom dieses Fest mit dem Beysatze, deiparæ, wodurch alle Carnalität wegfällt, unterschieden worden.

Das ist die neueste Geschichte einer innerlichen Ketzerey in der katholischen Kirche, in Ansehung deren der scharfsichtige Verfasser mit Augustin dafür hält, maxime cavendum esse, ne quilibet infidelis Christianum ita delirare audiat, ut risum tenere vix possit. Die ganze Schrift ist werth in die Hände aller vernünftigen Theologen von allen 3 Religionen zu kommen, um daraus zu lernen, welche Ungereimtheiten aus allzuübertriebenem Eifer für gewisse Sätze (die auch selbst zwischen den beyden protestantischen Religionen in der Lehre des Abendmahls noch nicht so symbolisicirt sind, wie die h. Congregation das Herz Jesu symbolisicirt wissen will) entstehen können. Es sind auch noch ausserdem manche Betrachtungen mit eingeflossen, die nur eines helldenkenden Italiäners würdig sind, worunter besonders

ders Cap. L. die unehrbaren Bilder gehören, womit die Heiligkeit des Herzensfestes ausgedrückt wird, z. E. Maria mit entblößter Brust, in welcher ein Fenster angebracht ist; durch dieses Fenster zeigt sie ihrem auf der linken Hand sitzendem Sohne ihr Herz, der Sohn aber zeigt dagegen auf gleiche Weise durch ein Fensterchen sein Herzgen der Mutter; vor den Fenstern sind aber keine Gläser; die beyde Herzen schlagen Flammen, und die beyderseitigen Flammen vermischen sich unter einander und machen einen gemeinschaftlichen Brand; oben stehen die Worte: La Madonna del Sac. Cuor di Giesu; und unterhalb dem Kinde Jesu, welches in einer Art von angenehmen Schlummer liegt: Ego dormio & cor meum vigilat. Ausserdem versichern Horant und Ayala, noch viel anstössigere Gemählde gesehen zu haben, aliam quoque deteriorem & scandalo plenam B. Virginis effigiem cor ejus exprimentem, quæ Jesu & Matri ejus, christianæ pudicitiæ exemplaribus, quam maxime disconvenit. Ayela sagt in seinem Pictore Christiano L. I. cap. 4. n. 3. Quid commune Virgini sanctissimæ pudicitiæ numeris omnibus perfectæ atque expletæ cum ornatu illo pene dixerim meretricio? Und Cap. XLIX. zeigt der V. Imaginem virginis cum Trinitate in utero, damnatam fuisse etiam illius imaginem cum parvulo Jesu in medio ventris. Endlich wird auch das ganze Margarethische Mirakel in Zweifel gezogen, weil ein wesentlicher Beweis desselben die Probe nicht gehalten hat. Im J. 1765, bey der Einführung des Festes, sagt der Römische Verfasser, soll der h. Aloysius Gonzaga vom Himmel herab einen todtkranken Jesuitennovizen besucht, und ihn nicht nur gesund gemacht, sondern ihm auch gesagt haben, daß er blöß deßwegen am Leben erhalten werde, damit er die Verehrung des Herzens Jesu in der Christenheit ausbreiten möge; allein der Apostel starb nach 3 Jahren, ehe er seine Bedingung erfüllen konnte.

Hk.

**Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit, u. s. w. Des vierzehnten Bandes erste Abtheilung, welche die Geschichte von Pohlen enthält, nach dem Plan Wilhelm Guthrie, Johann Gray und anderer gelehrten Engländer entworfen, ausgearbeitet, und aus den be-**

sten Schriftstellern gezogen von Daniel Ernst Wagner. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1775. 914 Seiten in groß 8.

Jeder patriotischer und geschichtliebender Deutscher wird es ohne Zweifel sehr billigen, daß man dasjenige bey dem vierzehnten Bande dieses Werks zu thun anfängt, wozu man sich immer schon bey dem ersten hätte entschliessen mögen, nemlich durch eine Gesellschaft deutscher Gelehrten ein Originalwerk über die allgemeine Weltgeschichte schreiben zu lassen, anstatt daß mehrere derselben auf die Verbesserung, Ergänzung, Fortsetzung und Umschmelzung desselben besser zu nützende Kräfte und Säfte in Menge haben verschwenden müssen. Unterdessen darf auch Deutschland diese Unternehmung eben so sehr nicht gereuen. Denn zu einer Zeit, da es sowol die Geschichtswissenschaft, als die Geschichtsbeschreibung selbst, bey sich aufblühen sieht, hat es an der Bearbeitung verschiedener Bände dieses Werks ein nachahmungswürdiges Muster der genauen und strengen historischen Methode bekommen, die es dem französischen Geschmacke in der Geschichtskunde entgegen setzen kann, der sich zu gleicher Zeit in unserm Vaterlande einzudrängen sucht.

Ob die Pohlnische Geschichte in dem Werke des Guthrie ganz gefehlt habe, oder nur unbrauchbar gewesen sey, wie er und seine Freunde dieselbe ausgearbeitet haben, wissen wir nicht. Es ist auch daran desto weniger gelegen, da man apodiktisch beweisen könnte, daß keiner von ihnen im Stande gewesen wäre, diese Geschichte so zu beschreiben, wie wir sie vor uns liegen haben. So viel wir wissen, lebt Herr Wagner zu Danzig, und hat sich der Untersuchung der Pohlnischen Geschichte bereits seit vielen Jahren ergeben. Schon ein günstiges Vorurtheil für seine Arbeit. Die Prüfung selbst von derselben lehrt, daß er würklich die besten einheimischen und ausländischen Schriftsteller von dieser Geschichte genützt, sich, so viel es zu seiner Glaubwürdigkeit nöthig war, auf dieselben berufen, viele Kenntniß ohne Gepränge gezeigt, anständige historische Einfalt und Unpartheylichkeit mit einander verbunden, und sich einer nicht unangenehm fortfliessenden Schreibart bedient habe. Also überhaupt ein wohlgerathener Versuch über die Pohlnische Geschichte.

Nach einer kurzen Beschreibung der Grösse und der Gränzen von Pohlen sammelt der Verf. die allerältesten, son-

sonderlich geographischen Kenntnisse von diesem Lande, einem Theile des alten Sarmatien. Die Geschichte der Sarmaten wird vom J. 73 v. C. G., da sie zuerst in der römischen Geschichte vorgekommen, erzählt, und gegen das Ende des 5ten Jahrh. geschlossen. Auf sie folgen die Slaven, von denen erstlich überhaupt gehandelt, sodann ihre Niederlassung im heutigen Pohlen nach dem Nestor, doch nicht mit völligem Beyfall, beschrieben wird. In Ansehung des vermeinten Lechs, Stifters des Pohlnischen Staats, tritt er Hrn. Schlözern bey, und beantwortet auch kurz die gegen diesen gemachten Einwürfe. Er gedenkt auch der noch gröbern Betrügerey vom Pollach und Wisimirn, zween untergeschobenen pohlnischen Regenten, und geht mit der allgemeinen Vorerinnerung zur ältern Pohlnischen Geschichte über, daß sie bis zur Einführung des Christenthums vielen Zweifeln unterworfen sey, weil besonders von den spätern Pohlnischen Geschichtschreibern Personen und Begebenheiten aus der Geschichte anderer Völker in die ihrige übergetragen worden wären. Da jedoch nicht alles dieses ohne Grund seyn kann, und sich schon bey dem ältesten Pohlnischen Geschichtschreiber Radlubeck findet, auch öftere Anspielungen darauf bey neuern Schriftstellern vorkommen: so hat es Hr. W. bloß aus dem ebengedachten Geschichtschreiber, zuweilen mit einigen Zusätzen der spätern bis auf Cromern begleitet, angeführt.

Die ehemalige Abhängigkeit der Pohlnischen Fürsten vom deutschen Reiche und dessen Kaysern setzt Hr. W. S. 56 fg. gegen alle Versuche der Pohlnischen Schriftsteller vollkommen ausser Zweifel.

Daß der Herzog Boleslav von Otto III. den Königlichen Titel erhalten habe, kommt dem Verf. nicht erwiesen vor. Er gesteht unter andern S. 65, daß Ditmar, so oft er etwas vom Boleslav melde, auch zugleich auf ihn losziehe, und mit dem Kaiser gar nicht zufrieden sey, daß er denselben aus einem Knechte zum Herrn gemacht habe. Allein, setzt er hinzu, diese Worte können wol nicht als ein Beweis angesehen werden, daß er ihm den Königl. Titel ertheilt habe: und es scheint unglaublich, daß Ditmar aus Feindschaft gegen Boleslav eine vor den Augen der ganzen Welt geschehene Sache mit Stillschweigen übergangen haben sollte; da zumal solche mehr dem Kaiser als Boleslav zur Ehre gereichet, dessen nachmalige Feindschaft gegen das deutsche Reich durch Erwähnung derselben weit verhaßter (hätte)

 gemacht

gemacht werden können. — Auf dieses alles läßt sich, glauben wir, noch antworten.

Bey der Bekehrungsgeschichte der Pommern unter ihrem Herzoge Vratislaw, durch den B. Otto von Bamberg, die sonst gut erzählt wird, vermissen wir S. 133. fg. die schöne Schrift Schöttgens über diese Geschichte. Die Bemerkung S. 119. ist brauchbar von dem Stopplercharakter der alten Pohlnischen Geschichtschreiber, die in der Pommerschen Geschichte, welche doch Pohlen so sehr nahe angeht, so unwissend sind, daß sie fast alle von keinem Herzoge Vratislaw und Bekehrung der Pommern etwas wissen, und daher Cromer die Nachricht von dieser Hauptbegebenheit aus Kranzen herholen muß.

Eine Probe einer Abschilderung von einem Fürsten und zugleich von der Schreibart, mag S. 306 folgende seyn: „Vladislaus der II. ist zwar in der pohlnischen Geschichte ein sehr merkwürdiger König, da durch ihn ein „neuer Stamm der Könige, welcher den Nahmen des Jagellonischen führt, gegründet wurde; aber ein sehr mittelmäßiger Geist. Der Kaiser, alle seine Anverwandten, „seine Gemahlinn und seine Räthe mißbrauchten seine „Schwachheit, mit welcher sein Gemüth eben so leicht Eindrücke annahm, als wieder ablegte: und daher war sich „auf seine Entschlüsse niemals zu verlassen. Sogar seine „Annahme des Christenthums ist vielleicht mehr den Eindrücken, die er von seiner Mutter, einer griechischen Christin, empfangen, als seiner eigenen Ueberzeugung zu zuschreiben. Wenigstens behielt er einige heydnische Gewohnheiten, denen er eine so große Kraft zuschrieb, „lebenslang bey. Seine schlechte Kleidung, die Leichtigkeit, mit welcher er alle Strapazen ertrug, beständiges „Wassertrinken und Neigung zu Verschenkungen können „ihm nicht zur Tugend angerechnet werden, da dieses die „natürlichen Eigenschaften eines Wilden sind. Diesen „Grund kan man auch von seiner natürlichen Tapferkeit, „seiner Leidenschaft für die Jagd und seiner großen Eßbegierde angeben, u. s. w.„

Reizender ist freylich S. 447. fg. der Abriß von Siegmund dem Zweyten, aber doch nicht weniger wahr, eben weil er unpartheyisch gerathen. Ein einziger Zug: „Er „gab auch dem geringsten Klagenden Gehör: und so sehr „man auch diese seine Güte mißbrauchte; so beschwerte er „sich doch niemals öffentlich hierüber, ob er sich wohl gegen

„seine

„ seine Vertraute herausließ, er habe von seiner königlichen
„ Hoheit weiter nichts als die Ehrerbietung, die ihm von
„ seinen Unterthanen erzeigt würde, und müsse sich auf eine
„ andere Art Rath schaffen, wofern er nicht wie ein Pack-
„ pferd unter der Last erliegen wolle; wie er sich denn auch
„ entschlossen hatte, nach dem Beyspiele Carls des V. die
„ Regierung vor seinem Tode niederzulegen. „ Auch die
Geschichte seines Vaters hat uns besonders gefallen.

So viel zu einigen Beyspielen aus den ältern Zeiten, denen mehrere vorzüglich gut gearbeitete Stellen aus den spätern beygefügt werden können. Der Verfasser schließt mit der Wahl des jetzigen Königs, die er blos anzeigt. Ueberhaupt hat er die neueste Geschichte Pohlens so kurz gefaßt, daß die letzten drey Seiten vom Reichstage des Jahrs 1736. bis zum Jahr 1764. gehen. Noch näher an die Vollkommenheit würde der Verfasser sein Werk gebracht haben, wenn er einige zu weitschweifige Stellen von Kriegsbegebenheiten und andern Vorfällen abgekürzt, hingegen bey der Erörterung der Ursachen mancher wichtiger Veränderungen sich länger aufgehalten, auch die Abwechslungen in der innern Verfassung des Reichs etwas ausführlicher abgehandelt, über die Begebenheiten sowohl als die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel bisweilen eine mehr critische Untersuchung beygebracht, in der Geschichte überhaupt gewisse Perioden und Abschnitte gemacht, und endlich an mehrern Orten einen weniger nachläßigen Ausdruck beobachtet hätte. Unterdessen — da Fordern und Wünschen weit leichter ist als Ausführen, — sind wir mit dem, was er geleistet hat, nicht übel zufrieden. Was in der zweyten Abtheilung vorkommen werde; wissen wir nicht; nur lesen wir S. 163. daß der Verf. die gesammte Preußische Geschichte derselben vorbehalten habe.

Da Hr. W. übrigens ein guter Kenner einheimischer pohlnischer Geschichtbücher ist: so war der Recensent aufmerksam, zu sehen, ob ihm eine Geschichte des so berühmten und wichtigen Cosakenkriegs, die er selbst handschriftlich besitzt, bekannt gewesen sey, hat aber keine Meldung davon bey ihm gefunden. Es ist ein Manuscript von 359 Seiten in klein Octav, klein aber sehr sauber geschrieben, mit der Aufschrift: Historia Belli Cosacco-Polonici, authore *Samuele Grondzki de Grondy*, conscripta Anno Domini 1676. Der Recensent hat kein solches Hauptstudium von der pohlnischen Geschichte gemacht, daß er entscheidend sagen könnte,

es sey diese Geschichte bisher weder gedruckt noch genutzt worden. Aber so viel kan er doch sagen, daß er wenigstens noch keine Spur des Drucks derselben entdeckt habe. Und doch scheint sie desselben in mancherley Betrachtung würdig zu seyn: dieses kan er versichern, ohne daß es ihm wegen anderer Geschäfte möglich wäre, eine Vergleichung dieser Geschichte mit den übrigen ähnlichen Innhalts anzustellen, die zu einer genauen Beschreibung von jener nöthig wäre. Gleich der Anfang, welcher von dem Ursprunge und Namen, der Eintheilung und Verfassung der Cosaken handelt, auch achtzehn Ursachen des cosakischen Kriegs angiebt, und überhaupt die ziemlich unpartheyische genaue Erzählung eines ansehnlichen Zeitgenossen in dieser ganzen Geschichte, welche bis zum Jahr 1672 fortgeführt wird, empfehlen dieselbe. Es ist eine Hauptabsicht dieser Anzeige, weil der Recensent diese Geschichte (vorausgesetzt, daß sie noch ungedruckt sey,) wohl schwerlich wird ans Licht stellen können, dieselbe einem anderen Gelehrten zu dieser Absicht auf billige Bedingungen anzubieten.

Sm.

**Ausführlicher Bericht eines Pohlnischen Einwohners von den Schicksalen der sämtlichen Dissidenten in Pohlen, unter der Regierung Sr. Majestät Hrn. Stanislaus Augusts, bis auf den Reichstag zu Warschau, 1768. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1774. 208 Seiten in groß 8.**

Eigentlich ist dieses nur ein besonderer Titel, den man vor das erste Stück des vierten Theils der neuesten Religionsgeschichte des Herrn Consistorialrath Walchs gesetzt hat. Aber wer diese Geschichte des Herrn Walchs nicht besitzt, wird mit dieser Veranstaltung sehr wohl zufrieden seyn. Denn man bekömmt hier eine so zuverlässige, vollständige und pragmatische Beschreibung der ersten neuern Bewegungen, welche die Dißidenten in Pohlen veranlaßt haben, daß man leicht urtheilen kan, es müsse nicht nur ein Augenzeuge, sondern auch ein Kenner seyn, der dieselbe aufgesetzt hat. Fünf angehängte Beylagen bestätigen die Wahrheit der Erzählung noch mehr. Am Ende wird die angenehme Hofnung gemacht, daß der zweyte Theil dieser

dieser Abhandlung vermuthlich schon im künftigen Bande der neuesten Religionsgeschichte erscheinen dürfte: er soll, sagt der Verf. genugsame Ursachen darlegen, warum von den so mühsam errungenen Rechten der Dissidenten nicht mehr habe genutzt werden können, und zugleich den Ausgang der darüber auf zehn Jahr lang verwandten Bemühungen vor Augen legen.

Des Herrn Le Beau Geschichte des morgenländischen Kayserthums, 2c. Eilfter Theil, Leipzig und Frankfurt, bey Felßeckers. 1774. 538 Seiten.

— Zwölfter Theil, 1775. 556. Seiten. in 8.

Nach dem schwerfälligen Gange zu urtheilen, den das Werk fortschreitet, (der Zwölfte Band geht nicht weiter als bis zum Jahr 648.) dürften noch wohl zwölf Bände und mehrere nöthig seyn, um es zu vollenden. Unser ehemaliges und widerholtes Urtheil über dasselbe wird auch durch disse beyden Bände bestärkt. Die Auszüge aus den Byzantinern und andern Geschichtschreibern sind nicht zu verachten; die Erzählung selbst ist angenehm; ihre Weitschweifigkeit aber nur für Leser, welche nicht wohl wissen, was sie mit der Zeit anfangen sollen. In allem beynahe, was Religion und Römische Bischöffe betrifft, hat sie die alten Fehler der Leichtgläubigkeit und Partheylichkeit. Wie unbrauchbar ist z. B. nicht (B. XI. S. 527. fg.) die Nachricht von dem Streite des Patriarchen von Constantinopel Johann mit den beyden römischen Patriarchen Pelagius und Gregorius, über den Titel Episc. Oecumen.! Der französischen Blumen, welche auch hier häufig ausgestreuet sind, nicht zu vergessen. Die Uebersetzung ist mittelmäßig, und behält auch viele ausländische Wörter bey.

Ml.

Georg Christian Crollius vierte Fortsetzung der erläuterten Reihe der Pfalzgrafen zu Aachen und bey Rhein, in einer Nachricht von Heinrichen Jochsamer von Oesterreich, dem Nachfolger Pfalzgraf Willhelms in der rheinischen Pfalz, so er in den

Jahren 1140. und 1141. besessen, nebst einer Digression auf die von ältern Schriftstellern so genannte Pfalzgrafen von Reineck, Otto dem ältern und Otto dem jüngern aus dem Luxenburg. Salmischen Hause, als einer dritten Zugabe zur Ergänzung und Berichtigung Pfalzgräflicher Geschichte bis aufs Jahr 1150. Zweybrücken, 1774. 4. von S. 341. — 402.

Eben desselben fünfte Fortsetzung der erläuterten Reihe der Pfalzgrafen zu Aachen und bey Rhein, in der Geschichte Pfalzgraf Hermanns des Dritten von Stahleck 1142 — 1156. Erste Abtheilung und Versuch über desselben Abkunft und Erbherrschaften im östlichen Grabfeld. Zweybrücken, 1775. 4. von S. 403 — 450.

Jene Ergänzung wird den Akademisten, Herren Lamey und Kremer aus Urkunden des Klosters Brauweiler, worinn sie die Entdeckung gemacht haben, zugeschrieben. Graf Hermann von Stahleck wurde im Jahr 1140. als Pfalzgraf in die ausgestorbene Rheinische Pfalz bestellt von König Conrad dem Dritten. Das haben alle Genealogisten für eine kanonische Wahrheit gehalten. Tolner wollte aber immer um 2. Jahr näher heran, nemlich auf das Jahr 1142. Dann hätte sich gefragt, weil der Erledigungsfall von 1140. richtig ist, wer denn inzwischen nemlich von 1140. bis 1142. Pfalzgraf gewesen sey. Das soll nun Henrich Jochsamergot gewesen seyn, der im Jahr 1140. auf einem Reichstage zu Frankfurt zum Pfalzgrafen wahrscheinlich bestellt worden. Noch im Jahr 1141. aber starb sein älterer Bruder Marggraf Leopold von Oesterreich, dem succedirte er in Oesterreich; darüber wurde die Rheinische Pfalz wieder ledig, und dann kam sie erst durch neue Vergleichung an Graf Hermann von Stahleck. Sehr wahrscheinlich! Nur sind die Zweifel noch zu heben: ob Heinrich Jochsamergot nicht vielmehr Sohn als Bruder Marggraf Leopolds gewesen? (S. die Wahlkapitulationen der römischen Kaiser und deutschen Könige. Mietau und Leipzig, 1774. S. 281.) und ob es nothwendig war, daß um der

österreichischen Succession willen die Pfälzische muste aufgeopfert werden, sondern ob nicht Henrich beyde Länder füglich hätte beysammen besitzen können? Wie ferne die Allodialerben Grafen von Rieneck durch die neue Stahleckische Belehnung beleidiget worden seyn sollen, das wird bey Gelegenheit jenes Zwischenraums mit vielem Scharfsinn zugleich wahrscheinlich gemacht. In der fünften Fortsetzung untersucht Hr. Verf. die räthselhafte Abkunft des Grafen von Stahleck, welcher schon einmal ein Gegenstand einer Preißaufgabe gewesen. Spekulation mit Spekulation erläutert und dann mit Spekulation entschieden; für die historischen Antiquare unterhaltend, obschon für wahre Genealogie und Historie uninteressant. Auch allzu patriotisch für die pfalzgräfliche Würde scheint uns der Gedanke des Verfassers S. 406. daß es zu niedrig für sie und also widersprechend sey, einen Pfalzgräflichen Diener zu gedenken, aus welchem eine Pfalzgräfliche Linie entsprossen seyn könnte. Kann sich doch der Kayser mit den Häusern seiner Reichsofficialen verschwägern, warum nicht auch ein Pfalzgraf mit den seinigen? Ist vielleicht ein Pfalzgraf mehr als der Kaiser, etwan vermög des alten Richteramts? oder ist es vielleicht auch eine Contradiction, daß eine Pfalzgräflich-Birkenfeldische Linie von eines Landsäßigen Thüringischen Edelmanns und Dieners Georg Friedrichs von Witzleben Tochter noch in neuern Zeiten hat gestiftet werden können?

Gm.

**Des seeligen Nicolaus Herrmann Schwarze gesammlete Nachrichten von der Stadt Kiel im Holsteinischen. Mit möglichstem Fleiße durchgesehen, bis auf die heutigen Zeiten vermehrt und herausgegeben von M. Johann Heinrich Fehse. Flensburg, bey Serringhausen, 1775. 428 Seiten in 8.**

Rudis indigestaque moles! wie meistens dergleichen Stadtbeschreibungen, worinn ohne Verstand und Auswahl alle Kleinigkeiten, auch die kaum den Einwohnern des Orts wissenswürdig sind, vorgetragen werden. Ob Hr. Fehse bey seiner Durchsicht den möglichsten Fleis

 bewie-

bewiesen habe, sey dahin gestellt, wenigstens hat er sicherlich nicht die möglichste gute Wahl und die möglichste Ueberlegung bewiesen.

Bm.

Johann Heinrich Grose Reise nach Ostindien. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von G. F. C. S. Fürth, ohnweit Nürnberg, bey Georg Friedr. Casimir Schad, 1775. Ohne den Vorbericht 329 Seiten in 8, und 4 Seiten Druckfehler.

Immer hätte diese Reise ohne Nachtheil können unübersetzt bleiben, in der man nichts Neues oder Hervorstechendes findet: wir haben ja weit vollständigere Nachrichten von Ostindien, deren selbst der Uebersetzer in den beygefügten Anmerkungen hin und wieder gedenkt. Lesern, die das Buch noch nicht kennen, wollen wir inzwischen Einiges daraus anzeigen.

Grose bestieg als Schreiber in Diensten der ostindischen Handlungsgesellschaft im J. 1750 ein nach Bombay und China bestimmtes Schif, um am ersten Ort zu bleiben. Was er meldet, sind nicht blos seine, sondern auch Clelands Beobachtungen, der eben die Reise gethan, und dessen Anmerkungen jener genutzt hat. Das englische Original erschien 1764 in einer französischen Uebersetzung: wir haben weder jenes noch diese bey der Hand, und können daher nicht prüfen, ob unser deutscher Uebersetzer nach seiner Versicherung den Sinn des Französischen richtig ausgedruckt, und verschiedene Fehler im Text selbst, auch die nach Gewohnheit der Franzosen sehr verunstalteten morgenländischen Namen, aus den neuesten und bewährtesten Schriftstellern, so viel es sich thun ließ, berichtiget habe. Das letzte finden wir nicht nach unserer Erwartung, wenigstens bey Mahomet (Mohámmed) Moschee (Mósqué) Mecca (Mékke) Caaba (Kába) die wir blos von S. 234 anführen, ingleichen bey Serraill, Tamerlan u. a. m. vermissen wir die gerühmten Berichtigungen ganz. Warum übersetzte er nicht lieber aus dem Original selbst?

Die Beobachtungen sind in 20 Kapitel vertheilt; einige enthalten ungemein wenig, z. B. das 19te von den

Leichenbegängnissen der Heiden; andere bekannte oft und weit besser berichtete Sachen, z. B. das 12te. Die eingemischten kleinen Anekdoten, für deren Zuverlässigkeit wir übrigens nicht Bürge seyn möchten, werden einige Leser unterhaltend finden, z. B. daß die malabarischen Kaufleute dem Vorsteher King über seiner Ehegattin Unpäßlichkeit ihr Mitleid bezeigt haben, da sie in deren Gesichte Muschen erblickten S. 206; ingleichen den Vorfall mit dem portugiesischen Viceadmiral S. 202, und mit dem betrunkenen Nabob von Amadabad S. 219 u. f. Auch mögen einige Nachrichten manchem Leser neu scheinen, z. B. S. 205 von dem hölzernen Busemfutteral der Mädgen, oder Seit. 306 von besondern Pygmäen oder kleinen dem Menschen sehr ähnlichen Geschöpfen, welche vielleicht noch näher als der Ourang Outang die übrigen Thiere an das Menschengeschlecht ketten, worüber wir noch neuerlich eines Ungenannten Gedanken gelesen haben. Die eingewebten historischen Nachrichten sind eben nicht sehr wichtig, doch können sie zur Gegeneinanderhaltung mit anderer Schriftsteller Berichten dienen. — — Sollten wirklich nach S. 235 u. f. blos einige abergläubische Muhammedaner so schwach gewesen seyn, den Koran für ein von Gott eingegebenes Buch zu halten, und der meiste Theil zugeben, daß er ein sehr mittelmässiges Werk sey, welches jeder Araber hätte schreiben können, das alle Kennzeichen des Betrugs an sich habe u. s. w.? Bey der Nachricht S. 238, daß einige unter ihnen es für eine Gotteslästerung ausgeben, „wenn man das höchste Wesen, welches sie unendlich „über alles Lob, Begriff und Vorstellung erhaben zu seyn „achten, loben oder umschreiben wollte,„ fiel uns unter andern Robinet ein, der in seinem Buche de la nature ähnliche Gedanken vorträgt. — — Uns wundert, wie Grose S. 86. es für eine allgemeine Wahrheit kan ausgeben, „daß „die Engländer in allen Unterhandlungen und Verträgen, „welche sie schliessen, fast jederzeit betrogen werden.„ Eben so sonderbar ist es, daß er S. 88. u. a. O. m. als ein Engländer, die Schwächen der englischen Besitzungen, die Vortheile, welche ihre Nachbarn voraus haben und zu Englands Schaden gebrauchen können, ohne Zurückhaltung anzeigt. Beynahe sollte man denken, er müsse ohne Patriotismus, oder die Gefahr bey weitem nicht so groß, seyn.

Jetzt

Jetzt noch ein Wort von dem Uebersetzer. In den Anmerkungen verweißt er, wie bereits gesagt wurde, auf andere Schriften. Warum nennt er gute und schlechte; warum so viele; warum alle ohne beygefügtes Urtheil über ihren Werth; und ohne die Stelle anzuzeigen, wo der Leser vollständigere Nachrichten suchen soll? Wer wird wegen einer Kleinigkeit mehrere Bücher durchblättern? Von der heidnischen Religion in Indien werden mit einem mahl 18 Schriften angeführt S. 239; das sieht zu gelehrt aus. — — Er verspricht ehestens noch ein Buch zu übersetzen: wir wollten ihn wohl bitten, sich sorgfältig einer reinern Schreibart zu befleissigen. Nur einige Sprachfehler und ungewöhnliche Ausdrücke zeigen wir an, als S. 6. gewisse Seevögel verpassen die fliegenden Fische; S. 22. ihre schönsten Häuser haben nur ein Stockwerk, welches noch dazu sehr nieder ist — — das Haus, wo der König wohnt, sieht nicht besser her, als ein englisches Armenhaus; S. 94. sie haben sich für der Herrschaft geforchten.

V.

**Auszug aus der Geographie, ehemals bey der Hauptschule des Hochwürd. Hrn. Inspect. L. C. Schmahlings von ihm selbsten verfertigt und zum Grund gelegt, hernachmals mit einigen kleinen Zusätzen vermehrt und herausgegeben von J. E. Pfündel. d. h. S. B. Leipzig, bey Chr. Gottl. Hilschern, 1776. 12 B. in 8.**

Daß ein Vater oder Lehrer sich selbst aus seinem Büsching, oder wenn er lieber will, aus seinem Hübner oder Hager, ein Skelet der Geographie verfertige, es seinen Zöglingen vorlege, und beym mündlichen Vortrag durch seine geographischen Kenntnisse belebe, das ist keinem verwehrt: will er aber mit seinem Auszug vor die Welt treten und ein Autor werden; dann muß man ihm sagen, daß dieß die leichteste und unerheblichste Autorschaft von der Welt sey. Wir haben bereits geographische Handbücher in Menge nach jedem Bedürfniß; und wem soll ein neues dienen? Wer die Geographie vor sich studieren oder zum Nachschlagen brauchen will, muß sich an ein ausführliches Werk halten: einem Lehrer aber ist jedes erträgliche Com-

pen-

pendium brauchbar, weil er doch bey seinem Vortrag aus reichhaltigern Quellen schöpfen muß. Wenn nun folgends der neue Compendienschreiber weiter keine Talente als gesunde Finger zu seiner Arbeit bringt; wenn seine mangelhaften historischen und geographischen Kenntnisse und die Dunkelheit seiner Begriffe im mathematischen und physikaschen Theil selbst nur einen Anfänger verrathen: dann verdient er öffentliche Ahndung. Unverzeyhlich ist es für einen Mann, dessen Name sonst bey andern Arbeiten mit Beyfall genennt worden ist, wenn er, im allzusichern Vertrauen auf diesen seinen Namen, gleiche Gefälligkeit für eine Schrift erwartet, die sich durch gar nichts als durch Vorweisung seines Namens empfehlen kan. Hr. Schmahling hat sich zwar in der Vorrede von dieser Schrift losgesagt, und alle Schuld der Herausgabe auf den Herrn Candidat Pfündel geschoben: allein dann hätte er sein von einem andern adoptirtes Kind nicht mit einer Vorrede, wie mit einem Taufschein, begleiten sollen, dann hätte man geglaubt, daß er im Bewußtseyn seiner Unwichtigkeit an dessen Bekanntmachung keinen Antheil nehme. Hrn. Pfündeln aber muß man es als einen Studentenkützel verzeyhen, wenn er geglaubt hat, durch die Herausgabe einer fremden Arbeit, und durch die wenigen Zusätze, die er aus einer grössern Geographie hie und da beygeschrieben haben mag, (eine Arbeit, die jeder Schüler thun kan) ein Autor zu werden, und etwan einen hohen Patron zu einer frühern Beförderung zu vermögen.

Wir müssen uns wegen des Unwillens, dessen wir uns bey Durchsehung dieser Schrift nicht erwehren können, durch einige Belege rechtfertigen. S. 2. „Die Erde ist „eine Kugel, welches man aus denen Mondfinsternissen „und daher schliessen kan, weil man die Thürme eher, als „die Häuser gewahr wird, wenn wir im Reisen einem „Orte näher kommen.„ Die Beweise für die Ründe der Erde lassen sich gar wohl von einem geschickten Mann in nervichter Kürze auf eine halbe Seite zusammen drängen: wenn aber dieß ja der einzige Beweis seyn sollte, so hätte er doch wol so vorgetragen werden sollen, daß man seine Beweiskraft einsieht; es hätte darzu gesagt werden müssen: indem durch nichts anders als durch die unvermerkte Ründung der Erde die niedern Gegenstände dem Auge entzogen werden, und nur die höhern sichtbar bleiben. S. 3. „Der Aequator geht durch einen Zirkel, welcher der Son-

„nen

„nenzirkel genannt wird, dessen eine Hälfte auf der Halbku„gel zur Rechten unter dem Aequator, die andere Hälfte aber „auf der Halbkugel zur Linken über dem Aequator zu sehen ist.„ Man stellt sich die Ekliptik, in einem bestimmten Winkel, schräg über dem Aequator gezogen vor, nicht aber umgekehrt, den Aequator über die Ekliptik. Ebendas. „Auch sind dem „Aequator von 10 zu 10 Graden Parallellinien (sollte „heissen: dem Aequator parallel Linien oder Zirkel) gezogen, „deren Zwischenraum das Clima oder Erdgegend genennt „wird.„ Die Climata werden zwar durch Parallelkreiße eingeschlossen, allein das sind die nicht, die auf den Weltkarten oder auf dem Globo von 10 zu 10 Grad verzeichnet sind, sondern man muß sich solche in Gedanken vorstellen. Das breiteste Clima unter allen hat ja nur 8 Grade, und Clima für Erdgegend gebraucht ist das Clima nicht, wovon hier die Rede ist, das blos seine Beziehung auf den Unterschied der längsten Tage seiner äussersten Parallelkreiße hat. S. 4. „Die grossen Zirkel, welche die Länge herun„ter, von 10 zu 10 Graden, den Aequator durchschneiden, „werden Meridianzirkel genennet, in welchen die Sonne „allemal zu Mittag stehet.„ Welche Verwirrung! Es sollte heissen: — stellen die Meridiane der darunter liegenden Orte vor, welche also genennt werden, weil jeder Ort alsdenn Mittag hat, wenn ihn die Sonne über seinen Meridian bescheint: was nun aber eigentlich der Meridian sey, wird gar nicht gesagt. S. 5. „Ein „Meerstrudel ist eine Art im Meer ꝛc.„ Von der geogra„phischen Länge und Breite, den zwey nothwendigsten geo„graphischen Begriffen, wird gar nichts erwähnt. S. 9. „Portugall wird von einem souverainen König beherrscht, „der aus dem Hause Braganza abstammt, und im Jahr „1640 bey der damaligen Revolte Gelegenheit fand, sich auf „den Thron zu schwingen.„ Der König in Port. also, der sich 1640 auf den Thron schwang, regiert noch! Wer anders, als ein Anfänger, kan sich so schielend ausdrücken? S. 14. „Die Oesterreichische Linie starb 1700 mit Carl II. „aus, alsdenn ist das Königreich, vermöge eines Testaments „vom Carl II. an einen Herzog des Hauses Frankreich „von Anjou gefallen, welches Haus noch florirt — wel„cher Krieg zum Vortheil des Hauses Anjou geendigt „wurde.„ Was muß der Mann für einen Begriff vom Philipp Duc d'Anjou haben? Er weiß es wol nicht, daß er Ludwigs XIV. Enkel war, und daß es wol ein Haus Bour-

bon,

son, aber nicht ein Haus Anjou giebt! Er schreibt S. 8. das Attlandische Meer, und S. 14, die Vantalen, Theutonen, durchschneiten. Die Wolfenbüttelsche Bibliothek verlegt er nach Braunschweig S. 62. und giebt Madagascar den Holländern. Die ganze Geographie von Spanien besteht aus 5 Städten. Wem auf der Welt kann so ein Auszug etwas nützen? Wer wissen will, was Jansenisten sind, der lese ihre Beschreibung S. 18. „sie dringen „sehr auf die Ausübung der Gottseeligkeit, und erkennen „den Pabst für ihr Oberhaupt.„ Lieber gar nichts erwähnt, als so was superficielles gesagt. Die Husones, die Italien bewohnt haben sollen, S. 103, sollen vermuthlich die Ausonier seyn. Durch was für einen Druckfehler ist Maltha frostig geworden? S. 113. Der grosse Globus (nicht bloß Erdkugel) hat nicht zu Schleßwig gestanden, sondern zu Gottorf; er ist auch nicht mehr da, wie S. 118 versichert wird, sondern schon seit 1714 in Petersburg. Dießmals wird sich Hr. Büsching nicht beschweren können, daß man seine Arbeit abgeschrieben habe. Hr. Schm. hat lauter alte Tröster genutzt, und die Abtheilungen der Länder sind hier insgesammt die ältesten längst abgeschaften und vergessenen, so daß sich schon aus dem Grunde Kinder mit diesem Buch verderben.

## Reisen eines Franzosen, oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt, nach ihrer ehemal. und itzigen Beschaffenheit, in Briefen an ein Frauenzimmer abgefaßt und herausgegeben vom Hrn. Abte de la Porte. 14. Theil. Leipzig, bey Breitkopf und Sohn. 1 Alph. 8 Bog. in 8.

Da der reisende Franzose beliebtermassen allenthalben einen Landsmann oder einen irrenden Pater antrift, der ihn herum führt, und ihn mit den geheimen Nachrichten bekannt macht, wie sich die Wilden des Landes kleiden und Hochzeit machen, und was sie essen: so findet er auf dem Vorgebirge der guten Hofnung den Abt de la Caille, der 1751 zu astronomischen Beobachtungen hieher gekommen war. Da er ihn aber erst 1753 antrift, so verstehen wir nicht wohl, was er sagen will, wenn er von ihm schreibt: „17 volle Nächte und 110 Sitzungen, jede von 8 Stun„den, haben ihm alle Wunder des Firmaments entdeckt.„

Um

Um seiner Madame die Arbeiten des Astronomen begreiflich zu machen, schreibt er ihr: Sie werden selbst einsehen, daß dieses eine sehr mühsame Arbeit für ihn gewesen ist, denn um die Sterne zu betrachten, muß man beständig sehen, den Kopf zurück halten, und das Sehrohr nicht aus der Hand lassen. Nun darauf kan sich doch ein Astronome was zu gute thun, wenn er nur bey seinen verdienstvollen Arbeiten und tiefsinnigen Berechnungen den Trost hat, daß einmal die Layen seiner Kunst sagen werden: der arme Mann! er hat in seinem Leben vielmals den Kopf zurückgehalten! Einen abgeschmaktern Gesichtspunkt kann man wol nicht wählen, um Ungelehrten einen Begriff von der Würde eines Astronomen zu geben. Noch in Brasilien, das er doch schon zu Anfang des vorigen Bandes verlassen hatte, hatte de la P. zu Rio Janairo in dem nemlichen Hause, wo de la Caille logirt hatte, von ihm geschriebene Anmerkungen über diese Stadt gefunden, die er vor gut befindet, hier noch nachzuholen: er entehrt diesen Mann, da er ihm diese Nachrichten unterschiebt, sie sind just der Antipode von den Bemerkungen, mit denen ein Astronome und Naturforscher die Welt durchreist. „Wir speisen,„ läßt er ihn sagen, „bey dem Statthalter: die Servietten waren klein, vier-„ekig, und schienen schon gebraucht zu seyn.„ Des andern Tags speiste er bey einem holländischen Kaufmann, der ihm weisse Servietten gab. Läppisch ist es, wenn der Mann bey Erwähnung der holländischen Besitzungen auf dem Cap, Schwellendam und Drakenstein um Vergebung bittet, wenn die Rauhigkeit ihrer Namen die Ohren verletzen würde. Was Wunder also, wenn der zärtliche Franzose es sorgfältig vermieden hat, bey der Geschichte der dasigen Niederlassungen eine einzige Jahrzahl zu nennen. Eine weitläuftige Erzählung von den Gebräuchen der Hottentoten und Hottentotinnen, die reichhaltiger als alles ist, was Hübner und seines gleichen langweiligen Lesern darüber aufgetischt haben: der V. legt sie abermals dem la Caille im Mund, der sie ihm auf der Sternwarte vorrecitirt, weil der Franzose gewohnt ist, lieber in die Hütten der Wilden, als nach dem Himmel und nach den Werken der Natur zu gucken; das meiste aber ist von Wort zu Wort aus Kolben genommen. Das Königreich Angola. Die Beschreibung davon füllt meistens eine namenhafte Geschichte einer Königin Zinga aus; daher holen die Portugiesen ihre meisten Negers; sie kaufen 2 Sklaven für einen gemästeten Hund, so wie man nach

S. 449

S. 449 auf der Goldküste 2 Menschen für eine Hand voll Salz geben soll. Das Königreich Congo. Hier ist die redende Person meistens ein Capuciner, und ein anderer stellt unserm Franzosen die Geschichte der Portugiesischen Entdeckungen in diesem Lande in einer Art von Laterna magica vor, und dieß erzählt der kindische Mann seinen Lesern in den nemlichen Worten, daß man immer glaubt, einen Marktschreyer vor sich zu haben. Die übrigen Briefe können wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, nicht einzeln durchgehen: sie betreffen die Königreiche Coango, Benin, Ardra, Juida und die Goldküste, wo der V. bey Erwähnung der davon benannten Engl. Guineen ganz wider alle Wahrheit sagt, daß sie den Französischen Louisdors an Gewicht und Werth gleich wären.

Fehler der Uebersetzung stossen einem Leser allenthalben auf, die wir aber aus Mangel des Originals nicht haben untersuchen können. Z. E. S. 52: „Desto mehr giebt es (auf dem Cap.) „welsche Nüsse, man ißt sie aber nicht, wenn „sie noch zart und weich sind, und sie werden gar bald „rar.„ S. 56: „die Wachteln taugen hier nichts und „sind höchstens gut, in den Kopf zu stecken.„ S. 89: „Der Haven Portlouis ist die hauptsächlichste Errichtung „der ostind. Compagnie.„ S. 134: „Sein, des Prinzen Heinrich von Portugall, Wahlspruch war, die Fähigkeit, Gutes zu thun.„ Nur noch eine Probe von den scharfsinnigen Gedanken des V., und sodann geschlossen: S. 129: die Priester zu Congo suchen den Ort, wo ihr Götze steht, zu verheimlichen — denn sie begreifen, ohne Hexenmeister oder Theologen zu seyn, so gut wie andere, daß man das Volk nicht sicherer betrüget, als durch Geheimnisse.

Jz.

## Ueber des Flavius Josephus Erwähnung von Christo. Ein Sendschreiben an seine Inspection von Johann Heinrich Reß, Archidiaconus in Wolfenbüttel und Superintendens. Braunschweig, im Verlage der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung, 1775. 95 S. in 8.

Wie viel über diese Stelle des Josephus in grossen und kleinen Büchern, auch in eigenen Tractaten, geschrie-

ben und gestritten worden sey, brauchen wir hier nicht zu sagen; aber das müssen wir aus leidiger Recensentenpflicht frey heraus sagen, daß uns noch keine gezwungenere Deutung derselben vorgekommen sey, als die in diesen Bogen enthaltene. Hr. R. glaubt, daß sie ächt sey; da es aber immer höchst unwahrscheinlich bleibt, daß ein eifriger Jude, wie Josephus war, so vortheilhaft von Christo gesprochen haben sollte, so will er uns bereden, es sey nicht Lob, sondern Spötterey, hämische Verhetzung und Verfolgungsgeist in der ganzen Stelle sichtbar. Folgende sind nach seiner Meynung, (S. 54 fg.) die Absichten gewesen, in welchen J. diese Stelle schrieb. „Erstlich fand er es vorzüglich vor gut, den Ursprung der Christen zu erzählen, damit sie nicht ferner mit den Juden vor eine Religionsparthey gehalten werden möchten, als welches diesen bey dem gefährlichen Verdachte, worinne die Christen standen, äusserst nachtheilig hätte werden können. Zweytens wollte er die feste und unauflösliche Anhänglichkeit der Christen an Jesu seinen Lesern erklären, die oft die Römer, welche nichts von den Wohlthaten, der Gotteskraft und den frohen Aussichten wußten, die Jesus den Seinen schenkt, in die größte Verwunderung gesetzt haben mag: daher die scheinbare Grösse und Anzüglichkeit, worinne er Jesum aufstellt. Er suchte drittens (wir führen noch immer die eigenen Worte des Verf. an,) die Christen den Römern als Leute zu zeigen, die Jesum wohl vor den geweissagten grossen Ueberwinder der Völker halten und verehren möchten, weil er gerade zu der Zeit gelebt, und seinen ersten Anhang gesammelt, da man voll von dieser Erwartung gewesen, da dies aber dem Römer lächerlich vorkommen mußte, wenn Joseph die Geschichte von Jesu mit seinem Tode abbrach: so setzt er hinzu, daß die ersten Christen unter dem hohen Titel göttlicher Propheten versicherten, Jesus sey sehr bald von den Todten wieder auferstanden. Da er nun nichts von seinem zweyten Tode weiter sagt, tausend wunderbarer Dinge aber erwähnt, die noch nach seiner Auferstehung von ihm erzählt wurden: so konnte der Römer ihn, den der Jude vor etwas mehr als einen blossen Menschen und vor einen kleinen Wunderthäter ausgegeben, noch damals wenigstens lebendig, wohl gar unsterblich glauben, und daher vor einen gefährlichen und seiner Oberherrschaft noch immer fatalen Mann halten. Die vierte Absicht des Joseph bey unserer Stelle, (so fährt der Verf. fort,) ist

wohl

wohl die deutlichste. (Recensent hat nie etwas undeutlicher in einer Schriftstelle gesehen.) Er wollte die Regierung benachrichtigen oder wenigstens erinnern, daß Nero die Christen noch nicht vertilgt habe, daß sie noch in geschlossener Gesellschaft (das scheint mir φυλον zu sagen,) vorhanden wären, und alle für Einen Mann stünden. Wenn nun erweislich ist, daß die grausamen Verfolgungen, die unsere ältesten Brüder erlitten, von dem Verdachte entstanden, daß sie schlechte nur halbe und gefährliche Unterthanen wären: so kann ich den guten Joseph gegen die Beschuldigung, daß er durch unsere Stelle viel dazu beygetragen haben mag, nicht vertheidigen.„

Wie kann, wird man fragen, ein Mann, dem es weder an Gelehrsamkeit noch an Scharfsinn fehlt, eine so klare Stelle, die alles, was in ihr liegt, ohne Zwang heraussagt, so grausam foltern, und ihr ein ganz falsches Bekenntniß auspressen? Antwort: Witz am unrechten Orte angebracht, hat diese, wie so viele andere Grausamkeiten in der Geschichte ausgeübt.

Ml.

Neuere Glarner Chronik, begreift in sich: I. Genaue Beschreibung des Stands und Lands Glarus, mit einer Landcharte. II. Kurzer Abriß der älteren Geschichte des Stands und Lands Glarus. III. Neuere Geschichten des Stands und Lands Glarus. Samt einem Anhang. Zusammengetragen von Christoph Trümpi, Diener des Worts Gottes an der Kirche zu Schwanden. Im Verlag Heinrich Steiners und Comp. in Winterthur, und der Herren Buchbinder in Glarus. 1774. 2 Alphabet 3 Bogen in 8.

Dieser Titel, der zugleich den allgemeinen Innhalt des Werks anzeigt, ist wahr und aufrichtig. Man findet hinter ihm eine würkliche Chronik, angefüllt mit erheblichen und unbedeutenden Nachrichten, geschrieben im ächten Schweizerstyl. Dennoch ist die Arbeit nicht so schlechthin zu verwerfen. Den Bewohnern des Kantons Glarus wird sie ohnehin nach allen ihren Theilen und eben wegen

der äussern Glarner Landestracht sehr interessant, vielleicht klassisch seyn: aber auch auswärtige Leser, besonders historische Beobachter, können hier Nahrung finden, und werden des Verfassers Treuherzigkeit, Patriotismus und Fleiß im Aufzeichnen der Geschichte seines Vaterlandes lieb gewinnen. Er hatte Anfangs nur eine Fortsetzung der von Johann Heinrich Tschudi verfertigten Glarner Chronik vom Jahr 1712 bis 1774 ausgearbeitet, nemlich das, was hier S. 443 bis 744 stehet, ließ sich aber von seinen Freunden bereden, auch einen Abriß der ältern Geschichte zu entwerfen, weil jene alte Chronik nicht mehr in Buchläden zu haben ist, und weil das Werk des Chorherrn Jakob Tschudi zu Glarus noch nicht vollendet ist und überhaupt so bald noch nicht erscheinen dürfte. Dieser Chorherr Tschudi soll eine reiche Sammlung von Urkunden und andern historischen Handschriften besitzen; Hr. Trümpi rühmt auch dessen Beystand bey Ausarbeitung dieses Werks, das sich überhaupt auf des Landes Urkunden und auf andere handschriftliche und gedruckte Hülfsmittel gründet. Die eingewebten Naturbegebenheiten und andere Umstände verdankt er seinem Oheim, Hrn. Kämmerer Joh. Melchior Trümpi.

Einen sehr hohen Grad von Glaubwürdigkeit wird man also dieser Chronik nicht absprechen können; desto mehr ist zu bedauren, daß es nichts weiter, als eine Chronik, und daß die Schreibart so ganz undeutsch ist. Am lesbarsten und zugleich für den Ausländer am interessantesten ist das auf dem Titel genannte erste Stück S. 8. bis 168, worinn 1) die natürliche Beschaffenheit des Landes beschrieben, 2) eine Topographie geliefert, 3) von der Nahrung des Landes, von dem Charakter der Einwohner und von ihrer Religion, und 4) von der Staatsverfassung und Policey gehandelt wird. Von den Gletschern und Firnen sagt er nur wenig, weil Scheuchzer und Gruner befriedigenden Unterricht hierinn ertheilen. Was er von der Fruchtbarkeit der Glarner Alpen S. 19 sagt, ist für den Ausländer nicht ganz verständlich; z. B. wenn es heißt: „die Sommerweide auf den Alpen wird nach Stössen abgemessen. Eine Kuh oder groß Rindvieh ist (vermuthlich frißt) ein Stoß, 2 kleine Määsse oder Stieren 1 Stoß, 1 Pferd 4 Stöß, 5 Schaaf ein Stoß. — Alle Alpen tragen über 10000 Stösse Vieh, nebst mehr dann 4000 besonders bestimmten Schaafen.„ Uns, die wir nicht wissen, was hier unter Stössen verstanden werde, ist die ganze Stelle unnütz

unnütz. Vermuthlich ist es eine gewisse Strecke des Erdreichs. Sonst siehet man aus dem, was darauf folget, daß Hallers poetische Beschreibung der Alpen auch historisch richtig ist. Unter andern wird hier S. 20 gesagt: „Unsre Aelpter sind mit ihren zwar wohl bedeckten, sonst durchlauchtigen Wohnungen wohl zufrieden, schlafen auf ihrem Stroh, Heu und Madrazen besser als mancher in Eiderdunen.„ Gruners Berechnung der Alpnutzung auf drey Tonnen Goldes erklärt er S. 21 für übertrieben, und will nicht einmal die Hälfte gelten lassen. Der Schabziger oder Glarnerziger, eine dieser Landschaft eigene Molkenfabrik, den wir vermuthlich oft für Parmesankäse speisen, trägt, so wie der gewöhnliche Käse, viel ein. S. 28 wird die Pflanzung der Erdäpfel als eine höchstnützliche Sache gerühmt. Es giebt Familien, die 1, 2 bis 3 Mütt zur Aussaat brauchen. Was für ein Gemäs Mütt sey, wird auch nicht gesagt; vermuthlich ist es das französische *Muid*. Die Erndte der Erdäpfel ist 16 bis 24 fach, ja wohl 30 fach; und des Waitzens 8, 10, auch 12 fach; ist also ein ergiebiger Ackerbau in diesem Kanton, da man sonst in der Schweitz überhaupt mit einer fünffachen Vermehrung des ausgesäeten Getraides zufrieden ist. Was Tagwen und Allmenten sind, werden viele Leser nicht wissen: doch ist das erste bekannter; der ganze Kanton ist in Bezirke, die man Tagwen nennet, eingetheilt. — Die in dem Blattenberg gegrabenen und sonst bekannten Schiefertafeln werden von den Holländern und Engländern nach Ost- und Westindien gebracht. S. 35. vergl. 93 u. f.) Der daraus entspringende Verdienst für den Kanton beläuft sich jährlich auf 8 bis 10000, wohl auch mehr Gulden. Der Handelszweig der Glarner mit Scheiben oder Spänen von Ahornen, Tannen und Masern hat seit des neuen Gebrauchs des Rothholzes aus Kanada sehr abgenommen. Auch in Glarus sorgt man mit den Holzungen nicht für die Zukunft. (S. 45.) Man findet auch Torf, womit sonst nach Zürich gehandelt worden: dieser Kanton hat aber dieses Bedürfniß in seinem eigenen Gebiete gefunden. S. 53 u. f. f. werden die Mineralwasser beschrieben. — Die Zahl der Bewohner des Kantons, beyder Geschlechter, beyder Religionen und von jedem Alter, wird S. 97. auf 16000 gerechnet, die in 14 evangelische und in 3 katholische Gemeinden gehören. In der dem Kanton unterthänigen Vogtey oder Grafschaft Werdenberg sollen bey 4000 Seelen seyn.

 Ueber-

Ueberhaupt kan der Kanton 4000 streitbare Männer stellen. — Zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts hat die Metzen- oder Halbtuchfabrick dem Lande grossen Vortheil geschafft, ist nun aber fast ganz erloschen. (S. 99.) Dafür ist seit 1714 und 15 durch Einführung der Baumwollenspinnerey eine desto nahrhaftere Quelle für das Volk entstanden. Von 1757 bis 1765 war dieser Verdienst aufs höchste gestiegen, und soll, wie sich der Verf. ausdrückt, etwann wöchentlich einige 1000 Gulden im Land abgeworfen haben. Seit 1763 ist dieser Verdienst ziemlich gefallen. Kinder von 5 bis 6 Jahren werden schon dazu angehalten. Zu Glarus und Mollus sind gute Kattundruckereyen. Es giebt auch gute eigene Ratinefabriken und Strumpfwebereyen. Gegen die Pracht und Verschwendung in Kleidern und Speisen eifert der Verfasser öfters, so wie überhaupt gegen die Abweichung von der ehemaligen einfachen Lebensart. Die Beschuldigung, als wenn der Selbstmord unter den Glarnern gewöhnlich sey, wird S. 118 für ungegründet erklärt. Zur Erhaltung des innern Friedens ist nach S. 122 festgesetzt, daß der Uebergang von einer Religion zur andern frey stehen, und jeder in seiner Religionsübung ungekränkt bleiben soll. — Ist es nicht eine Art von Hartnäckigkeit, daß die Protestanten dieses Kantons sich in der Zeitrechnung noch des alten Styls bedienen, da doch die dortigen Catholiken den verbesserten Kalender angenommen? Was von der Staatsverfassung gesagt wird, verdient ganz gelesen zu werden. Eine besondere Beschreibung der Grafschaft Werdenberg, die Glarus im Jahr 1517 gekauft hat, folgt S. 163 — 168.

Aus der Chronik selbst wollen wir nur einige Merkwürdigkeiten berühren. S. 202 wird das ehemahlige und jetzige Geldverhältniß angegeben. In dem bekannten Treffen bey Marignano mit den Franzosen hatten die Glarner 1600 Mann, von denen der vierte Theil umkam. Ueber diese und andere nachher in Italien geführte Kriege seufzet Trümpi patriotisch. Er sagt S. 236. „ Die damalige Geschichte der Eidgenossen ist die Geschichte eines jeden Kantons. Sie waren alle von gleichen Angelegenheiten, fremden Kriegen, Pensionen, Italiänischen Zügen hingerissen; von ähnlichen Sitten, Verderbnissen, Gesinnungen. Eine Nation draussen mit Kriegsruhm erhoben, inwendig im Zerfall der Ordnung, des Gehorsams, der Zucht ꝛc. Das Land entvölkerte sich; der Hausstand war oft ohne Schirm.

Nicht

Nicht bey Hauß, im Feld bey den Pannern (d. i. Panieren) mußte man oft die Hälfte des Volks von Glarus, von Schweitz ꝛc. suchen. Bald alle Monate waren hier und da Tagsatzungen, Berathschlagungen, gemeine Abreden, Märkt um Pensionen.„ — Zwingli, der vor seiner Lehrstelle zu Zürich Pfarrer in Glarus gewesen war, legte selbst seit 1522 den Grund zur Reformation in diesem Kanton. — So wie die Schweitzer überhaupt starken Antheil an des französischen Königs Heinrichs des Grossen Aufrechthaltung gegen die Ligue hatten, so insonderheit die Glarner, wie hier S. 298 u. f. f. umständlich erzählt wird. Wenn es in Büschings Geographie (Th. 4. S. 420. 4te Aufl.) heißt: die Reformirten wohnen der sogenannten Näffelserfahrt (eine jährliche Feyer wegen des 1388 erfochtenen grossen Siegs der Glarner über Oestreicher) jetzt nicht mehr bey; so wird man verführt, zu glauben, dieß geschähe erst seit kurzem: aber Hr. T. sagt uns S. 372, daß die Reformirten wegen einer anzüglichen katholischen Predigt dieser Fahrt oder Procession schon seit 1654 nicht mehr beywohnen. — In den Jahren 1670, 71 ꝛc. wurde in Glarus das Tabackrauchen mit einer Krone Geld bestraft. Schwerlich ist dieß sonst irgendwo geschehen. — Aus der neuern Chronick finden wir weit weniger auszuzeichnen, ausgenommen etwa dieß, daß seit 1768 durch den D. Johann Marti die Einpfropfung der Blattern in diesem Kanton mit gutem Erfolg eingeführt worden ist. Ueberhaupt ist die neuere Chronick mehr mit Kleinigkeiten, Nachrichten von Witterung, Mordgeschichten, Erdbiden ꝛc. angefüllt, als die ältere. Daß ein Glarner 10000 Gulden in einer holländischen Lotterie gewonnen, wird S. 661 gemeldet.

Im Anhang S. 699 u. f. f. stehen Listen der alten freyen Geschlechter im Kanton Glarus, der Opfer fürs Vaterland 1388, Verzeichnisse der Landammänner, Landshäupter, Landvögte, des ganzen evangelischen Raths von diesem Jahrhundert, der juristischen und medicinischen Doctoren; ferner Tabellen der kathol. Prälaten, der evang. Dechante ꝛc. der ländlichen Geschlechter, einiger epidemischer Krankheiten, vom Geldcurs; — Preiße der Lebensmittel.

Die beygefügte Landkarte ist von dem Kämmerer Johann Heinrich Tschudi im J. 1712 entworfen, und von Holzhalb zu Zürich 1774 sauber gestochen worden. Hr. Trümpi hat einige Kleinigkeiten darinn geändert: aber verschiedene wichtigere Fehler konnte er in Ermangelung eines

erfahrnen Zeichners nicht ändern. Seltsam ist es übrigens, daß die Karte verkehrt entworfen ist; oben, wo Mitternacht verzeichnet seyn sollte, steht Mittag, und Mitternacht dafür unten.

Vr.

## Georg Philipp Anton Neubuhrs Geschichte des dreyssigjährigen Krieges. Schwerin und Güstrow. 1774. 16 Bogen. in 4.

Herr Buchenröder und Ritter haben diesen allgemeinen Titel, der dem Werke gar nicht zukömmt, nur gewählt, um Käufer anzulocken, und deswegen den alten 1773. diesem Buche vorgesetzten und besser passenden Titel Beytrag zur Geschichte des dreyssigjährigen Krieges weggeworfen. Dieser Beytrag enthält sehr umständliche Nachrichten von dem ersten Einmarsch der kaiserlichen Truppen in Pommern, ihren Unterhandlungen mit den Landständen, und besonders mit der Stadt Stralsund, von der Belagerung dieser Stadt, und anderen Vorfällen des dreyssigjährigen Krieges in Pommern von dem Jahre 1627. bis zu Ende des Augusts 1628. Fast die Hälfte des Werks besteht aus Beylagen, den in diesen Unterhandlungen gewechselten Schriften, den Tractaten zwischen der Stadt Stralsund, und einem Diario der stralsundischen Belagerung. Viele dieser Beylagen sind zwar schon anderswo gedruckt, doch sind sie jetzt erst aus einem Archive, vermuthlich dem Stralsunder, mitgetheilt worden. Der Hauptinhalt der ganzen Schrift gehört eigentlich in die pommerische Specialgeschichte, und daher wagen wir kaum unser Urtheil über die zuweilen allzu große Genauigkeit, die allzu umständliche Erzehlung aller Debatten und Berathschlagungen der Pommerschen und Stralsunder Deputirten mit den kaiserlichen Generalen, und die unserm Bedünken zu oft ohne Noth gehäuften Particularien. Bey dem allen zweifeln wir, ob ein fremder in der Pommerschen Geschichte unerfahrner Leser aus dieser Geschichte, trotz aller Weitläuftigkeit, einen zusammenhängenden Begrif von allen Unterhandlungen bekommen, und ob nicht manche Ursachen des unartigen Betragens der Stralsunder bey der großen Landesgefahr unerklärlich bleiben werden. Uns ist es wenigstens nach wiederhohlter Durchlesung so gegangen. Da das Ganze keinen

nen Auszug leidet, so müssen wir mit dieser kurzen Anzeige schließen, und empfehlen deutschen Geschichtschreibern, diese neueröffnete Quellen nicht bey der Geschichte des dreyssigjährigen Krieges unbenutzt zu lassen.

Et.

Johann Adam Grüsners, Hochfürstl. Salm-Kyrburgischen Hofraths, der Hochfürstlich Salmischen, wie auch Hoch-Wild und Rheingräflichen Lehenkanzley adjungirten Directoris, und der Churfürstlich Maynzischen Academie der nützlichen Wissenschaften ordentlichen Mitglieds, diplomatische Beyträge. Erstes Stück. Frankfurt, Hanau und Leipzig, in der Andreäischen Buchhandlung 1775. 9 Bogen in 8. nebst 4 genealogischen Tabellen und drey Kupfertafeln mit Sigillen.

— — Zweytes Stück. Ebendas. 1775. 7 Bogen und 4 Kupfertafeln mit Sigillen.

Das erste Stück führt noch den besondern Titel: verbessertes Stammregister des verloschenen Geschlechts derer Herren von Bolanden, nebst dem erforderlichen Beweis, auch einigen jetzo noch (soll heissen: bisher) ungedruckten Urkunden und dazu gehörigen Sigillen. Mit Recht hat die Churpfälzische Akademie der Wissenschaften zu Mannheim diese genealogisch-diplomatische Arbeit des Druckes würdig geschätzt; sie ist mit eiserner Gedult und seltener Gelehrsamkeit abgefaßt; und ob gleich das Bolandische Geschlecht ausgestorben ist, so dient dessen Vorstellung doch einigermassen zur Erläuterung der Geschichte des noch blühenden Rheingräflichen Hauses, mit dem es, durch Vermählung einer Guda von Bolanden mit dem Rheingrafen Wolfram, in Verbindung gekommen ist. Werner der Erste ist der Aelteste von dem Bolandischen Geschlecht, dessen die Urkunden mitlerer Zeit gedenken. Er lebte im zwölften Jahrhundert, und bekleidete, so wie alle seine Nachkommen, das Reichs-Erbtrusessenamt. Seine Enkelin war die eben genannte Guda. Mit Philipps des Sechsten Tochter Anne starb zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts

derts das ganze Geschlecht aus. Vier vorher ungedruckte, hier aber S. 117—121 mitgetheilte, und eine Menge gedruckter Urkunden haben dem Verfasser Stoff zu seinen Untersuchungen gegeben, und er hat dabey seine Vorgänger, den Verfasser der Falkensteinischen Genealogie, Humbrechts höchste Zierde Deutschlandes, und Gebauers Leben und Thaten Kaiser Richards, vor Augen gehabt, diese aber durch Hülfe jener nicht selten berichtiget. Die Geschichte einiger andern mit dem Bolandischen Hause verwandten Geschlechter, besonders das Hohenfelsische, erlangt durch Herrn Grüsners Bemühung auch manche Aufklärung. Die hier zuerst abgedruckten Urkunden sind von den Jahren 1225, 1308, 1312 und 1350; die drey ersten lateinisch, die letzte deutsch. Drey Gubenische Register sind beygefügt.

Das Zweyte Stück der Grüsnerischen Beyträge enthält erweiterte Nachrichten des erloschenen Geschlechts der Herren von Limpurg an der Lahn, samt achtzehn bishero ungedruckten Urkunden. Erweitert heissen sie, weil sie zur Ergänzung der Untersuchungen des geheimen Raths Reinhard über den Ursprung des Dynasten von Limpurg an der Lahn, dienen. Bekanntermassen war dieser Gelehrte der erste, der in seinen so genannten kleinen Ausführungen dem Ursprung dieses Geschlechts nachgespürt und gefunden hat, daß die Limpurger Sprößlinge des Isenburgischen Stammes gewesen sind; daher ist auch Herrn Grüsners Zweck nicht, eine vollständige Historie der Limpurgischen Dynasten zu liefern, sondern nur so viel zur nähern Kenntniß derselben beyzutragen, als ihm einige bisher verborgene Originalurkunden an die Hand gegeben. Durch Hülfe derselben hat er der Reinhardischen Geschlechtstafel der Dynasten von Limpurg eine andere Gestalt gegeben, und seine Veränderungen auf eine wahrhaftig gründliche Art gerechtfertiget. Da dergleichen Schriften keine Auszüge verstatten; so melden wir nur noch, daß die hier von S. 55—90 abgedruckten 18 Urkunden aus den 13, 14ten und vom Anfang des 15ten Jahrhunderts herrühren, und daß sie auch zu andern Absichten z. B. für die Sprachforschung, dienlich sind. Angehängt sind wieder drey Register.

Uebrigens ist auch bey dieser Arbeit zu beklagen, daß sie in Ansehung des Stils äusserst widrig aussieht. Wir wollen

len nichts von dem ganzen Anstrich, der durchgehends mager und trocken ist, erwähnen; denn da schreyen die genealogischen und diplomatischen Herren gleich: „Es ist nicht anders möglich! solche Materien sind keiner angenehmen Einkleidung fähig! wir sind keine Aesthetiker, und mögen keine werden, weil unsere Solidität Schiffbruch dabey leiden könnte.„ Aber, grammatisch richtig, rein deutsch zu schreiben ist doch jedes Schriftstellers, selbst eines Registermachers, Pflicht. Herrn Grüsners Stil ist ganz nach der Kanzley geformt, und noch dazu, wie es scheint, nach einer recht altväterischen; denn in den neuern und bessern schreibt man doch nicht mehr ware statt war, nicht mehr dörfte, Schankung, gestalten, benahmst 2c. Dennoch ist zu wünschen, daß seine Untersuchungen Liebhaber genug finden und er dadurch bewegt werden möge, mehrere Entdeckungen zu machen und durch den Druck mitzutheilen. Seine Bescheidenheit ist eben so sehr zu rühmen, als seine Forschbegierde,

Vr.

Schlesische diplomatische Nebenstunden. Erstes Stück. Breßlau, bey Willhelm Gottlieb Korn, 1774. 11½ Bogen in groß 4. nebst 4 in Kupfer gestochenen Sigillen, wozu noch Seite 2 das 5te gehöret.

Der Herausgeber dieser Urkundensammlung unterschreibt sich nach der Dedikation M. Johann Gottlieb Drescher. Seine Absicht ist, die Geschichte Schlesiens durch Mittheilung ungedruckter Urkunden in ein helleres Licht zu setzen; er hat also hierinn die Herren Böhm und Ehrhard zu Gesellschaftern. Sechs und zwanzig Urkunden füllen dieses erste Stück; sie betreffen sämtlich das Fürstenthum Breßlau, und sind meistens sehr neu; wie denn S. 7. u. ff. die Instructionen der Kaiser Ferdinands des 3ten und Leopolds für den Landshauptmann des Breßlauer Fürstenthums, S. 24. bis 48. die im Jahr 1681 entworfene Landesordnung dieses Fürstenthums, abgedruckt sind. Doch finden wir auch Stücke aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert. Der Herausgeber hat sich aller Anmerkungen enthalten. Die letzten

anderts

anderthalb Bogen enthalten drey von jenen Urkunden verschiedene Aufsätze, unter der Rubrick: Varia. Nemlich: 1) Historia seu epistola de morte Ladislai, regis Ungariae, Dalmatiae etc. peracta a. 1457. ex MSto Chron. Polon. et Slezie. 2) Nachricht von dem Reichsgräfl. Hause von Würben. Ob sie von Herrn Drescher herrühre, oder von einem andern, wird nicht gemeldet. 3) Nachricht von dem Zustande und Alter der Familie derer von Reichel, aus einem darüber von der Landshauptmannschaft des Breßlauer Fürstenthums ertheilten Attestat von 1673.

VI.

Neueste Geographie zum Gebrauche der Jugend, in zwey Theilen. Erster Theil: die allgemeine Erdbeschreibung. Zweyter Theil: die besondere Erdbeschreibung. Breßlau, bey Joh. Friedr. Korn dem ältern. 1775. 1 Alph. 12 Bogen in 8.

Das Buch erscheint ohne alle Vorrede: deswegen kan man eigentlich nicht sagen, in welcher Absicht der Verf. diese neue Geographie herausgegeben habe; aus welchem Gesichtspunct er beurtheilt seyn will, und was sie Eigenes vor der Menge geographischer Handbücher an sich haben soll. Und eben so wenig können wir, nach eigner Durchsicht des Buchs, davon urtheilen. Unter einer allgemeinen Geographie erwartet man sonst die mathematische und physicalische Beschreibung der Erde, im Ganzen betrachtet: allein dieses füllet hier kaum anderthalb Bogen aus; manche Stücke, so hieher gehören, als die Bestimmung der Figur und Größe des Erdkörpers oder Erdballen, wie der Verf. schreibt, sind gar übergangen. Das Uebrige, was hier unter dem Namen der allgemeinen Erdbeschreibung verkauft wird, ist weiter nichts als ein kurzer Grundriß der Geographie aller 4 Welttheile nach ihren Ländern, Hauptstädten, Gewässern, Bewohnern, Sprachen, Religionen u. s. w. Da nun alles dieses in der besondern Erdbeschreibung oder dem 2ten Theile wiederholt wird, und von den Unterabtheilungen der Länder und ihren Städten selten mehr als der bloße Name gesagt wird: so sehen wir nicht ein, wozu dieses Skeletchen eines Skelets dienen soll; wenigstens hätte es in kleinerer Schrift hinten angehängt werden sollen. Die eigentliche Topographie (wir verstehen darunter die Abthei-

Abtheilung eines jeden Landes und Beschreibung seiner vornehmsten Orte) ist zu gar nichts nutz: brauchbarer sind die übrigen geographischen Nachrichten, von der Geschichte und natürlichen Beschaffenheit des Landes, seinen Inwohnern ihren Sprachen, Gewerben und Handel, Münze, Titel und Wappen des Herrn und dergl. Jedoch auch dieses ist fast alles aus dem Büsching entlehnt. Worzu also ein abermaliger Auszug aus einem Buch, das in jedermanns Händen ist und seyn muß. Mit den neuesten Berichtigungen und Zusätzen hat sich der Verf. nicht abgegeben. Pohlen ist noch auf die alte Art abgehandelt, wie es vor der Theilung war: bey Rußland ist eine eigene Rubrik: Länder, so 1772. in Besitz genommen worden, und darunter steht: diese wird die Zukunft bestimmen. Der Geograph kan und muß der Zukunft ihr Recht lassen: aber er muß doch die Länder beschreiben, wie er sie durch die neuesten Veränderungen bestimmt findet. Bey Schweden heißt es bloß: 1772. ist eine Veränderung in der Regierungsform vorgegangen: das ist so viel als nichts gesagt. Der V. liebt zuweilen eine besondere Schreibart, als Achse (der Erde) Kuhrfürst, Cacaokerner, von denen die Chocolade gemacht werde. Die Definition des Globi S. 4. „daß man sich darauf den Erdball nach seiner Dichtheit, Figur und einer allgemeinen geographischen Eintheilung vorstellen könne,„ ist mangelhaft: eine Hauptabsicht des Globi ist, daß man sich daran die Veränderungen, die durch die Bewegung der Erde und den Stand der Sonne entstehen, im Kleinen vorstellen könne.

Jz.

---

## 10) Philologie, Kritik und Alterthümer.

Explicatio nova & facilis loci Genes. XLIX, 10. auctore *Jo. Jac. Gülcher*, V. D. M. Lipsiæ, apud Schwickertum, MDCCLXXIV. 2 Bogen.

Die masorethische Lesart des Wortes שילה, welches man für ein nomen proprium gehalten hat, und das Vorurtheil, in dieser Weissagung vom Messias werde die Zeit bestimmt, da er kommen solle, sind, Hrn. G. Meinung nach,

nach, die Ursache, daß die Ausleger eine ungezwungenere Erklärung dieser Schriftstelle übersehen haben. Er nimmt das letztere Distichon dieses Verses, die Worte

עד כי יבא שילה
ולו יקהת עמים

zusammen, und übersetzet: Dum futura est seu nascetur proles ipsius, obedient ei populi. Seine Gründe sind kürzlich diese: Der Parallelismus erforderts, daß die beyden Glieder der zwoten Hälfte des Verses, so wie die beyden ersten, mit einander verbunden werden. Die Worte עד כי יבא שילה gehörten nicht zu den vorhergehenden, sondern darauf folgenden, wenn gleich diese letzten alsdenn freylich nicht auf den Schilo, sondern auf Juda müssen gezogen werden. — Die masorethische Lesart des Wortes שילה mit dem Jod ist unrichtig. Keiner der ältern Ausleger hat sie gehabt, wie aus ihren Uebersetzungen erhellet. Hr. G. lieset dafür שֶׁלֹּה oder שֵׁלֹה und muthmasset, die Lesart mit dem Jod שילה sey nur eine verschiedene Orthographie derselben, nemlich das Jod solle als eine sogenannte mater lectionis das Degesch forte, oder das Segol, oder Tzere anzeigen, welches durch ähnliche Beyspiele erläutert wird. Sonach ist denn שילה durch prolem, fœtum, sobolem ejus zu übersetzen, welche Bedeutung bereits einige Ausleger diesem Worte auch gegeben haben, jedoch so, daß sie es nicht von dem rechten Stammwort, aus dem Arabischen, ableiteten. — עד כי muß nicht durch donec übersetzt werden. Die Partickel עד bedeutet auch öfters dum, quoad, quamdiu. Z. B. Richter 3, 26. 1. Sam. 14, 19. 2. Kön. 9, 22. Hiob 1, 18. ꝛc. Auch das Zeitwort בוא wird vom geboren werden der Menschen gebraucht, z. B. Ps. 71, 18. Pred. Sal. 1, 4. — Da der Messias nun von Juda abstammt, so verliert die Weissagung durch die angezeigte Uebersetzung auch nichts von ihrer Kraft. Die עמים sind zunächst bis auf den Messias freylich nur die Juden; nachdem aber die Weissagung erfüllt worden, sind die den Juden einzuverleibenden Völker ebenfalls darunter zu verstehen, auf eben die Art, wie bey der dem Abraham geschehenen Verheissung, in Ansehung seiner Nachkommen. —

Uebri

Uebrigens sieht man aus der ganzen Abhandlung, daß der V. in der biblischen Kritik und Philologie wohl zu Hause sey.

T.

*B. Theodoreti* — Opera omnia. Accessit auctarium Theod. quod olim adornavit *J. Garnerius*. Recognovit & locupletavit atque uberrimis indicibus instructum edidit *J. L. Schulze*. Tomus V. Halle, im Waisenhaus. 1774.

Aus diesen Streitschriften Theodorets, den historischkritischen Abhandlungen Garnerii, den mühsamen und gelehrten Noten und Registern Hrn. Schulzens sind viele nützliche Bemerkungen zu ziehen, betreffend die Alterthümer der Auslegungskunst und der Bibel selbst, die Geschichte des Verfassers, seiner und der nachfolgenden Zeiten, und der griechischen Sprache. Hrn. Schulzens Verdienst um Theodoret ist groß: er hat nicht allein viel Gelehrtes, sondern auch jedes an seinem Ort gesagt; nicht nur alles Nöthige beygebracht, sondern auch unnütze Controversen und polemische Anmerkungen weggelassen, und sich auf kritische eingeschränkt. Diese langwierige Arbeit muß seinen kritischen Geist geschärft haben, das Publikum erwartet daher mit Recht gemeinnützigere und wichtigere Früchte seines Fleisses; einen Photius, einen Suidas.

Rz.

Johann Andreas Benignus Bergsträsser's gesammletes, vermehrtes und berichtigtes Realwörterbuch über die classischen Schriftsteller der Griechen und Lateiner, beydes der heiligen und profanen. Vierter Band. Atta - Camp. Halle, bey Gebauers Wittwe und Sohn, 1774. 932 Seiten, und ein Blatt Zusätze.

Wir berufen uns auf unser Urtheil über die drey ersteren Bände dieses Werkes, (in XXI. 2. S. 455, indem dieser Band, welchen wir durchgeblättert haben, allenthalben Beyspiele von eben der Weitschweifigkeit, von eben der

Un

Unbestimmtheit des Plans darbietet, die wir vorhin schon angemerket, und unserer Meinung nach, mit Rechte getadelt haben. Es läßt sich nicht absehen, bis zu welcher Anzahl von Bänden dieses Werk hinausgezogen werden soll, da mit dem dritten Bande noch immer der erste Buchstabe des Alphabets ungeendiget geblieben ist.

Daß wir die Vorzüge dieses Realwörterbuchs nicht erkennen, nicht des V. Gelehrsamkeit, eigenes Nachforschen, gute Absicht und Unverdrossenheit schätzen und oft bewundern sollten, würde wahre Ungerechtigkeit seyn, und als Verstellung angesehen werden müssen. Es kommen wenige Blätter vor, auf welchen sich nicht Spuren eigener Bemerkungen, besserer Aufklärungen, mancher Berichtigungen finden sollten. Ueber gar manche Artickel aus der Geschichte, Philologie und den schönen Künsten hat der Verfasser nicht bloß das neueste und beste klassischer Schriftsteller, die vorhin in keine Wörterbücher eingetragen waren, mit möglichstem Fleisse gesammlet, sondern gar oft neue Untersuchungen angestellet, indem er bis auf die Quellen zurückgegangen ist. Immer zeigt sichs, daß der V. nicht bloß aus anderen Wörterbüchern übersetze, oder zusammenschreibe, sondern selbst denke und prüfe, aus dem eigenen Vorrathe seiner Kenntnisse, seiner Belesenheit und Gelehrsamkeit, die nicht gemein oder eingeschränket ist, viel Schätzbares mittheile, und so mit Anmerkungen und Untersuchungen in dieß ungeheure Meer von Wörtern vergrabe, die ihm als eigene Abhandlungen vielleicht mehr Ruhm und weniger Arbeit würden gekostet haben. Von dieser Seite betrachtet bleibt dem Werke immer ein grosser Werth. Wer sollte es nicht schätzen, der da weiß, daß Hr. Bergsträsser einer unserer gründlichen Gelehrten, dieß Buch aber zugleich das Archiv seiner Belesenheit und seiner Untersuchungen sey? Und noch überdieß unterscheidet es sich sehr merklich durch die Reinigkeit und Eleganz der Sprache und des ganzen Vortrages von den meisten ähnlichen Werken, die wir bisher in unserer deutschen Litteratur gehabt haben. Nur einmal ist es uns auffallend gewesen, da der V. Th. IV. S. 452. Er pflag, anstatt Er pflegte flectirt. Freylich ist es noch lange nicht die Frucht eines so anhaltenden Studiums, einer so reifen Prüfung, als das Sulzersche Wörterbuch über die schönen Künste und Wissenschaften: aber immer erhebet es sich über alle übrige gemeine alphabetische Compila-

tio-

tionen, deren Verf. so gar nicht die Absicht hatten, selbst zu denken, oder neue Untersuchungen anzustellen.

So sehr wir hierinn den Fleiß, die Unverdrossenheit und die Gelehrsamkeit des Verfassers bewundern, eben so sehr wundern wir uns über die Gedult des Verlegers, der sich so treuherzig das Grenzenlose dieses Buches gefallen läßt, ob er wol dabey Gefahr läuft, daß ein grosser Theil der Leser, der das Ende dieses Werkes nicht obsiehet, abgeschrecket wird, oder ein stetes Mißtrauen gegen dasselbe behält.

Eben dieses Grenzenlose giebt dem ganzen Werke, bey allen Vorzügen, die es in einzelnen Artickeln besitzet, eine schwache Seite, von welcher der gelehrte V. mancherley Tadel nicht ausweichen kann. Erstlich finden sich in diesem Theile, wie in den vorhergehenden, eine beträchtliche Anzahl solcher Artickel, die ausserhalb dem Plane dieses Werkes liegen, und gar nicht in dasselbe gehören: eine nicht mindere Anzahl konnte, dem Zwecke und der Erwartung der Leser unbeschadet, zusammengezogen werden, als in denen zur Verwunderung viel unnöthiges oder überflüssiges zusammengeraffet und geredet worden ist. Wer erwartet hier Artickel, wie ἀποσπᾳν, ἀποσωματίζειν, βρέφος, u. s. w. und dabey zum Theil förmliche und weitläuftige philologische Compilationen aller Bedeutungen und deren Erklärungen, die nur in eigentliche Sprachlexica gehören? Wer suchet hier Asinus, Arbor u. s. w. und dabey umständliche Beschreibungen aus naturhistorischen Büchern? Unter Arbor ist ein grosses Stück aus Oeder's Einleitung in die Kräuterkunde abgeschrieben und eingeschaltet worden. Aber zweytens hat dieses Grenzenlose, Ungeheure oder Unbestimmte des Plans durchaus eine Menge von Fehlern ganz unvermeidlich gemachet. Der V. hat sich einer Arbeit unterzogen, die nicht eines Mannes, sondern vieler gelehrter Leute Werk seyn sollte. Wie ist es möglich, da er fast alle Gelehrsamkeit allein umfassen und erschöpfen will, daß er in so vielen Artickeln, die ausser seiner Kenntniß liegen und zu Wissenschaften gehören, die er nicht studiret hat, davon er höchstens nur eine Teintüre besitzet, deutliche und richtige Begriffe mittheilen kann. Wir würden in eben den Fehler fallen, welchen wir an dem V. tadeln, wenn wir es unternehmen wollten, einzelnen Fehlern nachzuspüren, die derselbe begehen mußte, da er sich in fremde Felder wagte. Uns ist es genug, Beyspiele anzuführen, daß der V. darum,

 weil

weil er sich zu sehr verbreitet, und durch allzu vielerley Wissenschaften zerstreuet hat, sogar in solchen Künsten und Wissenschaften, darinn er vor Lücken und Fehlern sicher seyn konnte, mangelhaft geworden sey, oder sich würklich geirret habe. Doch müssen wir zur Empfehlung des Buches bekennen, daß, ob wir gleich auf dergleichen Mängel und Irrthümer aufmerksam gewesen sind, uns keine, die bey dem Leser grosse Irrthümer verursachen könnten, aufgestossen sind. Unter Biblia würde wol ein grosser Theil das nicht suchen, was er da findet. Jeder wird ohnfehlbar erwarten, er finde da eine Nachricht von den einzelnen Schriften dieser heilgen Sammlung, von deren Verfassern, Eintheilungen u. s. w. Allein von alle dem hat der V. nichts gesaget, und dargegen ein Verzeichniß der Ausgaben mitgetheilet. In der Anführung der Hauptausgaben, welche der V. gewöhnlich unter den Artickeln der alten griechischen und lateinischen Schriftsteller anzugeben pfleget, scheinet er Hamberger's zuverlässigen Nachrichten ganz allein zu folgen. Daher kommt es, daß das, was wir indessen besseres erhalten haben, unangezeigt bleibet. So saget er von Callimachus Werken: „die vollständigste Ausgabe dieses Dichters, welche mir bekannt ist, haben wir dem Theodorus Grävius, so wie sie von seinem Sohne nach dessen Tode herausgegeben worden ist, zu verdanken — im J. 1697.„ Schon der Hambergersche Auszug, welcher neuer ist, hätte ihn belehren können, daß des Hrn. Dr. Ernesti Ausgabe neues genug enthalte, um deßwillen sie verdient hätte, erwähnet zu werden. „Hr. Küttner, wenn ich mich richtig besinne, hat die Hymnos ins Deutsche übersetzet.„ Die Anzeige ist richtig: aber erwarten die Leser nicht, daß der V. eines solchen Buches sich mit Zuverlässigkeit belehre, um nicht auf eine so zweifelhafte Art zu reden? Doch wer in solchen literarischen Dingen zuverlässige Nachrichten suchet, wird schon andere Werke zu finden wissen, in denen sie die Hauptsache, — nicht, wie hier, die Nebensache — ausmachen. Wir sind selbst durch andere Artickel von dem Fleisse und der Gelehrsamkeit des V., die wir oben gerühmet haben, vollkommen überzeuget worden.

M.

11) Kriegs-

# II) Kriegswissenschaft.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Politik und Kriegswissenschaft von Europa. Aus dem Französischen. Leipzig, 1775. 8. 8 Bogen.

Da dieses Werk, welches eigentlich die Einleitung zu Guiberts bekannten Essai sur la Tactique ausmacht, nicht zur deutschen Litteratur gehöret, so überhebet es uns einer weitläuftigen Anzeige. Es ist auch eben kein grosser Verlust für die deutsche Gelehrsamkeit, daß ihr dieses Produkt nicht gehöret, so sehr auch Uebersetzer und Herausgeber davon eingenommen zu seyn scheinen. Die ganze Abhandlung ist in zwey Theile abgetheilet. Der erste soll enthalten: Vorstellung der heutigen Politik. — Derselben Vergleichung mit der Politik der Alten. — Ihre Gebrechen. — Hindernisse, welche sie der Grösse eines Staats entgegen stellen. — Nach des V. Meinung ist keine gesunde Politik und keine vernünftige Kriegskunst in der Welt zu finden. Nichts ist seiner Aufmerksamkeit werth, als der vorübergehende Schwung, welchen der König von Preußen seinem Reiche zu geben gewußt hat. (Hierbey machen Uebersetzer und Herausgeber folgende wohl zu entbehrende Anmerkungen: „Dieses Beywort dürfte seit der Polnischen Theilung nicht passen. A. d. Ue. Und doch wer weiß? A. d. H.) Nach vielen Deklamiren wider den schlechten Zustand der heutigen Politik sollte man sich von dem Verfasser einen Vorschlag zu einer besseren vermuthen, wenn er saget: „dieses leitet mich gerades Weges zur Untersuchung der besten und der zu Ausführung des Plans „einer grossen und gesunden Politik dienlichsten Regierungsform. — Doch will ich diese Frage nicht entscheiden.„ — Dieses ist ganz im französischen Geschmack. Der zweyte Theil begreift folgende Artickel: Abbildung der Kriegskunst vom Anfang der Welt. — Heutiger Zustand dieser Wissenschaft in Europa. — Ihre Vergleichung mit demjenigen, was sie sonsten war. — Wie nothwendig es sey, daß die Kriegsverfassung mit der politischen übereinkomme. — Gebrechen aller unserer Regierungen von dieser Seite. — Diese Artickel würden sehr interessant

für die Kriegswissenschaft seyn, wenn sie gehörig ausgearbeitet wären, so aber ist die Ausarbeitung flüchtig, und hat viel unrichtige und manche widersprechende Stellen. Wir wollen ein Paar zum Beyspiel anführen: — „Ein guter Major,„ sagt der V. p. 91. „würde heut zu Tage die Gefechte bey Leuktra und Mantinea gleich den Epaminondas ausführen.„ — Es ist möglich, daß es geschickte Majors giebt, unter denen, wenn sie die Gründe der Stellungskunst und der Truppen Bewegungen nach Art der Alten studireten, sich ein Epaminondas finden könnte. Vielleicht ist es nicht ohne Exempel, daß durch geschickte Majors Schlachten in neuern Zeiten sind gewonnen worden. Erfodert denn, eine Schlacht zu gewinnen, mehr Einsichten, als das Kriegswesen und die Stellungskunst der ganzen französischen Armee zu verbessern und zu reformiren? Welches, wie bekannt, auch durch einen Major geschehen ist. Aber da man, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, unter einen guten Major gemeiniglich nur einen Mann verstehet, der sein drey Mann hohes Bataillon gut exerciret, und alle Evolutions mit selbigen auf das beste zu machen weiß; so nehme man diesen, und setze ihn an der Spitze auf thebanisch exercirter und bewaffneter Soldaten, so wird er, wenn ihm dieser Dienst unbekannt ist, nichts mit seinen thebanischen Soldaten ausrichten können. — Das Urtheil, welches der V. (p. 89) von der Preußischen Mannszucht fället, scheinet dem, was er vorher davon gesaget, zu widersprechen, und in dem Vergleich, welchen der Verfasser mit der Preußischen und Römischen Mannszucht machet, zeiget er sehr wenig Kenntnisse von der Preussischen, und vielleicht eben so wenig von der römischen Disciplin. — Er saget von der Preussischen Armee, „daß sie mehr, als jede andere, aus einem Haufen Fremdlinge, Landläufer und Zweygroschenknechten bestehe, welche die Noth oder Wankelmuth zur Trommel führet, und nur die Mannszucht dabey erhält.„ Bald hernach saget er: „Die Preußische Mannszucht ist in Betracht der Römischen nichts, als eine Reihe äusserlicher Formalitäten und kleinfügigen Ausübungen.„ Und doch bey aller der Römischen Mannszucht, die der V. so sehr rühmet, revoltirte die ganze Armee unter dem Burgermeister Appius, ließ ihren General im Stich, und lief nach Rom, eben so, wie ein grosser Theil der Römischen Armee unter dem Scipio aufrührisch davon lief, und dieses sind nicht die einzigen Exempel von Aufruhr und Unordnung. Welche Geschichte

schichte kann aber von der Preußischen Armee ein gleiches Beyspiel aufweisen? Also erhält die Preußische in kleinfügigen Ausübungen bestehende Mannszucht Leute, die der Verf. Fremdlinge und Landläufer nennt, bey ihren Fahnen und zu ihrer Schuldigkeit, und unter der Römischen Mannszucht, welche allen zum Modell dienen soll, sehen wir ganze Armeen von patriotischen Landeskindern aufrührisch auseinander laufen; und doch soll diese so weit erhaben über jene seyn. — Aber so gehts mit den französischen blendenden und doch so seichten Raisonnemens, die unsere lieben Landsleute so gern übersetzen, und sich für wichtige dreist gesagte Wahrheiten aufbürden lassen:

O.

Beyträge zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763, mit Plans und Charten. 1. Stück. Von J. G. Tielke, Churfürstl. Sächs. Artilleriehauptmann. Freyberg, 1775. 20 Bogen in 4.

Auf dieses Werk ist, wie bekannt, schon vor einiger Zeit pränumeriret worden. Der Verfasser hat sich durch seinen Tractat von der Feldbefestigung dem Militair bereits auf eine vortheilhafte Art bekannt gemacht; und in gegenwärtigen Beyträgen zeiget derselbe viel Kenntnisse in der Kriegskunst und eine gute Beurtheilung.

In dem Vorbericht giebt der V. den Plan, nach welchem er sein Werk ausgearbeitet hat. Die Ursachen, welche er anführet, warum eine Privatperson nicht eine zusammenhängende Geschichte von dem letzteren Kriege schreiben könne? finden wir so bescheiden als richtig, und man muß ihm darinn beyfallen, daß einzelne getreu erzehlte Vorfälle so wohl gute Materialien zur Geschichte dieses Feldzuges geben, als auch für das Militair lehrreich seyn können, wenn sie von einem geschickten Augenzeugen sind aufgezeichnet worden. Der V. verspricht nach den Entwurf, welchen er sich bey Ausarbeitung seines Werkes setzet, von jeder Begebenheit die Ursache des Ausganges zu entwickeln, aus derselben Regeln und Bemerkungen für die Kriegskunst zu ziehen, einen Theil von dieser Wissenschaft in jedem Beytrag, in so fern er mit dem beschriebenen Fall in Verbindung

stehet, abzuhandeln, und unpartheyisch darüber zu urtheilen. Vornemlich will der V. die Lehre von Vertheidigung und Angriff verschanzter und unverschanzter Läger in gegenwärtiger Arbeit abhandeln, wodurch dieselbe also einige Verbindung mit seinem Tractat von der Feldbefestigung erhält.

Diesem Entwurf gemäß, werden wir also in diesen Beyträgen einzelne Begebenheiten, ohne daß sich der V. an die Ordnung der Zeit bindet, von dem Feldzuge 1756 erzehlet finden. Daher enthält auch dieses erste Stück nicht einen Vorfall, welcher sich bey Eröffnung des Feldzuges von 56 zugetragen, sondern eine Erzehlung des Treffens bey Maxen von 1759. Das erste Stück dieses Beytrages ist in vier Abschnitte eingetheilet. Der erste enthält die Relation des Verfassers von diesem Treffen, wobey er ein Augenzeuge gewesen; diesem Berichte füget er den Kaiserlichen, den von der Reichsarmee und den Preußischen bey. Im zweyten Abschnitt zeiget der Verfasser, wie man die Profile einer gebürgichten Gegend aufnehmen soll. Im dritten handelt er von Vertheidigung und Angriff der unverschanzten Höhen, und im vierten bemühet er sich, zu zeigen, wie sich der Posten bey Maxen gegen alle ihn angreiffende Corps hätte vertheidigen können.

Die Beschreibung des Treffens bey Maxen ist deutlich und unpartheyisch, und wir finden sie mit den Preußischen Relationen und Plans von diesem Treffen in den meisten Umständen übereinstimmend. Es wird demjenigen, was der Verfasser (p. 17) von dem Angriff, der von diesem Treffen entschied, saget, mehr Licht geben, und den Bericht lehrreicher machen, wenn wir dabey bemerken, daß durch den Angriff der Kaiserlichen die Bataillons Grabo und Zastrow, welche auf den Höhen vor Maxen in der Mitte der Schlachtordnung stunden, zuerst über den Haufen geworfen wurden. Der General Fink hatte die Würtembergischen Dragoner hinter dieselben zur Unterstützung gestellet. Er befahl ihnen, auf die Oesterreichischen Grenadier einzuhauen. — Der Angriff aber lief fruchtlos ab, da ihr Anführer gleich anfänglich hart verwundet wurde. Der Feind warf sich in die Oeffnung zwischen beyde Flügel, drang in das Dorf Maxen, schnitte dadurch die Grenad. Bataillons Billerbeck und Benkendorf von dem Bataillon Fink und dem Grenadierbataillon von Kleist ab, wodurch der Handel so mißlich wurde, daß, wenn das Grenadier-

nadierbataillon Willomey und Regiment Rebentisch nicht zu rechter Zeit angekommen wären, und den Rückzug dieser beyden Flügel gedecket hätten, sie sich schwerlich hinter Schmorsdorf würden haben setzen können. Der Verf. selbst mag für die Gewißheit der Anekdoten stehen, welche er seinem Berichte von dem Treffen bey Maxen beygefüget hat, und welche besondere Befehle des Königes an den General Fink enthalten, nebst einige Umstände, so diesem General in dem Verhör Verantwortung zugezogen haben sollen. Indessen können wir nicht unbemerkt lassen, daß das bescheidene Urtheil über das Verfahren des Generals Fink dem Verf. Ehre machet. Er scheinet hingegen nicht zufrieden zu seyn, daß der General Wundsch den General Fink so wenig mit seinem ganzen Corps unterstützet, als ihm die zwey Bat. Münchow, welche der General Fink von ihm soll verlangt haben, geschicket habe. Das erstere würde der General Wundsch vielleicht lieber gethan haben, als etwas von seinem Corps zu detachiren. Wir können nicht für die Gewißheit des Befehles stehen, welchen der Gen. Wundsch, nach des Verf. Meynung, soll erhalten haben. Wir wissen aber, daß dieser General zu derselben Zeit, als die Oesterreicher die Höhen von Hausdorf angriffen, dem General Fink melden ließ, daß die Reichsarmee gegen Dohna in vollem Marsch sey, und daß er deshalb das Regiment Cassel aus der Stadt gezogen habe, und nur die Zugänge mit den Freybataillons besetzen lassen, welche er mit denen bey sich habenden Infanteriebataillons unterstützte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der General Fink, nach dieser erhaltenen Nachricht, noch ferner darauf bestanden habe, das Corps des Gen. Wundsch zu schwächen. — Die Berichte von den verschiedenen Armeen, welche von dem Treffen bey Maxen bekannt sind, und die der Verf. dem seinigen beygefüget, stimmen mit dem Bericht, welchen er als ein Augenzeuge von dieser Begebenheit gegeben hat, überein. Vielleicht würde mancher Leser, welcher die Anzahl der Kaiserl. mit der Grösse des Schlachtfeldes bey Maxen vergleichen wollte, den Umstand aus der kaiserlichen Relation nutzen können, (p. 31) daß die Oesterreicher, als sie die Höhen von Maxen gewonnen, ihre Armee in zwey Treffen gestellet haben, welche man nur im 2ten Plan des V. in Lit. L. in einer Linie formirt findet. Auch finden wir nicht in dieser Stellung des Gen. Dauns die kaiserlichen Truppen gezeichnet, welche sich über Mühlbach in die

linke Flanke der Preussen formirten, welche vieles dazu beytrugen, daß die Preussischen Truppen nicht das Schlachtfeld bey Maxen behaupten konnten.

Die Abhandlung, wie die Profile einer Gegend aufzunehmen sind, und welche den zweyten Abschnitt dieses Werkes ausmachet, ist ein in manchen Stücken brauchbarer Beytrag zur Stellungskunst. Die Manier, welche der Verfasser giebt, um die Profile der Höhen und Gründe mit ihren Abdachungswinkeln nach dem Augenmaaß aufzunehmen, erfordert viel Uebung, und ist nichts desto weniger vielen Fehlern unterworfen, denn das Schätzen der Abdachungswinkel muß nach einer Perpendikularlinie geschehen, die man sich in Gedanken vorstellet, welches man nicht nöthig hat, wenn man die Lagen der Oerter auf dem Horizont gegen einander schätzet. Ferner ist es fast nicht möglich, bey dem Herauf- und Herabsteigen der Berge die Schritte gleich groß zu machen. Die Geometrie giebt Mittel genug an die Hand, durch Stäbe und Formirung ähnlicher Dreyecke die Abdachungen und Tiefen zu messen, wenn die Weiten zweyer Höhen, welche die Gründe formiren, bekannt sind. Und diesen Weg wollten wir lieber anrathen. Ferner zeiget der Verf. in dieser Abhandlung die Würkung, welche die Schüsse zur Vertheydigung der Anhöhen nach Beschaffenheit der Abdachungswinkel und der Richtungslinien des Geschützes thun können. Diese Untersuchung enthält viel Lehrreiches zur Stellungskunst des groben Geschützes, und sie ist auch der Aufmerksamkeit jedes Officiers von der Infanterie werth, dem ein Posten in einer gebürgichten Gegend zu vertheidigen oder anzugreifen aufgetragen wird. Die Zeichnungen von solchen Profilen geben sehr deutliche Begriffe von einzelnen nicht sehr weit ausgedehnten Theilen eines Schlachtfeldes, und von der Beschaffenheit eines Postens, nicht aber von einem ganzen Schlachtfelde, zumal in gebürgichten Gegenden, wo sich die Profile fast auf jede 50 Schritte abändern, und die Abdachung der Höhen und Gründe in kurzen Zwischenweiten verschieden sind. Ein geschickter Zeichner weiß die Hauptveränderungen der Profile einer Gegend auch in einem Plattriß so vor Augen zu legen, daß man durch einen Blick von dem Verhältniß der Höhen gegen einander, die sich auf einem Schlachtfelde befinden, einen deutlichen Begriff bekommen kann.

Im

Im dritten Abschnitt giebet der V. Regeln zum Angriff und Vertheidigung der Anhöhen, und zeiget, wie man dabey von den verschiedenen Arten der Truppen Gebrauch machen soll, als: vom leichten Fußvolk und Freywilligen, vom regulairen Fußvolk, von der leichten Reuterey, von der schweren Reuterey, und wie das schwere Geschütz bey Angriff und Vertheidigung der Anhöhen zu gebrauchen ist. Man findet in dieser Abhandlung ganz gute und der Natur der Sache angemessene Regeln. Z. B. bey Vertheidigung der Anhöhen das leichte Fußvolk auf den Abhang zu stellen, und es mit dem regulairen, welches auf der höchsten Höhe stehen soll, zu unterstützen; daß man bey Angriff der Anhöhen sich nicht lange mit schiessen aufhalten, sondern mit dem Bajonet angreifen soll, u. d. gl. mehr. Wenn der Verf. der Cavallerie bey unserer heutigen Stellungsart viele Vortheile gegen die Infanterie zuschreibet, (p. 75) und glaubet, daß die Infanterie gemeiniglich über den Haufen geworfen wird, wenn es der Cavallerie ein rechter Ernst ist, so glauben wir, daß, so wenig auch diese Gedanken nach dem Geschmack vieler Infanteristen seyn mögen, sie sich doch darüber mit dem Hrn. Verf. vergleichen würden, wenn es demselben zu sagen gefiele, daß die Reuterey viel ausrichten könne, wenn Mann und Pferd von einerley guten Willen sind. Bey Stellung der Artillerie schläget der Verfasser hauptsächlich vor, dieselbe lieber in wenige und starke Batterien als in viele und kleinere längst der Fronte zu vertheilen. Da sich die Stellung und Vertheilung der Artillerie nach den Absichten und Bewegungen, welche der commandirende General machen will, richten muß, so kann die Regel des Verfassers in einigen Fällen statt finden. Ob aber die Rechnung des V. richtig sey, nach welcher er glaubet, daß eine gleiche Anzahl Geschütz in 3 Batterien zusammen gestellet, so viel Schaden verursache, als wenn diese Anzahl Geschütz in kleineren Batterien längst der ganzen Fronte vertheilet wäre, dieses bedarf, zumahlen bey der geringen Höhe unserer heutigen Stellungsart, einer näheren Untersuchung, welche aber die Gränzen einer Recension überschreiten würde. Das, was der V. von dem Nutzen der reitenden Artillerie saget, ist völlig gegründet. Schon der Churfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm der Grosse bediente sich derselben in seinen Feldzügen; wir können aber den V. versichern, daß die Preussen in neueren Zeiten niemals bey ihrer Cavallerie 18 pfündige

Canonen mit geführt haben. (p. 91.) Ueber die gute Würkung der Haubitzgranaten, wenn sie unter die Cavallerie geworfen werden, sind wir mit dem Verf. völlig einerley Meinung. Hingegen zweifeln wir, daß die Brandkugeln aus Haubitzen geworffen, nach des Verf. Meinung, unter der Cavallerie mehr Schaden als die Granaten verursachen sollten. Die Stücken der Granate werden in einer weit grösseren Peripherie, wenn sie crepiret, umher geworfen, als sich das Feuer einer Brandkugel verbreiten kan. Die Granate kan weiter als die Brandkugel geworfen werden, und ist die Brandkugel länglich rund, so kan sie auch nicht aufprellen, welches aber eine Granate thut, und dadurch zugleich die Wirkung einer Canonenkugel erhält, anderer Vorzüge nicht zu gedenken.

Die vierte und letzte Abhandlung, worinn der Verf. drey Stellungsarten vorschläget, wodurch er glaubet, daß der Posten bey Maxen sich gegen alle ihm angreifende Corps hätte vertheidigen können, ist, der Ueberschrift nach, für einen Militair die interessanteste, und wird seine Aufmerksamkeit am mehresten auf sich ziehen, und deshalb verdienet sie eine nähere Beleuchtung. Nach der Ueberschrift ist zu glauben, daß der Verfasser so viel angreifende Corps annimmt, als sich bey dem Angriffe des Finkischen Corps befanden. Wie bekannt, so waren deren drey: eins unter dem General Daun, das zweyte unter dem General Brentano, und das dritte war die Reichsarmee. Bey allen Angriffen, welche der Verfasser auf seine Stellungen supponiret, finden wir aber nur zwey Corps, und das dritte, welches man in der Stelle der Reichsarmee hinter dem Defile der Müglitz sich vermuthen kan, würde in dem Entwurf des Verf. den Rückzug über Glaßhütte vereiteln. Der Leser vermuthet vielleicht auch mehr, als einen Entwurf zur Vertheidigung des Postens bey Maxen in dieser Abhandlung zu finden, und doch ist es nur einer, welcher diese Absicht erfüllet, die andern beyden haben die Vertheidigung des Postens bey Reinhartsgrimme zum Vorwurf, und zwischen den Vertheidigungsanstalten des Postens bey Reinhartsgrimme und dem bey Maxen, ist ein großer Unterschied in aller Absicht zu machen. In diesen beyden Fällen entspricht also die Ausführung nicht den Bedingungen der Ueberschrift von dieser Abhandlung. Wir kommen zu den Stellungen selbst. Die erste Stellung, welche der Verfasser, um sich gegen alle angreifende Corps zu vertheidigen, vorschlä-

schläget, ist bey Reinhartsgrimme. Den rechten Flügel se=
tzet er an das Defile, worinn das grimmische Wasser fließet,
vor diesen Flügel lieget der Länge nach das Dorf, dieser
Flügel stehet auf einen ziemlich eingeschränkten Boden, und
ist dem feindlichen Geschütz jenseit dem Defile sehr ausge=
setzet, welches die Batterie Nro. 10. bald wird zum Schwei=
gen bringen. Der linke Flügel der Infanterie stehet an
einer übersehenden Höhe, worauf eine Batterie aufgeführet
ist. Die Cavallerie stehet jenseit der Höhe, und nimmt von
der Batterie an eine Strecke von 1200 Schritt ein; ihr
Flügel stehet frey, und soll vermuthlich von der Batterie
auf der Höhe gedecket werden. 2500 Schritt vor der Fronte
dieser Stellung liegt ein Grund, welcher mit dem Grunde,
worinn Reinhartsgrimme lieget, Gemeinschaft hat, und
der in den Rücken der Cavallerie des linken Flügels führet.
Wenn Truppen durch diesen Grund geschicket werden, so
können sie den Rückzug über Cunnersdorf sehr schwer ma=
chen. Doch von diesem Grund, welcher im 3ten Plan mit
Numro 2 bezeichnet ist, glaubet der Verfasser, daß der Feind
ihn nicht passiren wird. Die Ursach hat er uns ver=
schwiegen, ob er gleich für eben diesen Grund in seiner
zweyten Stellung sehr besorget ist, (p. 116) daß der Feind
sich selbigen zu seinem Vortheil bedienen könnte, und wir
glauben, daß er denselben wirklich ebenfalls nutzen werde,
um so wohl die an der Luft gestützte Cavallerie des linken
Flügels dieser Stellung zu ängstigen, als auch das Corps,
welches sich nach des Verfassers Meinung über Cunners=
dorf und Glaßhütte zurück ziehen soll, anzuzwacken. Der
Verfasser saget uns nicht, was sein Corps thun soll, im Fall
es bey Glashütte die Reichsarmee anträfe, und ein Theil
von dem Corps, welches durch Reinhartsgrimme oder durch
den Grund Numro 2, gegangen, bey Lüchau gestellet fände.
Im Rücken dieser Stellung lieget der Reinhartsgrimmer
Wald, durch welchen der Verf. den Angrif eines feindli=
chen Corps vermuthet. Diese Stellung ist eben nicht die=
jenige, welche wir denen, die sich in der Stellungskunst üben
wollen, zum Muster vorschlagen möchten.

Wir ziehen die zweyte Stellung, welche der Verfasser
bey Reinhartsgrimme nimmt, billig der ersteren vor. Der
rechte Flügel stehet auf der Höhe, wo in der ersten Stellung
der linke stand, und lehnet sich an den Reinhartsgrimmer
Wald und an einen Grund, welcher im Rücken dieser Stel=
lung fortgehet. Der linke Flügel stehet an den Grund, der

in voriger Stellung vor der Fronte lag, die Batterien sind auf die Flügel und in die Mitte vertheilt, so daß sie das Schlachtfeld bestreichen, Reinhartsgrimme lieget 1500 Schritt vor der Fronte. Die Cavallerie stehet mehrentheils in der Mitte, weil sie daselbst am besten fechten kan, sie ist mit Infanterie unterstützet, und auf die Flügel der Infanterie im zweyten Treffen, ist der Rest der Cavallerie vertheilet. Diese Stellung verdienet die Aufmerksamkeit aller lehrbegierigen Militairs. Man siehet mit Vergnügen in dieser Stellungsordnung jede Art Truppen auf den Boden gestellet, welcher für sie zum Fechten am bequemsten ist, eine Bewaffnung unterstützet gehörig die andere, und die Artillerie ist geschickt vertheilet. Der Verfasser schläget den Rückzug wieder über das Defile von Glaßhütte vor, da man aber immer in dem Fall, worinn sich das Finkische Corps befand, die Reichsarmee jenseit dem Müglitz Defile finden würde, so wäre der Rückzug über Glaßhütte alsdann nicht practicabel, daher würde es zur Sicherheit dieses Rückzuges viel beytragen, wenn man den kleinen Luchauer Berg besetzte, dieser Posten wird sowohl dem Feinde das Defiliren aus dem Grunde, welcher auf den linken Flügel lieget, hindern, als auch den Rückzug dieses Corps über Luchau decken, von da man sich in den Milchgrund am Kohlberg ziehen, und bey Schmiedeberg dreyviertel Meile von Luchau über die Weiseritz gehen könnte.

Die dritte Stellung, welche der Verf., um sich gegen alle angreifende Corps zu vertheidigen, vorschläget, ist nun eigentlich in der Gegend von Maxen. Wir können nicht unbemerkt lassen, daß der Verf. gleich zu Anfang dieser Entwürfe seinem Leser den Argwohn benimmt, als wenn er durch seine vorgeschlagene Stellungen das Verfahren des General Finks bey Maxen zu tadeln suche. Wir zweifeln auch daran keinesweges, und man würde ungerecht seyn, wenn man dieses von der Absicht des Verf. argwöhnen wollte; denn seine beyden ersten Stellungen sind nicht bey Maxen, und in der dritten, so wie in allen übrigen, nimmt er das Corps viel stärker an, als das Finksche war, wovon der General Wundsch detachiret wurde, und der General Fink mußte ebenfalls seine Stellung so nehmen, daß er mit den Posten bey Dohna die Gemeinschaft erhielt, worauf der Verf. aber in seiner Stellung bey Maxen nicht Rücksicht nimmt. Diese Umstände machen also einen Unterschied zwischen der Verfassung, worinn sich der General Fink befand,

stand, und der, worinn sich das Corps, das der Verf. angenommen hat, befindet. Wir können auch versichern, daß der General Fink, als er angegriffen wurde, die Wichtigkeit des Postens auf den Haußdorfer Höhen einsahe, und auf selbigen seinen linken Flügel stellen, den rechten aber, um die Gemeinschaft mit Dohna zu erhalten, gegen Drohnitz und Witzendorf ausdehnen wollte, allein da er hierzu nicht Truppen genug hatte, so mußte er von diesem Entwurfe abstehen. Der Verf. urtheilet sehr richtig und mit vieler Präcision von dem Boden bey Maxen, er hält die Anhöhe bey Haußdorf für den Schlüssel seiner ganzen Stellung, (p. 123.) Wir empfehlen denjenigen, welche sich in der Stellungskunst üben wollen, auf diese Stelle aufmerksam zu seyn, und dieselbe zum beständigen Augenmerk bey dem Rückzug des Corps zu nehmen, welcher durch Behauptung dieses Postens, durch den Reinhartsgrimmer Wald über Cunnersdorf gegen Luchau, wenn das Defile der Müglitz auch als besetzt angenommen wird, kan möglich gemacht werden. Die Stellung selbst ist auch der Absicht des Verfassers in Ansehung des vorgeschlagenen Rückzuges völlig angemessen. Vielleicht würde man besser thun, die Flanke der Cavallerie, welche im 3ten Plan mit N gezeichnet ist, nicht so nahe an den Reinhartsgrimmer Wald zu setzen.

Dem Werke sind 4 Plans beygefügt, wovon der zweyte einen Abriß der Gegend von Dippoldswalde bis Dohna giebet. Man siehet wohl, daß der Verf. sich alle Mühe gegeben, die kleinsten Veränderungen in dieser Gegend zu bemerken. Es fehlet aber demselben an vielen Orten an der Deutlichkeit, welche man in jetzigen Zeiten von dergleichen Arbeiten fodert, besonders in Zeichnung der Gründe. Viele Höhen sind auch sehr steif radiret, und der Verf. beschweret sich selbst über den Kupferstecher daß er oft in der Haltung der Höhen gefehlet, und die übersehenden nicht deutlich ausgezeichnet hat. Wir wollen also die Undeutlichkeiten in diesem Plan eher dem Kupferstecher als dem Zeichner zuschreiben. Es sind einige Plans von dem Feldzuge der Verbundenen, unter Aufsicht des General Bauers, in Kupfer gestochen worden, welche man, was die Zeichnung anbetrift wohl, als ein Muster zu solchen Situationsplans vorschlagen kan.

Da dieses eben abgedruckt werden soll, erhalten wir von diesem Werke schon

Die

Die zweyte Auflage. Freyberg, bey Barthel, 1776.

welche, ausser 1/2 Bogen Verbesserungen, (welche den Besitzern der 1sten Auflage umsonst gegeben werden) eben so, wie die erste, und auf schönerm Papier gedruckt ist.

Instruction que le Roi de France à fait expedier pour regler provisoirement l'Excercice des ses Troupes d' Infanterie, du 11 Juin 1774 imprimé sur l'Original. A Francfort sur le Meyn, chez François Varrentrapp. 1775. 8.

Instruction que le Roi de France a fait expedier pour regler provisoirement l' Execrcice de ses Troupes d'Infanterie du 30 Mai 1775. A Metz, chetz Iean Baptiste Collignon, Imprimeur libraire a la Bible d'Or. 1775. 8.

Die neueste Ausgabe enthält einige Veränderungen und Zusätze, die Sr. Majestät der König von Frankreich zu machen für gut befunden haben. Man kan das ganze Werk als ein sehr vollständige und als die beste Tactic ansehen, die wir haben. Indessen ist freylich einem deutschen Soldaten nicht alles neu, vielmehr sind viele der hier vorgeschriebenen Sätze schon bey deutschen Armeen ausgeübet worden. Es ist in 18 Titel und jeder Titel in besondere Artikel eingetheilt.

Der erste Titel betrifft die Berufung der Officiers, Unterofficiers und gemeinen Soldaten. Die Staabsofficiers und Adjutanten sollen blos einen Degen haben. Die übrigen Officiers haben, ausser den Degen, Gewehre mit Bajonetten und Cartouschtaschen. Die Unterofficiers und Grenadiers Gewehr mit Bajonetten und Säbel, die Musquetiers bloß Flinten mit Bajonetten, aber keine Säbel. Die Tambours tragen Säbel.

Im zweyten Titel wird bestimmt, was ein jeder Officier und Unterofficier wissen soll. Die Handgriffe, welche die Officiers und Unterofficiers mit dem Gewehr machen sollen, werden festgesetzt, und wie es bey dem Salutiren mit dem Gewehr, und beym Tragen und Salutiren mit der Fahne gehalten werden soll.

Ein

Ein jeder, der zum Officier vorgeschlagen wird, soll nicht eher diesen Posten erhalten, als bis er zwey Monath als Gemeiner, zwey Monath als Corporal, und zwey Monat als Sergeant alle diesen Posten aufliegende Pflichten erfüllt hat. Findet der Commandeur des Regiments nach Verfließung dieser Zeit, daß er die hinlänglichen Kenntnisse hat, so kan er ihn in seinen Posten einsetzen.

Dritter Titel. Von der Ausbildung junger angeworbener Soldaten. Bey jedem Regiment soll eine Schule zur Unterweisung und Dressirung, sowol für Officiers, als Unterofficiers und gemeine Soldaten, angelegt werden. Der Commandeur soll einen Oberadjutanten (Aide Major) aussuchen, der unter der Aufsicht des Majors den Unterricht in dieser Schule übernimmt, und ihm von jedem Bataillon noch einen oder mehrere Officiers, wenns nöthig ist, zur Hülfe geben. Alle Recruten sollen in dieser Schule dressirt werden, so daß nach Verfliessung von 6 Wochen der gröste Theil in den Compagnien eingestellt werden kann.

Alle diejenigen, welche zum Officier vorgeschlagen werden sollen, müssen in dieser Schule den Dienst als gemeiner Corporal und Sergeant lernen; auch muß jeder Gemeiner, der zum Corporal, und jeder Corporal, der zum Sergeanten befördert werden soll, in dieser Schule das Commandiren lernen.

Ein jeder Soldat, er sey Unterofficier oder Gemeiner, wenn er drey Monath, oder länger, abwesend gewesen ist, wird wieder in diese Schule geschickt, und darinnen aufs neue in dem, was er vergessen hat, unterrichtet.

Ein jeder Officier, der drey Monat, oder länger, nicht beym Exerciren oder abwesend gewesen ist, soll in diese Schule geschickt, und von dem Commandeur des Regiments examinirt werden, ehe er wieder selbst zum Commando gelassen wird.

Die Staabsofficiers sollen bey den Uebungen in dieser Schule öfters gegenwärtig seyn; so bald aber ein oder mehrere Officiers exercirt werden sollen, welche älter sind, als derjenige, der die Schule unter sich hat, muß schlechterdings einer von den Stabsofficieren dabey seyn.

Der Unterricht in dieser Schule soll in drey Lections getheilt werden. In der ersten soll den Leuten bloß die Stellung des Leibes, die Wendungen, das Rechts- und Linkswerfen der Köpfe oder Augen, das Marschiren im Schul-

Schulschritt, (Pas d'ecole) davon ohngefehr 40 auf eine Minute gehen, und das Gewehrtragen gewiesen werden. Daben soll hauptsächlich darauf gesehen werden, daß der Soldat bey allen Stellungen und Bewegungen nichts Gezwungenes an sich behalte, sondern bloß der Natur folge.

Wenn der Recrut hierinn die gehörige Fertigkeit erhalten hat, so soll er in der zweyten Lection in dem gewöhnlichen Schritt, (Pas ordinaire) davon 70 auf eine Minute gehen, und in dem verdoppelt- oder verstärkten Schritt, (Pas redoublé) davon 120 auf eine Minute gerechnet werden, geübt werden. Sie werden in dieser Absicht bald rotten- bald gliederweise gestellt, und müssen bald vorwärts gerade aus, bald mit rechts- und linksum marschiren, und sich währendem Marschiren rechts und links ziehen, und die Schritte vergrössern und verkleinern lernen. Ferner werden ihnen die Handgriffe beym Laden gezeigt, welches durch zwölf Tempos bewerkstelligt wird; und wird ihnen gewiesen, wie sich jedes Gled beym Feuern zu verhalten hat. Das erste Glied fällt nieder, das zweyte zieht sich etwas rechts dem ersten, und das dritte noch etwas mehr rechts dem zweyten. Hierauf folgt das Gewehrpräsentiren, Strecken, Schultern, in Arm nehmen, Verdecken, Gewehr visitiren, Bojonet aufstecken ꝛc. Alle die dabey vorkommende Griffe, und ihre Ausführung auf jedem Commando wird ferner auf das deutlichste beschrieben.

In der dritten Lection wird das Geschwindeladen vorgenommen. Es wird ihnen gezeigt, wie sie sich glieder- und rottenweise, rechts und links schwenken sollen, auch müssen sie sich bald rechts, bald links richten lernen. Nachdem der Recrut dieses alles mit der größten Fertigkeit zu machen weiß, so kann er eingestellt werden.

Auch die Tambours sollen durch den Regimentstambour in allen Arten von Marschschlagen ꝛc. unterwiesen und fleissig geübt werden.

Vierter Titel. Wie jeder Capitain seine Compagnie exerciren soll. Der Capitain soll seine Compagnie allezeit selbst exerciren; und die höhern Staabsofficiers oder Commandeurs der Bataillons dabey gegenwärtig seyn. Jeder Officier, der seinen Troup nicht gut zu exerciren weiß, wird von dem Commandeur in die Schule geschickt, wo er es erst lernen muß. Die Ober- und Unteradjutanten (Aides-majors und Sous-aides-majors) sollen genau acht haben, daß alles so gemacht wird, wie es in dieser Vorschrift von

Sr. Maj. festgesetzt worden. Die Leute sollen allemal rechts sehen, ausser wenn der, so sie richten oder besehen will, vom linken Flügel kommt, da denn commandirt wird: Augen links. Wenn vorwärts marschirt wird, sollen die Compagnien, welche im Bataillon auf dem rechten Flügel stehen, die Köpfe links, und diejenigen, welche auf dem linken Flügel stehen, die Köpfe rechts haben. So bald die Compagnie auf dem Exercierplatz ankommt, läßt der Capitain die Glieder öffnen, und die Officier treten auf den Flügel eines jeden Gliedes, und richten es. Der Capitain läßt darauf die Compagnie einigemal hinter einander verschiedene Stellungen annehmen, damit sich die Leute hurtig richten lernen. In dieser Absicht nimmt er einige Mannschaften vom rechten oder linken Flügel des ersten Gliedes, und stellt sie in einer gewissen Linie, nach der sich denn die übrigen richten müssen. Hierauf läßt er das Gewehr präsentiren, und das Gewehr nach den Handgriffen mit Commando geschwinde laden, und feuern. Die Officiers geben dabey acht, daß alles auf das genaueste so gemacht wird, wie es den Leuten in der Exercierschule gezeigt worden, und ein jeder Soldat, der nicht damit fertig werden kann, wird in die Schule geschickt, wo er nachexerciren muß. Wenn dieß vorbey ist, so läßt er die Compagnie vor- und rückwärts, nach allen Arten von Schritten, marschiren, und sich bald rechts, bald links ziehen, mit Zügen ab- und wieder auf- und mit rechts- und linksum marschiren. Es wird aufs genaueste angezeigt, worauf alle Officier und Soldaten bey dieser Uebung ihr Hauptaugenmerk zu richten haben.

Im fünften Titel werden einige Manöver, die sich mit einer Compagnie machen lassen, etwas genauer auseinander gesetzt. Nemlich, wie sich eine Compagnie, die in einem Gliede vom rechten nach den linken Flügel rangirt ist, in drey Glieder, und aus dreyen Gliedern wieder ein Glied formiren soll; wie sich die Glieder auf der Stelle und im Marsch öffnen und schliessen sollen; wie der Contremarsch mit Zügen, das Abbrechen und wieder Aufmarschiren der Züge, das Verdoppeln der Glieder, um sechs Mann hoch zu stehen, und das Wiederformiren dreyer Glieder geschehen soll.

Der sechste Titel. Wie das Regiment formirt werden soll. Die Bataillons folgen vom rechten nach dem linken Flügel in der natürlichen Ordnung, nemlich: das erste, zweyte, dritte, vierte, und sollen allezeit drey Mann hoch

stehen. Die Bataillons sollen allezeit, sowol auf der Stelle als im Marschiren, 6 Taisen oder 18 Schritt Intervalle halten. Die Glieder bis auf einen Fuß, und die Rotten Arm an Arm geschlossen seyn.

Jedes Bataillon soll in zwey halbe Bataillons, in vier Divisions, und acht Pelotons eingetheilt werden. Jedes Peloton wird wieder in zwey Abschnitte zerfällt, davon der zweyte durch einen Corporal marquirt wird. Es wird angezeigt, wie die Staabs- und übrigen Officier, Unterofficier und Tambour eingetheilt werden. Die Compagnien sollen allezeit rechts rangirt seyn. Die Grenadiercompagnie steht auf dem rechten Flügel vom Bataillon. Das Ceremoniel bey der Parade eines Regiments und beym Vorbeymarschiren bey Revüen wird festgesetzt.

Der siebente Titel enthält die Vorschrift, nach der die Compagnien in Bataillon einrücken sollen; was der Capitain vorzunehmen hat, wenn er die Compagnien zusammen treten lassen; wie die Fahnen abgeholt, und beym Regiment und Bataillon empfangen werden sollen.

Der achte Titel bestimmt das Verhalten des Generals und Commandeurs der Regimenter und Bataillons und übrigen Officiers bey dem Marsch einer Colonne, die aus einigen Bataillons besteht, nach und auf dem Exercierplatz. Die Bataillons sollen allezeit mit Zügen, entweder rechts oder links, abmarschiren: Erlaubt es aber das Terrain nicht, so können sie auch mit rechts, oder links um abmarschiren, so bald es aber die Gegend verstattet, müssen sie gleich mit Zügen aufmarschiren lassen.

Der neunte Titel. Wie ein Regiment, oder eine Colonne, die mit Zügen rechts oder links abmarschirt ist, zwischen zwey gegebene Gesichtspuncte in Schlachtordnung aufmarschiren soll. Nachdem der commandirende General die Gesichtspuncte festgesetzet hat, welches jederzeit sehr kennbare und deutlich in die Augen fallende Gegenstände seyn müssen, so nimmt er zwey Adjutanten oder andere Officier, die die Zwischenpuncte suchen. Dieses geschieht nach der bekannten Methode, welche hier deutlich beschrieben wird. So bald diese gefunden worden, bleiben die Officier fest stehen, und wenn die Colonne rechts abmarschirt ist, so marschirt die Tete derselben gerade auf den Officier los, der dem Gesichtspunct vom linken Flügel am nächsten ist, und so, daß sie, so viel möglich, perpendicular auf der Linie zu stehen kommt, in der sie aufmarschiren soll. In einer Entfer-

fernung von ohngefehr 30 Schritt von diesem Officier läßt der Officier, der den ersten Zug führt, wenn es befohlen wird, das Gewehr anfassen, und den Zug so schwenken, daß der linke Flügel desselben dichte bey dem Officier vorbey streicht, der in der Linie steht, und der Zug perpendiculair auf der Linie zu stehen kommt, in der aufmarschirt werden soll. Er selbst tritt auf den linken Flügel des Zuges, commandirt Augen links, und marschirt alsdann gerade auf den Officier, der zwischen ihm den Gesichtspunct vom rechten Flügel steht, los, und hält sich mit diesen beyden Puncten auf das genaueste in einer geraden Linie. Eben so verhalten sich die Officiers, welche die übrigen Plotons führen, und wenn sie herumgeschwenkt haben, so nehmen sie die gehörige Distanz für ihrem Zuge. Stehen alle Züge endlich auf der Linie, in der aufmarschirt werden soll, so wird halt commandirt, mit Zügen links eingeschwenkt, und die ganze Linie gerichtet. Ist aber links abmarschirt worden, so treten die Officiers, welche Züge führen, auf den rechten Flügel des ersten Gliedes, und der Unterofficier, der gewöhnlich da steht, zurück ins dritte Glied.

Ausser dieser Art aufzumarschiren, wird noch eine andere angegeben, welche darinn besteht, daß ein Zug nach dem andern aufmarschirt. Z. B. Wenn eine Colonne rechts abmarschirt ist, und sie kommt mit der Tete beynahe auf dem Punct an, wo der rechte Flügel zu stehen kommen soll, so schwenkt sich der Zug, welcher die Tete hat, rechts, und der Commandeur führt es in der Linie, welche das ganze Treffen annehmen soll, und richtet es. Der zweyte Zug marschirt hinter diesem weg, und so bald er bey dem linken Flügel desselben vorbey ist, so schwenkt er rechts, und rückt neben demselben in der Linie ein, und so folgen die übrigen Züge nach einander.

Es wird ferner in diesem Titel gezeigt, wie zwey Colonnen, davon eine jede aus Bataillons aus dem ersten und zweyten Treffen besteht, in zwey Treffen zwischen zwey gegebene Gesichtspuncte aufmarschiren sollen. Endlich wird den Bataillons vorgeschrieben, wie sie weiter exerciren sollen, nachdem sie aufmarschirt sind.

Der zehnte Titel handelt von dem Marsch eines in Schlachtordnung stehenden Treffens mit gerader Front vor- oder rückwärts, oder vom Avanciren und Retiriren. Dieser Titel ist mit vieler Sorgfalt ausgearbeitet. Das Verhalten des höchsten bis zum niedrigsten Officier; des Un-

terofficiers und gemeiner Soldaten, damit die Linie beständig gut gerichtet bleibe, und kein Gedränge oder hin und wieder Oefnungen entstehen, bis auf alle Kleinigkeiten, deutlich auseinander gesetzt.

Der eilfte Titel betrift die verschiedenen Arten, wie ein Regiment ab- und wieder aufmarschiren kann und soll, und nach welchen Commandowörtern solches geschehen soll.

Der zwölfte Titel ist einer von den wichtigsten. Es werden darinnen die verschiedenen Arten angezeigt, nach denen eine Linie oder Treffen die Stellung oder Front verändern kann. Dabey werden folgende Sätze zum Grunde gelegt:

1) Wenn die Front dergestalt verändert werden soll, daß der linke Flügel zurück gezogen, und in dieser Absicht mit Zügen rechts geschwenkt wird, so müssen alle Züge mit rechts um abmarschiren, um in die neue Linie zu kommen.

2) Wenn die Front rechts, und dergestalt verändert werden soll, daß der linke Flügel des Treffens vorkommt, und in dieser Absicht mit Zügen rechts geschwenkt wird, so müssen hernach alle Züge mit links um abmarschiren, um in die neue Linie zu kommen.

3) Wenn die Front dergestalt rechts verändert werden soll, daß der rechte Flügel zurück gezogen, und in dieser Absicht mit Zügen links geschwenkt wird, so müssen hernach alle Züge mit links um abmarschiren, um in die neue Linie zu kommen.

4) Wenn die Linie dergestalt Front links machen soll, daß der rechte Flügel vorkommt, und in dieser Absicht links mit Zügen geschwenkt wird, so müssen hernach alle Züge mit rechts um abmarschiren, um in die neue Linie zu kommen.

und die Officier, welche Züge führen, müssen neben der ersten Rotte vom rechten Flügel treten, wenn mit rechts um, und neben der ersten Rotte vom linken Flügel, wenn mit links um abmarschirt wird. Nach diesen Grundsätzen wird nun gezeigt, wie sich die verschiedenen Schwenkungen oder Veränderungen der Stellung mit einem und mehrerern Treffen ausführen lassen, der Schwenkungspunct mag auf einen von den Flügeln, oder in der Mitte des Treffens liegen, und was ein jeder, vom höchsten bis zum niedrigsten

Sol-

Soldaten, zu beobachten hat, damit alles mit der größten Geschwindigkeit und ohne Verwirrung bewerkstelligt werden kann. Endlich wird auch gezeigt, wie eben diese Schwenkungen mit abgebrochenen Zügen, das ist, so gemacht werden können, daß nach und nach jeder Zug mit gerader Front in der neuen Linie einrückt.

Der dreyzehnte Titel, vom Deployiren. Dieses kann auf zweyerley Art geschehen: Entweder indem sich die Bataillons hinter einander in einer Colonne befinden, oder nachdem sich dieselben aus der Colonne herausgezogen, und mit dicht aufeinander geschlossenen Divisionen neben einander vorläufig in einer Linie gesetzt haben, so, daß jedes Bataillon für sich eine kleine Colonne macht. Beyde Arten werden durchgegangen, und gezeigt, was zur Ausführung derselben von Seiten des hohen und niedern Officiers und gemeinen Soldaten erfordert wird.

Der vierzehnte Titel. Wie sich eine Colonne oder ein Treffen zu verhalten hat, wenn sie über eine Brücke oder durch ein Defilee gehen, oder sich in demselben zurücke ziehen soll.

Der funfzehnte Titel. Vom Durchziehen des ersten Treffens durchs zweyte beym Retiriren.

Der sechzehnte Titel. Was bey einer Colonne auf dem Marsch zu beobachten, und welche Bequemlichkeiten dem Soldaten zur Erleichterung zugestanden werden können. Das sogenannte Wurfmanöver, wenn nemlich eine Colonne, so wie sie sich auf dem Marsch befindet, ohne daß die Züge ihre gehörige Distanz haben, in der Geschwindigkeit in einer gewissen Linie aufmarschiren kann, wird erklärt.

Der siebenzehnte Titel. Vom Feuern mit Pelotons, halben und ganzen Bataillons, sowol auf der Stelle, als im Avanciren und Retiriren. Die Pelotons sollen überspringen, nemlich das 1. 3. 5. 7. und hernach das 2. 4. 6. und 8. Doch wartet das 2te nicht so lange, bis alles durch ist, sondern der Officier commandirt: Peloton! so bald das erste wieder geladen hat. Beym Bataillonfeuer im Treffen springen die Bataillons auch über. Ausser diesem Feuer sollen auch die Bataillons geübt werden, um mit den beyden ersten Gliedern zu feuern. Dieß soll auf folgende Art geschehen: Das erste Glied schießt mit seinem eigenen Gewehr. Wenn das zweyte Glied abgeschossen hat, so giebt es sein Gewehr an das dritte, und nimmt dessen Gewehr. Das dritte Glied ladet dieses Gewehr, und giebt es wieder

an das zweyte, und so wechselsweise. Uebrigens schießt ein jeder Soldat bey diesem Feuer, so oft er kann, und wenn es aufhören soll, so läßt der Commandeur einen Wirbel schlagen.

Endlich soll jeder Soldat auch geübt werden, mit der Kugel nach einem gegebenen Ziele zu schiessen, welches nach und nach immer weiter entfernt wird.

Der achtzehnte Titel. Wie die Regimenter die Revüe vor einem Inspecteur oder Kriegscommissair passiren sollen.

Die verschiedenen Manövers, welche in diesem Werke als Beyspiele vorkommen, sind durch sehr deutliche und schön gestochene Kupfer erläutert. Und jedes Kupfer hat noch eine besondere Tafel, aus der alles erklärt wird, was zur deutlichen Einsicht derselben erfordert wird.

**Instruction, die der König von Frankreich ausfertigen lassen, um vorläufig das Exercitium seiner Infanterie darnach einzurichten. Vom 1: Jun. 1774. Gedruckt nach der Urkunde. Frankfurth am Mayn, bey Franz Varrentrapp, 1775. gr. 8.**

Die Uebersetzung ist schlecht; der Uebersetzer versteht nicht die militärische Sprache, und daher finden wir hier gar nicht das Männliche, Nachdrückliche und Lebhafte, welches in der Urkunde angetroffen wird; aber wörtliche und schaale Ausdrücke die Menge. Z. B. Um dem Rekruten die Stellung beyzubringen, heist es: On n'employera, pour y parvenir ni le moyen de la Planche, ni celui de la muraille, welches er so übersetzt: Um ihm seine Position beyzubringen, muß man weder die Mittel des Brets noch der Mauer gebrauchen.„ Bey den Commandoworten stolpert er am meisten. Z. B. Tete à gauche, tete à droite, übersetzt er: „Köpfe links! Köpfe rechts! Es heist aber Augen links! Augen rechts! Charchez vos armes! Lads Gewehr! — ist platt. Das Gewehr geladen! klingt militairischer. Eben so l' Arme à gauche! Schwenkts Gewehr! Soll heissen: Links schwenkts Gewehr zur Ladung. Bourrez! „Stoßt die Ladung!„ — ist schlecht. Es sollte entweder heissen; Ladestock im Lauf! oder angesetzt! Ouvrez la giberne! „Taschen auf„! Es muß heissen: Patrontasch auf! De pied ferme übersetzt er überall

„stehen;

„stehenden Fusses„ Da es doch auf der Stelle heissen muß. Marche de Fluri. „Marsch in der Flanke„ Nein! es muß heissen der Marsch mit rechts oder links um. Formation en Bataille, mettre en Bataille, übersetzt er: „Die Formirung in Bataille, in Bataille stellen„ Da es doch überall nichts weiter heißt, als Aufmarschiren.

Es wäre uns leicht, ein paar Bogen mit Schnitzern anzufüllen, wenn diese nicht schon hinreichend wären, von dem Werth der ganzen Uebersetzung ein richtiges Urtheil zu fällen.

## Abhandlung über die bey Anlegung der Mienen nöthige Theorie, worinn das Zuverlässigste unter dem Vorhandenen erklärt, durch berechnete Tabellen zur Ausübung bequem gemacht, und mit dem bisher Gebräuchlichen verglichen wird, nebst einem Vorbericht von einigen Belidorschen Schriften über die Fortification und Artillerie. Kopenhagen, 1774. 8.

Aus der Vorrede sehen wir, daß gegenwärtige Abhandlung blos den ersten Abschnitt einer ausführlichen Minierkunst enthält, die der V. ausarbeiten wollen, davon aber die letzten Abschnitte, wie der V. sagt: „aus gewissen dem Publiko gleichgültigen Ursachen vor der Hand nicht erscheinen werden. Von sich selbst gesteht der V., er habe niemals Mienen angelegt, noch springen gesehen; um daher dem gewöhnlichen Vorwurf einiger auf ihre praktische Kenntnisse stolzer Männer zu begegnen, führt er von S. 9 bis 13 die Schriften an, aus denen er seine Theorie gezogen. Sie beruht auf dem Satz, daß eine in einem gewissen Grund eingeschlossene Masse flüssiger elastischer Materie auf allen Seiten des Behältnisses einen gleich starken Druck ausübet. Man stelle sich nunmehr vor, eine bestimmte Menge Pulver sey in einer gleichartigen Erde in einer grossen Entfernung von irgend einer äussern Fläche eingeschlossen; so bald dieselbe angezündet wird, drückt die daraus erzeugte elastische Materie auf allen Seiten auf die sie umgebende Erde, und treibt sie überall bis auf eine gewisse Entfernung von dem Mittelpunkt so lange aus einander, bis der Widerstand der Elasticität dieser Materie das Gleichgewicht hält. Hierdurch entsteht denn der vom Belidor sogenannte Globe de Compression oder die Würkungskugel.

gel. Gesetzt nun in einer Entfernung, die geringer ist, als diejenige, auf der die Kraft des Pulvers die Erde aus einander treibt, oder als der Halbmesser der Würkungskugel, würde die Erde durch eine Fläche abgeschnitten, so wird dieselbe auf dieser Seite mit einer gewissen Geschwindigkeit weggeworfen, und es entsteht eine Hölung, welche der Minen Trichter ist. Die Würkungskugeln sollen sich und in eben dem Erdreich wie die Ladungen verhalten. Wenn dahero durch Versuche in verschiedenem Erdreich der Halbmesser der Würkungskugel für eine gewisse Ladung bestimmt worden, und es werden von diesen dreyen Stücken, nemlich 1) die kürzeste Widerstandslinie, 2) der Durchmesser des Trichters, 3) die Ladung, Zwey gegeben, so ist es leicht das Dritte zu finden. Denn die Ladungen verhalten sich alsdenn in eben dem Erdreich, wie die Würfel der Halbmesser der Würkungskugeln. Und das Quadrat des Halbmessers der Würkungskugel ist den Quadraten des Halbmessers, des Trichters und der kürzesten Widerstandslinie zusammen genommen, gleich. Nach diesen Grundsätzen berechnet der V. einige Tafeln für dreyerley Gattungen von Erdreich für die kürzesten Widerstandslinien von 5, 10, 15 und 20 Fuß, und führt Erfahrungen an, welche dieser Berechnung sehr günstig sind. Zuletzt untersucht er die Theorie verschiedener Schriftsteller, und macht seine Bemerkungen darüber. Ueberhaupt ist dieses kleine Werk sehr brauchbar, und wir sähen gerne, daß es vollendet würde.

Die Feldbefestigungs- oder Verschanzungskunst zum Gebrauche junger Officiers, Kadetten, Unteroffiziers und anderer Liebhaber entworfen und mit sechs Kupfertafeln erläutert von Lucas Voch, Ingenieur und Architekt, und der kaiserlichen Akademie freyer Künste und Wissenschaften Ehrenmitglied. Augsburg, bey Conrad Heinrich Stage, 1775. 8. 8 Bogen.

Wir dürfen uns in diesen aufgeklärten Zeiten über den Mangel an Anleitungen zur Feldbefestigungskunst eben nicht beschweren. Von Zeit zu Zeit finden sich immer gutgesinnte Leute, welche die Natur mit gesunden und starken Fingern ausgerüstet hat, die sie denn aus Menschens und

und Vaterlandsliebe anwenden, dieses Feld aufs neue um zuackern. Wenn wir indessen die Arbeiten eines Claivars und einiger wenigen andern ausnehmen, so sehen alle diese Anleitungen einander so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Indessen muß man damit zufrieden seyn, wenn es der V. nur gut meynt, und die Sache an sich selbst gut ist; und so ist es mit gegenwärtigem Werke beschaffen. Es werden gute Regeln und leichte Methoden angegeben, die bey der Feldbefestigungskunst vorkommenden Werke anzuordnen. Da es überdies den Vortheil eines wohlfeilen Preisses hat, so können wir einem Jeden, der Lust und Belieben dazu hat, versichern, daß ihm sein Geld nicht gereuen wird.

Q.

**Beyträge zum Kriegswesen, die Cavallerie betreffend, von Nicol. Jakob Holtermann, Hochfürstl. Hessischen Lieutenant. Göttingen, 1775. 8. 4 Bogen und 4 Kupfertafeln.**

Die Absicht des Verfassers in dieser kleinen Schrift ist ganz löblich, er suchet die Mathematik zu Berechnung der Manövers der Cavallerie anzuwenden. Es ist für einen Mathematiker, welcher zugleich den Kriegsdienst verstehet, eine nützliche Beschäftigung, wenn er dasjenige, was er täglich auf dem Exercierplatz ausüben siehet, nach geometrischer Schärfe beurtheilet und prüfet. Die Manövres der Cavallerie sind wegen der Bewegung der Pferde und den verschiedenen Geschwindigkeiten noch verwickelter, als die Manövres der Infanterie. Der V. theilet diesen Beytrag zum Kriegswesen in zwey Abschnitte. Im ersten handelt er vom Choc, und im zweyten von denen Seitenbewegungen der Cavallerie, wodurch sie zugleich vorwärts gehet. Die Gewalt des Chocs von einer Linie Cavallerie will der Verf. nach den Gesetzen der Mechanik vom Stoß der Körper berechnen. Hierinn irret er aber schlechterdings, weil er nicht bedenket, mit was für Körpern er zu thun hat. Mit welchem Theil des Körpers soll ein Pferd das andere in der Fronte über den Haufen rennen? Gewiß muß es zuerst mit dem Kopf an das Pferd des Gegners antreffen. Welches Pferd aber, wenn es nicht blind ist, wird sich mit aller Gewalt gegen den Kopf stossen? Nicht zu ge-

denken, daß die meisten Pferde in der Carriere die Nasen vorhalten, und also gewiß an einem sehr empfindlichen Theil zuerst den Stoß fühlen würden. Ehe wird ein Pferd einen Gegenstand über den Haufen rennen, der kleiner als das Pferd ist, und wo es mit der Brust gegen laufen kann. Eben daher kömmt es, daß der Choc, besonders auf Cavallerie, von seiner Geschwindigkeit verlieret, je näher das Pferd, welches läuffet, von dem, welches stehet, kommet, wie der V solches selbst bemerket hat (p. 34.). Die Reuter sind nicht allein Schuld daran, sondern das Pferd, welches die Gefahr, mit den Kopf anzulaufen, vorher siehet und fürchtet, lässet im Rennen nach. Die Ursach vom Nutzen des Chocs lieget wohl mehr im menschlichen Herzen, als in den Gesetzen der Mechanik. Und hat Cäsar darüber schon ganz vortreflich geurtheilet, als er den Pompejus tadelte, daß er bey Pharsal den Choc, ohne sich zu bewegen, abgewartet hätte. (Bell. Civil. L. III. Cap. 92.) Die Reitkunst, die Bewegungen der Pferde mit verschiedenen Geschwindigkeiten, sowohl auf ebenem Boden, als auch Berg auf und Berg ab, in gutem und in schlechtem Boden, können dem V. Stoff genug geben, durch Anwendung seiner Kenntnisse in der Mechanik, der Cavallerie und dem Militaire nützlich zu werden.

In dem zweyten Abschnitt zeiget Hr. Holtermann, wie eine Linie Cavallerie sich auf zweyerley Art schräge vorwärts ziehen kann. Er nennet diese Bewegung uneigentlich Deploiren. Man saget nicht von einer Linie, welche einmal in Front aufmarschiret stehet, und sich nach der Seite beweget, sie deploiret, sondern man saget nur, sie ziehet sich rechts oder links. Der V. berechnet geometrisch den Raum, welchen eine Linie Cavallerie von bestimmter Grösse zurückzulegen nöthig hat, wenn sie sich nach der angegebenen Art schräge vorwärts ziehen soll. Wir finden zwar nicht, daß der V. alle Theile, woraus dieser Raum bestehet, nach gehöriger Strenge zergliedert hat, z. E. so hat er den achtel Zirkelbogen, welchen das Pferd, wenn es von der Stelle gehet, und wenn es sich wieder in gerader Fronte setzet, machen muß, nicht in Rechnung gebracht; bey geometrischer Zergliederung des zu einem Manöver nöthigen Raums muß man aber auf alle Kleinigkeiten sehen. Man kann aber dennoch seine Bemühung loben, weil die Anwendung der Geometrie zur Stellungskunst eine sehr nützliche Unternehmung ist, und Schriften von dieser Art sind besonders

ders bey der Cavallerie seltene Erscheinungen. Wir empfehlen noch besonders dem V. die Berechnung der Zeit mit der Berechnung des Raumes zu verbinden, welches wegen den verschiedenen Geschwindigkeiten der Bewegungen der Pferde bey der Cavallerie besonders nöthig ist, und welche der V. zwar bey der gegenseitigen Cavallerie berechnet, aber bey denen beyden Manövres finden wir sie nicht angemerket. Um den Fehlern der beyden ersten Bewegungen abzuhelfen, schlägt der V. eine neue Art, nach welcher sich die Cavallerie schräge vorwärts ziehen kann, vor, welche geschwinder und sicherer ist. Die Züge schwenken, so daß sie senkrecht auf der schrägen Linie, nach welcher sie sich ziehen sollen, zu stehen kommen, marschiren alsdenn gerade aus, so weit als nöthig ist, und schwenken dann wieder ein. Der Verfasser berechnet den Raum und die Geschwindigkeit dieses Manövers nicht. Man hätte nach dem Entwurf seiner Arbeit solches wohl vermuthen sollen, und es wäre auch sehr nützlich gewesen, wenn er sie in Zahlen bestimmet und mit den ersteren gegen einander gehalten hätte; er würde dadurch dem Leser in Stand gesetzt haben, mit Gewißheit von den Unterschied der Geschwindigkeit seiner Manöuvres zu urtheilen. Man hätte auch noch hier die Zeit berechnen können, in welcher eine Linie Cavallerie sich schräge vorwärts ziehet, wenn sie diese Bewegung Rottenweiß mit rechts oder links um machet, und die Geschwindigkeit derselben mit der ersteren vergleichen.

Eine Anwendung der Mathematik zur Stellungkunst und Bewegungen der Cavallerie würde eine für die Kriegswissenschaft sehr nützliche Arbeit seyn. Ein solches Werk, wenn es mit gehöriger Schärfe ausgearbeitet wäre, würde sehr viel Licht und Gewißheit über diese Wissenschaft verbreiten, und wäre deßhalb wohl zu wünschen, wenn sich derselben ein im Kriegsdienst und mathematischen Wissenschaften kundiger Autor unterziehen wollte.

Ab.

Geschichte des gegenwärtigen Krieges zwischen Rußland, Pohlen und der Ottomannischen Pforte. Frankfurth und Leipzig, 1774. und 1775. 4. vom 29sten bis 36sten Theil.

Mit

Mit dem 35sten Theil endiget sich diese Geschichte des Krieges zwischen Rußland, Pohlen und der Ottomannischen Pforte. Das ganze Werk, wie bekannt, enthält gesammelte militairische Relationen und verschiedene andere Piecen, welche in diese Kriegshändel mit einschlagen. Die Ordnung und Einrichtung des Werkes ist, der im Diario Europeo, ein Werk, welches im vorigen Jahrhundert heraus kam, ähnlich. Der Verf. hat die Relationen von den Begebenheiten dieses Krieges nach den Datis gesammelt. Es wäre zu mehrerer Berichtigung der Vorfälle zu wünschen, daß dabey, der alte neue Stil zu bemerken, nicht so oft unterlassen wäre, weil daher öfters Verirrungen in Vergleichung der Begebenheiten entstehen können, und sich dergleichen auch wirklich in dem Werk selbst finden. Die Ordnung, welche ein Kriegsverständiger in dem Vortrag der Geschichte eines Feldzugs verlangen kan, trifft man eben nicht in diesem Werke an. Daß es aber manche brauchbare Materialien enthalte, welche bey einer militairischen Ausarbeitung der Geschichte dieses Krieges nützlich seyn können, diesen Werth kan man demselben nicht absprechen. Wir wollen den Innhalt desselben kürzlich anzeigen.

Der 29ste Theil (13 Bogen stark) enthält, was bey der Romanzowschen Armee auf beyden Ufern der Donau 1773. vorgefallen ist. Den Todt des Gen. Weißmanns. Den Proceß der Königsmörder des Königs von Pohlen. Kurze Nachrichten von der Rußischen Flotte in der Levante. Der 30ste Theil (von 12 Bogen) handelt im 1sten, 2ten, 4ten, 5ten und 7ten Capitel von den Pohlnischen Angelegenheiten, Manifesten und dergleichen. Im 6ten Capitel findet man einen Auszug aus der Schrift, welche den Titel führet: Untersuchung des Systems der Höfe von Petersburg und Berlin, in Ansehung der Zergliederung von Pohlen. Das 3te und 8te Capitel enthält die Expeditions der Generale Suwarow und Soltikow gegen die Türken, nebst den Bewegungen der Romanzowschen Armee und die Verrichtungen der Rußischen Flotte im Archipelago gegen das Ende des 1770sten Jahres. Der Kupferstich von der Theilung von Pohlen, welcher diesem Theile beygefüget ist, ist überflüßig. In dem 31sten Theile ist für einen Militair nichts Brauchbares enthalten. Auf 14 Bogen, welche diesen Theil ausmachen, findet man eine Uebersetzung der prophetischen Schrift von des heil. Methodius Offenbahrungen, welche im Jahr nach Christi Geburt

235 in seinem Gefängniß durch einen Engel gegeben worden, nach dem 1504 zu Basel gedruckten lateinischen Exemplar übesetzet; und damit sich der Leser recht daran erbauen könne, so hat Sebastian Brand diese Prophezeihungen mit 61 kleinen Kupferstichen erläutert. Wem also daran gelegen ist, zu wissen, daß Adam und Eva erst 30 Jahr nach dem Fall sich fleischlich vermischet haben, daß Alexander Völker bekrieget, welche Mäuse, unzeitige Geburten, und todte Körper gefressen, daß die Bischöffe Cameele gefressen haben, nebst vielen fürchterlichen Anweisungen von Gog und Magog, den werden diese Prophezeihungen mit ähnlichen Materien reichlich unterhalten. Der 32ste Theil (11 1/2 Bogen stark) enthält eine Fortsetzung der pohlnischen Händel, nebst einer Nachricht von dem Rebellen Pugatschew, und eine Relation von der Belagerung von Baruth, welche in Ausehung des Betragens und der Vertheidigung des Diezzar Bey interessant ist. Im 33sten Theil (von 12. Bogen) findet man weitere Nachricht von den Verhandlungen der Pohlnischen Delegation und von der neuen Regierungsform, ferner die Kriegsoperationen der Russen und Türken bis zum Friedensschluß. Bey diesem Theil sind zwey Plans, vom Uebergang der Russen über die Donau, Einsperrung von Silistria, und von der Affaire bey Kozlebezi. Diese Plans machen die Sache eben nicht deutlicher als eine ordinaire Karte. Im 18ten Theil dieser Kriegsgeschichte findet man schon zwey Plans von der Gegend auf beyden Seiten der Donau, welche fleißiger als die bey dem 33sten Theil ausgearbeitet sind. Der 34ste Theil ($10\frac{1}{2}$ Bogen,) enthält: den Friedenstractat mit Rußland und der Pforte; die Hinrichtung des Rebellen Pugatschew, und den fernern Verlauf der Pohlnischen Händel. Der 35ste Theil (11 Bogen stark) begreift die Endigung der Pohlnischen Reichstage und Conföderation, wie auch den Schluß des ganzen Werkes, welcher in einer politischen Anmerkung, worinn der Verf. untersuchet: ob der Friede von langer Dauer seyn wird; ferner in einer schuldigen Danksagung für den geneigten Leser, und in einer kurzen Abfertigung der Tadler, bestehet. Der 36ste Theil ist ein Register über den 25sten bis 35sten Theil dieser Geschichte, auf $6\frac{1}{2}$ Bogen.

O.

12) Finanz-

## 12) Finanzwissenschaft.

**Magazin der Regierungskunst, der Staats- und Landwirthschaft. Erstes Stück. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1775. gr. 8. 242 S.**

In dem Vorberichte wird drey bis viermal gesagt, daß die mehresten der Herren Verfasser und Sammler dieses Magazins in Staatsbedienungen stehen und mit Geschäften überhäuft sind. Wir lassen dies dahin gestellt seyn. Das erste Stück stellt auf 180 Seiten die Schilderung eines guten und großen Ministers dar; Sie ist ganz gut, aber das Ideal ist übertrieben, und die Schreibart ist ziemlich weitschweiffig und declamatorisch wie möglich. Bey jeder Eigenschaft die ein Minister besitzen, bey jedem Stücke der Geschäfte, die er übernehmen muß, wird aus der Lehre der allgemeinen Staatswirthschaft, oder sonst woher, ein und anderes eingeschaltet, das man zum Theil dem Leser wohl hätte zutrauen können, daß er selbst schon wisse. Etwas zum Beweise! — pag. 8. Ein Minister muß bestellt werden, weil der Fürst nicht alles allein thun kan; pag. 9. Er muß dem Fürsten treulich rathen, und verdient dagegen belohnt zu werden. pag. 19. Er muß sich dem Dienste des Staats aufopfern — — seine eigene Vortheile deshalb mit Vergnügen verachten und verabsäumen; er büßet seine Gesundheit darüber ein, und sieht die Folge davon, den unvermeidlichen Tod, ruhig und mit Vergnügen sich nähern. — — pag. 29. gehöret zu den Erfordernissen einer Staatsbedienung 1) der Wille des Fürsten, jemanden das Amt zu geben; 2) daß dieser darum gebethen oder es freywillig annehme; 3) daß das Amt dem Bedienten wirklich übergeben werde, und 4) ihm nach Gutbefinden des Fürsten genommen werden könne. — pag. 143. Resigniren kan der Minister nach folgendem Verse:

> Debilis ignarus, male conscius, irregularis,
> Quem mala plebs odit, dans scandala, cedere possit.

Aber die canonische Rechtsregel, woraus dieser Vers genommen ist, kan hier allein unmöglich zur Richtschnur dienen, da ein rechtschaffener Staatsbedienter noch viele andere Ursachen zur Resignation haben kann, eben daselbst. — —

2tes

2tes Stück, von der Art des Holzhiebes, die das Ausschleichen oder Auslichten genannt wird. Gleichfalls sehr weitschweifig. Zum Beweise dienen die Seiten 153 und 54. welche ganz wegbleiben konnten. Das Uebrige ist nicht neu, und ohne sonderliche Präcision. 3tes Stück, von Ansetzung der Colonisten. Freylich ist es nicht gut, wenn Landeskinder durch Bedrückung das Land verlassen, und man dagegen Fremde hinein ziehen muß. 4tes Stück, von den schädlichen Folgen einer zu großen Anzahl Soldaten, vornemlich im deutschen Reich. Bey weitem der beste Aufsatz, wohl geschrieben, und wahr, obgleich nicht neu. Etwas, das Deutschland besonders beträfe, haben wir nicht darinn gefunden. Die schädlichen Folgen einer zu großen auf den Beinen gehaltenen Kriegsmacht, welche hier angegeben werden, passen auf alle Reiche der Welt, wo europäische Staatswirthschaft und Militargrundsätze eingeführt sind oder werden.

## C.

### Etwas für das Fach der deutschen Staatsklugheit. Frankfurt und Leipzig, 1775. $13\frac{1}{2}$ Bogen. 8.

Der Verfasser dieser Carricatur, wie er seine Schrift zum öftern selbst nennt, (man hat aber Meister und Stümper in dieser Art Malerey) sagt: kein J. U. D, oder J. U. L. verlängere seinen kurzen Namen, auch sey er kein Minister oder etwas dem Aehnliches. Ich glaube es ihm: aber gewiß verdiente er auch, seiner Schrift wegen, keines von allen diesem. Bekannte Sachen werden, bald in einem Style, der dem Style Sterne's ähnlich seyn soll, bald in einem Regensburgischen Kanzleystyle, bald in einer andern Einkleidung, die mit einigen französischen und englischen Zierrathen bebrämt ist, — überhaupt in einem eckelhaften Tone vorgetragen. Er, der so oft von der Würde eines Deutschen redet, Barden kennet, anführet, vielleicht selbst Barde — was weiß ich's? — seyn will, sollte wissen, daß — Barde nun einmal für Lehrer genommen — sie, nach Asmus'sens Offenbarung im Jahr 1773 — „Weise, nicht Gecken seyn müssen. So lese man den ersten Abschnitt, der den Begrif von dem wahren Wohl eines Staates geben soll: gütiger Himmel! wer muß man seyn, was seyn wollen, wenn man so einen bekannten Begrif, als hier wiederholt wird, daß es nämlich

lich darinn bestehe, wenn der Staat in allen Gliedern den Grad des Wohlstandes genießt, der nur möglich ist, — in 52 Zeilen und 5 unbedeutenden Parenthesen ausdehnen und nachher nach pag. 15 sagen kan, Yorik — (ich hätte Sterne gesagt, wenn ich seinen Namen und seine Asche hätte entweyhen wollen,) würde sich dieser gedehnten Beschreibung zu schämen nicht Ursach gehabt haben. — — Die Absicht dieser Schrift? Der Verf. erklärt sich darüber nicht genauer, als daß er in der Zuschrift „an einen erhabenen„ (namenlosen) „Gönner„ sagt: er schriebe gerne. Hätte er doch lieber, wie vorhin „an der kastalischen Quelle, oder in den Gegenden des Parnassus herumgeschwärmt!„ oder hätte er lieber gerade herausgesagt, er wünschte kaiserlicher Minister, oder Ritter des von ihm in calce operis et quasi coronidis loco, S. 204 vorgeschlagenen kaiserlichen Ordens der deutschen Patrioten zu werden! Denn allenthalben erhebt er den Kaiser zum souverainen Monarchen, dem die Stände des Reichs nur zur Berathschlagung, zur Unterstützung ꝛc. zugeordnet worden; übertreibt sichtbarlich die Verdienste des österreichischen Hauses; schiebt sehr versteckt im XIX. Abschnitte die Ursachen der Religionskriege, besonders des dreyßigjährigen Krieges, auf die Protestanten, möchte Ferdinand den IIten zum unpartheyischen Richter in Religionssachen und zum Toleranten machen, und dachte nicht an Prag und Halberstadt und Magdeburg. Ueberzeugt von der Wahrheit des Lobes, das der Verf. Joseph den IIten giebt, unterschreibe ich, was er davon sagt, sehr willig: aber wußte er nicht, daß es eine Art zu loben giebt, die beleidigt? Wenn der Kaiser ja seine Schrift ließt, so wird Er, der mit Adlerblicken, gleich Friedrichen und Catharinen, ins Herz schauet, vor dem Lobredner erröthen. — Doch, S. 211. sagt der Verf. „Frohlocke, meine Seele! ruhe meine Feder! Ich danke „Ihnen, meine Freunde! Wir sind am Ende.„ Das war gut gesagt! Und da ein Compliment des andern werth ist, so ist hier das meinige:

Lesen sie, Herr Verf. meine Recension nicht, sondern frohlocken Sie immer! Gönnen Sie Ihrer Feder Ruhe, bis an Ihr seeliges Ende! Sie haben nicht Ursache, zu danken: ich mußte leider! lesen! —

Vz.

13) Haus-

## 13) Haushaltungskunst.

Katechetische Anleitung zur Bienenzucht für die Jülich und Bergischen lande. — Frankfurt am Mayn, bey J. G. Garbe. 1775. 8. 9 ½ Bogen.

Der Verfasser hat auf hohe Veranlassung diese nützliche Anleitung ausgearbeitet: er gieng eben deßwegen sehr behutsam zu Werke, und legte sein Manuscript vor dem Abdruck andern geübten Kennern, vorzüglich der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft vor. Diese gebrauchte Vorsicht ist jedem Bienenautor zu empfehlen. — Unser Verf. redet in der Vorrede auch von seinen übrigen Quellen, und man sieht es der Schrift überhaupt an, daß ihr Verfasser meist Riem's Leitfaden gefolget. Wiewohl Schriften ohne theoretisch- und praktischen Unterricht wenig Nutzen stiften, wenigstens die Bienenzucht nie in einen perennirenden Zustand bringen werden, so mögte doch diese kurze Abhandlung weit brauchbarer und nützlicher für die ihr bestimmte Gegend seyn, als es die nimmermehr seyn kan, von der wir so eben reden werden.

In demselbigen Jahr erschien zu Düsseldorf eine andere Bienenschrift von einem Verfasser, der sich in der Zueignung an Seine Churfürstliche Durchlaucht von der Pfalz also benennet: Sr. Churfürstlichen Durchlaucht demüthigster Joseph Maria Marquis von Coppoes von der Maresana Capitular zu Siegbourg.

Ist aber ein höchst elendes und unverständliches Zeug, in kauderwälschem Deutsch geschrieben: und doch den Landleuten bestimmt, und, wie wir aus sichern Nachrichten erfahren, jener katechetischen Anleitung, deren Verfasser ein protestantischer Prediger, Herr Besserer zu Mühlheim am Rheine ist, des freyen Abdruckes wegen, vorgezogen worden. Ein Beweis, wie wenig man in gewissen Gegenden Deutschlandes sich von fortgepflanzten Vorurtheilen, schiefem Geschmacke und Partheygeiste entfernen kan! Vortreflich hingegen ist der Churfürstliche Befehl, der bey Empfehlung der Bienenzucht von den Kanzeln abgekündiget worden. Nach solchem wird 1) der Bienendiebstahl exemplarischer Strafe ausgesetzet; 2) den Unterthanen

zugesichert, daß die Bienenzucht nnn und nimmermehr mit Steuern und Abgaben beleget werden solle; 3) das schädliche Bienentödten abgeschafft, indem man solches bey zween Thaler Strafe für jeden Stock ernstlich verbothen wissen will. — Alles gut, nur wegen dem letzten eine Erinnerung. Wie kan der Bauer schlechte Stöcke retten? — Noch immer wird er methodisch und durch unzeitliches Füttern morden. Mehrere Befehle, die jene wahrhaft unterstützen, z. B. Anlegung gemeiner Bienenstände, nach guten Grundsätzen unterrichtete Bienenpfleger, die schlechten Stöcke zu rechter Zeit mit einander zu vereinigen, überhaupt durch vorsichtige Wartung zu einem immerdaurenden Kapital zu erhalten wissen, u. s. w. sind wesentliche Stücke: sonst wird die Bienenzucht immer in schlechten und nassen Jahren wieder so rückgängig werden, als sie in mehr trocknen Zeiten ohne weitläuftigen Unterricht freylich leicht voran kommen kan. Hoffentlich wird man diese Nothwendigkeit bald allgemeiner einsehen lernen!

**Physikalisch practische Discourse über die sämtliche Bienenzucht — der neu eingerichteten Oesterreichischen Bienenpflege — von J. A. Kratzer. Wien, bey Kurzböck. 1774. 9 Bogen, in 8.**

Diese wohlgerathene Schrift hat einen Schüler des vor kurzem gestorbenen kais. österreichischen Bienenlehrers Jantscha zum Verfasser, von dem es S. 149. in einem Gespräche zwischen dessen Vetter und dieses Schwester, Fräulein Caroline, mit allem Rechte heiset: „durch „20 Jahre, bis Sie auch ein Vierziger werden, läßt sich „wohl noch vieles entdecken, und in dieser Wissenschaft „ein vielfältiger Jantscha werden: Seyn sie versichert, „wenn Sie anders bis dahin dazu die männliche Neigung „erhalten. Wenigstens sind Sie der erste von seinen gewesenen Schülern, der ihm Ehre machen will.„ In der That, Herr Kratzer macht seinem Lehrer große Ehre, und wenn er erst 20 Jahre alt ist, und den angefangenen Eifer behält, dann kan er für Oesterreich ein vortreflicher Bienenlehrer und Meister in diesem Fache werden. Alles, was wir in diesem Buche finden, (das Spaßhafte könnte entbehret werden:) ist recht gut, aber bloß für Jantschas Kästen abgefasset. Herr Kratzer scheint uns jedoch nicht

so

so eigensinnig, wie sein Lehrer zu seyn, der blos bey seiner eigenen Erfindung hartnäckigt verblieb; daher vermuthen wir vom Hrn. Kratzer, daß er diese zu großen Kästen nach anderer Rath wohl eher verbessern mögte. Wir empfehlen ihm aus diesem Grunde Riem's, Gelieu's, und Duchets neuere Schriften, drey Lehrer von der Bienenzucht, die einstimmig in der Wartung und auch in der Anwendung der nützlichen Halbkörbe und Halbkästen sind. Zum ungemeinen Nutzen für den Autor und für die österreichischen Staaten würde es seyn, wenn er diese Herren zu Rathe zöge, und ihre Verbesserungen nützte: besonders wird er in Riem's Fundamentalgesetzen zu einer perennirenden Koloniebienenpflege bereits die Jantschaischen Kästen bequem abgeändert finden.

Zs.

## Anzeige von der Leipziger ökonomischen Societät in der Michaelismesse 1774. nebst Auszügen aus den bey derselben eingelaufenen Nachrichten. Groß 8. Dreßden, 1775. 5 Bogen.

Unter den Auszügen sind die wichtigsten: 1) Von dem Johanniskorn S. 10 u. ff. Allerdings ist die Vermuthung der Societät gegründet, daß das Johanniskorn keine varietas speciei sey, und ist der Recensent vor verschiedenen Jahren bereits mit dem gemeinen Winterroggen auf eben die Art mit dem besten Erfolg umgegangen. In Böhmen ist diese also behandelte Art des Roggens in manchen Gegenden unter dem Nahmen quál Roggen bekannt. 2) Gründe wider die Würkung des Gypses als Dünger und in so fern er den Boden wie Kalk oder Mergel verbessern soll S. 17. u. ff. Hier wird der Herr Pastor Mayer einen Tanz wagen müssen, um solche zu widerlegen, da er bekanntermassen dem Gypsdünger herrliche Wirkungen zuschreibt. 3) Des Herrn Förster Maurer zu Suhla Abhandlung, das Wachsthum der wilden Bäume zu verbessern und zu beschleunigen, ohne daß dadurch das Holz an seiner Festigkeit und Stärke einen Abgang leidet S. 26 u. f. f. wird hier von der Societät sehr gelobet und das mit Recht, weil sie schön und gründlich geschrieben ist. Der rechte Boden für jede Holzart, und die Mischung verschiedener Holzarten durcheinander, und das Abhauen des

Unterwuchses, sind die Hauptgründe, womit er seine Regeln unterstützet. 4) Vom Winterblumenkohl S. 45 u. f. f. Etwas recht rares von unserm lieben Herrn Probst Lüder aus dem Honnöv. Magazin hier eingerücket. Ja wohl! wie man Blumenkohl schon im März essen kann, ohne ihn in Treibhäusern gezogen zu haben, das ist freylich etwas delikates. 5) Vom Weinbau S. 49. 6) Entwurf zu einem wohl angelegten Brauhaus S. 55. 7) Von den Mitteln, die schädliche Beschaffenheit der Luft in den Wohnstuben der Landleute zu vermindern S. 69, ist ebenfalls lesenswerth.

## V.

**Beyträge zur Aufhebung der Gemeinheiten und Verbesserung der Landwirthschaft, von einer ökonomischen Gesellschaft im Magdeburgischen. Erste Sammlung. 4. Brandenburg, 1775. 13 Bogen.**

Enthalten 1) einen Auszug einer Königl. Preuß. Verordnung, wonach bey Aufhebung der Gemeinheiten verfahren werden soll S. 1. u. f. f. 2) Einen Auszug aus des Kammerrath Wöllner ökonomischen Betrachtungen der Gemeinheitsaufhebungen nach ihren grossen Vortheilen S. 5. Hiebey bemerken wir, daß der Herausgeber, wofern Herr Wöllner ihm nicht die Erlaubniß gegeben, sehr unrecht gethan hat, ihn hier öffentlich als den Verfasser einer Schrift zu nennen, da er selbst es zu thun nicht vor gut gefunden. Es ist dieß allemal eine Unbescheidenheit, die sich nicht entschuldigen läßt. Die hinzugefügten Anmerkungen lassen wir auf ihrem Werth und Unwerth beruhen, ob wir gleich finden, daß der Anmerker zwar immer tadelt, aber nie etwas besseres an der Stelle sagt. 3) Nachricht von Aufhebung der Gemeinheiten zu S*** S. 54; diese füllet 45 Quartseiten an, und gehet bis S. 99. da sind schöne lange Erzehlungen von den grossen Schwierigkeiten dieser wichtigen Unternehmung, und wie sauer es der landesherrlichen Commission geworden, ehe sie einen Plan habe entwerfen können, und der — quod mirum — doch nicht einmal passen wollte, bis ein Mann des Orts im Rechnen geübt, — vermuthlich der Herr Pfarrer, — das grosse

Ding

Ding ohne Commission zu Stande brachte. Da haben wir es! — aber es hat auch Schweiß gekostet: denn so viele Tabellen ganz voller Zahlen sind keine Kleinigkeit. — Parturiunt montes & nascitur die Aufhebung der Gemeinheiten zu S—, einem kleinen Dörflein. Dann staune, Leser! über das grosse Object der Theilung. Es waren volle 900 Morgen Aecker und Wiesen, und 400 Morgen Holzweidereviere — — Glaubten wir doch, der Mann hätte wenigstens das Herzogthum Magdeburg in seine Tabellen gebracht, so bunt sehen sie aus. 4) Versuch, spanischen Kleesaamen zu gewinnen und rein zu machen S. 99, ist viel zu umständlich. Nur den Klee im harten Froste gedroschen, entübrigt den Landwirth aller der hier erzehlten Historien.

Abhandlung über die beste Art, den Reps- und Kohlsaat anzubauen, und aus diesen Pflanzen ein von ihrem schlimmen Geschmack und — Geruch befreytes Oel herauszuziehen. Durch den Verfasser des Journal d'Observations sur la Physique &c. Aus dem Französischen. 8. Bern, 1775. 6½ Bogen.

S. 12 heisset es: „In allzufettem, allzuthonigtem und „überhaupt in allzunassem Boden würde man umsonst eine reichere Erndte erwarten„. So sehr der V. bey denen beyden letzteren Arten des Erdreichs Recht hat, so sehr hat er in Absicht der ersteren Unrecht. Niemals kann ein Boden für den Rübsaamen zu fett seyn, wol aber zu mager, wie alle Landwirthe aus Erfahrung wissen. Es wird hier sehr das Verpflanzen des Rübsaamens angerathen, worüber der deutsche Bauer freylich vielleicht nicht ohne Grund lachen würde. Ueberhaupt ist der erste Theil dieses Traktats vom Anbau des Rübsaamens nicht so gut gerathen, als der zweyte, von Verfertigung des Oels aus selbigem, der manchen hier zu Lande nicht bekannten Vortheil enthält. L.

Grundsätze der deutschen Landwirthschaft, von Johann Beckmann. Zwote verbesserte und vermehrte

mehrte Ausgabe. 8. Göttingen, 1775. 1 Alphab. 14 Bogen.

Im IIten Bandes 1. St. S. 338, unserer Bibliothek findet der Leser die erste Ausgabe dieser Schrift angezeiget, wo wir selbige für das beste Lesebuch zum akademischen Gebrauch billig ausgegeben, auch bey verschiedenen nachher herausgekommenen Schriften dieser Art jedesmal mit Grunde behauptet haben, daß keine derselben ihm gleich komme. Unser damaliger vortheilhafter Begriff ist durch gegenwärtige neue Ausgabe noch erhöhet worden, da der gelehrte Herr V. allen Fleiß angewendet hat, um solches immer vollkommener zu machen. Er selbst sagt in der Vorrede, daß er hoffet, die Lehre von der Urbarmachung des Landes und von der Düngung verbessert zu haben. Ein Hauptvortheil für Leser, welche die Oekonomie für sich studiren wollen, besteht darinn, daß sie nach der genauen Eintheilung derselben in ihre verschiedene Zweige bey jedem derselben die besten und sichersten Schriften angezogen finden, wo sie sich selbst Raths erholen können. Am Ende der neuen Vorrede widerlegt der Herr V. sehr bündig das abgeschmackte Vorurtheil, welches von manchen Leuten zum Beweis ihrer eigenen Unwissenheit gegen die ökonomischen Vorlesungen auf Akademien geheget wird.

So.

Anweisung zur Forsthaushaltungswissenschaft für angehende Forstbediente, in Unterredungen herausgegeben von F. A. Aug. J. Schmidt. — 8. Lemgo, 1776. 1 Alphab. 14 Bogen.

Der V. ist gräfl. Lippischer Oberförster zu Schwelenberg, und, ihn aus seinem Buche zu beurtheilen, ein ganz vortrefflicher Forstmann. Alles darinn ist ausnehmend praktisch, und man findet auf allen Blättern die richtigsten Erfahrungen, welche dem V. die Feder geführet haben. Wir wollen zum Beweise ein einziges Exempel anführen, und den Leser selbst urtheilen lassen. Jeder Forstverständige weiß es, mit wie vielen Schwierigkeiten es verknüpft ist, einen richtigen Mastanschlag zu machen, das heißt, ein masttragendes Revier so genau zu beurtheilen, daß nicht zum Schaden des Herrn des Waldes zu wenig, oder zum

Scha-

Schaden der Interessenten zu viele Schweine eingenommen werden, ein Umstand, der bey grossen Eichen- und Buchenforsten von Wichtigkeit ist. Nun aber lese er S. 434 u. f. f. dieses Buchs, und bewundere die neuen und sichern Regeln bey diesem Geschäfte. Noch niemals, wir gestehen es frey, noch niemals haben wir irgendwo dergleichen gelesen, ohnerachtet uns die Menge der Forstschriften zur Genüge bekannt ist. Ex ungue leonem. Lies, Forstmann! dieß gründliche Buch! lerne daraus manches, was du sicherlich nicht weist! Lies, lerne, und danke dem Verfasser! Ist es aber nicht wiederum ein Schandfleck für unsere deutsche Buchdruckereyen, daß solches schönes Buch einen solchen elenden Druck und Papier bekommen hat? —

B.

**Einleitung in die Forstwissenschaft, zum akademischen Gebrauch entworfen von L. J. D. Suckow — gr. 8. Jena, 1776. 1 Alphab.**

Der Herr Kammerrath Suckow hatte seinen Zuhörern seine Sätze von der Forstwissenschaft bisher in die Feder dictiret. Diese, des Schreibens überdrüssig, verlangten ein gedruktes Lesebuch; der gefällige Lehrer willigte in ihr Begehren, übergab seine Arbeit der Presse, und eignete sie ihnen zu. Auf solche Weise ward eine Schrift gemeinnütziger, der es an Gründlichkeit und Ordnung gar nicht fehlet, so wie man bereits von dem Herrn V. allerdings erwarten konnte. Wer nicht Gelegenheit hat, ein Collegium über die Forstwissenschaft zu hören, der nehme dieß Buch zum Leitfaden, und lese dabey des Herrn Gleditsch schönes Werk von dieser Materie, so wird er in kurzer Zeit kein Fremdling in diesem Fache mehr seyn.

L.

**Schreiben eines vornehmen Holsteinischen Guthsherrn, darinn die Abschaffung der Hofdienste und die Folgen dieser Veränderung nach einer zwanzigjährigen Erfahrung beschrieben werden. — 8. Hamburg, 1775. 2 Bogen.**

Müssen alle Guthsherren lesen, die sich in ähnlichen Umständen befinden, und wofern sie zur Ehre der Menschheit Mitleid fühlen, zugleich aber ihren eigenen Vortheil befördern wollen, nicht unterlassen, diesem rühmlichen Beyspiel nachzuahmen.

B.

Anfangsgründe des Landbaues, auf Erfahrungen und Vernunft gegründet, zum Gebrauch des Landvolks. Eine gekrönte Preißschrift von Herrn Bertrand, Pfarrer zu Orbe. Gr. 8. Bern, 1775. 10 Bogen.

Der Innhalt erhellet aus dem Titel; und den V. kennet jeder Leser ökon. Schriften schon lange aus seinen verschiedenen vortrefflichen Abhandlungen dieser Art, als einen erfahrnen und geübten Landwirth. Die vornehmsten Gegenstände der Landwirthschaft werden hier in einem Gespräch zwischen einem Pachter und seinem Herrn sehr faßlich und gründlich vorgetragen, und enthalten viel neues.

Patriotischer Unterricht von geschickt- und vortheilhafter Anpflanzung lebendiger Zäune. 8. Regensburg, 1775. 1½ Bogen.

Enthält zwar nichts neues, kann aber wegen der kurzen und sichern Regeln dem armen Landmann, der nicht viel lesen und nicht grosse Bücher kaufen kann, von Nutzen seyn.

Patriotischer Unterricht für den Land- und Bauersmann auf das Jahr 1776, oder allgemeiner Landwirthsschaftskalender. Siebenter Jahrgang — 4. Stuttgard. 5 Bogen.

Der patriotische V. fähret fort, ökonomische Gegenstände nach den besten Erfahrungen unserer Zeiten zusammen zu tragen, und alljährlich etwas davon den Landleuten zum Besten drucken zu lassen. Die Domainenkammern aller Landesherren, deßgleichen bemittelte Guthsbesitzer sollten eine

eine starke Anzahl dieser Kalender alle Jahr in die Dörfer gratis vertheilen lassen, und der Nutzen davon würde sich unter die Bauren zum Besten des Landes gar bald ausbreiten, und von größter Wichtigkeit seyn.

L.

## 14) Vermischte Nachrichten.

Sammlung aller Schriften, welche bey der zweyten hundertjährigen Jubelsfeyer des Berlinischen Gymnasii zum Grauenkloster von den Oberconsistorialräthen Spalding, Büsching und Teller sind geschrieben worden. Berlin, 1774. Gr. 8. 11 B.

Der Hr. O. C. R. Büsching hat als Director dieses Gymnasiums diese Jubelfeyer aufs beste veranstaltet. Hr. Spalding hat in der dazu gehörigen Klosterkirche die Feyerlichkeit mit einer Predigt von der Kanzel eröffnet, die als ein unvergleichliches Muster einer Predigt bey solcher Gelegenheit angesehen werden kann, und von allen, die Verstand und Wissenschaft lieben, gelesen zu werden verdient. Alsdenn hat Hr. Büsching seine lebhafte Rede vom Katheder gehalten. Hr. Teller hat in einer schönen lateinischen Schrift Glück gewünscht. Diese Stücke stehen in der ersten Abtheilung. In der zweyten Abtheilung giebt Hr. Büsching eine historische Nachricht von diesem Gymnasium. Es ist das älteste, nicht nur in Berlin, sondern auch in der ganzen Mark Brandenburg, und vom Churfürst Johann Georg 1574 gestiftet. Durch milde Geschenke ist es nach und nach besser dotiret worden, insonderheit verdient ein protestantischer Kaufmann in Venedig, Herr Streit, ein geborner Berliner, ein ewiges Andenken, welcher vor wenig Jahren über 60000 Rthlr. demselben geschenket hat. Im Jahr 1766 ist eine neue Einrichtung gemachet worden. Da in Köln auch ein Gymnasium war, so sind die Oberklassen beyder Gymnasien vereiniget, welche nun das eigentliche Gymnasium ausmachen. Bey demselben sind ausser dem Director vier Professoren, nebst einen französischen Sprach-

und Zeichenmeister. Die untern Klassen bleiben sowol in Berlin als Köln besonders, und hat eine jede dieser Schulen vier ordentliche Lehrer, nebst einem Meister im Französischen und Zeichnen. Diese Schulen bereiten ihre Schüler zu dem Gymnasium, und das Gymnasium bereitet sie auf eine beyfallswürdige Art zur Akademie, so daß durch diese Einrichtung viel Gutes zur Beförderung einer gründlichen Gelehrsamkeit zu hoffen ist. —

Das Urtheil des Hrn. B. S. 96, wo er das Verdienst der Lehrer an Kirchen und Schulen gegen einander hält, und auf ihren verschiedenen bürgerlichen Rang zu reden kömmt, dünkt uns zu einseitig und etwas sehr unbestimmt zu seyn. Er meint, der Schullehrer müsse billig dem Prediger vorgehen, „weil jener mehr Gelehrsamkeit als dieser „besitzen müsse.„ Hr. B. scheint aber vergessen zu haben einestheils, daß die gerühmte Gelehrsamkeit eines Schulmannes oft in einen ganz kleinen Zirkel eingeschränkt sey, und über das Fach, worinn er eigentlich den Schülern ganz guten Unterricht giebt, sich nicht eben sehr weit hinausstrecke; anderntheils, daß ein Prediger, der für Gelehrte und Ungelehrte die Religion gemeinnützig und gründlich lehren soll, bey aller Popularität des Vortrags, dem man keine Gelehrsamkeit anmerkt, sehr viel Kenntnisse besitzen, viel in seinem Leben gedacht, gelesen, studirt haben müsse, ehe er dahin kömmt, daß er solche Vorträge halten kann. Hält der Hr. O. C. R. es für unnöthig, daß ein Prediger in Sprachen, in der Philosophie, Geschichte und andern Wissenschaften bewandert sey, so hat er Recht, weil der Schulmann wenigstens etwas von dem allen verstehen muß, alsdenn aber mag der Predigerstand aus dem Stande der Gelehrten auch nur ganz ausscheiden. Will er aber, weil dieses wol nicht seine Meinung seyn kann, keine ungelehrte Prediger haben, warum soll denn jeder Prediger unter jeden Professor oder Schulcollegen, den er vielleicht an nützlicher Gelehrsamkeit weit übertreffen kann, herunter gesetzt werden? Oeffentlich mit Würde und Beyfall von der Kanzel zu reden, erfordert denn doch wol wenigstens ein eben so grosses Talent und eben so viel Uebung, als den Schülern einen lateinischen oder griechischen Schriftsteller zu erklären, ihnen ein Theorem aus der Mathematik zu demonstriren, oder merkwürdige Begebenheiten aus der Geschichte bekannt zu machen. Unsere Schulen und Universitäten sind überdieß zum Theil mit eben so ungeschickten Lehrern besetzt,

besetzt, als unsere Kirchen. Und wenn unter gelehrten Schulmännern hie und da ein guter Prediger sich findet, so haben wir auch unter den Predigern in Städten und auf dem Lande Männer, die einen trefflichen Rector und Professor abgeben würden. Individuel wird sichs wol niemals bestimmen lassen, ob der Prediger oder der Schulmann mehr Gelehrsamkeit besitze, und in Bausch und Bogen einen Stand über oder unter dem andern rangiren, möchte, ohne der Ehre einzelner Glieder desselben zu nahe zu treten, auch wol nicht angehen. Also dächte der Rec., da die Zeiten der Unwissenheit aufgehört haben, wo die papistische Geistlichkeit fürchtete, es möchte in den Schulen durch gelehrte Männer ein Licht aufgehen, und wo ratio status in der Hierarchie es also erforderte, daß die Schulen unter der Aufsicht der Geistlichen stehen mußten, wir liessen wenigstens dem Prediger die Ehre, daß er dem Schullehrer zur Seite gehen dürfte; der an Jahren und Verdiensten jüngere gäbe dem älteren die rechte Hand. Das wäre doch so eine billige Vereinbarung zweyer Stände, die unzertrennlich zusammen gehören, an denen auch der Glückseeligkeit des menschlichen Geschlechts gleichviel gelegen ist. Warum soll der eine nicht so ehrenwerth seyn, als der andere? „Aber „der Schulmann erzieht ja dem Staat Prediger, Räthe, „Minister„ Dieses zweyte Argument des Hrn. B. entscheidet doch den erregten Rangstreit? Ja! wenn das, was eigentlich den würdigen Prediger, den erfahrnen Rath, den grossen Minister bildet und ausmacht, in der Schule gelernet würde, möchte es wol so seyn. Aber dazu gehören denn ohnstreitig noch Kenntnisse, die dann erst durch eigenen Fleiß und eigene Uebung erworben werden, wenn man aus der Schule herausgegangen ist. Das sichere Verdienst des Predigers, wenn er durch sein Amt eine ungleich grössere Anzahl weiser und tugendhafter Bürger für die Erde und den Himmel erzieht, sollte doch bey seiner Würdigung auch wol mit in Anschlag kommen.

* *

**Nachricht von dem Armen- und Zuchthause zu Waldheim, und dem Armen- und Waisenhause zu Torgau, auf Veranstaltung der zur Versorgung dieser Häuser verordneten Commissarien zum Druck be-**

för-

fördert. Mit Kupfern. Dresden, 1775. gedruckt in der Waltherischen Hofbuchdruckerey. 56 Seiten, 3 Kupferplatten und 1 Tabelle. 8.

Die sonst gewöhnlich alle Jahre herausgegebenen Nachrichten von diesen unter einer Commission stehenden Instituten wurden mit dem Jahre 1736 unterbrochen; und deshalb hat man in diesen Blättern von der Entstehung dieser Häuser, des Waldheimischen seit 1716, des Torgauischen seit 1730, von den darinn aufzunehmenden Personen, von den Officianten, den Fonds, der Commission, der Geschichte in 3 Perioden seit 1737 und dem jetzigen sehr problematischen Zustande Nachricht gegeben. Dieser Beschreibung nach ist die Einrichtung und Administration empfehlungswerth, und sie kann zum Muster dienen. Zwar ist es schädlich, daß in Krankenstubeu, 19 Ellen lang und 17 Ellen breit, 26 Betten stehen; daß 8 angeschlossene Rasende, 11 leichter melancholische Arme und 3 Kranke in einem Zimmer sind ꝛc. aber deswegen ergehen auch Vorstellungen an die Landesobrigkeit, die Anzahl der in diesen Instituten aufzunehmenden Unglücklichen zu vermindern: da der jetzige Zustand der Casse keine neuen Bäue erlaubt. — Das Waldheimische Institut ist für Rasende, Melancholische, Epileptische und kranke Arme, so wie für Züchtlinge, bestimmt: doch können auch Personen, die sich selbst unterhalten können, oder von ihren Verwandten unterstützt werden, hier, unter dem Namen distinguirter Personen, ihren Aufenthalt haben. Das Torgauische Institut ist bloß ein Armen- und Waysenhaus. In beyden waren 1771 — 995, und 1774 — 882 Personen, worunter 338 Rasende, 9 Epileptische und 10 Blinde waren. — Der jetzige problematische Zustand ist bey der besten Verwaltung doch eine Folge des letzten Krieges, der Einziehung gewisser sonst aus verschiedenen Cassen geflossenen Gelder, die Theurung in den Jahren 1771 und 1772, und endlich die zu grosse Anzahl. — Recensent hat berechnet, daß von 1741 bis 1756, durch Legate, die namentlich S. 18 und S. 19 angeführt werden, 27450 Thlr. 6 Gr. seit 1758 aber bis 1770 nur 416 Thlr. 21 Gr. dem Institut zugeflossen sind: aber er enthält sich der Anmerkung, die ihm bey diesem Unterschiede einfiel. — Ein Beytrag zur politischen Arithmetik hätte geliefert werden können, wenn man, wie das hier leicht hätte geschehen können, Todtenlisten — aber vollständiger, wie

wie gewöhnlich, und in Form der schwedischen, die dem Tabellencomtoir eingehändigt werden, angefügt hätte. — Die 3 Kupfertafeln enthalten den Riß des Gebäudes in Waldheim.

Vz.

## Ankündigung und Probe einer neuen Ausgabe, mit Anmerkungen von D. Johann Fischarts Uebersetzung des ersten Buchs von Rabelais Gargantua.

In dieser Ankündigung wird zuerst von Johann Fischart, welcher am Ende des 16ten und noch mit Anfange des 17ten Jahrhunderts gelebet hat, einige Nachricht gegeben, und ein Verzeichniß seiner Schriften angeführet. Unter diesen befindet sich auch eine Uebersetzung des ersten Buchs von Rabelais Gargantua, welche den wunderlichen Titel führet: Affentheuerliche, Naupengeheurliche Geschichtklitterung: Von Thaten und Rathen der vor kurzen, langen und je weilen vollenwolbeschreyten Helden und Herrn: Grandgoschier, Gorgellantua vnd des eiteldürstlichen, Durchdurstlechtigen Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen in Utopien, jederwelt Nullatenenten und Nienenreich, Soldan dernewen Kannarien Fäumlappen, u. s. w. Es ist zu weitläuftig, den ganzen Titel abzuschreiben, welcher beynahe eine Seite, klein gedruckt, ausmacht. Man kann hieraus schon einiger Maassen sehen, was von dem Werke zu halten sey.

Die Uebersetzung ist frey, und in unsauberen Ausdrücken scheinet Fischart das Original zu übertreffen; ob ihm die satyrischen Züge wider die damaligen Misbräuche so gut als dem Rabelais gelungen sind, kann man aus der Probe nicht sehen.

Von dieser Fischartschen Uebersetzung sind, wie in der Anzeige gesagt wird, schon acht Ausgaben vorhanden, und nun soll die neunte veranstaltet werden, welche der Herausgeber, der sich nicht genennt hat, mit Anmerkungen begleiten will. Er meynet, „Fischart verdiene, den launigten „Schriftstellern anderer Nationen an die Seite gesetzt zu „werden, und es werde der deutschen Sprache kein geringer „Dienst geleistet, wenn man die alten kräftigen Worte, die „durch Nachlässigkeit oder Affectation unserer Vorfahren „verlohren gegangen sind, wieder aufsucht.„

Die

Die Fischartische Laune ist sehr ungezogen und unsauber, und möchte daher unseren neugebackenen Genies, die sich so geflissentlich über allen Wohlstand und Ehrbarkeit wegsetzen, wohlgefallen. Daß die deutsche Sprachkunde durch dieses Unternehmen wenigstens einigen Vortheil haben werde, daran ist auch wohl nicht zu zweifeln. Indessen ob die Erndte brauchbarer alter Wörter so gar ergiebig seyn möchte, ist wenigstens aus dieser Probe noch nicht zu sehen.

Das Wort fretten, für plagen, welches der Herausgeber bey Frischen nicht gefunden hat, hat Hr. Adelung angeführet. Schaube, für ein langes Kleid, und Platten für Schüsseln, sind bey Frischen zu finden. Das letzte ist überdem in der Schweiz sehr gewöhnlich. Grölen für mit rauher Stimme schreyen, höret man ebenfalls noch in der Mark und in verschiedenen andern Provinzen, und dergleichen Wörter sind mehrere. Diejenigen Wörter, welche Fischart selbst gemacht hat, sind elende Spiele, wie man schon aus dem Titel sehen kann.

Wofern diese neue Ausgabe des deutschen Rabelais heraus kommen sollte, würden die Anmerkungen des Herausgebers, um unsere Sprache zu bereichern und zu berichtigen, das Wichtigste seyn; denn an der Uebersetzung selbst, zumahl da sie so weit vom Originale abweicht, möchte niemand sonderliches Vergnügen finden. Indessen siehet man aus unsern obigen wenigen Anmerkungen, daß der Herausgeber sich nicht übereilen, sondern sich nicht verdriessen lassen müsse, nachzuschlagen, was seine Vorgänger geleistet haben, damit seine Anmerkungen um so viel wichtiger werden mögen.

E.

Vermischte Aufsätze zur Erläuterung der Geschichte, der Natur und des blühenden Zustandes der Handlung unter verschiedenen Völkern. Frkf. und Leipzig. 1776. 8.

Ist ein blosser neuer Titel um eine elende Uebersetzung von Ernesti Dissertation von den Negotiatoren der Römer geschlagen.

Briefwechsel einiger Freunde und Freundinnen, seines lehrreichen und anmuthigen Innhalts wegen in den Druck gegeben. Leipzig, bey Schneider. 1776. 8.

Gleichfalls ein neuer Titel um ein verlegenes Buch geschlagen, das weder lehrreich noch anmuthig, sondern langweilig zu lesen ist.

Mn.

Vertheidigung der christlichen Religion, aus den Grundsätzen der Vernunft hergeleitet. Aus dem Franz. 2 Theile. 1776. 8.

Ist kein neues Buch, sondern ein neuer und unschicklicher Titel um Hollands Anmerkungen über das *Systeme de la Nature* geschlagen.

Lx.

Moralische Erzählungen von Frau le Prince de Beaumont. Aus dem Französischen. Erster Band. Zweyter Band. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1774. Jeder Band enthält 240 Seiten in 8.

Die Verfasserin weiß, wie es bekannt ist, durch ihre Erzählungen zu interessiren. Dies beweiset sie auch durch gegenwärtige Erzählungen. Aber man sieht es doch diesen Erzählungen auch an, daß sie immer nur eilfertig fortschreibt, ohne das Geschriebene sorgfältig wieder durchzusehen, und der Arbeit einen Grad der Vollendung zu geben. Hin und wieder sieht man das auch aus den Briefen und Antworten, da zuweilen ein in den vorhergehenden Briefen merkwürdiger Umstand in den folgenden oder in den Antworten ganz aus der Acht gelassen wird. In der Erzählung z. B. die von dem jungen Northan u. s. w. handelt, ist der Sohn auf den Gedanken gebracht, daß sein Vater die Braut des Sohns wohl selbst haben möchte und daß sein Vater auch von derselben geliebt würde. Er entdeckt diesen Gedanken dem Vater, und der Vater läßt in seiner Antwort diesen wichtigen Punkt ganz unberührt. Daß die Verf. leicht ins über-

übertriebene Devote fällt, ist auch bekannt, und desto mehr zu bedauren, da sie sonst gemeinnützige Kenntnisse befördert und auch Tugendliebe und Gottesfurcht. Endlich muß es jedem misfallen, wenn sie es wagt, über den Werth der Werke eines Richardsons, der so unendlich weit in aller Absicht über sie erhaben ist, entscheidend zu urtheilen und selbigen zu tadeln. Die Uebersetzung ist nach der gewöhnlichen Weise, das ist, nachlässig und ohne hinlängliche Sprachkenntniß gemacht. Lehren anstatt lernen lassen, mit der dritten Endung anstatt der vierten; die Verneinungspartikel nach den Zeitwörtern, die Furcht bedeuten, die im Deutschen nicht so wie im Französischen statt finden, und manches Andre von der Art beweißt das. In der Vorrede heißt es: Ich bedurfte Ihrer und Frerars Anmerkungen gar nicht, den Werth meiner Schreibart zu bestimmen. Ich weiß, daß er nachlässig ist. Hier hat der Uebersetzer ohne Zweifel das Französische il, welches auf stile geht, vor Augen gehabt, ohne daran zu denken, daß er Schreibart, ein Wort weiblichen Geschlechts, gebraucht hat, und also sie setzen müsse. Das Wort Krel, welches oft vorkommt, ist auch ein Provinzialwort, davon fast alle deutsche Leser den Sinn erst aus dem Zusammenhang errathen müssen.

G.

**Ueber die Aufmunterung. Hamburg, 1775. 6 B. 8. In der Heroldischen Handlung.**

Wenn man diese Schrift scharf beurtheilen wollte, so möchte sich an der Ausführung des Thema vielerley aussetzen lassen; es wäre dies aber wegen der guten Absicht und des lobenswerthen Eifers, den der Verf. für das Wohl seiner Nebenmenschen bezeiget, unbillig. Wir wollen vielmehr wünschen, daß diejenigen, in deren Macht es stehet, das Wohl des Staates durch Aufmunterungen zu befördern, diesen Bogen ihre Aufmerksamkeit gönnen mögen. Also siehet der Verfasser, daß der Recensent nicht zu den Kunstrichtern gehöret, von denen er eine unartige Begegnung befürchtet, und die er in seiner Vorrede schon zum voraus deswegen angreift. Was sollen solche unnöthige Ausfälle auf die Kunstrichter? Ist das Buch gut, so wird es, wo nicht alle, doch die meisten Stimmen auf seiner Seite haben; ist es mittelmässig oder schlecht, so wird sich kein Recensent

censent durch solche Luftstreiche abschrecken lassen, seine Meynung zu sagen. Einige freundschaftliche Anmerkungen eines simplen Lesers, der in der Materie obenstehender Schrift andern lieber zuhöret, als selbst spricht, wird der Verf. doch erlauben. Eine sieben Seiten lange Zergliederung einer so kleinen Schrift war hier unnöthig, noch mehr aber die zehen Seiten lange Schilderung eines guten Fürsten, welche den Anfang der Abhandlung machet; auch war es überflüssig, auf vier Seiten lang gegen die Strenge zu deklamiren. Der Verfasser unterscheidet hierauf Aufmunterung und Belohnung; hätte aber eigentlich drey Stücke unterscheiden müssen, Belohnung, Prämie oder Preißbelohnung und Aufmunterung im engern Verstande, da auch jene beyde zur Aufmunterung dienen und sie zur Absicht haben. Im Grunde redet er nur von Belohnungen, in so ferne ihre Absicht die Aufmunterung zum Guten ist. Wenn man hierauf glaubt, daß der V. seinem Zwecke näher kommen werde, so unterhält er uns von S. 18 bis 36 vom Verdienste, und darauf erst empfiehlt er, öffentliche Ehrenzeichen jedem Verdienten ohne Unterschied zu geben, erinnert, daß man andere Belohnungen für den geringen Mann, andere für den Gelehrten, andere für den Reichen auswählen müsse, und will nicht haben, daß die Ertheilung des Adelstandes eine Belohnung des Verdienstes werde. Seine Gründe für die letztere Behauptung sind so beschaffen, daß man darnach den Adelstand überhaupt als schädlich ansehen müßte. Das ist aber eine Frage von einer höhern Gattung, bey welcher des Verf. Gründe viel zu einseitig sind. Dagegen will er andere Belohnungen, die auf die Nachwelt kommen, als Bildsäulen und andere Monumente. Das wäre ohngefehr alles, was er über die Aufmunterung saget. Denn das folgende von S. 50 bis zu Ende enthält nur eine Lobrede von den Folgen und der Nutzbarkeit der Aufmunterung. Er hat also seine Materie lange nicht erschöpft. Untern andern fehlt es an Beyspielen, wiewohl doch die drey von Sr. königl. Hoheit, dem Erbprinzen Friedrich von Dännemark erwiesenen Gnadenbezeigungen, deren Andenken der Verfasser erneuert, statt aller Beyspiele dienen mögen, so vortrefflich und rührend sind sie. Das Exempel, das der Verf. von der von einem pohlnischen Magnaten ausgesetzten Belohnung (nur von 15 Ducaten) anführet, gehöret zu den Prämien, worauf sich der Verfasser sonst gar nicht einlässet. — Seine Schreibart hat uns nicht sehr gefal-

len. Sie hat etwas Sonderbares, mancherley auffallende Floskeln, wovon sich Beyspiele geben liessen, wenn diese Recension nicht schon lang genug geworden wäre.

Jl.

---

# Verbesserungen
## der unrichtigen und fehlenden Zeichen.

### In des XXV. Bandes 1ten Stück.

S. 111. Sh. muß seyn Z. 201 fehlt das Zeichen Mr. 205 fehlt Mn. 211 Br. und S. muß seyn Ml. 215 fehlt das Zeichen Hm. 219 fehlt Ok. 241 fehlt D. 245 fehlt Ti. 246 fehlt Tz. 248 fehlt D. 250 fehlt Jz. 256 fehlt Fz. 257 fehlt Sr. 258 fehlt P. 259 fehlt Na. 264 fehlt G. 267 fehlt C. 292 fehlt G. 296 fehlt Fz. 303 fehlt Hm. 306 fehlt E. 312 fehlt Fm. 313 fehlt Ti.

### In des XXV. Bandes 2ten Stück.

S. 325 X muß seyn Ml. 313 fehlt das Zeichen Gz. 327 fehlt Pl. 479 X muß seyn Va. 480 Br. muß seyn Ml. 481 muß seyn Va. 482 S. muß seyn Va. 487 Br. muß seyn Ml. 488 fehlt das Zeichen Hm. 530 fehlt Ti. 532 fehlt P. 607 fehlt Hk. 618 fehlt Hk.

### In des XXVI. Bandes 1ten Stück.

S. 10 fehlt das Zeichen Fm. 28 fehlt B. 153 unter Versuch in Oden fehlt T. 155 fehlt Oa. 160 fehlt Q. 248 Kr. muß seyn lat. Kr.

### In des XXVI. Bandes 2ten Stück.

S. 437 X muß seyn Ml. 452 X und Br. muß seyn Ml. 574 Gm. muß seyn Gm. 587 fehlt das Zeichen Hk.

### In des XXVII. Bandes 1ten Stück.

S. 157 K muß seyn lat, K. 158 Js. muß seyn Jk. 224 Iz. muß seyn Jz.

In

### In des XXVII. Bandes 2ten Stück.

S. 459 Sc. muß heissen Se. 478 Bt. muß seyn Ml. 483 X muß seyn Ml. 485 Mo muß seyn Mo. 520 A. muß seyn Kl. 524 Og. muß seyn Og.

---

## Druckfehler.

### In des XXV. Bandes 1ten Stück.

S. 83. Z. 12 von unten, einzuschränken, statt einzurichten. S. 87. Z. 10. v.u. statt des Punktum hinter worden, muß ein Comma gesetzt werden. S. 89. Z. 20. v. u. herabzuwürdigen, statt herabzuändern.

### In des XXVII. Bandes 1ten Stück.

S. 77. Z. 1. statt sein ließ wie. S. 81. Z. 8. statt Spåroi lies Sphåroi. Z. 13. Sompson l. Simpson. S. 84. Z. 22. statt Apogers l. Apogees. S. 88. Z. 33 nach Rabelais kein Comma. Z. 33. statt Panury l. Panurg. Z. 33. nach Frischlins kein Comma. S. 89. Z. 7. wesentlichen l. wesentlichern. S. 163. Z. 32. statt Meister lies Wörter. S. 170. Z. 36. statt Axen l. Axe. Z. 42 statt stellt l. steckt. S. 185. Z. 19. Seyders l. Snyders.

### In des XXVII. Bandes 2ten Stück.

S. 351. Z. 3. von unten gerechtesten l. gerichteten. S. 358. Z. 13. von oben dieser l. dieses. S. 360. Z. 4. von oben einen solchen Menschen l. eines solchen Menschen. S. 412. Z. 15. von oben Rügen. Die Schweden nennen es Rie; ob ein deutsches Wort gewöhnlich ist, weiß ich nicht, dieser schwedischen Orthographie nach müßte es wohl Rien heissen. S. 453. Z. 1. untestamentliche l. unneutestamentliche. ibid. Z. 6. Valma, l. Valence. S. 454. Z. 22. erheblicher und nützlicher l. erheblichere und nützlichere. S. 455. Z. 30. Glaubenslehren l. Glaubenslehren und Lebenspflichten. S. 459. Z. 4. dem l. den. Z. 21. Die geweiheten l. den geweiheten. ibid. Z. 24. die ganzen l. den ganzen. Z. 34. 35. An l. In. S. 511. Z. 24. v. o. Antipode statt Antchade.

### In des XXVIII. Bandes 1. Stück.

S. 119. Z. 7. v. o. Arkulation l. Artikulation. S. 173. Z. 22. v. o. Ritter l. Pütter.

In des XXIX. Bandes Iten Stück.

S. 5. Z. 2. v. o. für erfordert l. befördert. Z. 5. v. u. für Grundsatz l. Gegensatz S. 87. Z. 8. v. o. für irrigen Zirkel l. ewigen Zirkel.

---

## Nachrichten.

Der berühmte Herr Bause ist Willens, zwölf Kupferblätter in getuschter Manier, nach Geschichtszeichnungen von Oeser und Dietrich, auf Pränumeration heraus zu geben. Sie kommen heraus zu Ostern 1777.

* * *

Hr. Lexell in St. Petersburg hat dienlich erachtet, in Ansehung der Recension der Recherches & calculs sur la vraye orcite elliptique de la Comete de l'an 1769 &c. welche im XVI Bande der allg. d. B. S. 657 vorkömmt, wie auch in Ansehung der im XXI. Bande S. 617 u. f. dadurch und durch das Journal des Savans veranlaßten Erklärungen sowol von Seiten des Hrn. Hofr. Kästners, als des Verfassers bemeldter Recension, an den Verleger der allg. d. B. ein in lateinischer Sprache abgefaßtes Schreiben einzusenden, worinn er sich über die ganze Sache umständlich erklärt, und zugleich wünscht, daß folgendes möchte in diese Bibliothek eingerückt werden.

I. Hr. Lexell erkenne, daß er selbst nichts habe, warum er er auf Hrn. Kästner den Verdacht hätte werfen können, als wäre dieser der Verfasser vorbemeldter Recension; dieser Verdacht sey sehr ungerecht gewesen, und habe er (H. Lexell) unvorsichtig gehandelt, daß er an andere etwas davon geschrieben habe; übrigens sey er dem Hrn. Kästner sehr dafür verpflichtet, daß dieser sich dahin erklärt hat, daß er von Hrn. Lexell, was im XVI. Bande von ihm steht, nicht geschrieben hätte.

II. Hr. Lexell verlange an den Recherches &c. gar nicht einen mehrern Antheil zu behaupten, als gerade denjenigen, der ihm im XVI. Bande von dem Recensenten zugelegt wird, und eben dieses wollte er gerade eben so auch in Ansehung anderer Werke, worinn es dem Hrn. Euler behülflich gewesen, verstanden wissen; diese Willfährigkeit sey ihm schon Ehre genug, da sie zum Beweise seiner Hochachtung und Erkenntlichkeit gegen Hrn. Euler und dessen Verdienste diene.

Der Streit wird also verhoffentlich hiemit beygelegt seyn.

---

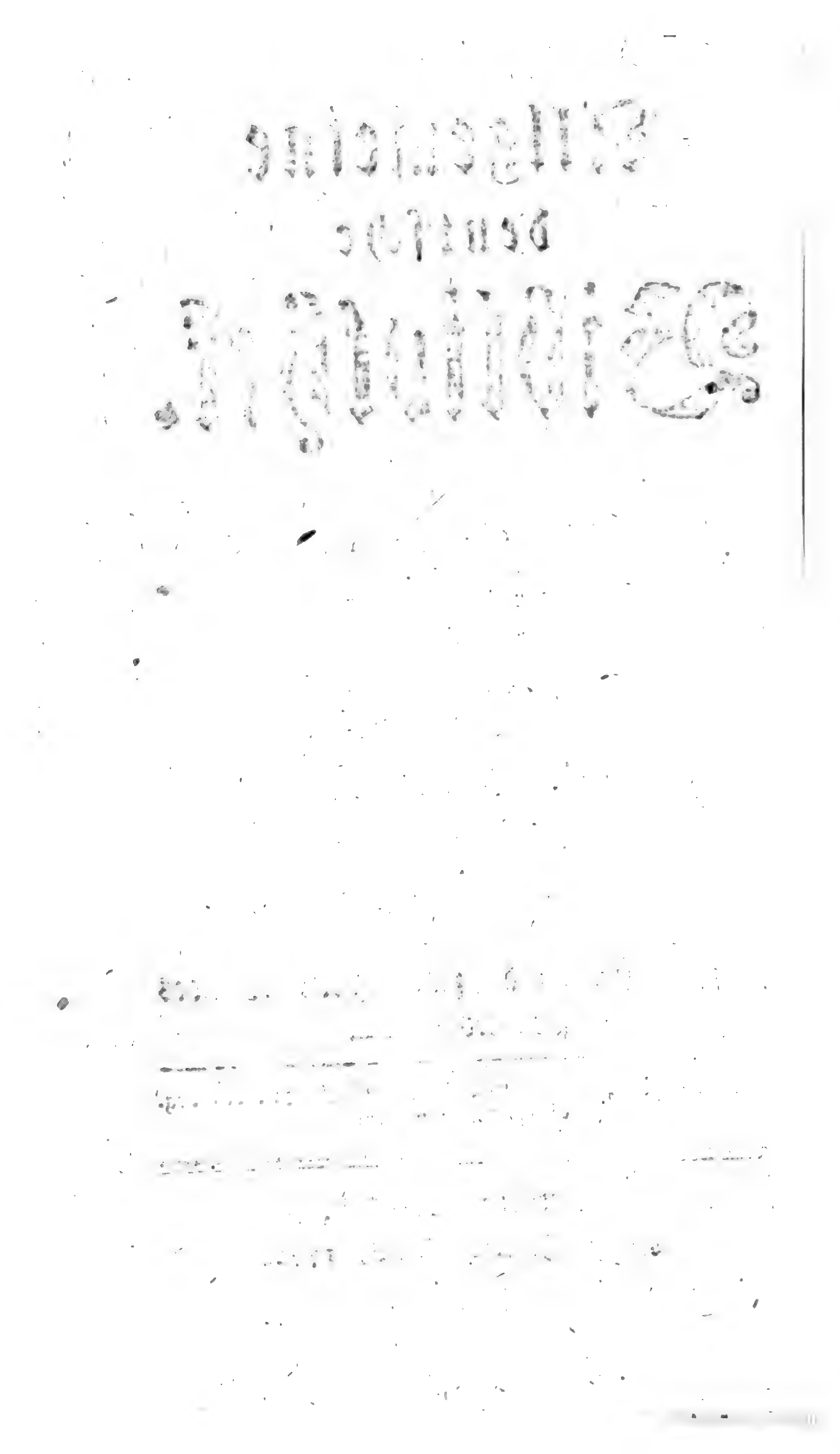
# Allgemeine deutsche Bibliothek.




Des neun und zwanzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Brandenburg. allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin.
verlegts Friedrich Nicolai, 1776.



# Verzeichniß

## der in des neun und zwanzigsten Bandes zweyten Stück recensirten Bücher.



## Kurze Nachrichten.

### 1) Gottesgelahrheit.

## 2) Rechtsgelahrheit.

### 3) Arzneygelahrheit.



### 4) Schöne Wissenschaften.



### 5) Romanen.

## 6) Weltweisheit.



## 7) Mathematik.



## 8) Naturlehre und Naturgeschichte.



## 9) Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.



## 10) Gelehrte Geschichte.



11) Phi-

## 11) Philologie, Kritik und Alterthümer.



## 12) Erziehungsschriften.



## 13) Münzwissenschaft.



## 14) Haushaltungswissenschaft.

## 15) Handlungs- und Finanzwissenschaft.



## 16) Vermischte Nachrichten.

## II.

**Vermischte philosophische Schriften von Christoph Meiners, Professor der Weltweisheit in Göttingen (jetzt in Halle), Erster Theil. Leipzig 1775 in der Weygandschen Buchhandlung. 299 Seit. 8.**

Diese Sammlung vermischter Schriften verdienet allerdings Aufmerksamkeit, wo nicht einer eigenen vorzüglichen Wichtigkeit wegen, doch wenigstens in Betracht der Hoffnungen, welche sie von den guten Talenten ihres Verfassers und deren Anwendung für die Zukunft erregen. Er kündiget sich darinn als einen Mann an, der das Studium des Alterthums mit Nachforschungen über die neuere Geschichte der Menschheit zu verbinden und an beyden seinen philosophischen Scharfsinn zu üben sucht. Eine Verbindung, welche heutiges Tages so selten zu werden anfängt, daß man jeden, der sie mit den dazu erforderlichen Fähigkeiten unternimmt, nicht genug aufmuntern kann.

Aus dieser Ursache wollen wir dann auch über die Eilfertigkeit, mit welcher der Hr. Verfasser seine kaum bekannt gewordenen einzelnen Ausarbeitungen schon jetzt in Werke sammelt, keine Verwunderung bezeigen, ohngeachtet sonst so wohl zur Ersparung unnöthiger Kosten für die Leser, als auch des künftigen schriftstellerischen Ruhms junger Verfasser wegen, zu wünschen wäre, daß sie die Sammlung und Verbindung der sämmtlichen Früchte ihres Geistes erst am Ende ihrer gelehrten Laufbahn vornehmen möchten. Denn zu

 ver-

vermuthen, daß die jugendlichen Verfasser solcher Sammlungen, nach einigen Jahren, oder gar in ihrem Alter, noch eben so zufrieden damit seyn werden, als sie es zur Zeit der ersten Bekanntmachung derselben zu seyn pflegen, würde ein unhöfliches Kompliment seyn, welches man ihrem bisherigen Fleiße auf Unkosten ihrer künftigen Anstrengungen machte.

Ein Theil der in diesem ersten Theile enthaltenen Abhandlungen ist aus den Göttingischen Unterhaltungen, dem Encyklopädischen Journale und der philologischen Bibliothek, worinn sie zuerst erschienen, ausgehoben, und dieser Sammlung einverleibet worden. Nur die beyden ersten und letzten sind, nach des Hrn. Verfassers vorangeschickter Nachricht, entweder ganz neu, oder doch so sehr umgearbeitet, daß man sie schwerlich wieder erkennen wird. Warum es übrigens dem Hrn. Professor gefallen habe, das Ganze unter der Benennung **philosophischer** Schriften zu begreifen, da doch einige Aufsätze, welche in die philosophische Geschichte einschlagen, allenfalls ausgenommen, fast alles aus philologischen und historischen Erörterungen und Sammlungen besteht, weis ich nicht zu sagen. Itzt will ich den Inhalt jeder dieser Abhandlungen besonders anzeigen.

Die erste enthält: **Betrachtungen über die Griechen, das Zeitalter des Plato, über den Timäus dieses Philosophen, und dessen Hypothese von der Weltseele.** Der Hr. Verf. zeigt zuvörderst, daß die Griechen, unter allen übrigen Nationen des Erdbodens, am meisten die Aufmerksamkeit eines Forschers der Geschichte des menschlichen Verstandes verdienen: weil sie das einzige Volk wären, an welchem man wahrnehmen könne, wie aus dem armen rohen Stoffe einiger unentwickelter dichterischer Bilder oder

unver-

unverständlicher Religionsgrillen, nach tausendfältigen immer glücklichen Versuchen großer Geister, endlich die **vollständigsten** Systeme erhabener Weisheit herausgearbeitet werden; wie Philosophie allmählich sich von den Fabeln der Dichter- so wohl, als Volksreligion ablöset; wie endlich Prose und Poesie sich scheiden, und jene wiederum von Geschichtschreibern, Rednern und Philosophen zu eines jeden eigenthümlichen Gebrauche ausgebildet wird. Nachdem er diesen Gedanken etwas umständlicher umschrieben und alsdann zu der Behauptung übergangen ist, daß es nie eine andere Nation gegeben habe, welche auf so viele andere Völker einen so großen und dauerhaften Einfluß gehabt, so viele andere Jahrtausende hindurch gebildet, aufgeklärt und gebessert hätte, als die Griechen von sich rühmen können: so bleibt er endlich bey dem Plato und dessen Zeitalter stehen.

Bey dieser ganzen Ausführung, welche allerdings lesenswürdig ist, habe ich nur zweyerley zu erinnern, nämlich erstlich, daß der Hr. Verfasser die Griechen und ihre Erfindungen, auf Unkosten ihrer ersten Lehrer, der Aegyptier und Chaldäer, ein wenig zu sehr zu erheben scheint; und dann zweytens, daß er die Vortrefflichkeit der Philosophie dieser seiner Lieblingsnation mit Farben abmalet, welche nicht die Geschichte, sondern eine verschönernde Phantasie hergegeben hat. Der Hr. Verfasser, der die Schriften der alten Weltweisen so fleißig gelesen zu haben, und auch mit den Systemen der neuern Philosophen nicht unbekannt zu seyn scheint, wird doch, wie ich vermuthe, nicht in Abrede seyn, daß die letztern vor den erstern, so wohl in Ansehung des Umfanges der von ihnen entdeckten Wahrheiten, als auch in Ansehung der methodischen Art, sie zu beweisen, und das, was vorher blos Wahrscheinlich-

 keit

keit war, zur mathematischen Gewißheit zu erheben, einen augenscheinlichen Vorzug haben. Und gleichwohl, wer getraut sich von dieser unserer so sehr verbesserten, und nichts destoweniger nach dem Geständniß aller Kenner, noch so überaus dürftigen Philosophie, dasjenige zu behaupten, was der Hr. Professor von der griechischen Philosophie zu rühmen wagt: „Man muß „nothwendig erstaunen, wenn man zu überlegen an„fängt, mit wie schnellen Schritten, und in welch ei„nem kurzen Zeitraume, die Philosophie **ihrer Voll„endung** und **höchsten Vollkommenheit** entgegen „geeilt ist. Vom Anaxagoras und Sokrates, bis auf „Epikur, Zeno und Pyrrho verflossen nicht völlig zwey„hundert Jahre, in welchen **alle menschliche Weis„heit** und Thorheit so **sehr erschöpft wurden**, daß „**die folgenden Zeitalter und Geschlechter fast „weiter nichts, als verbessern, wählen oder weg„werfen konnten.**“ In einem wirklichen Panegyricus auf die Griechen würde man eine so übertriebene Aeußerung allenfalls hingehen lassen, weil man in geflissentlichen Lobreden es mit der Wahrheit eben nicht so genau zu nehmen pfleget: aber in einer historisch-philosophischen Abhandlung? Von einem **Lehrer der Philosophie** verfertiget?

In eben diesem übertriebenen Tone fährt der Verfasser fort, die Verdienste des Plato um die Griechische Weltweisheit zu erheben: „Unterdessen, sagt er, er„hielt die Griechische Philosophie eine ganz andere Ge„stalt, als sie unter seinem großen Lehrer, dem Sokra„tes, gehabt hatte. Sie sonderte sich von den gemei„nen Kenntnissen ganz ab, **wurde im strengsten Ver„stande Wissenschaft**, konnte nicht mehr dem Vol„ke, allen Ständen, Geschlechtern und Altern an ei„nem jeden Orte in der Sprache des gemeinen Lebens

„vorge-

„vorgetragen werden, sondern verlangte ein eigenes „Studium u. s. w.“ Noch einige andere gleichlautende Stellen, wie z. E. S. 63. (wo gesagt wird, daß die Griechen eine jede der jeztblühenden cultivirten Völker Europens an Philosophie übertroffen haben) benehmen uns die Entschuldigung, die wir dem Verfasser sonst gern möchten zu statten kommen lassen, daß diese Uebertreibung nicht ein Fehler seiner Meynung, sondern bloß des Ausdrucks sey.

Die Philosophie der Griechen war die Philosophie in der Kindheit. Die Kunst von vielen einzelnen besondern Begriffen allgemeine Begriffe abzuziehen, und wiederum viele einzelne aus allgemeinen Begriffen hergeleitete Säze, nach strenger demonstrativischer Lehrart an einander zu ketten, und unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt oder in ein vollkommenes System zu bringen, war, vor **Aristoteles** Zeiten, entweder so gut als unbekannt gewesen, oder nach **Pythagoras** Zeiten, der, wie es scheint, die mathematische Lehrart auf die Philosophie anzuwenden anfieng, *) nur auf eine sehr dürftige und unvollkommene Weise ausgeübt worden. Bloße Wahrscheinlichkeiten vertraten die Stelle der Evidenz; oratorische Bluhmen, dichterische Allegorien und Fabeln, Beyspiele aus der vaterländischen Geschichte, Aussprüche weiser und geehrter Vorfahren und allerley Erläuterungen aus dem gemeinen Leben, wurden größtentheils an die Stelle wirklicher, aus der Natur der

 Sache

*) **Cicero** sagt nämlich (Tuscul. Quaest. lib. I. c. 17.) von den alten Weltweisen, worunter er hier, wie aus dem folgenden erhellet, den Pythagoras und seine Nachfolger meynt, daß sie, **wo es nichts durch Zahlen oder Figuren zu beschreiben gab**, fast gar keinen Grund von ihren Meynungen angegeben hätten.

Sache hergenommener Gründe gesetzt. Eine zubekannte und in den Ueberbleibseln der griechischen Philosophie zu handgreifliche Sache, als daß ich sie erst noch zu beweisen nöthig hätte. Und wie kann man also sagen, daß von den Griechen die **vollständigsten Systeme der erhabensten Weisheit ausgearbeitet** seyen? Wir sagen, daß unter ihren Händen die Philosophie in kurzer Zeit **ihrer Vollendung und höchsten Vollkommenheit** entgegengeeilt sey? Wir sagen, daß sie **alle menschliche Weisheit so sehr erschöpft hätten**, daß die folgenden Zeitalter und Geschlechter fast weiter nichts, als verbessern, wählen, oder verwerfen konnten? Wir endlich sagen, daß Plato die Philosophie **im strengsten Verstande** zu einer Wissenschaft erhoben, und daß die griechische Nation alle jetztblühende cultivirte Völker Europens **an Philosophie übertroffen** habe?

Fast sollte man auf die Vermuthung gerathen, daß diese erste Abhandlung von zween Verfassern herrühre: denn was nun weiter vom Plato gesaget wird, ist den jetzt angeführten Aeußerungen so gerade entgegen, und zeugt zugleich von einer so vertrauten Bekanntschaft mit diesem Weltweisen, daß ich mich kaum überreden kann, daß eben der Mann, der dieses schrieb, auch jenes sollte geschrieben haben. Man höre nur: „Plato hatte für das Maaß seiner Kräfte „zu viel gesammelt, als daß er die mühsam zusammengesuchte Kenntnisse anderer hätte übersehen, „durchdenken und verarbeiten können; besonders da „die Gedanken der meisten seiner Vorgänger roh, unentwickelt, verwirrt oder verwirrend waren. Hierzu „kam noch, daß er zu viel und zu früh schrieb, früher, als er sein eigenes kleines System aufgebauet, „eine jede Materie im Zusammenhange mit allen an-

„grän-

„gränzenden Fragen überdacht hatte, und mit sich „selbst über seine eigene Meynungen recht einig ge„worden war.“ Und doch soll das der Mann seyn, der die Philosophie im strengsten Verstande zur Wissenschaft erhoben hat! „Aus dieser Ueberladung mit „zerstreuender Gelehrsamkeit und seiner frühzeitigen „Schriftstellerey muß man sichs erklären, daß Plato „niemals zu einem zusammenhängenden System „seiner Gedanken gelangte; bis ans Ende sei„nes Lebens selbst nicht genau wuste, was er „behaupten oder verwerfen sollte, und nicht „selten in verschiedenen Schriften in offenbare „Widersprüche fiel; daß wir endlich in seinen „Raisonnements keinen verbindenden Faden „wahrnehmen, und noch vielweniger genau bestim„men können, wo er von zweifelnder Ungewißheit „in dogmatisches Entscheiden übergeht.“ Und doch, ich kann mich nicht enthalten, es zu wiederholen, und doch soll das der Mann seyn, der die Philosophie im strengsten Verstande zu einer Wissenschaft erhoben hat!

So sehr des Verfassers eben angeführte Characterisirung des Plato, im Ganzen genommen, meine Einstimmung hat: so wenig kann ich dem Hrn. Verfasser darinn beytreten, daß er den zweifelnden Ton, der in Plato's Schriften herrschet, durchgängig als eine Folge seiner eigenen schwankenden Erkenntniß betrachtet. Hie und da mag es freylich wohl der Fall gewesen seyn: sehr oft aber scheint Plato, so wie sein Lehrer, geflissentlich und aus Ursachen, die Sprache des unentschlossenen Zweiflers zu führen, wo er, wenn er nach seiner Ueberzeugung hätte reden wollen, gewiß auf eine entscheidende Weise würde gesprochen haben. **Sokrates**, wie bekannt, der die prahlende,

alles entscheidende Charlatanerie der Sophisten seiner Zeit beschämen wollte, nahm mit Fleiß den Charakter eines naiven Zweiflers an, der nichts zu wissen schien und über alles erst belehrt zu seyn wünschte. Sein Schüler Plato fand es für gut, ihm hierinn nachzuahmen. Nun konnten aber beyde diesen angenommenen Charakter nicht überall dergestalt durchsetzen, daß ihre bessere Erkenntniß sich nicht je zuweilen durch entscheidende Bejahungen verrathen hätte. Daher pflegen in ihren Reden die zuverlässigsten Versicherungen mit den ungewissesten Zweifeln oft so plötzlich abzuwechseln, daß man wohl sieht, daß die letztern weiter nichts, als eine Larve waren, hinter welcher ihre bescheidene Ueberzeugung der entscheidenden Unwissenheit der Sophisten spotten wollte. Einige merkwürdige Beyspiele dieser Art, welche im Phädon vorkommen, setzen, dünkt mich, diese Vermuthung außer allem Zweifel. So läßt z. E. Plato seinen Lehrer, da er schon im Gefängniß lag, von der Unsterblichkeit seiner Seele aus vollkommener Ueberzeugung zu seinen Schülern sagen: **ihr wißt, daß ich nie etwas mit größerer Zuversicht behauptet habe, als dieses, daß ich zu den gütigsten Göttern kommen werde.** (Phäd. II. 14.) Und gleichwohl läßt er bald darauf ihn von eben dieser Sache, als von einer bloßen ungewissen Vermuthung reden, welche eine allgemeine Sage ihm eingeflößt habe: **etwas Gewisses weis ich hierüber nicht; ich rede bloß, was die gemeine Sage mich gelehrt hat.** Wie kann man vermuthen, daß ein Sokrates so ganz entgegengesetzte Reden im ganzen Ernst geführt, und daß ein Plato sie im ganzen Ernst aufgeschrieben hätte? Noch merkwürdiger ist folgendes Beyspiel: In der Vertheidigung vor seinen Richtern hatte Sokrates

krates mit kaltblütiger Zuverlässigkeit versichert, daß er über das Todesurtheil, welches man wider ihn gefällt habe, ganz und gar nicht böse sey, weil der Tod in seinen Augen bey weitem nichts fürchterliches habe; daß er es vielmehr für ein Glück halte zu sterben, und daß der bessere Theil seiner Richter eben diese Gesinnung haben könne: **weil einem guten Menschen, weder im Leben, noch im Tode, etwas wirklich schlimmes begegnen könne; indem das Schicksal desselben den Göttern beständig am Herzen liege.** Plötzlich zieht er nun, nach dieser entscheidenden Versicherung, sich wieder in seine angebliche Unwissenheit zurück, indem er seine Rede mit folgenden Worten schließt: **Aber es ist Zeit, daß wir auseinander gehen, ich zum Tode, ihr zum Leben. Wem von beyden das beste Loos gefallen sey, das weis keiner von uns zu sagen; das mag Gott wissen!** Ich bin übrigens nicht der erste, der aus dieser Stelle schließt, daß Sokrates und Plato oft mit Vorsatz den unwissenden Zweifler spielen, der von Bejahungen zu Verneinungen, von zuverlässigen Versicherungen, zu schwankenden Vermuthungen in einem Athem übergeht. Schon Cicero macht bey Gelegenheit der jetzt angeführten Stelle eben dieselbe Anmerkung. Er sagt: **Dasjenige, wovon Sokrates versichert, daß es außer den Göttern niemand wisse, nämlich welches von beyden besser sey; das wuste er selbst sehr wohl. Er hatte es ja vorher gesagt. Aber er blieb seinem Grundsatze, nichts mit Gewißheit zu behaupten, bis auf den letzten Hauch getreu.** Cic. Tuscul. I. 42. Diese Beyspiele werden hinreichend seyn, meine Bemerkung zu bestätigen, und den ehrlichen Plato gegen die Beschuldigung unsers Verfassers,

daß er überall in seiner Erkenntniß ungewiß und schwankend gewesen sey, und bis ans Ende seines Lebens, selbst nicht gewußt habe, was er behaupten, oder verwerfen sollte, hinlänglich zu vertheidigen.

Richtiger und gründlicher scheint mir das Urtheil zu seyn, welches der Herr Verfasser über die Schreibart des Plato fällt. Ohne die großen, allgemein anerkannten Schönheiten derselben zu erkennen, setzt er mit einigen Sprachkennern und Kunstrichtern des Alterthums an derselben aus, daß sie an vielen Stellen (wo er nicht über Sokratische Gegenstände nach Sokratischer Art philosophiret) **ungleich, räthselhaft, ermüdend, weitschweifig** und **dithyrambisch** sey. Ueberaus richtig ist die Erklärung der Ursachen, aus denen die letzten beyden Fehler der Schreibart herzuleiten sind: „Dunkelheit und Verworrenheit in Begrif-„fen ziehen ganz natürlich Weitschweifigkeit, und bey „Männern von lebhafter Phantasie, dichterische Ver-„zierungen und Prachtvolle Bildersprache nach sich: „jene deswegen, weil man selbst fühlt, daß man noch „nicht genug gesagt hat, und daher theilweise und durch „Wiederhohlungen das auszudrücken sucht, was man „nicht auf einmal deutlich zu erklären im Stande war; „diese, weil man die Unbestimmtheit allgemeiner Be-„griffe sich selbst und andern gern durch Bilder, Aehn-„lichkeiten und Gleichnisse, die viel zu sagen scheinen, „verhehlen mochte."

Die Weitläuftigkeit, in die ich wider Vermuthen schon jetzt gerathen bin, indem ich kaum erst angefangen habe, dem Hrn. Verfasser nachzudenken, nöthiget mich, von meinem anfänglichen Vorsatze, diese Prüfung durchs ganze Werk fortzusetzen, abzustehen, und es bey einer bloßen Anzeige des Innhalts bewenden zu lassen.

Nach

Nach dem angezeigten Raisonnement über die Griechen überhaupt und über den Plato insonderheit, bleibt der Hr. Prof. bey dem Timäus desselben stehen, und sucht durch einen kurzen Auszug der Hauptgedanken dieses Gesprächs und deren Vergleichung mit den Grundsätzen seiner Vorgänger über eben die Gegenstände, so viel möglich, ausfindig zu machen, wie viel sonderbares, ihm allein eigenthümliches, Plato in seinem Timäus vorgetragen habe. Am längsten hält er sich bey der Hypothese desselben von einer Weltseele auf, und am Ende dieser Abhandlung sucht er kürzlich darzuthun, daß die Platonische Lehre vom Ursprunge des Bösen, Kleinigkeiten ausgenommen, mit Leibnitzens Hypothese von der besten Welt, im Grunde einerley sey; nämlich gerade so, wie die kleine Eichel, und die daraus hervorgewachsene majestätische Eiche, einige Kleinigkeiten ausgenommen, im Grunde auch einerley sind.

Die zwote Abhandlung enthält **Betrachtungen über die Männerliebe der Griechen, nebst einem Auszuge aus dem Gastmale des Plato.** Nach einer kurzen Declamation wider das Vorurtheil, daß die Individua aller cultivirten Nationen einander völlig gleich wären, geht der Hr. Verf. zu dem Wunsche über, daß man einst eine vollständige Vergleichung der Griechen mit den ausgebildeten Völkern unserer Zeit anstellen möchte, weil er versichert ist, daß eine solche Vergleichung einen der wichtigsten Beyträge zur Geschichte der Menschheit abgeben würde. In Ermangelung eines solchen, mehr zu wünschenden, als zu hoffenden Werks, unternimmt er es, nur eine einzige, aber die Griechen sehr auszeichnende Sitte oder Leidenschaft, ihre Liebe, zu untersuchen. Er zeigt hierauf, daß die Liebe der Griechen sich auf eine ganz andere

Art

Art äußerte, auch ganz andere Gegenstände hatte, als eben diese Leidenschaft unter uns zu haben pflegt. „Die „zärtliche Liebe zum weiblichen Geschlechte, sagt er, „die sich weniger auf körperliche Schönheit, als un„sichtbare Vollkommenheiten des Herzens und Geistes „gründet, die weniger Hang zum Genusse, als Hoch„achtung ist, kannten die Griechen entweder gar nicht, „oder verachteten sie auch: dagegen hatten sie eine „schwärmerische Liebe für die Schönheiten des männ„lichen Geschlechts, die uns in einer jeden Fiction „abentheuerlich vorkommen, und immer unglaublich „scheinen würde, wenn nicht die übereinstimmenden „Denkmäler des Alterthums allen Zweifel unmöglich „machten.“ Auf eine Weise, die eine vorzügliche Bekanntschaft mit den Griechischen Sitten und der Griechischen Litteratur verräth, spürt er zuvörderst den Ursachen nach, welche an der Verachtung dieser Nation gegen das schöne Geschlecht Schuld waren, und beweist alsdann durch unläugbare Zeugnisse, daß die Männerliebe der Griechen ursprünglich wirklich die reinste Seelenliebe gewesen, und erst nach und nach in jene natürliche Ausschweifung, deren schändliche Benennung dieses Papier nicht beschmutzen soll, ausgeartet sey. Diese ganze Abhandlung ist ungemein lesenswerth, und besonders denen zu empfehlen, welche die alte, schon so oft widerlegte, Verläumdung von einer unzüchtigen Knabenliebe, wodurch man von Zeit zu Zeit das Andenken des besten Sterblichen seines Zeitalters, des Sokrates, zu brandmalen sich unterstanden hat, wieder aufzuwärmen bemüht sind.

Als einen Anhang zu diesem Fragmente aus der Geschichte der Menschheit, wie der Hr. Verf. seine Abhandlung nennt, fügt er einen kurzen Auszug aus dem Gastmale des Plato hinzu, worinn derselbe bekanntermaßen

maßen verschiedene Personen sich über die Seelenliebe unterreden läßt.

Der dritte Aufsatz hat zur Ueberschrift: **Ueber die Natur der Seele; eine platonische Allegorie.** Das Urtheil über den Plato, womit diese Abhandlung anfängt, beweist noch deutlicher, wie sehr der Verfasser sich selbst und seine eigene bessere Einsichten müsse vergessen gehabt haben, da er in der ersten Abhandlung die Verdienste dieses Weltweisen um die Griechische Philosophie mit einem so übertriebenen Lobspruche erhob: „Es scheint, sagt er hier, als wenn die Natur den Plato mehr zu einem Dichter, als Philosophen geschaffen hätte. Alle seine strengsten Raisonnements und Lieblingsideen sind in Bilder und Allegorien gehüllet, gründen sich auf solche, oder sind doch mit einem bald größern, bald kleinern Zusatze vermischt. Dichten war ihm so natürlich und nothwendig, daß er selbst da in diesen Naturfehler zurück fiel, wo die kleinste Ueberlegung ihm das Unschickliche seines Verfahrens zu zeigen im Stande gewesen wäre." Dann folgt theils Auszugsweise, theils übersetzt, jene bekannte Platonische Allegorie im Phädrus, über den Zustand der menschlichen Seelen vor ihrer Einkehr in die irdischen Leiber, über ihren Fall, oder das Herabsinken in die grobe Materie, und endlich über ihren Aufflug zur Gottheit und allen verlohrnen Seeligkeiten. „Sie ist, wie der Hr. Verfasser richtig urtheilt, die erste Frucht der jugendlichen Einbildungskraft dieses dichterischen Philosophen, in einer schwelgerischen Dythirambensprache vorgetragen, und voll von unvollendeten Gedanken, denen er nachher eine zusammenhängende Form zu geben suchte."

Die vierte Abhandlung enthält: **einige Betrachtungen über den guten Geschmack.** Der Hr. Verfasser

fasser verspricht nicht eine vollständige Theorie vom guten Geschmacke zu liefern, sondern bloß aus dem Vorrathe seiner Gedanken über diesen Gegenstand einige herauszuheben, welche Erinnerungen wider eine gewisse Ausbildung und Verfeinerung des Geschmacks und einige practische Vorschriften enthalten sollen, wie man unsere Empfindlichkeit für das Schöne aller Arten erhöhen könne, ohne die gar nicht beneidenswerthe Gabe, das Häßliche aller Arten zu entdecken, im gleichen Grade mit zu vervollkommenen. Er glaubt bey den Weltweisen und Aesthetikern, so lange vom Geschmack im Allgemeinen die Rede ist, weniger Widerspruch, als unvollständige Begriffe und Erklärungen angetroffen zu haben. So bald man sich aber zur Bestimmung des **guten** und **schlechten**, des **feinen** und **groben**, des **ächten** und **falschen** Geschmacks herabläßt: dann, sagt er, entstehen wirkliche Spaltungen und unvereinbare Gegensätze von Meynungen und Ausdrücken. Hier fangen Individua mit Individuis, Nationen mit Nationen an zu streiten. — Diese Bemerkung ist dem Verfasser, wie verschiedene andere, verunglückt. Die Bestimmung des guten und schlechten, des ächten und falschen Geschmacks, ist im Allgemeinen eben so leicht, als die Definition des Geschmacks überhaupt, und ich wüste auch nicht, daß merkwürdige Spaltungen, es sey nun zwischen Individuis oder ganzen Nationen, hierüber statt gefunden hätten. Aber bey der **Anwendung** jener allgemeinen Erklärungen auf diesen oder jenen individuellen Geschmack, und bey der Bestimmung der Gegenstände, welche der gute Geschmack schön und welche er häßlich finden müsse: da hat es, seit Schriftsteller und Kunstrichter gelebt haben, von je her Zwist gegeben, und wird es beständig geben, so lange, — nicht die Definition

nition vom guten und schlechten Geschmack — sondern so lange die Theorie vom Schönen und Häßlichen so schwankend und unvollständig gelassen wird, als sie es noch bis jetzt ist. Daß derjenige Geschmack gut sey, der das Schöne schön, und das Häßliche häßlich findet, daran ist kein Zweifel: aber was nun eigentlich in jedem gegebenen Falle schön oder häßlich sey, darüber gehen Kunstrichter von Schriftstellern, Deutsche von Galliern, Gallier von Britten, Europäer von Morgenländern und cultivirte Menschen von Wilden ab. Statt also bloß auf eine bequemere Definition des guten Geschmacks zu denken, sollten Weltweisen, welche innern Beruf dazu fühlen, ihren Scharfsinn vielmehr darauf verwenden, jener Theorie vom Schönen mehr Festigkeit und Vollständigkeit zu geben, auszuspähen, welches die allgemeinen, in der Natur der menschlichen Seele gegründeten, Regeln der Schönheit, und welches hingegen die besondern sind, welche sich auf die individuelle Art zu empfinden und auf den ganzen bestimmten Ideenkreis dieser oder jener anschauenden Seele beziehen. Hiermit würde dem guten Geschmacke ohnstreitig mehr geholfen seyn, als mit der besten allgemeinen Erklärung desselben, an der wir gar keinen Mangel haben.

Unglücklicher Weise muß nun hierzu auch noch dieses kommen, daß diejenige Erklärung, welche unser Verfasser so wohl vom Geschmacke überhaupt, als auch vom besten Geschmacke insonderheit, giebt, ihm nichts weniger als beglückt ist. Die erstere lautet folgender Gestalt: „Wahrscheinlicher Weise sage ich also nichts, „als was alle dachten, aber nicht ihren Wünschen ge„mäß ausgedrückt haben, wenn ich den Geschmack eine Fähigkeit nenne (die bloße Fähigkeit pflegen wir noch nicht Geschmack zu nennen, sondern die geübte

Fähig-

Fähigkeit, oder die daraus entstandene Fertigkeit) sich von gewissen Gegenständen des Gesichts und Gehörs angenehm, von andern unangenehm rühren zu lassen; alle nicht gleichgültige Eindrücke durch die Phantasie erhalten, (durchs Gedächtniß erhalten, durch die Phantasie) wiederhohlen und vervielfältigen zu können; (Und wer hat dieses jemals zum Geschmack gerechnet? Sind Geschmack und Genie dann etwa einerley?) alle Wirkungen geistiger Vollkommenheiten, sie mögen sich in Worten oder andern Zeichen äußern, mit Vergnügen wahrzunehmen; (Es kann doch jemand einen sehr guten Geschmack in der Poesie, in der Malerey u. s. w. haben, ohne die Wirkungen geistiger Vollkommenheiten in einer algebraischen Rechnung mit Vergnügen wahrzunehmen) endlich die Glückseligkeit anderer, und alle Gesinnungen und Handlungen, die diese befördern können, mit Vergnügen, hingegen ihr Unglück, und alles, was dazu beytragen kann, mit Mißvergnügen empfinden. Ohe! Iam satis est.

Man sieht wohl, daß die Weitschweifigkeit und das Fehlerhafte dieser Erklärung meist daher rühret, daß der Hr. Verfasser drey verschiedene Eigenschaften der Seele, Genie, Geschmack und sittliches Gefühl, welche wir so wohl in der Vorstellung, als auch in unserer Sprache, von einander zu unterscheiden gewohnt sind, mit einander vermischte und in eine einzige zusammenfließen ließ. Kürzer und richtiger würde daher seine Definition ausgefallen seyn, wenn er die eine von der andern getrennt und die concentrirte und daher thätigere Vorstellungskraft, Genie, die Empfindung des Schönen überhaupt, Geschmack, und die

die Empfindung des sittlich Schönen insonderheit, moralisches Gefühl genannt hätte. —

Was der Hr. Verfasser nun weiter von einer gedoppelten, seiner Meynung nach, allein möglichen Methode sagt, nach welcher man die Güte des Geschmacks und die verschiedenen Grade derselben bestimmen könnte, ist so unbestimmt, so wenig auf deutliche Begriffe zurückgeführt, daß es sich in der That kaum der Mühe belohnt, eine Berichtigung damit vorzunehmen. Entweder, sagt er, nimmt man nun entweder den Geschmack von einem oder von einigen Individuis, von einer oder einigen Nationen, als ein Muster an; oder man mißt, ohne den Geschmack von gewissen Individuis und Nationen als Muster fest zu setzen, die Güte des Geschmacks bloß nach der Menge und Intention angenehmer Empfindungen ab, die ich durch alle meine äußern und innern Organen zu empfangen im Stande bin. Diese letzte angebliche Methode ist, wie man sieht, ein confuser Gedanke, den der Hr. Verfasser erst in der Folge etwas weiter aufzuklären sucht. Denn, so wie er hier steht, werden wenig Leser wissen, was er damit haben wolle, und diejenigen, die es wissen, werden es mehr ihrer Vermuthungskraft, als der Verständlichkeit dieser Erklärung zu verdanken haben.

Wie man aus dem Folgenden sieht, ist die Meynung des Verfassers diese: man müsse auf die Menge und auf die Lebhaftigkeit der angenehmen Empfindungen eines Individuums, und nicht auf die Gegenstände sehen, die sein Geschmack schön oder häßlich findet, um den Grad der Güte seines Geschmacks bestimmen zu können. Je mehrerer und je stärkerer Empfindungen nämlich jemand fähig sey, um desto besser sey der Geschmack desselben. Es könnten daher zwey Individua, deren Geschmack, in Ansehung der Gegenstän-

de, durchaus verschieden wäre, dennoch beyde einen gleichguten Geschmack besitzen, wenn nur die Summe ihrer angenehmen Empfindungen und der Grad der Lebhaftigkeit derselben äqual wären.

Wenn die Rede davon wäre, welches wohl der **bequemste** Geschmack seyn möchte; oder, wenn Schönheit durchaus etwas willkührliches, etwas phantastisches wäre, welches weder in der Natur der anschauenden Seele, noch in der Natur des Objects, sondern lediglich in unserer Einbildung seinen Grund hätte: so wäre diese Methode, die Güte des Geschmacks zu bestimmen, ohnstreitig die beste; und wir könnten bey der Empfehlung derselben, aller Regeln, aller Theorien des Schönen auf einmal überhoben seyn. Denn da würde es nicht weiter die Frage seyn, ob man Recht hätte, dieses oder jenes schön oder häßlich zu finden; sondern es würde nur der Frage bedürfen, macht uns dieses oder jenes würklich Vergnügen oder Misvergnügen? Im erstern Fall würde es schön seyn, wenn es an sich auch so häßlich, als die Erbsünde, wäre, und im andern Falle, ohne Widerrede, häßlich, und wenns auch die schönste Venus an Schönheit überträfe. Bedarf es mehr diese Methode zu empfehlen?

Etwas wahres liegt indeß dabey zum Grunde, wie es gemeiniglich bey gewagten Aussprüchen guter, aber noch nicht zur Reife gediehener Köpfe, der Fall zu seyn pflegt. Die **Vielheit der Gegenstände** nämlich, bey welchen sich der Geschmack eines Menschen äußert, verdient allerdings bey der Bestimmung der Güte desselben mit in Betrachtung gezogen zu werden. Aber die größere oder geringere **Richtigkeit**, wie auch die grössere oder geringere **Lebhaftigkeit**, und endlich die grössere oder geringere **Geschwindigkeit** der Empfindungen des Schönen, verdienen nicht weniger bey dieser

dieser Beurtheilung gleichfalls mit in Anschlag gebracht zu werden. Meiner Meynung also nach, würde der Grad der Güte des Geschmacks sich nach folgenden vier Verhältnissen richten:

1) nach der Vielheit oder **Männigfaltigkeit** der Gegenstände, bey denen er das Schöne von dem Häßlichen zu unterscheiden vermag;

2) nach dem Grade der **Richtigkeit**, mit welcher er in dieser Unterscheidung verfährt;

3) nach dem Grade der **Lebhaftigkeit** der Empfindungen des Schönen; und

4) nach dem Grade der **Geschwindigkeit** dieser Empfindungen.

Je größer also die Mannigfaltigkeit der Gegenstände ist, an welchen wir das, was schön ist, empfinden; je richtiger, je lebhafter, und je geschwinder diese unsere Empfindung ist, desto besser, desto vollkommener, war auch unser Geschmack.

Dasjenige, was der Verfasser zur Warnung vor einem einseitigen, oder gar zu verzärtelten, zu idealen Geschmacke, und der Rath, den er hinzufügt, sich mehr in der Empfindung des Schönen, als in der Bemerkung des Häßlichen zu üben, verdienen beherziget zu werden.

Die fünfte Abhandlung enthält: **einige merkwürdige Züge aus der Denkungsart, den Vorurtheilen und Sitten der Kamtschadalen, aus Krascheninnikows und Stellers Beschreibungen von Kamschatka gesammelt.** Man weis, daß wir die Krascheninnikowsche Beschreibung bey weitem noch nicht ganz, und auch noch nicht zuverlässig, sondern bloß nach einem von **Grieven** veranstalteten

englischen Auszuge besitzen, der vielleicht nicht allzu getreu seyn könnte. Man weis auch, daß verschiedene Stellen in der von Hrn Scherer bekannt gemachten Stellerischen Beschreibung von der Art sind, daß ihre Authenticität, bis auf weitere Bestätigungen, nicht außer allem Zweifel bleibt. Bevor man also gründliche Untersuchungen über die Kamtschadalen anstellen kann, muß man wohl die Zeit erwarten, da das erstere russische Werk ganz übersetzt, und die letztere Stellersche Beschreibung von allem Verdachte der Unzuverlässigkeit befreyet ist.

VI. **Kurze Geschichte des Nils.** Die Quellen, aus welchen der Hr. Verfasser diese kurze Geschichte, welche den Ursprung und das periodische Aufschwellen des Nils betrifft, hergeleitet hat, sind, unter den Aeltern, **Herodot, Diodor** und **Strabo**, unter den Neuern aber, Lobo, Maillet, Dampier, Schaw, Pocock, **Hasselquist, Norden** und **Niebuhr.**

VII. **Abhandlung über den Thierdienst der Egypter und die wahrscheinlichen Ursachen seiner Entstehung und Erweiterung.** Die gelehrte Ausführung dieses Thema's flößt mir den Wunsch ein, daß es dem Hrn. Verfasser gefallen möchte, seinen Untersuchungsgeist künftig mehr auf ähnlich historische und antiquarische, als auf philosophische Gegenstände zu richten, weil es scheint, daß die Gelehrsamkeit, mehr in jenem, als in diesem Fache, sich von seinen Bemühungen vorzüglichen Nutzen zu versprechen habe.

VIII. **Einige Bemerkungen aus der Geschichte der Insel-Bewohner der Süd-See.** Nirgend, sagt der Hr. Verfasser, findet man mehr Räthsel

Räthsel und unauflösliche Problemen, als in der Geschichte der Völkerschaften, die die zahllosen Eylande des unermeßlichen Süd-Meers bewohnen. In ihrem Studio stößt man augenblicklich auf Data und Erscheinungen, die einen zwingen, Ausnahmen von Regeln zu machen, die man schon als bewährte Grundsätze in der Geschichte der Menschheit angenommen hatte. Er begnügt sich übrigens damit, dergleichen Erscheinungen in diesem Aufsatze bloß zu sammeln, ohne an die Erklärung derselben selbst Hand anzulegen. Am Ende fügt er einen Zweifel über die erste Entdeckung der Insel **Otaheite** hinzu, welche die Engländer und Franzosen bekanntermaaßen einander streitig zu machen suchen, und äußert die Vermuthung, daß die Ehre der ersten Entdeckung dieser Insel vielleicht keinem von beyden, sondern vielmehr dem **Ferdinand de Quiros** gebühre. Sein Grund zu dieser Vermuthung ist dieser, weil alles, was dieser Seefahrer von den, von ihm in der südlichen Breite vom 10ten bis zum 20sten Grade entdeckten Inseln, besonders von der **Insel des schönen Volks** sage, vollkommen mit den Nachrichten übereinstimme, welche die Engländer und Franzosen von Otaheite gegeben haben.

IX. Oratio de Philosophia Ciceronis, eiusque in vniuersam philosophiam meritis. Eine Gelegenheitsrede, bey der Annahme einer ordentlichen Professur gehalten. Die Verdienste des Cicero um die Philosophie, welche der Herr Verfasser in derselben rühmt, sind die, daß er erstlich die griechische Weltweisheit, welche zu seinen Zeiten nur erst in einigen wenigen römischen Häusern aufgenommen war, populär zu machen suchte, und zweytens, daß er seine Muttersprache, in welcher man bisher noch gar nicht philoso-

phirt hatte, theils durch Festsetzung der Bedeutungen alter Wörter, theils auch durch neugeprägte Ausdrücke, zu der Würde einer philosophischen Sprache erhob.

Mr.

---

## III.

## Verordnung für die Schulen des Hochstifts Münster. 1776. 28 S. in Fol. und 1 Tabelle.

Unterdessen daß unter den Protestanten hie und da ein einsichtsvoller Mann über die Mängel und Gebrechen der Erziehung und der öffentlichen Schulen stille oder laute Klagen führet, ein Menschenfreund Vorschläge zu Verbesserungen thut, und selbst eifrigst Hand anlegt, das gute Werk zu fördern, ohne von den Herren der Erde so unterstützt zu werden, als es die Wichtigkeit der Sache erfodert: erscheint in einem katholischen Lande zu unserer Beschämung, die wir uns für so viel klüger halten, eine der besten Schulordnungen, und diese ist bereits wirklich auf Befehl des Churfürsten Maximilian Friederich in die Schulen des Hochstifts Münster eingeführet. Wir wollen unsern Lesern das Vergnügen machen, da diese Schulordnung ohnehin in wenigen Händen seyn wird, ihnen das Merkwürdigste daraus anzuzeigen und sie mit dem Geiste des Verfassers derselben bekannt zu machen. Wahrlich ein ganz anderer Geist, als gewöhnlich in den Schulordnungen herrscht! Man siehts den meisten an, daß die Verfasser den ihrigen von Jugend auf mit Phraseologien genährt hatten, und itzt auch nichts bessers vorzuschlagen und vorzunehmen wußten, als den Kopf der jungen Leute mit Wörtern, verstandenen und nicht

nicht verstandenen, zu füllen. Hier hingegen spricht ein Mann, der das ganze weitläuftige Gebiet der Wissenschaften kennt, den Werth einer jeden und ihr Verhältniß zu der allgemeinen Glückseligkeit sowohl, als zu den übrigen Wissenschaften erforscht hat; der die neuern und besten Erziehungsschriften und Vorschläge zur Verbesserung des gesammten Unterrichts muß gelesen und durchgedacht haben; der immer den großen Zweck im Auge hat, vernünftige Menschen und Christen zu bilden, und der daher keine Mikrologie und keine gelehrte Tändeleyen und Schulfüchsereyen gelehrt wissen will. Man urtheile selbst aus folgenden Worten der **Einleitung**: „Die allgemeine Wohlthat, die der Mensch „seiner Erziehung soll zu danken haben, ist, daß ihm „die Sphäre seiner Thätigkeit erweitert, und die Art „sie zu beschäfftigen nach ihrem Werthe bestimmt wer„de. Sie soll seinen Verstand mit reellen Kenntnis„sen bereichern, dieser den ganzen Umfang seiner Pflich„ten umfassen, und sein Herz fühlen lehren, daß nur „ihre Erfüllung wahre Glückseligkeit ist, damit ihm „Pflicht zur Neigung und Tugend zur Gewohnheit „werde. Aber die Natur macht der Erziehung dieses „Gesetz schwer, da sie ihm (ihr) Wesen von so ver„schiedenen Graden von Fähigkeiten liefert; Wesen, „auf die selbst ihre Absichten so äußerst verschieden „sind. Die erste Vorsorge bey der Unterweisung sey „also diese, daß keiner Art von Schülern das Nöthi„ge zu ihrem Beruf entgehe, daß mit dem Ueberflüssi„gen keine Zeit verdorben werde, und daß, ohne das „bessere Talent im Fortgang aufzuhalten, auch das „mittelmäßige den Unterricht vollständig genieße.“ Hier wünschten wir, gefunden zu haben, auf welche Art dieß am besten geschehen könne. Es ist für uns immer ein schwer aufzulösendes Problem gewesen und

ist es noch, wie die sehr guten Köpfe, oder wenn man lieber will, die Genies, müßten behandelt werden. Mit den ganz einfältigen ist es eher zu rathen. Man weiset sie aus der Schule, sie verlieren nichts dabey; oder wenn man dieß nicht thun darf, so läßt man sie sitzen und bekümmert sich weiter um sie nicht. Aber mit den außerordentlich guten Köpfen ist es ganz anders. Die Welt verliert immer viel, wenn diese, die doch immer seltene Erscheinungen unter uns sind, nicht, gleich den edelsten Pflanzen, am sorgfältigsten gewartet werden. Und wie ist dazu Zeit in den Schulen, wo die Mittelmäßigen, wenn man auch auf die Erzdummköpfe gar keine Rücksicht nehmen will, die ganze Zeit erfodern. Vielleicht antwortet man hier: Das Genie bildet sich selbst. Das ist wahr, es geht mit Riesenschritten voraus, und man muß es nach den bisherigen Schuleinrichtungen wohl gehen lassen, wenn man nur noch so vernünftig ist und das thut. Aber die wilden Auswüchse zu beschneiden, den Strom heftiger Leidenschaften, ohne welche wohl nicht leicht ein Genie ist, früh einzudämmen, das sollte doch billig in den Schulen geschehen, denn es ist vielleicht das Einzige, und gewiß das Nöthigste, worinn man dem Genie zu Hülfe kommen kann. Könnte dieses nun durch orbilische Züchtigungen, oder durch häufiges Moralisiren geschehen: so wäre allenfalls in unsern Schulen noch Rath zu schaffen. Aber leider hilft dieses nicht viel, am wenigsten bey den ungewöhnlich guten Köpfen. Das wird manchen befremden, daß auch das Moralisiren nicht helfen sollte. Die guten Köpfe, wird er sagen, verstehen ja natürlicherweise die Moral am besten, und sehen die Stärke der Gründe am leichtesten ein. Ja, aber sie wissen auch tausend Ausflüchte und Einwendungen, und nimmt man

man hiezu die Gewalt ihrer Triebe, so läßt es sich begreifen, daß ein Jüngling mit den besten Gaben sehr verwildern kann, wenn er nicht bey Zeiten durch praktische Uebungen gebildet, und auf den rechten Weg geleitet wird. Aber wo sind diese? Und wenn sie bereits in den Schulen wären, so müßten sie doch, wie es uns vorkömmt, mit den ungewöhnlichen Köpfen und Herzen ganz anders angestellt werden, als mit den gewöhnlichen. Und so sind wir wieder bey unserm Problem: **Wie macht man es, daß die Mittelmäßigen den Unterricht** (wohin doch nach dieser vernünftigen Schulordnung die **Bildung des Herzens zur Tugend** vorzüglich gehört) **vollständig geniessen, ohne daß die bessern Talente versäumt werden?** Doch es würde uns zu weit führen, wenn wir uns hiebey länger aufhalten wollten. Es werden nun die Wissenschafften genannt, die in den **untern Schulen** (nachher kömmt noch eine Anweisung für die philosophischen Klassen, die denn also wohl die höhern Schulen ausmachen) getrieben werden sollen, und bey jeder ihre Wichtigkeit und die Art gezeigt, wie ein gewissenhafter und einsichtsvoller Lehrer sie vorzutragen habe. Vorn an steht **Religion und Sittenlehre.** Es ist aus der Fülle des Herzens geflossen, was hierüber gesagt wird. Es ist hier nicht darauf abgesehen, gewisse Speculationen, dogmatische Sätze, Unterscheidungslehren, halb oder gar nicht verstandene, ganz oder zum Theil falsche Sätze, die keinen Einfluß auf Leben und Sitten haben, dem Gedächtniß der Jugend einzuprägen, und ihre Herzen früh gegen andersgesinnte einzunehmen, damit Uneinigkeit und Trennung unter den Menschen und Verwirrung in den Begriffen fortdauren möge; sondern man will gute Menschen durch die Religionswahrheiten erziehen, die Gott

 fürchten,

fürchten, ihre Brüder lieben und ihre eigene wahre Wohlfahrt zu befördern wissen. Möchte sich doch jeder Lehrer der Religion folgende Vorschriften merken: „Vorzüglich hier vermeide er das Kalte, das Trokne „des abstrakten Vortrags, der dem Schüler nichts zu „denken noch zu empfinden giebt. Er belebe ihn mit „Schilderungen aus der Geschichte, und mit Anwen„dung auf individuelle Handlungen aus den Vorfäl„len des gemeinen Lebens; (wobey er jedoch zu verhü„ten hat, daß seine Schüler in ihren Urtheilen nicht „übereilt, nicht unbillig und nicht satyrisch werden) er „löse Sätze in Bilder auf, und führe umgekehrt diese „auf jene zurück, damit er das moralische Gefühl „des Schülers übe und verfeinere, und ihm die Fä„higkeit gebe, in jeder seiner eignen Handlungen das „Sittliche und Unsittliche zu erkennen; aber er beru„hige sich nicht damit, seinen Verstand unterrichtet „zu haben: er suche von seinem Herzen die Gewiß„heit zu gewinnen, daß er seinen Lehren so strenge fol„gen werde, als er sie deutlich erkannte. Er wache „also über das Herz des Schülers mit der ganzen „Sorgfalt seines Berufs. Es sey seine ernstliche „Sorge, jede Verführung, die den Unerfahrnen um„schleicht, zurück zu schrecken, jede innere Hindernisse „der Tugend zu ersticken oder auszurotten, daß ihn „weder die Weichlichkeit, die die Seele erschlafft, „noch jener elende Geist modischer Kleinigkeiten fort„reiße, der in Herzen, die er entnervt, Niederträch„tigkeit, Selbstsucht, Unthätigkeit und die Keime „der niedrigsten Laster ausbrütet. Er sey hier desto „eifriger, je mehr dieser Geist der Kleinigkeit zum „herrschenden Ton wird, und je gewisser er hoffen darf, „schon dadurch größtentheils dem Unheil der Lesung „schädlicher Bücher vorzubeugen, als welche nur ein

„kleiner

„kleiner Modegeist, der darinn zu herrschen pflegt,
„empfiehlt, und deren Grundsätze fast nur in verwahr-
„losete Herzen durch Albernheit und Leichtsinn einschlei-
„chen. Er entlarve das Laster und zeige es in seiner
„schwärzesten Gestalt; aber kein leerer Schwall von
„Worten, keine künstlich gedrehete Sentenzen! Mit
„der ganzen hinreißenden Macht der intuitivsten Dar-
„stellung zeige er ihm die Abgründe, wo Geschöpfe
„ähnlichen Gefühls mit dem seinigen unter den schreck-
„lichen Folgen des Lasters sich winden und krümmen,
„daß der Jüngling, in jeder Nerve erschüttert, zu-
„rückbebe und verabscheue! Und auch dann denke er
„immer noch wenig gethan zu haben, wenn er ihn
„vom Bösen abzog! Die Liebe zur Religion und Tu-
„gend muß in seinem Herzen selbst Leidenschaft wer-
„den, wenn sie seinen übrigen Leidenschaften das
„Gleichgewicht halten soll. Durch Vernunft und
„Offenbarung erhebe er ihn also bis zur Anbetung des
„höchsten Wesens, daß er seine Niedrigkeit, aber
„auch seine Würde fühlen lerne, und die Hoffnung
„der Gnade ihn zwar innigen heiligen Schauer, aber
„mehr Liebe des Kindes, als Furcht des Sklaven
„lehre; er enthülle ihm seine Bestimmung hienieden
„und für die Zukunft, und zeige ihm seinen Standort
„in der Schöpfung, daß er jedes Wesen um sich her
„als Mittheil des nämlichen großen Ganzen schätzen
„und lieben lerne, und sein Wohl in dem Wohl der
„ganzen fühlenden Natur verschlungen fühle. Er
„zeige ihm, wie die Religion ihm den Weg zur ewi-
„gen Glückseligkeit abzeichnet, und suche sein ganzes
„Herz für sie einzunehmen, aber er vergesse hiebey
„auch nicht, ihn zu lehren, daß der wahre Eifer
„der Religion ein Geist der Liebe ist, von Haß,
„Abneigung und Verfolgung weit entfernt."

Es

Es kostet uns Mühe hier abzubrechen; aber wir müssen weiter gehen.

Der zweyte Abschnitt ist überschrieben **Psychologie.** „Die Absicht, heißt es, daß der Schüler jede „Wahrheit als Wahrheit lernen soll, fodert die frühe„ste Bearbeitung der Psychologie, die für den wich„tigsten Theil menschlicher Kenntnisse als Grundwissen„schaft anzusehen ist. Aber sie soll, wie es ferner „heißt, nicht durch Terminologie gelehret werden, wo„bey der Schüler nichts empfindet, sondern jede Wahr„heit, jedes Gesetz muß hier Erfahrung seyn. Statt „einer Menge theoretischer Sätze führe der Lehrer ihn „zu Erscheinungen, bey denen er beobachten und erfah„ren, und von denen er die Gründe finden und angeben „kann, damit hier das Beschwerliche des abstracten „Vortrags wegfalle. Er wird den Vortheil nicht ver„kennen, den er sich hier von der Geschichte verspre„chen darf, wenn er dem Schüler Aufgaben aus der „Geschichte giebt, um darinn das Psychologische zu „zeigen. — Hier wird der Lehrer zugleich die vor„theilhafteste Gelegenheit finden, die natürliche Logik „zu bearbeiten. Er zeige dem Schüler, so oft er kann, „und mit dem ganzen Nachdruck der eigenen Erfahrung, „wie sehr der Schein trügt, wie leicht Herz und Einbil„dungskraft täuschen, und wie gefährlich jede Uebereilung für die Richtigkeit der Begriffe, der Beobach„tung und der Schlüsse ist.

Auf diesen Abschnitt folgt die **Naturgeschichte.** Hier soll kein Schritt über das Sinnliche hinausgehen, alles soll hier Natur oder Bild seyn. Die merkwürdigeren Producte werden vorgezeiget, und die Absichten ihres Daseyns, nebst den Veränderungen gezeigt, wodurch Natur oder Kunst diese Absichten erreichen. **Mathematik.** Hier wird der Nutzen dieser Wissen-

schaft

schaft sehr bündig gezeigt, und lesenswürdige Vorschriften gegeben, wie sie getrieben werden soll. Wir führen nur einige an. „Die Regeln der Rechenkunst „soll der Lehrer Anfangs noch ohne Beweise vortra„gen, und dabey durch den Reiz einer mannigfaltigen „Anwendung auf verschiedene Vorfälle im gemeinen „Leben der Wißbegierde des Schülers zu schmeicheln „suchen. Auch in der Geometrie soll er im Anfange „sich bemühen, Begriffe und Beweise so viel als mög„lich sinnlich zu machen. Die Lehrsätze selbst trage „der Lehrer nicht allemal als ausgemachte Wahrheiten „vor; der Gang seines Vortrags sey, so oft es ohne „zu vielen Zeitverlust geschehen kann, der Gang der „Erfindung, daß der Schüler jede neue Wahrheit, als „das Resultat seines Nachdenkens über das schon Be„kannte, mit zu erfinden glaube. Die Figuren sollen „die Schüler sich selbst zeichnen, schon dadurch wer„den sie auf gewisse Art ihre Theorie näher in Anwen„dung sehen, denn auch hier soll der Lehrer es nicht „versäumen, dem Schüler zu zeigen, was er für seine „Arbeit bey einer jeden neuen Wahrheit gewann, wie „sie ihm brauchbar und im gemeinen Leben nützlich „werden könne.

Geschichte. Auch hier wollen wir nur ein Paar Vorschriften auszeichnen. „Das System der Geschichte „sey kein chronologisches Gerippe, keine Galerie von „Feldschlachten und ähnlichen Details. Es kömmt „nicht darauf an, daß der Schüler die Erbfolge der „Könige von Mycene und Argos, oder alle kleine „Aufstände und Scharmützel der Griechen auswen„dig lerne. Die Ordnung soll nicht nach dem Le„ben der Regenten, sondern nach den wichtigsten „Revolutionen der merkwürdigsten Völker bestim„met, und die erheblichsten Begebenheiten ande-

„rer

„rer Völker, die auf jene Einfluß haben, als Epis-
„oden behandelt, die Chronologie aber, deren Ver-
„hältnisse sich auf die christliche Aeram beziehen, soll
„nicht als ein epinöses Studium bearbeitet wer-
„den. — — Der Lehrer vergesse nie, wie gefährlich
„für die Jugend der falsche Reiz seyn kann, der die
„Größe und die Stärke des handelnden Genie in sei-
„nen Ausschweifungen auch dem Laster giebt, damit
„er nicht die Geschichte zur Lehrerinn praktischer Irr-
„thümer erniedrige, da sie dem Jüngling die Pfade
„zum Verdienst und zur öffentlichen und Privatglück-
„seligkeit und den ganzen Werth der Tugend und der
„Vaterlandsliebe zeigen sollte, um ihn zum guten
„Menschen und zum guten Bürger zu bilden! Wo
„also das Laster eine große Seele verunstaltete, da zeige
„der Lehrer diese Verunstaltung von der schwärzesten
„Seite und in ihren schrecklichsten Folgen. — —
„Am ausführlichsten muß die deutsche Geschichte ge-
„lehrt werden, damit in dem Herzen der Schüler die
„Liebe des Vaterlands angefacht und ernähret werde.
„**Geographie.** Diese bearbeitet der Lehrer zugleich
„mit der Geschichte. Der erste Schritt sey hier, daß
„er sich bemühe, den Schüler auch von dieser Seite
„mit seinem Vaterlande näher bekannt zu machen.
„Die Erklärung der Charte wird ihm zugleich Gele-
„genheit geben, dem Schüler manches Merkwürdige
„aus der vaterländischen Historie, Natur- und Kunst-
„geschichte beyzubringen.“

Anfangsgründe einer **praktischen Logik.**
„Der Lehrer vergesse es nie beym ersten Unterricht, daß
„Richtigkeit in Begriffen und Schlüssen die erste we-
„sentliche Bedingung zur Brauchbarkeit menschlicher
„Kenntnisse ist; daß er aber auch diesen Vortheil in
„früherer Jugend nur umsonst durch die schwerern Re-
„geln

„geln der gelehrten Logik zu erhalten suchen würde; daß
„hier vielmehr alles nur auf seine Lehrart ankömmt,
„durch die er unvermerkt das Gefühl des Wahren bey
„dem Schüler ausbilden und stärken kann. Er drin-
„ge ihm also keine Wörter auf, die ihm bloß Wörter
„bleiben müssen; er soll ihn empfinden und denken leh-
„ren. Die Begriffe, die der Mensch durch die äußern
„Sinne erhalten muß, soll er dem Schüler durch Vor-
„zeigung der Sache selbst, oder im Bilde, und jene,
„die für den innern Sinn gehören, durch Aufmerk-
„samkeit auf das, was in seiner Seele vorgeht, ver-
„schaffen, und bey abstracten Begriffen dem Gange
„des Verstandes nachfolgen, wie er sie von den sinn-
„lichen abzog, und da er sie in der innern Empfindung
„radicirt fand, allgemein und transcendent machte.
„Hier überzeuge er sich selbst, daß es einem endlichen
„Verstande nicht vergönnt ist, eine große Menge bild-
„licher Begriffe auf einmal zu fassen und zu bearbei-
„ten; daß seine Schwäche ihm die Verkürzung seiner
„Operationen durch Abstraction nöthig machte, um
„Verwirrung zu vermeiden, in den Wissenschaften
„fortzurücken, und bey der Anwendung mit Leichtig-
„keit und Ordnung zu handeln; daß aber auch die
„Abstraction nie ihren Ursprung verläugnen darf, da-
„mit sie nicht in leeres Wortspiel ausarte, dem in der
„Seele nichts Reelles mehr entspricht; daß das Bild-
„liche, das Anschauende der Erkenntniß zur Wirk-
„samkeit Leben und Kraft geben muß; daß es unter
„den schädlichsten Mißverständnissen eines Erziehers
„gehört, ein herrschendes Seelenvermögen zu unter-
„drücken oder zu schwächen, und daß man selbst von
„der feurigsten Einbildungskraft nichts zu fürchten
„hat, wenn man ihr nur Nahrung genug zu geben
„weis, damit nicht einst in den Tagen der Leidenschaf-

„ten

„ten eine einzige die Seele des Jünglings so völlig „frey, so von allen moralischen Empfindungen leer „finde, daß sie sich ihrer ganz bemächtigen, und ihn „mit allen seinen Kräften auf den einzigen Punkt ih„res Gegenstandes hinreißen könne. So vermeide „der Lehrer die beyden Abwege, wo von der einen „Seite die Empfindung, und von der andern die Ab„straction alles allein seyn soll. Zur Richtigkeit im „Schließen führe er ihn dadurch an, daß er ihn selbst „Wahrheiten aus Erfahrungen folgern lehre. Die „Uebungen in der Mathematik werden ihn hier unver„merkt weiter bringen, als sich von den abstracten Re„geln der höhern Logik hoffen ließ. Er lehre ihn An„ordnungen gleichartiger Begriffe durch Tabellen, da„mit er sich an Deutlichkeit und Zusammenhang ge„wöhne, und die Verwandschaft seiner Begriffe über„sehen lerne." Wir haben diesen Abschnitt wegen seines lehrreichen Inhalts für unsere philosophischen Schullehrer ganz abgeschrieben. Möchten doch die angehenden, wenn die bejahrten nicht mehr können oder wollen, daraus lernen, wie man einen **vernünftigen Menschen** bilden soll.

Bisher haben wir die vortreffliche Schulordnung, die zugleich für die Schulen, denen sie bestimmt ist, das brauchbarste, wenn gleich nicht vollständigste Methodenbuch ist, fast immer allein reden lassen. Wir kommen nun zu einem Artikel, wo wir selbst auch etwas sagen müssen, und dieß sind die **Sprachen**. Es sollen, nach dieser Verordnung, die **deutsche**, **lateinische** und **griechische** Sprache gelehret werden. Von der ersten heißt es: „Diese Sprache ist es, in „der ein jeder Schüler denken und reden, ein jeder „beym künftigen Beruf arbeiten, und insbesondere „das künftige Genie sich zeigen soll. Sie vereinigt

„hiemit

„hiemit die Endzwecke der beyden andern Sprachen, „und fodert also den höchsten Grad der Bearbeitung.“ Hierauf folgen schöne Regeln, wie der Lehrer auf die Richtigkeit der Aussprache, des Lesens, der Orthographie zu sehen habe; wie er selbst bey gewöhnlichen Unterredungen den Sprachgebrauch der jungen Leute berichtigen und sie zu dem Ende auf Synonimen und Etymologien aufmerksam machen solle; kurz, wie er dahin arbeiten müsse, früh den Vortheil bey seinem Schüler zu erhalten, daß einst in dessen Reden und Schriften ächter deutscher Geist herrsche. Von der **lateinischen Sprache**. „Sie soll die Sprache der „Wissenschaften bleiben. Der Schüler soll durch Ver„gleichung dieser und der deutschen Sprache den Geist „der letztern tiefer kennen lernen, damit er sich früh „versichere, daß jede Sprache ihr Eigenthümliches „habe, und damit er auch bey andern, die ihm viel„leicht einst sein Beruf nöthig macht, Gewohnheit und „Muster habe, ihren Character von dem Character der „seinigen zu unterscheiden. Zum Uebersetzen aus dem „Lateinischen ins Deutsche, soll der Lehrer klassische „Schriftsteller wählen, von denen man klassische Ue„bersetzungen hat, damit die Uebersetzung des Schü„lers nach jenen verbessert werde. So lerne der Schü„ler, daß Uebersetzen nicht Worte zwoer Sprachen aus„tauschen, sondern Sinn und Ton übertragen heiße. „Eben so, aber sparsam, lasse er den Schüler aus dem „Deutschen ins Lateinische übersetzen, und eben so ver„bessere er seine Arbeit. So fallen Nachahmen und „Correcta dictiren und mit ihnen hoffentlich eine reiche „Quelle der Verderbniß in diesem Theile des Ge„schmacks weg. Auch das Lateinischreden in den Schu„len sey hiemit abgestellet, nur mit der Einschränkung, „daß in den drey höhern Schulen alle öffentliche und

„mehrentheils auch die Privatübungen in der Mathe-
„matik lateinisch bleiben, damit diese Sprache, als
„wissenschaftlich betrachtet, dem Schüler desto geläufi-
„ger werde.“

**Griechische Sprache.** „Diese Sprache, in
„der sich der menschliche Verstand so sehr zu seinem
„Vortheil, und das Genie in seinem höchsten Glanze
„gezeigt hat, ist dem schönen Geist unentbehrlich, aber
„durchgehends dem brauchbaren Mann im gemeinen
„Leben **nur** nützlich. (Dieß **nur** soll ohne Zweifel
**nicht** heißen, denn sonst ist kein Sinn da) Die Be-
trachtung (soll wahrscheinlich heißen, diese Betrach-
tung, daß nämlich die griechische Sprache nur dem
schönen Geist und nicht jedem brauchbaren Mann im
gemeinen Leben nützlich ist) „und die Absicht des öf-
„fentlichen Unterrichts werden dem Lehrer den Grad der
„Cultur für dieselbe angeben. — Der Schüler soll
„sie verstehen lernen, aber die genauere Kenntniß ihrer
„Schönheiten und ihres innern Wesens bleiben, wenn
„Lust oder Beruf ihn auffodern, die Frucht seiner
„eignen Mühe.“

Wenn es bey den bisherigen Einrichtungen in den
Schulen bleiben soll, daß Sprachen und Wissenschaf-
ten beym Unterricht getrennt werden: so ist die hier
vorgeschlagene Methode, die Sprachen zu lehren und
zu lernen, ohne Zweifel die beste. Aber ist diese Tren-
nung nothwendig, ist sie der Natur der Sache ange-
messen? Wir getrauen uns dieses schlechterdings zu
läugnen, und dahingegen zu behaupten, daß nichts dem
Fortgange der Erkenntniß unter uns bisher schädlicher
gewesen sey, als diese Absonderung des Unterrichts in
Sprachen von der Erlernung der Wissenschaften, so
wie dem Christenthum nichts nachtheiliger geworden
ist, als die Trennung der Dogmatik von der Moral.

Man

Man sehe den Zustand der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften mit Aufmerksamkeit an und beleuchte den größten Theil unserer so genannten studirten Personen ein wenig in der Nähe; dann denke man sich eine Verbindung der Sprachen und Wissenschaften, wie wir sie kurz abzeichnen wollen, halte sie gegen die bisherige Lehrart der Schulen und Akademien, und urtheile dann, ob wir Recht haben. Das Ideal einer guten Schule, wie wir sie uns denken, das aber vielleicht noch lange weiter nichts als Ideal, als ein süßer Traum seyn wird, sieht ungefähr so aus: In einem sehr großen Zimmer versammeln sich die Kinder von etwa 4 oder 6, bis etwa 10 oder 12 Jahr; dieß läßt sich in einem Ideal so genau nicht bestimmen. Das Zimmer ist voll Naturalien, Kunstsachen, Instrumenten von allerley Art, Gemälden, elementarischen Kupferstichen, Landkarten, Büchern, die theils verschlossen, theils beständig vor Augen sind. Rund um in dem Zimmer, wenn anders rund umher Licht genug seyn kann, wären Bänke und Tische, aber ganz anders wie gewöhnlich eingerichtet, nämlich so, daß jeder seinen Sitz von den übrigen abgesondert hätte, und also auch seinen Tisch. Dieser würde so eingerichtet, daß man allenfalls auch dabey stehen könnte. Denn es ist unverantwortlich, Kinder stundenlang sitzen und schreiben, lesen oder rechnen zu lassen. Die Schreibenden hätten mehr Raum, wie die übrigen, und ihre Tische wären so eingerichtet, daß sie beym Schreiben nicht krumm sitzen, auch die Brust nicht drücken dürften. Es scheint mir nicht unmöglich, daß in einem hinlänglich großen Zimmer etwa 100 Kinder von verschiedenen Lehrern elementarisch unterrichtet werden können, so daß einige schreiben, andere lesen, andere rechnen, noch andere erzählen und endlich einige spielen, aber ebenfalls unter

Aufsicht. Was wird aber denn nun gespielt, gesprochen u. s. w.? Antw. lauter sinnliche, den Begriffen und Fähigkeiten der Kinder angemessene und zugleich sie vermehrende Dinge. Das Detail davon würde hier viel zu weitläuftig werden. Ueberhaupt würde alles getrieben, was in dieser Schulordnung vorgeschrieben ist, nur nicht eben in dem Umfang, auch nicht so, daß zu jeder Disciplin eine besondere Stunde wäre. Das Meiste würde gelegentlich gelehret. So führet man z. E. die Kinder vor die an der Wand hängende Landkarte, und lehrt sie bey der Gelegenheit discursive tausend Dinge, als, dieß oder jenes wächst in dem Lande; dazu wird es gebraucht; so wird es verarbeitet; an dem Ort waren die ersten Seidenwürmer in Europa; wer brachte sie dahin? ist ein Mann in einem seidenen Kleide besser, als der in einem wollenen? Hiebey wird denn immer weiter von Schülern und Lehrern nachgefragt, geantwortet, nachgelesen, vorgezeigt, von denen, die schreiben können, etwas Merkwürdiges, ein Sprüchwort, eine Lehre, eine Nachricht niedergeschrieben und dabey zugleich auf die Kalligraphie gesehen; von denen, die rechnen können, etwas ausgerechnet, z. E. wie lange die Seidenwürmer nun schon in Europa sind u. d. gl. Die Kleinen, die an diesen Uebungen noch nicht Antheil nehmen können, beschäfftigen sich indessen nebst ihren Lehrern mitten im Zimmer oder an andern Ende, oder auch in einem Nebenzimmer mit Buchstabenschreiben, Lesenlernen, lehrreichen Spielen, die wenig oder gar kein Geräusch machen u. s. w. Dieß alles geschähe nun des Vormittags in lateinischer, des Nachmittags in deutscher Sprache. Sollte noch eine dritte Sprache, z. E. das Französische zugleich gelernt werden: so wäre das auf eben die Art möglich.

Man

Man müßte dann den Tag in drey Theile theilen. Oder man überließe auch in den ersten 12 Jahren des Lebens die deutsche Sprache den Aeltern und andern, womit die Kinder Umgang haben, und dem häuslichen Lesen der elementarischen Bücher für Kinder. Sie würden wahrscheinlich auf die Art in der Muttersprache nicht zurück bleiben, besonders wenn sie in der Schule lateinisch oder französisch erzählen müßten, was sie zu Hause deutsch gelesen hätten, damit sie nur gewiß läsen. An eigentliche Grammatik und Sprachregeln würde vor dem zwölften, vielleicht vor dem sechzehnten Jahr gar nicht gedacht.

Was hätten wir denn nun bey diesen neuen Vorschlägen gewonnen? Dieses, daß die Kinder zwey oder drey Sprachen wissen, ohne sie, im gewöhnlichen Verstande des Worts, gelernt zu haben; daß sie von zehntausend Dingen anschauende, richtige, adäquate Begriffe haben, wovon man nach der gewöhnlichen Erziehung nichts, oder nur etwas Verworrenes und Falsches weis; daß es ihnen an Materialien und Fertigkeit sich mit andern schriftlich und mündlich zu unterreden nicht fehlt; daß ihre Neigungen eine Richtung zum Guten bekommen haben, die wahrscheinlich stärker ist, als sie nach den gewöhnlichen Erziehungen seyn kann; daß weit mehr Saame der Tugend in die jungen Herzen gesäet werden kann, als bisher. Denn was kann nicht gesäet, begossen, gewartet werden und gar aufkeimen in der Zeit, die man jetzt mit der bloßen lateinischen Sprache verderbt!

Aber nach dieser neuen Art lernen die Kinder ja unmöglich die Sprachen gründlich. Dies ist der mächtige Einwurf, womit viele sich weise dünkende Leute alle Verbesserer der Lehrart auf einmal zu Bo-

den geschlagen zu haben, vermeynen, so bald sie ihn nur nennen. Indessen ist die Antwort sehr leicht. Man kann vor dem funfzehnten Jahr, durchgehends, keine Sprache gründlich lernen, folglich soll mans auch nicht. Man kann hingegen nach dem funfzehnten Jahr (wenn man nicht blödsinnig ist, und so muß man überall davon bleiben) jede Sprache, die man so fertig weis, als seine Muttersprache, in kurzer Zeit gründlich lernen: folglich ist dann erst die Zeit dazu, und vorher muß man nichts thun als sich Fertigkeit in der Sprache erwerben, aber das muß man auch nothwendig thun. Daß man vor dem funfzehnten Jahr keine Sprache, am wenigsten die lateinische, als eine fremde, gründlich lernen könne, bezeugen die tausende, die man bisher, Gott erbarm es! gründlich unterrichtet hat, und noch bis diese Stunde fortfährt mit Gründlichkeit zu quälen und zu verderben, ehe ihr Verstand zu der Reife gekommen ist, daß er Gründe von der Art, als sie in der Grammatik sind, begreifen kann; das bezeugen die Programmen, Gedichte und andere Schriften der Herren Rectoren, Conrectoren u. s. w. eben so wohl, als die armseligen Geburten ihrer Untergebenen. Oder ist es etwa zur Gründlichkeit hinreichend, daß in einer Schrift, sie mag übrigens so mager und elend seyn, als sie will, kein Donatschnitzer ist? Wenn das ist, so haben wir kein Wort weiter zu sagen.

Ein anderer Einwurf lautet so: Wir haben doch bey der bisherigen Methode große Männer gezogen, einen Ernesti u. s. w. Aber diese Männer sind wahrlich nicht durch die bisherige Methode geworden, was sie sind. Man frage sie selbst. Ihr größerer Geist, ihre stärkere Wißbegierde trieb sie fort, und ließ sie werden, was sie sind, aber ihre Lehrer und

deren Methode, wenn sie die gewöhnliche war, sind wohl ganz unschuldig daran. Und wer sagt uns denn, ob diese großen Männer nicht noch größer wären, nicht noch richtiger dächten, nicht noch weit mehr Schätze der Erkenntniß und Weisheit mit weit wenigerm oder gar keinem Verlust ihrer Gesundheit, mit weit mehr Kenntniß des menschlichen Lebens und Herzens, und mit vielen andern Vortheilen mehr erworben hätten, wenn ihre jugendlichen Jahre nach bessern Grundsätzen und Einsichten geleitet wären?

Aber wie wirds denn mit dem Griechischen? Das kann man doch unmöglich ex vsu lernen. Soll dieß etwa ganz aus den Schulen verbannet werden? Mit nichten. Aber wer den äußern und innern Beruf hat, es zu lernen, der hat vom funfzehnten Jahr an noch Zeit genug, und dann kann ers treiben, wie es itzt in den besten Schulen gewöhnlich ist, daß er viel liest und dabey immer die Grammatik, und wenn er für sich ist, das Lexicon braucht. Es kann nicht fehlen, daß er so in wenigen Jahren nicht einen schnellen Fortgang darin mache, wenn er Fähigkeit und Lust hat, und hat er keins oder nur eins von beyden: so muß ers gar nicht lernen.

Nach diesen Aeußerungen wird man sich nicht wundern, daß wir es nicht billigen, daß das Lateinreden des Stifts Münster gänzlich abgestellet wird. Wir wollten es vielmehr allenthalben, wenns möglich wäre, einführen. Daß dies vor der Hand nicht angeht, sehen wir wohl ein. Man müßte erst andere Lehrer und andere Bücher haben. Aber verbieten würden wirs doch nicht, und es bloß auf die Uebungen in der Mathematik einzuschränken, wie hier geschicht. Wir würden vielmehr die itzigen Lehrer aufmuntern, sich noch so viel möglich im Lateinreden zu üben, und

künftig keinen annehmen, der nicht fertig Latein von allem, was im menschlichen Leben und in der Schule vorkömmt, reden, wenn gleich eben nicht schön reden könnte. Dann würden wir, wie schon in dem Ideal erinnert ist, die Zahl der Disciplinen nicht so vervielfältigen, als hier geschehen ist. Zwar steht nicht ausdrücklich da, daß jede ihre besondern Stunden haben soll, und sollte sie es, so sind hier fünf Classen in der untern Schule, und also Lehrer und Stunden genug. Aber wir würden dem ungeachtet in dieser niedern Schule schwerlich eine Eintheilung der Stunden nach den Wissenschaften und Sprachen, als da sind, Religion und Sittenlehre, Psychologie, Naturkunde, Mathematik, Geschichte, Geographie, Logik, deutsche, lateinische, griechische Sprache, Rhetorik, Poesie, Aesthetik, machen; sondern vielmehr aus Gründen, die wir schon gesagt haben, alles dies in einander verweben. Doch sehen wir wohl, daß es einigen Unterschied macht, daß wir die Kinder im zehnten oder zwölften Jahr schon in eine höhere Klasse schicken würden, und in den Münsterschen niedern Schulen sollen vor dem zehnten Jahr keine angenommen werden. Wie lange sie da bleiben sollen, ehe sie in die philosophischen Klassen (welches hier wohl die höhern Schulen oder das Gymnasium seyn soll) aufrücken, ist nicht gesagt, so wie wir überhaupt hier manches, die äußerliche Form betreffend, vermissen, und von manchen Dingen, als von der Zahl der Lehrer, der Anzahl und Eintheilung der Lehrstunden, der Beschaffenheit der Lehrbücher, die hier gar nicht genannt werden, gern näher unterrichtet gewesen wären, um desto besser urtheilen zu können, wie weit die hier gegebenen im Allgemeinen vortrefflichen Vorschriften der dortigen Einrichtung anpassend sind, und umge-

umgekehrt, wie sich z. E. die Schulbücher zu dieser Schulordnung verhalten. Wir zweifeln fast, ob jene so gut sind, als diese. Wo sollten sie hergekommen seyn? Doch sind die Lehrer nur vernünftig, und wollen die Vollmacht nutzen, die ihnen hier gegeben wird, so können sie viel Gutes stiften, wenn gleich die Lehrbücher, nach unserm Sinn wenigstens, nicht sind, wie sie seyn sollten. Man hält da viel auf Chrestomathien, wie wir aus dem Artikel von Schulbüchern sehen. Wir halten nicht viel davon. Doch können sie bey den bisherigen Schuleinrichtungen manchmal ihren Nutzen haben.

Es folget nun in der Ordnung die **Redekunst**. Wir möchten abermal alles abschreiben, so richtig und durchgedacht ist es. Nur eins und das andere. „Wenn der Lehrer den Schüler mit Mustern bekannt „gemacht hat, die ihren Endzweck auf den Verstand „oder auf das Herz erreichten, und wenn er ihn die„ses hat fühlen lehren, dann untersuche er mit ihm, „oder ihm vor, wie sie ihn erreichten; ziehe dann „allgemeine Bemerkungen ab, und suche endlich „Gründe dafür in der Seele auf, daß er Bemer„kungen zu Regeln erhebe. Aber Regeln, die er „nicht als **Regeln** (soll vielleicht **Bemerkungen** hei„ßen) vortragen kann, soll er gar nicht vortragen; „also werden einseitige oder unvollständige Abstractio„nen, noch wirkliche Regeln, deren Gründe für den „Schüler zu tief liegen. — Statt der weitläuftigen „Vorschriften von Uebergängen und Verbindungen, „die die Natur durch Empfindung sicherer, als die „Kunst durch Regeln lehret; statt einer steifen Periodo„logie und einer ängstlichen Abzählung der Glieder; „statt des ewigen Gedrehes in Figuren und Tropen, „führe er den Schüler an die wahren Quellen des Schö-

„nen, und lehre ihn den Werth der Natur und ihrer „edlen Einfalt in den besten Werken der Alten und „Neuern kennen u. s. w.“ Wir müssen uns Gewalt anthun, hier abzubrechen und bemerken nur noch, daß es uns weiter hin sehr angenehm überraschte, als wir folgendes fanden: „Der Lehrer zeige dem Schüler den „Unterschied der Sprache und der Beschreibung der „Leidenschaften noch näher in den Mustern der besten „griechischen, deutschen und englischen Schau-„spieldichter.“ Also glaubt man doch dort auch nicht mehr an die Franzosen.

Dichtkunst. Dieser Abschnitt ist uns, wie aus der Seele geschrieben. Wir müssen ihn ganz hersetzen. „Die doppelte Wahrheit, daß es einem Dichter nicht „erlaubt ist, mittelmäßig zu seyn, daß aber jede Ver-„feinerung des Geschmacks an den Werken des Genies „die Empfindsamkeit erhöhet und veredelt, sey die „Richtschnur bey diesem Theile des öffentlichen Unter-„richts. Die erste schließt alle Uebung der Schüler in „diesem Fache in der lateinischen Sprache aus, und „selbst in der deutschen, wenn sich nicht ein besonders „Talent zur Dichtkunst hervorthun sollte. Desto nach-„drücklicher wird die zweyte jener Wahrheiten es dem „Lehrer empfehlen, daß er auch hier den Geschmack „der Schüler mit der äußersten Sorgfalt zu bilden su-„che. Er soll ihn also mit den besten Producten des „dichterischen Genies in den vorzüglichsten Arten der „Dichtkunst bekannt machen, und ihn den Werth der-„selben, das Erhabene und Schöne in den Gedanken „und der Einkleidung fühlen lehren. Dann lege er „ihm auch mittelmäßige und schlechte Stücke zur Be-„urtheilung vor, damit er seinem Geschmack Schärfe „und Festigkeit gebe. Poetische Aufsätze in beyden „Sprachen lasse er ihn oft in eine reine und richtige

„deut-

„deutsche Prosa umgießen, und hernach mit dem Ge„dichte vergleichen, damit er das Eigene des poetischen „und prosaischen Stils, und wie viel Gedanken und wie „viel Ausdruck dazu beytragen, unterscheiden lerne, „und sich durch keinen poetischen Nonsense verführen „lasse. Er lehre ihn Tonmaß und das Mechanische „der Versification, und trage ihm die vornehmsten Re„geln der Dichtkunst überhaupt, und jeder ihrer Ar„ten insbesondere, so wie die Regeln der Redekunst „vor.“ So haben wir denn nun Gottlob wirklich eine Schule in Deutschland, wo es verbothen ist, lateinische Verse zu machen, und wo es unter der vernünftigsten Bedingung nur erlaubt ist, die deutsche Poesie practisch zu treiben; wo aber übrigens die Poeten nach ihrem Werthe genützt, und Herz und Geist durch sie gebildet werden.

Aesthetik. Wir wundern uns, diese unter den Disciplinen der untern Klassen zu finden. Doch da wir das Verhältniß dieser zu den höhern nicht genau wissen, nicht wissen, wie früh die Jugend aus jenen in diese übergeht: so können wir vielleicht Unrecht haben uns zu wundern, daß hier steht: „Hat der Lehrer durch „vorzügliche Muster in der Redekunst und Dichtkunst „die innere Empfindung des Schönen bey dem Schü„ler genährt, und mit ihm in jenen die Eigenschaften „aufgesucht, die dieser Empfindung sich schmeichelten: „so zeige er ihm die letzten **Gründe dieses Wohl„gefallens in dem, was ihm die Psychologie von „der Seele und von den Quellen der angeneh„men Empfindungen überhaupt gelehret hat.**“ Es scheint uns, daß nur die feinsten und geübtesten Geister solcher Beobachtungen fähig sind, sie entweder selbst zu machen, oder zu verstehen, wenn andere sie ihnen vormachen. Sollten wohl viele, selbst unter den

sehr

sehr guten Köpfen, Homes Grundsätze der Kritik mit Einsicht, Beyfall und Vergnügen vor ihrem dreyßigsten Jahre gelesen haben?

Es folgen nun **allgemeine Anmerkungen.** Diese betreffen 1) die **Schulbücher**, die wir, wie gesagt, gern genannt gefunden hätten; vielleicht ist dieß aber mit Fleiß unterblieben, damit bey erkannter Unbrauchbarkeit dieses oder jenes Buchs desto leichter ein anders an dessen Stelle gesetzt werden kann, welches bisweilen schwer hält, wenn die zu brauchenden Bücher in den Schul- und Gymnasienordnungen benannt sind: und dann haben wir nichts dagegen zu erinnern, wir finden diese Vorsicht vielmehr sehr weise. Ferner 2) **das Auswendiglernen.** „Damit soll der Lehrer den „Schüler nicht überhäufen. Es muß ihm kein leerer, „unbedeutender Ton seyn, er muß es begriffen haben, „was er lernen soll.“ Unter den Mitteln, dem Gedächtniß zu helfen, wird dem Lehrer vorzüglich die tabellarische Methode empfohlen, als die dem Schüler auch künftig im geschäfftigen Leben die wesentlichsten Vortheile gewähren werde. Wir haben nichts dawider, wenn, so wie hier, der Lehrer erinnert wird, daß der Schüler begreifen müsse, was er in Tabellen ordnen, und daß er nicht aus den Tabellen lernen, sondern das Gelernte in Tabellen eintragen soll. 3) **Unterredungen.** „Der Schüler soll nicht allein reden „lernen, sondern auch hören; in den Schulen wenig„stens soll jene Unart nicht mehr ernährt werden, die „nicht nur in scholastischen Hörsälen, sondern selbst im „gesellschaftlichen Leben die verdrüßlichen Auftritte so „gewöhnlich macht, wo Leute, die sich nicht verstehen „oder nicht verstehen wollen, über Sachen zanken, „über die sie im Grunde einerley oder gar nicht den„ken. Um diesen Fehler, er liege im Verstande oder „im

„im Herzen, zu verbessern, sey es dem Lehrer eine ernst-
„hafte Sorge, daß die Schüler den Gegenstand ganz
„fassen, von dem die Rede ist, daß sie ihn und sich
„selbst unter einander zu verstehen suchen. Der Leh-
„rer selbst höre den Schüler gerne an, damit er ihn
„durch sein eigenes Beyspiel daran gewöhne, selbst
„verständlich zu seyn und nur über das Verstandene zu
„reden.“ 4) **Oeffentliche Uebungen.** „Diese sol-
„len unverdächtige Beweise der Geschicklichkeit seyn —
„die Charlatanerie, die der Unwissenheit durch mecha-
„nische Kunstgriffe einen Antheil an dem öffentlichen
„Beyfalle zu verschaffen weis, soll daraus verbannt
„seyn.“ Wir sehen aus dem, was eben vorher und
was noch weiter gesagt wird, daß diese öffentlichen
Uebungen hauptsächlich im Disputiren bestehen müssen,
und daß nicht eigentliche Examina, wie sie sonst ge-
wöhnlich sind, gemeynt seyn können. 5) **Belohnun-
gen und Strafen.** „Belohnungen sind nur für Sit-
„ten und Fleiß, nicht für Talente. Sie sollen nur die
„Seele des Jünglings ermuntern und stärken, daß sie
„nicht im Arbeiten erschlaffe. Nie gebe der Lehrer ihm
„Anlaß, diese Absicht zu verkennen, daß er nicht anfan-
„ge, das für den Endzweck seiner Bemühungen zu hal-
„ten, was nur Mittel zu seiner Aufmunterung seyn
„sollte. — Die Strafe sey, wo möglich, von der
„Art, daß der Fehlende in der Strafe selbst seinen Feh-
„ler fühle. So sey, zum Beyspiel, die Strafe der
„Lüge der Verlust des Zutrauens.“ 6) **Leibesübun-
gen.** „Die Ergötzlichkeiten des Schülers sollen Lei-
„besübungen seyn, Spiele oder Arbeiten, die seinen
„Körper biegsam und stark machen. An den bestimm-
„ten Spieltagen soll jeder Lehrer seine Schüler ins Freye
„hinausführen, und keinem ohne hinlängliche Entschul-
„digung erlauben, den Spielplatz zu versäumen. Ei-
„ne

„ne Nebenabsicht dieser Versammlungen, aber doch „wichtig genug, daß der Lehrer sie nicht vernachlässige, „ist die Gelegenheit, die er hier finden wird, seinen „Schüler näher kennen zu lernen, ihn zu gesellschaft„lichen Tugenden, zur Höflichkeit und Freundschaft „zu gewöhnen, und unbemerkt durch mancherley Be„obachtungen mit der Natur bekannt zu machen.“ Wenn man doch endlich einmal einsehen wollte, wie nöthig es ist, bey jeder Schule und bey jedem Gymnasio ein Spielhaus und einen Spielplatz zu haben, um alle hier angeführte und noch weit mehrere Vortheile daraus zu ziehen! Sollte es jemals soweit kommen, daß die gegenwärtige Schuleinrichtungen von Grund aus verbessert würden, so wäre die Anordnung der Spiele und Spielplätze ein wesentliches Stück dieser Verbesserung.

Es folgt nun die Anweisung **für die philosophischen Klassen.** Diese enthält folgende Rubriken: **Einleitung.** „Der Unterricht in der Philosophie soll „**vollständig**, aber nicht überladen mit Hypothesen „und unnützen Spitzfindigkeiten seyn; **gründlich**, „daß der Schüler die Lehrsätze und ihre Beweise deut„lich einsehe; **anwendbar**. Der Lehrer überzeuge „sich, daß anwenden können dem Wissen seinen wah„ren Werth geben muß. Er vergleiche den Werth „der griechischen Philosophie mit dem Werth der un„srigen, und wenn er sich überzeugt hat, daß diese „über jene in der Theorie kaum so viel gewonnen, als „umgekehrt am practischen Einflusse verlohren hat, „dann vergleiche er die Lehrart ihrer Philosophen mit „jener der neuern: wie jene, z. B. Sokrates in sei„nen Unterredungen in den Schriften seiner Schüler, „jede abstracte Wahrheit einer minder entwickelten „Theorie fast überall mit Anwendung aufs Indivi-

„duelle

„duelle verbanden; diese eine weit abstractere Theo-
„rie, die also auch in der Anwendung um eben so vie-
„les schwerer ist, ohne Zurückführung aufs Einzelne
„vortragen; und er wird finden, daß wenigstens ein
„großer Theil der Schuld auf die Lehrart fällt, wenn
„wir in unsern Tagen bey aller Erweiterung der Theo-
„rie, jenen allgemeinen philosophischen Geist der Grie-
„chen in den Wissenschaften und Geschäfften und den
„Einfluß ihrer Kenntnisse in das ganze System ihrer
„Handlungen vermissen. — Anwendbar wird die
„Lehrart seyn, wenn sie dem Schüler 1) eine Fertig-
„keit, die gründlich erlernten Grundsätze und Regeln
„anzuwenden, 2) die Ueberzeugung, die Erfahrung,
„daß diese Fertigkeit von wirklichem Nutzen ist, und
„3) einige Bekanntschaft mit Gegenständen verschafft,
„die nicht mehr innerhalb der Gränzen der philoso-
„phischen Disciplinen liegen, aber doch Anwendung
„derselben leiden oder fodern. Fertigkeit zur Anwen-
„dung erhält der Jüngling nicht ohne räsonnirende
„Uebung. Der Lehrer behandle also die wesentlichsten
„Theile der Philosophie sokratisch; Lehrsätze betrachte
„er, wo er kann, als Aufgaben, und finde sie mit
„dem Schüler. — — Wir überschlagen hier Vieles
und merken nur noch folgendes: „Der Lehrer soll die
„mittelmäßigen Talente mit verschiedenen zu beschwer-
„lichen Sätzen und Beweisen verschonen, und ihnen
„die leichtern, die doch ohnehin in der Anwendung
„am meisten vorkommen, geläufig zu machen, und
„den Beobachtungs- und Untersuchungsgeist nach dem
„Grad ihrer Fähigkeit beyzubringen suchen. Mit
„dem Geschenk eines wahren philosophischen Genies
„ist die Natur sehr sparsam. Dieses fodert das Ta-
„lent, Erscheinungen, die ein anderer kaum bemerkt,
„Anlässe und glückliche Einfälle auch in abstracten

„Wis-

„Wissenschaften, die oft von keiner Wichtigkeit schei-
„nen, zu nutzen. Aber wiederum fodert auch dieses
„einen großen Vorrath philosophischer Begriffe und
„unter demselben eine glückliche Verbindung zur Erin-
„nerung und Anwendung; eine weitläuftige Erkennt-
„niß der Wahrheiten, die noch aufzusuchen wären,
„und der Wege, die ungefähr dahin führen könnten,
„und dann eine sehr ausgedehnte Fähigkeit, abstracta
„in concreto, und concreta in abstracto zu sehen.
„Genies von dieser Art haben ihren eigenen Gang, der
„mit ihrem ganzen Gedankensystem im Verhältniß
„steht. Sollte inzwischen dem Lehrer das Glück be-
„schieden seyn, ein aufkeimendes Genie unter seinen
„Zuhörern zu entdecken, so wäre dieses auf alle Art zu
„ermuntern; die Mühe, desselben nach seiner eigenen
„Art zu pflegen, seine eigenthümlichen Wege auszu-
„spähen, auf diesen Wegen mit ihm herum zu wan-
„deln, auch so gar mit ihm herum zu irren, würde der
„entscheidenste Vortheil ersetzen. Auch ein einziges
„kann Epoque machen und durch seinen Einfluß in dem
„ganzen System der Wissenschaften eine Revolution
„hervorbringen, die sich für das Wohl des menschli-
„chen Geschlechts bis auf die späteste Nachwelt ver-
„breitete.“ Wohl den Schulen, deren Schulordnung
so voll der richtigsten und feinsten Bemerkungen ist, und
so sehr die Ausbildung aller Talente, aller Seelenver-
mögen, so sehr den practischen Unterricht für alle
Stände des Lebens begünstigt und anbefiehlt, und zu-
gleich auf die Anbauung sowohl, als Erweiterung aller
Felder der nützlichsten Wissenschaften Rücksicht nimmt.

Anmerkungen zur practischen Lehrart. “Sie
„soll die sokratische seyn. Der Schüler soll den Leh-
„rer und dieser den Schüler verstehen lernen — Wo
„die

„die Erklärung eines Satzes zum Theil den Gebrauch „der Sinne zuläßt, da hüte der Lehrer sich, die Ein„bildungskraft der Zuhörer ohne Noth zu martern. Er „wird dadurch den Eindruck verstärken und ihre Auf„merksamkeit an dem Gegenstande fester heften. **Logik.** — — Der Unterricht sey gründlich und dieses „vorzüglich bey den ersten Begriffen, die der Lehrer „aus psychologischen Gründen entwickeln soll. — Die „deutlichsten und passendsten Beyspiele beym Vortra„ge der Regeln wird dem Lehrer durchgehends die Ma„thematik geben — doch soll er in diesem Puncte auch „die Moral und andere Wissenschaften, und selbst die „Behandlung vorkommender Geschäffte im gemeinen „Leben nicht ganz vernachlässigen, wo diese auch richtige „Beyspiele liefern können. In den Beyspielen selbst „soll er den Schüler üben, die gegebenen Regeln zu „kennen, und umgekehrt nach diesen Regeln selbst zu „operiren. Wöchentlich wenigstens gebe er ihnen in „dieser Absicht eine Aufgabe schriftlich aufzulösen."

**Ontologie.** „Diese ist bis itzt noch nicht vollstän„dig. — Der Lehrer soll sich vorzüglich bemühen, die „Theorie von Verhältnissen und die von Kraft und „Ursachen aus einander zu setzen; die Theorie hinge„gen, die das Allgemeine der Größen zum Gegen„stande hat, könnte er dem Privatfleiße fähiger Kö„pfe überlassen, die es in der Mathematik sehr weit „zu bringen suchen. Gründlich und anwendbar wird „hier die Lehrart seyn, wenn der Lehrer die ontologi„schen Wahrheiten immer auf die Gegenstände ande„rer Wissenschaften anwendet, und wiederum diese „in die ontologische Sprache zu übertragen lehrt. In „die Logik besonders gehe er oft zurück, und zeige dem „Schüler, wie er ihren Gesetzen in seinen Erklärun„gen und Eintheilungen, in den Beweisen und bey

„Auflösung der Aufgaben gefolgt ist. — Er führe
„ihn auf das Ganze der Ontologie, zeige ihm die
„Gründe der Ordnung unter ihren Begriffen, und
„Aussichten in mehrere Verhältnisse. Eine Lehrart
„von dieser Art wird dem Schüler eine Wissenschaft
„wirklich brauchbar machen, die eine übertriebene De-
„monstrirsucht nur zu oft gemisbraucht hat durch will-
„kührliche Erklärungen und erschlichene Beweise alles
„für Wahrheit zu verkaufen, was einer Lieblingshy-
„pothese oder einem angenommenen System anpaßte.
„**Kosmologie.** Auch hier verfahre der Lehrer auf
„die nämliche Art, und schränke sie auf das ein,
„was für die übrigen Wissenschaften eine entschiedene
„Brauchbarkeit hat. — **Psychologie.** Die Voll-
„ständigkeit in der Psychologie fodert einen Zusam-
„menhang praktischer Wahrheiten, die die gemeinnü-
„tzigsten sind. Zwar für den Kopf von Fähigkeit ist
„hier alles wichtig, aber doch verdienen die Theorie
„des Schönen und jene der Leidenschaften, Theorien,
„von denen in der Moral und in den schönen Wissen-
„schaften alles abhängt, vorzügliche Aufmerksamkeit.
„Noch hat die Psychologie ihre Lücken, und diese mache
„der Lehrer, so viel als möglich, dem Schüler als
„den wichtigsten Stoff zur Beschäfftigung für den
„Geist der Erfindung bekannt. — In der Psycholo-
„gie sey jede Erfahrung die eigene des Schülers, und
„bey der Induction selbst seine Aufmerksamkeit immer
„auf die Regeln derselben gerichtet. — Die Lehrart
„kann hier nicht durchaus und überall die nämliche
„seyn. Sie sey Anfangs empirisch; die Combination
„gefundener Gesetze wird selbige alsdann synthetisch
„und die Untersuchung der Gemüthszustände analy-
„tisch machen.

Natür-

Natürliche Theologie. „Die Hauptbeschäfti„gung derselben ist der Beweis vom Daseyn Gottes. „Als Theil der Philosophie nimmt sie nur das auf, „was die sich selbst überlassene Vernunft erreichen „kann. Alles Unbedeutende entfernt schon die Würde „ihres Gegenstandes von selbst. Physik. Zu wün„schen, aber nicht zu erwarten wäre eine Physik, die „nach allen ihren Theilen vollständig wäre. Auch „von den gemeinsten Wirkungen hat die Natur die „Ursachen zu tief für menschlichen Sinn und Verstand „gelegt, und so kann ein einziger kleiner Umstand „ein ganzes Gebäude von Meinungen umwerfen, das „einem System ähnlich sah. Die Vollständigkeit fo„dert also in diesem Theile des Unterrichts nicht, daß „der Lehrer, um alles zu erklären, sich von einer lä„cherlichen Explicirsucht zu schwankenden Hypothesen „hinreißen lasse; er zergliedere die Wirkungen, ver„gleiche, messe! Und wo er keine Ursache findet, die „völlig befriedigte, da denke er, daß ein offenherzi„ges Geständniß einem eingeschränkten Verstande bes„ser, als eine leere Praleren ansteht. — — Ueber„haupt wende er auf die Particularphysik einen beson„dern Fleiß. — Fast jeder vorkommende Gegenstand „kann ihm Anlaß geben, dem Schüler die Erfin„dungsgeschichte bekannt zu machen, und ihm zu zei„gen, wie oft ein unrichtig scheinender Zufall an den „wichtigsten Entdeckungen den größten Antheil gehabt „hat, wie aber auch der philosophische Geist in einem „Zufalle von dieser Art die Fülle der Anlässe faßt, für „die der minder denkende Kopf keinen Sinn hat.

Praktische Philosophie. „Was der Lehrer dem „Schüler in den untern Schulen von seinen Pflichten „gelehret hat, das soll die praktische Weltweisheit zu „einer wissenschaftlichen Erkenntniß erheben. Hier

„soll also der Lehrer die Pflichten des Menschen aus „ihren ersten Gründen herleiten. Zur Anwendung „sey ihm die Darstellung individueller Fälle empfoh„len, worin die Moralität der Handlungen nicht „gleich auffällt; vorzüglich bemühe er sich auch, die „Sophistereyen der Alten und Neuern, die hier mehr „als in irgend einem Fache menschlicher Kenntnisse ge„fährlich sind, in ihrer Blöße zu zeigen und zu wi„derlegen.

Mathematik. „Mit der höhern reinen und „angewandten Mathematik wird in den philosophi„schen Klassen angefangen. Dieß ist von einem weit„läuftigen Umfange. Der Lehrer muß sich also auf „das einschränken, was dem größten Theil der Schü„ler zu ihrer künftigen Bestimmung wahrscheinlicher„weise am meisten brauchbar seyn wird. —— Von „der Civilbaukunst werden die Anfangsgründe gelehrt „und dabey die nöthigen Lemmata aus der Physik „und Aesthetik hergenommen. —

Allgemeine Anmerkungen. Wir zeichnen nur einige davon aus: „Die Philosophie soll „den Schüler nicht völlig von den schönen Wissen„schaften und Künsten entfernen. Zu lang anhaltende „Abstractionen geben oft dem äußerlichen und selbst „dem innerlichen Charakter ein finsteres, saueres We„sen, das besonders an einem Jüngling unschicklich „ist. Auch hat die Seele bey Arbeiten von dieser Art „Erholung nöthig. Angenehme Gegenstände fürs „Gesicht und Gehör, diese reizenden Mitteldinge „zwischen den roheren und den feinsten Gattungen „des Vergnügens, Beobachtungen der schönen Na„tur, Uebungen im Zeichnen, in der Musik, fortge„setztes Studium der griechischen Sprache, Lesung „schöner Schriften, historischer Werke, philosophi„scher

„scher Abhandlungen von Alten und Neuern werden „dem Lieblinge der Musen eine angenehme Erholung, „seinem Umgange Gefälligkeit geben, und auf diese „Art werden selbst seine Abmüßigungsstunden ihren „wahren und entschiedenen Nutzen hervorbringen.“ Uns deucht, verschiedene dieser Beschäfftigungen, besonders das Lesen schöner Schriften, müßten in den Schulstunden selbst getrieben werden. Es giebt nur wenig junge Leute, die Trieb zum Lesen für sich haben. Höchstens lesen sie Romane. Man müßte also lieber in den Lehrstunden mit ihnen lesen, wenn gleich der eigentliche Unterricht und das Lehrbuch eine oder gar einige Wochen darüber zurückgesetzt werden müssen. Besonders müßte man hier sein Augenwerk auf solche neu herauskommende merkwürdige Schriften richten, die einige von den besten jungen Leuten in gewisser Hinsicht mit Schaden für sich lesen würden. Itzt wären die **Leiden des jungen Werthers** ein solches Buch. Verhindern kann man nicht, daß sie es lesen. Verbiethet mans, so lesen sies desto eher und mit größerm Nachtheil. Sagt man gar nichts davon, so legen sie dieß dem Lehrer entweder zur Gleichgültigkeit gegen eins der schönsten Produkte des menschlichen Geistes aus, und fassen eine schlechte Meinung von seinem Geschmack und eine desto bessere von ihrem eigenen; oder sie glauben auch, daß der Lehrer davon schweigt, weil er im Herzen alles billige, was in dem Buche steht und es nur nicht laut sagen dürfe, (denn junge Leute machen immer für sich und unter einander mehr Anmerkungen über ihre Lehrer, als man denken sollte) und dieser Gedanke kann, wie man leicht sieht, sehr schädliche Folgen für ein junges fühlendes Herz haben, das damit zugleich einen feurigen Geist verbindet. Was kann man also bessers thun, als ein

solches Buch selbst mit den jungen Leuten zu lesen, mit ihnen die Schönheiten desselben zu empfinden, ihnen zu zeigen, wo das Proton Pseudos bey dem unglücklich gewordenen Jüngling lag, was alle die blendenden Sophistereyen hervorbrachte, die so traurige Folgen für ihn hatten, und so sehr in der Natur und dem Herzen eines jeden Jünglings von ähnlichen Gaben und Gefühl sind. Das Lesen eines solchen Buchs ist die beste Anwendung der psychologischen Regeln, und anderer theoretisch erworbener Kenntnisse. Dann wünschten wir auch, daß man überhaupt Philosophie und schöne Wissenschaften noch näher mit einander verbinden möchte, als selbst nach dieser vortrefflichen Schulordnung geschehen wird. Es ist kürzlich ein **Lehrbuch der Philosophie und der schönen Wissenschaften** unter uns erschienen, welches, wenn wir uns nicht sehr irren, die beste Anleitung zu dieser Verbindung geben und selbst das Muster dazu seyn könnte. Dieser unser Wunsch bezieht sich, wie man leicht einsehen wird, auf den vorhin schon geäußerten, daß man die Disciplinen in den Schulen so wenig als möglich vervielfältigen möge. Sie machen alle nur ein großes Feld aus, was der Riese an Erkenntniß ganz übersieht und nach den verschiedenen Produkten eintheilt; wo aber der Kleine, der Lehrling, der nur noch immer eben vor seine Füße hinsehen kann, nur Blumen sammeln und einzelne Früchte bald hier bald dort, wie es die Gelegenheit und die Absicht des Lehrers mitbringt, auflesen soll. Diese kann er wohl manchmal nach ihren Arten in verschiedene kleine Körbe sammeln, und jene ebenfalls nach ihrem Unterschied, den seine Sinne und die Anmerkungen seines Führers ihn lehren, in verschiedene Sträußer binden, und dann sagen: Dies sind lauter

Früchte

Früchte von der Art, und das lauter Blumen von jener Gattung; aber das Sammeln in allen Abtheilungen des großen Feldes muß doch in den ersten zwölf oder funfzehn Jahren seines Lebens die Hauptsache für ihn seyn.

Eine andere uns sehr behagende Anmerkung ist diese: „Da dem gemeinen Wesen daran gelegen ist, „daß die, so zu den Studien untauglich sind, andern „Beschäfftigungen nicht entzogen und als unnütze Glie„der dem Staate nicht zur Last werden; andern Theils „aber den Fortgang der Guten durch diese Untaugli„chen auf vielerley Art gehemmet wird: so sind die „Untauglichen, wie solches auch von unserm würdigen „Domkapitul und von den Ständen gebeten worden, „aus den Schulen abzuweisen. Vorzüglich aber ist „dieses von denen zu verstehen, die sich durch ihre „Studien Aussichten auf ihr künftiges Auskommen „verschaffen müssen; doch so, daß vornehmerer und „reicher Leute Kinder, wenn sie den Sitten oder dem „Fortgange durch Verführung, Ungezogenheit oder „Bosheit schädlich werden, eben so strenge und ohne „alle Rücksicht sollen abgewiesen werden. Bey die„sem Artikel wird den Professoren mit Ernst und „Nachdruck anbefohlen, ohne Absicht, ohne Partei„lichkeit und unzeitige Weichlichkeit zu Werke zu ge„gen." Noch eins, was uns sehr gefällt, die Aufführung und den Fortgang der Schüler betreffend. Jährlich soll eine Conduitenliste nach einem dieser Schulordnung beygefügten Modell eingeschickt werden, woven die Rubriken folgende sind: Namen des Schülers. Dessen Alter. Dessen Geburtsort. Dessen Stand. Talente. Fleiß. Sitten. Fortgang in der Religions- und Sittenlehre. In Sprachen. In der Mathematik. In der

Psychologie. In der Geschichte. Ob er seine Zeichnungsinstrumente habe und im Zeichnen Fortgang mache? Anmerkungen. Es kann nicht fehlen, die Einschickung einer solchen Liste muß großen Vortheil für die jungen Leute, ihre Lehrer und den Staat haben. Für die jungen Leute, daß ihnen der Gedanke immer gegenwärtig bleibt, (denn die Lehrer können sie nur oft an das Ende des Jahrs und an die Liste erinnern) daß man höhern Orts auf sie achte; daß ihr itziges Betragen einen unveränderlichen Einfluß auf ihre künftige Beförderung und Glückseligkeit habe. Daß so viel junge Leute verderben, kömmt daher, daß sie glauben, wie es denn auch in der That nicht anders ist, daß ihre Schul- und Universitätsjahre vergessen sind, wenn sie sich künftig um ein Amt bewerben; daß ihrer jugendlichen Ausschweifungen und Nachlässigkeiten dann nicht weiter werde gedacht werden. Sähen sie das Gegentheil an ihren ältern Brüdern, deren Geschichte allenfalls in eigne Bücher eingetragen, und zum manchmaligen gelegentlichen Vorlesungen in der Schule aufbewahret werden könnten, wobey man freylich bisweilen die Namen weglassen müßte; sähen sie zugleich, daß Ehre und andere Belohnungen schon itzt die Folgen ihres Fleißes und des guten Zeugnisses ihrer Lehrer wären, daß sie etwa ein Ordensband und dergl. erhielten: (denn es wäre natürlicher und schicklicher, daß Knaben Bänder trügen, als Männer, ob sie gleich nicht einen so großen Werth darauf legen würden, als diese) so würde dies sehr gute Früchte bey Vielen tragen, und die ganze Schuldisciplin würde ein ander Ansehen gewinnen. Zugleich dienten diese jährlichen Zeugnisse denen, die im Fleiß und guter Aufführung unverändert gewesen wären, statt alles künfti-

künftigen zweydeutigen Examinirens; sie dürften sich von unwissenden oder ihnen übelwollenden Leuten durch allerley alberne, unsinnige, unzweckmäßige, bisweilen tückische Fragen, nicht herumhudeln lassen. Ihr Glück wäre gemacht, wenn sie ihre Schul- und Universitätsjahre wohl angewendet hätten. Es versteht sich, daß von ihren Universitätsjahren in der Känzley eben solche jährliche Listen zu finden wären, die zu ihrem Vortheil aussagten. Wir zweifeln aber, ob dies vor der Hand bey der gegenwärtigen Einrichtung der Universitäten und bey der entfernten Verbindung, worin die Professoren mit dem größten Theil der Studenten stehen, thunlich wäre. Der Staat hätte den Vortheil davon, daß er unter vielen geschickten jungen Leuten für jedes Amt und jeden Dienst die tauglichen wählen könnte, denn die Listen zeigen ja, womit einer sich von Jugend vorzüglich aus Neigung und mit gutem Erfolge beschäftigt habe. Wie viele Hinterthüren ins Amt zu kommen, würden da zum Besten des Landes und zur Ermunterung vieler rechtschaffener und nützlicher Männer verschlossen! Die Schullehrer würden das dabey gewinnen, daß sie von vielen unverdienten Vorwürfen von Seiten der Aeltern und Anderer befreyt würden, als wenn sie die Jugend verwahrloset hätten. Zwar würden noch immer Ubelgesinnte sagen können, der Lehrer sey Schuld, daß dieser oder der zu seinem Nachtheil in der Conduitenliste erscheine. Aber auch diese würden zum Schweigen gebracht werden können, wenn endlich zu allen guten Veranstaltungen, die man sich träumen läßt, auch noch diese hinzukäme, daß die Lehrer verhältnißmäßig mit der Anzahl der brauchbaren Leute, die sie gezogen hätten, wann sie etwa nach zwanzig- oder dreißigjährigen Diensten aus der Schule ent-

lassen würden, einträgliche Aemter mit weniger Arbeit erhielten; oder wenn ihnen auch jedesmal, da sie einen geschickten Schüler auf die Akademie schickten, eine ansehnliche Belohnung gegeben würde. Dann handelte ja der Lehrer offenbar gegen seinen eigenen Vortheil, wenn mancher durch seine Schuld nicht einschlüge. Vielleicht wäre aber dann zu besorgen, daß er vielen ein zu vortheilhaftes Zeugniß geben möchte. So unvollkommen sind alle menschliche Einrichtungen!

---

## IV.

Versuch eines vollständigen grammatisch kritischen Wörterbuchs, nach der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. **Zweyter Theil, von F—K.** Leipzig 1775. groß 4. 5. Alphab.

Das Lob, welches wir dem ersten Theile dieses Wörterbuchs beygeleget, S. 23. B. 1 St. 5 S. dürfen wir bey diesem zweyten Theile gar nicht zurücknehmen. Im Gegentheil, es scheint als ob der Verf. durch die gute Aufnahme, welche seine Arbeit, bey allen Kennern unserer Sprache, gefunden, noch wirklich zu größerm Fleiße sey aufgemuntert worden.

Da wir uns bey dem ersten Theile die Freyheit genommen haben, einige Anmerkungen über solche Stellen zn machen, worinn wir dem Verf. nicht völlig konnten Beyfall geben, so wollen wir, mit seiner Erlaub-

Erlaubniß, auch bey diesem Theile eins und das andere erinnern.

Bey dem Worte Faß a. d. 52 S. heißt es: Im Oberdeutschen lautet der Plural Faße. Die neuen Faße; allein dieser Plural, ohne r, ist nicht bloß den Oberdeutschen eigen, sondern wird auch bey den alten niederdeutschen Schriftstellern gefunden, welche im Singular Vat, und im Plural Vate schreiben, und man wird überhaupt den Plural auf r, in den alten niederdeutschen Büchern gar nicht antreffen.

212 S. Die Redensart: Einem einen Floh in das Ohr setzen, scheint nicht gut erkläret zu seyn, da sie bloß so viel heißen soll, als ihm etwas heimlich offenbaren. Denn sie wird nicht von einer jeden Heimlichkeit gebraucht, welche man jemand offenbaret, sondern nur von einer solchen, die ihn zugleich beunruhiget, oder ihn mit einer vermeyntlichen Gefahr bedrohet, welche abzuwenden, er sich alle Mühe geben muß, so wie ein Mensch, dem ein Floh tief ins Ohr gekrochen ist, ganz unruhig wird, und nicht weis, wo er sich lassen soll, bis er ihn wieder heraus gebracht. So wird man z. B. von jemand, welcher einem andern die Treue seiner Ehegattin verdächtig macht, und ihm insgeheim allerley Dinge von ihr vorbringt, sagen: Er hat ihm einen Floh ins Ohr gesetzet.

247 S. Forsthufe, wird hier auch zuweilen eine Hufe Land genennt, welche dem Förster zur Nutzung gegeben ist, als ein Theil seines Gehalts.

253 S. Fortreiten, hat nicht das bloße Hülfswort ich bin, sondern auch in einigen Fällen, ich habe. Z. E. Es hat jemand das Pferd von der Weide fortgeritten. Es hat jemand ein Pferd aufgegriffen, und hat es fortgeritten.

551 S. **Gemüthlich**, ist nicht überall im gemeinen Leben üblich, sondern nur provinzial, und an vielen Orten ganz unbekannt. So auch **Gemüthlichkeit**.

614 S. Das Wort **geschwellen**, scheint wohl bloß Oberdeutsch zu seyn. Im Hochdeutschen wird es gewiß kein guter Schriftsteller für das einfache schwellen brauchen. Dieses hätte wohl müssen bemerket werden.

625 S. **Gesinnet** ist hier nur als ein Adverbium angegeben, es wird aber auch adiective gebraucht, eben wie das folgende **gesittet**, welches als adiect. und adv. angeführet ist. Man sagt: Ein gut gesinnter Mensch, übel gesinnete Leute.

689 S. **Glaß** und **Glast**, für Glanz, ist nicht nur im Oberdeutschen, sondern auch Niederdeutschen von alten Zeiten her üblich gewesen.

751 S. **Gork**. In der Anmerkung bey diesem Worte ist ganz richtig bemerket, daß es im gemeinen Leben **Kork** ausgesprochen wird, und diese Aussprache ist der Ableitung so wohl, als der Rechtschreibung in allen verwandten Sprachen gemäß, daher scheinen diejenigen besser zu thun und mehrern Grund zu haben, welche es mit einem **K** schreiben, **Kork**.

804 S. **Grobian**. Die Endung dieses Worts scheint wohl nicht lateinisch zu seyn, sondern es ist wahrscheinlicher Weise aus **grob** und dem abgekürzten Namen **Johann**, **Jahn**, zusammengesetzet, man sagt auch: **grober Hans**.

821 S. **Grün** für **frisch**, im Gegensatz des geräucherten, oder eingesalzenen und getrockneten: **grünes Fleisch**, **grüner Lachs**, **grüne Fische**, hätte nicht sollen so allgemein, für im gemeinen Leben gebräuchlich ausgegeben werden, denn es ist gewiß nur provin-

provinzial, und an vielen Orten würde man es gar nicht verstehen.

1143 S. Die Redensart **Herz haben**, scheint mehr in sich zu fassen, als die Mäßigung der Furcht in Gefahren, und des Widerwillens in unangenehmen Vorfällen. Wo die Furcht nur gemäßiget wird, da ist doch wirklich eine Furcht vorhanden. Aber **Herz haben, er hat Herz wie ein Löwe**, giebt vielmehr eine Abwesenheit der Furcht und eine Unerschrockenheit zu erkennen. Jemand Herz machen, ihm ein Herz einsprechen, heißt, die Furcht von ihm zu vertreiben, ihn freudig und unerschrocken zu machen suchen.

1147 S. **Herzig**, wird in einigen Gegenden auch von dem inneren Holze der Bäume gesagt. Wie man Herz das innere und veste, **Spind** das äußere und weichere Holz nennet, so sagt man auch: Ein herziger Baum, der viel vestes Holz hat. In diesem Walde sind die Kienen herziger, in jenem haben sie mehr Spind.

1179 S. **Hinaus**. Darf man die am Ende hier angeführte Redensart: **Ein Buch hinaus lesen**, für **es auslesen, zu Ende lesen**, wohl sicher in einem guten Styl gebrauchen? Vermuthlich nicht, und man wird sie bey keinem guten Schriftsteller antreffen. Dieses hätte billig sollen bemerket werden, damit sich niemand daran irre, und sie für gut halte.

1191 S. Die Redensart, **auf die Hinterbeine treten**, scheint mehr zu sagen, als bloß seinen Vorsatz ändern, sie enthält ein Gleichniß, welches von solchen Thieren hergenommen ist, die, wenn sie stark wider etwas streben, und sich mit aller Macht widersetzen wollen, sich auf den Hinterbeinen in die Höhe richten, und will so viel sagen, sich gefaßt machen, jemand zu widerstehen, oder sich ihm aus allen Kräften widersetzen.

Man

Man braucht sie oft von solchen Menschen, welche nicht leicht zum Zorn gereizt, oder aufgebracht werden, aber wenn sie erst so weit gebracht sind, daß sie sich widersetzen müssen, es auch aus allen Kräften thun, und sich recht stark vertheidigen. Z. B. Er ließ alles lange hingehen, endlich trat er auf die Hinterbeine. Reize ihn nicht gar zu sehr, wenn er sich erst auf die Hinterbeine setzet, so ist kein Auskommen mit ihm.

1214 S. Hobeln. Hier ist die figürliche Bedeutung vergessen, da es so viel heißt, als jemand die groben Sitten abgewöhnen. Er muß noch sehr gehobelt werden.

1255 S. Die Redensart: **Ein Kind holen,** ist in Niedersachsen von den Wehemüttern gebräuchlich, welche bey der Geburt eines Kindes behülflich sind. Zuweilen sagt man auch wohl im ganz niedrigen Reden, von einer Person, welche sich hat schwängern lassen: An dem Orte hat sie sich das Kind geholet. Allein für ein **Kind gebähren**, wie der Verf. sagt, wird man sie nirgend hören.

1273 S. **Holzmarkt**, heißt auch in einigen Gegenden der Gerichtstag, an welchem die Straffälligen, die unrechtmäßiger Weise aus den Heiden Holz geholet haben, erscheinen, und das Strafgeld bezahlen müssen, oder auch wohl am Leibe gestrafet werden.

1275 S. „Holzschraube, eine Art gefeilter eiserner Schrauben, welche in das Holz **geschroben** „werden." Hier ist **geschroben** für **geschraubet**, vermuthlich ein Druckfehler; denn bey den Zeitwörtern, abschrauben und anschrauben, setzet der Verf. ganz richtig. Verb. regul. act.

1406 S. „Wenn die Frage des andern eine verneinende Partikel enthält, so lautet das a in dem ja „sehr dunkel, bald wie ein o, oder wie das Schwedi-

„sche

„sche å. Wird er nicht kommen? Antw. Jo.ª Warum soll denn das a hier wie o lauten? eine Ursache ist nicht zu finden, und auf den Gebrauch kann sich der Verf. nicht berufen; denn nur schlechte Mundarten werden jo sagen, im guten Hochdeutschen wird das a allemal rein ausgesprochen.

Vielleicht geben diese Anmerkungen dem Hrn. Verf. Gelegenheit, eins und das andere noch zu berichtigen, und es wäre überhaupt zu wünschen, daß alle Liebhaber und Kenner unserer Sprache demselben dasjenige, was ihnen bey diesem Wörterbuche zu erinnern beyfällt, mittheilen möchten, so würde seine Arbeit gewiß dabey gewinnen. Er leistet unterdessen alles, was von einem unermüdeten Fleiße erwartet werden kann, und man wird gewiß den folgenden Theilen mit Verlangen entgegen sehen.

Pr.

---

## V.

Charakteristik der Bibel. Erster Theil. Halle bey J. J. Gebauers Witwe und Johann Jacob Gebauer. 1775. 8.

Bis auf solche Umstände, heißt es beym Beschluß dieses Buchs, „über die wir wegsehen, „wofern wir an keine Beobachtungen gewohnt „sind, breitet sich das Charakteristische der Bibel aus. „Selbst diese, wie unbedeutend sie auch im Anfange „scheinen mögen, sind Zeugniß für die Wahrheit aller „darinn vorkommenden, aus der Quelle der Natur ge„schöpften Erzählungen. Der Mensch erscheint im Großen

„Großen und im Kleinen immer wie er in der Natur „ist, und es ist Verdienst der Charakteristik, diese oft „unbemerkten Züge aufzusuchen und zu entwickeln.“ Dies Verdienst hat der Verfasser dieses mit philosophischem Beobachtungsgeist, Menschenkenntniß und Wahrheitsliebe geschriebenen Werks, in einem vorzüglichen Grade. Er hat sich den Zweck vorgesetzt, die allgemeine Charakteristik und deren Regeln auf die in der Bibel vorkommende und gezeichnete Charaktere anzuwenden, diese Charaktere zu entwickeln und deutlich darzustellen, aus der Untersuchung und Entwickelung derselben diese Wissenschaft selbst zu bereichern, aber insonderheit es anschaulich zu machen, wie wahr und natürlich die Menschen in der Bibel charakterisirt werden; und hiedurch die biblische Geschichte für seine Leser desto ehrwürdiger, lehrreicher und erbaulicher zu machen. So viel ich aus diesem ersten Theile, der die Charaktere des Neuen Test. untersucht, urtheilen kann, hat der V. diesen würdigen Zweck auf eine solche Weise erreicht, daß ihm ein jeder Bibelfreund und Liebhaber der Menschenkenntniß für seine Bemühung Dank wissen, und die versprochene Fortsetzung einer gleichen Untersuchung über das A. Testament wünschen muß.

Nach einer lesenswürdigen Vorrede, worinn der V. sein Vorhaben anzeigt, von der Ausführung desselben Rechenschaft giebt, und sich gegen einige besorgliche Einwürfe, die man ihm machen möchte, sehr wohl vertheidigt, liefert er eine allgemeine Abhandlung über die Charakteristik der Bibel, worinn er die Grundsätze, denen er in seiner Behandlung der biblischen Charaktere folgt, vorträgt und rechtfertigt. Hierauf sucht er die in der Geschichte der Evangelisten zerstreute charakteristische Züge folgender Personen auf: der Jünger

Jesu,

Jesu, der Freundinnen Jesu, besonders der Maria seiner Mutter, der Maria und Martha, der Canaanäerinn, der zwölfjährigen Kranken, der so genannten großen Sünderinn, der Herodias, Johannes des Täufers, der Samariter, des Blindgebohrnen, des Thomas, Nathanaels, des Nicodemus, des reichen Jünglings, des mit Jesu sterbenden Missethäters, des Judas und Pilatus. — Ausführlich und vollständig sind die Charaktere Pauli, Johannis und Petri abgehandelt, und zwar so, daß allemal die Geschichte der Person selbst, bald mehr, wie beym Paulo, bald weniger ausführlich erzählt wird, und bey dieser Gelegenheit nicht selten sehr gut erläutert und aufgeklärt wird. Den Beschluß machen kleine Fragmente für die Charakteristik aus der Apostelgeschichte.

Das Resultat der mit vorzüglichen Fleiß über den Charakter Pauli angestellten Untersuchungen ist, daß Paulus unter allen Jüngern des Herrn den größten und vollkommensten Charakter gehabt habe. Auch die Charaktere der Apostel Johanns und Petri sind fleißig bearbeitet, genau auseinander gesetzt, und in der Hauptsache, meiner Einsicht nach, richtig vorgestellt. Ob der dem heil. Johannes eigenthümliche Gebrauch der Wörter Leben und Licht, Tod und Finsterniß, wie der Verf. behauptet, aus der seinem Charakter bezeichnenden ausnehmenden Liebe, Hochschätzung und Ergebenheit gegen Jesum zu erklären sey, vermöge deren er sich die Trennung von seinem so sehr geliebten Jesu, und die Verwerfung seiner ihm so trostreichen Lehre, nicht anders als unter den traurigsten Bildern des Todes und der Finsterniß gedenken konnte, hingegen die Verbindung mit demselben in dem schönsten und erfreulichsten Lichte betrachtet habe,

möchte denen noch zweifelhaft seyn, die einigen Nachrichten der ältesten Kirchengeschichte zu folgen glauben, daß der Apostel die Ausdrücke **Licht** und **Leben**, wie auch die ihm eigenthümliche Benennung λογος aus dem dem irrigen System gnostischer Ketzer, welche aus dem **Wort**, **Licht** und **Leben** gewisse von Gott ausgeschlossene und von Christo verschiedene Aeonen verstanden, entlehnt, und dagegen gelehrt habe, daß alles dieses, Wort, Licht und Leben in Christo vereinigt gewesen, und nicht verschiedene Subjecte ausgemacht; und wie mich dünkt, wenn man diese Hypothese annehmen wollte, auch insonderheit noch behaupten wollen, daß so wenig das Wort (besser Verstand oder Weisheit) als Licht und Leben überall verständige Subjecte oder Personen sind, sondern blos als verschiedene Verhältnisse oder Prädicate des einen Christus müssen angesehen werden.

Den Charakter des heiligen Petrus setzt der Verf. sehr gut ins Licht, und giebt von seiner Verleugnung eine freymüthige, aber auch zugleich so billige und der menschlichen Natur so gemäße Erklärung, daß man einsieht, wie dieser Fall des Apostels, bey seiner überwiegenden Redlichkeit und aufrichtigen Ergebenheit gegen Jesum, und zugleich mit den im Anfange geäußerten herzhaften Entschliessungen und großen Verheißungen zusammen bestehen könne. — Einen vortrefflichen Zug dieses Charakters habe ich indessen in der vom V. aufgestellten Zeichnung desselben ungern vermißt. Es ist die völlige Abwesenheit alles Neides und aller Eifersucht über die vorzüglichen Gaben und das wachsende Ansehen Pauli in der ersten Kirche. So weit unsre Nachrichten reichen, waren zwar alle Apostel von dieser Art des Neides gegen einen jungen Mann, der sich ohne ihr Wissen mitten unter sie

stellte,

stellte, und sich gleiches Ansehen mit ihnen herausnahm, völlig frey; aber dennoch, scheint es, macht diese Entfernung von Neid und Eifersucht dem Petrus insonderheit Ehre, weil er vor dem Uebergange Pauli zum Christenthume, wo nicht das Haupt, doch gleichsam der Sprecher, der Angesehenste und Geschäftigste unter den übrigen Aposteln war, und dieses sein Ansehen, so wohl durch die vorzüglichen Gaben, und durch die ausgebreitetere Geschäftigkeit Pauli, als auch durch die ihm besonders eigenthümliche Lehre, von Aufhebung des Ceremonialgesetzes und alles Unterschiedes zwischen Juden und Heiden, insonderheit, durch den Widerstand, den er dem Petrus bey einer merkwürdigen Gelegenheit that, und die Beschämung, die diesem dadurch zugezogen ward, nothwendig etwas sinken und leiden mußte. Wenn, dies alles ungeachtet, Petrus nichts von Erkältung, Abneigung und Eifersucht gegen einen seine Verdienste und sein Ansehen gewissermaßen verdunkelnden Nebenbuhler blicken ließ, sondern mit der Achtung und Liebe von ihm spricht, wie er in seinem Briefe von ihm, seinem lieben Bruder redet, so muß er nicht nur von aller Rücksicht auf eignen Vortheil und Ehre entfernt, nur für das Interesse der gemeinschaftlichen Sache eingenommen gewesen seyn, (eben dies gilt in gewisser Maaße von den übrigen Jüngern, und ist, meiner Einsicht nach, ein auffallender Beweis ihrer Redlichkeit bey dem Zeugniß von Jesu) sondern auch ein sehr edles und großmüthiges Herz gehabt haben. — Den ungläubigen Thomas sucht der Verf. von den harten und lieblosen Vorwürfen zu rechtfertigen, die man ihm wegen seiner Widerspenstigkeit, auf das Zeugniß seiner Mitjünger die Auferstehung Jesu zu glauben, zu machen pflegt. Er schreibt ihm, nach

Anleitung einiger Schriftstellen, die seiner erwähnen, insonderheit Joh. 11. 8. 16. eine zärtliche sorgsame Liebe gegen Jesu zu, worinn er dem Johannes am nächsten gekommen, und will daraus erklären, wie er bey dem sehnlichsten Wunsche, daß Christus auferstehen möchte, eben vor großer Furcht, daß er sich in seiner Hoffnung betriegen möchte, mit desto größern Zweifeln und Unruhen gekämpft habe, und nicht eher als auf den augenscheinlichsten Beweis glauben wollen. Etwas möchte diese Bemerkung, (wofern sie anders auf die angeführte Schriftstelle genugsam gegründet ist, und die Worte des Thomas: „laßt uns mit „ihm ziehen, daß wir mit ihm sterben" nicht etwa mehr aus einer Art von mismüthiger Verzweiflung, weil doch Jesus einmal alle Warnungen seiner Jünger zu verachten und auf seinen Entschluß nach Jerusalem zu gehen, zu beharren schien, als aus einem liebevollen Eifer mit ihm zu sterben, herrührte) zur Rechtfertigung des Thomas so wie zur Entschuldigung des Unglaubens der übrigen Jünger, wenn sie vor Freude nicht glaubten, gelten, indessen findet sich doch beym Thomas wirklich eine zwar nicht aus Unredlichkeit oder Abneigung gegen die Wahrheit herrührende, aber doch tadelnswerthe Unbiegsamkeit des Verstandes, eine gewisse Fühllosigkeit gegen sehr hohe Grade von Wahrscheinlichkeit, und gegen unverwerfliche moralische Gründe, die uns von ihm vermuthen lassen, daß er den Erfolg, so sehr er ihn wünschen mochte, für ganz unwahrscheinlich, ja beynahe für unmöglich gehalten, und wodurch er die ihm von Jesu besonders, wiewohl auf die liebreichste Weise gemachten Vorwürfe und desselben Schelten des Unglaubens und Herzenshärtigkeit der Jünger überhaupt, insonderheit und mehr als alle andre verdiente.

Um

Um den Lesern auch eine Probe von der Denk- und Schreibart dieses schätzbaren Schriftstellers zu geben, wähle ich eines der kürzesten Abschnitte, nämlich, das, was er über den reichen Jüngling Matth. 19. Marc. 10. Luc. 15. angemerket hat. „Der reiche Jüngling — er hätte sich doch entschließen können, die eine Foderung, die Jesus an ihn that, zu erfüllen, wie groß hätte er durch die Religion Jesu werden können. Die Erzählung von ihm hat von ihrer moralischen Seite schon unendlich viel Lehrreiches und Vortreffliches, das genauer entwickelt zu werden verdiente. Aus dem Gesichtspuncte der Charakteristik aber läßt sie uns in seine Seele tief hinabsehen. Es ist ein Jüngling, der unter den Freuden dieses Lebens im Schooß des Ueberflusses erzogen ist, und dennoch an die bessern Reichthümer der Seele denken kann; an sich schon eine seltene Erscheinung. Aber welches heiße Streben belehrt zu werden, entdecken wir gleichwohl an ihm? Mit Eil ergreift er die Gelegenheit, da er Jesum ansichtig wird, und in der Stellung der tiefsten Hochachtung, die sich nicht an die Niedrigkeit Jesu stößt, sondern es weis, daß Reichthum an Unterricht und Erkenntniß Gottes viel mehr dauernden Werth habe, als Ueberfluß an irdischen Schätzen — in dieser Stellung wirft er sich vor den Füßen Jesu nieder, und bittet um Belehrung — Jesus nennet eine lange Reihe von Tugenden und das reine unverdorbene Gewissen, das edle Bewustseyn der Unschuld giebt dem liebenswürdigen Jüngling Muth genug zu bekennen: **dies alles habe er von seiner Jugend an gehalten.** Welch ein Jüngling! Man muß sich den Umfang der Jugenden, man muß sich die Leichtigkeit der Verführung zum Gegentheil, man muß sich die gefährliche Lage,

in der reiche Jünglinge zu seyn pflegen, denken, um ihn ganz zu empfinden. Der Jüngling mochte weniger unter der so sehr moralisch verderbten jüdischen Nation seyn, die alle Tugenden der Keuschheit, der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, der Redlichkeit gegen andre, der Aufrichtigkeit, des Gehorsams von jeher geübt hatten, und doch ist zu viel Redlichkeit in dem Charakter des Jünglings, zu viel Unschuld in seinem Ausdrucke, als daß wir nicht die vollkommenste Wahrheit darin annehmen sollten. Daß doch die Begriffe der falschen Demuth einmal unter unsern gutmeinenden Christen aussterben möchten, die wieder bey dieser Gelegenheit viel unnützes Geschwätz von **eigner Gerechtigkeit** und **Werkheiligkeit** verschwenden, und über das Edle in dem Charakter, der nichtsweniger als stolz war, wegsehen: Wenn wird man doch anfangen, die Bibel mit Menschenkenntniß zu lesen, und so viel schiefe, schielende Urtheile zu vergessen? Jesus beurtheilte den Jüngling ganz anders. Er sieht ihn an; sieht in seinem Gesichte die muntre, blühende, gefällige Jugend, über die Tugend und Unschuld ihre schönsten Farben verbreitet, sieht tiefer in seinem Herzen die Reinigkeit, die Freyheit von jedem Vorwurf, der das Gewissen brandmarkt, die Heiterkeit, die aus dem Bewustseyn eines schuldlosen Lebens entsteht, und die Leichtigkeit **ganz vollkommen** zu werden. So sieht er ihn an und **liebt** ihn mit einem besondern Gefühl seines von Liebe wallenden Herzens. — Wie traurig ist es, daß ein so würdiger Charakter eine einzige unübersteigliche Schwierigkeit zu sehen glaubt, die ihn hindert, das ganze schöne Bild zu vollenden. Der Gedanke, alle seine Güter zu verlassen, arm, niedrig und verfolgt zu werden — benimmt ihm den Muth. Traurig schlägt er das

Auge

Auge nieder und entzieht sich dem Anblick Jesu! Vielleicht war dies die einzige Seite, an der er schwach war. — Aber sie konnte zu sehr seine übrigen Tugenden unsicher machen, und Jesus mußte sie angreifen. Hätte er gesiegt, so würden wir an ihm das liebenswürdigste und höchste Ideal einer vollkommenen Tugend haben."

Bs.

---

## VI.

Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von **Johann Caspar Lavater.** Leipzig und Winterthur, bey Weidmanns Erben u. Reich, und Steiner und Compagnie. Erster Versuch. 1775. 272 Seiten, (ohne Vorrede und Zueignungsschrift) in klein Folio oder größestem Quartformate, nebst 68 Kupfertafeln und vielen eingedruckten Vignetten.

Zweyter Versuch, 1776. 291 Seiten in gleichem Formate, nebst 105 Kupfertafeln und sehr vielen eingedruckten Vignetten.

Dieses wichtige Werk, bisher das einzige in seiner Art, ist, seitdem es angekündigt worden, mit ungewöhnlicher Neubegierde erwartet, und von denen, welchen es zu Gesichte gekommen, (denn wegen der Kostbarkeit, werden es viele nicht in die Hände bekommen haben, die es wohl gewünscht hätten,) gewiß sehr begierig gelesen worden. Alles

trug dazu bey. Die **Neuheit** des Gegenstandes, die **Wichtigkeit der Sache**, wenn sie zu irgend einem erträglichen Grad der Vollkommenheit könnte gebracht werden, der erstaunende **Umfang**, den **Lavater** (in dem 2ten Theile seiner kleinen Physiognomik,) dieser Wissenschaft zuerst, und mit Rechte, zugeeignet hat, die Größe des Werks selbst, da die meisten Menschen sonst glaubten, es ließen sich kaum wenige Bogen, geschweige so viele große Bände über die Physiognomik schreiben, die **außerordentliche typographische Pracht**, mit welcher noch kein deutsches Buch gedruckt worden, die **Menge der Kupferstiche** u. s. w.

Der Recensent glaubt, daß er vielleicht unter diejenigen gehöre, die es mit der meisten Begierde erwartet, gewiß unter diejenigen, die sich über die Erscheinung desselben am meisten gefreuet und am gewissesten unter diejenigen, die es mit der größten Aufmerksamkeit, nicht einmal, sondern mehreremal gelesen haben. Es ist dies auch in der That nicht eins von den Werken, die man gerade durchlesen, noch weniger, die man bloß flüchtig durchblättern darf. Es muß sorgfältig gelesen, es muß studirt werden, und dies ist nothwendig, sowohl wegen des Umfangs, der Feinheit und des Verwickelten der Sache selbst, als auch, wegen der Art, wie Hr. Lavater dieselbe behandelt hat.

Daß durch dieses Werk die Physiognomik einen großen Schritt gethan habe, wird derjenige nicht läugnen, der es unpartheyisch und mit Bedacht untersucht hat. Alle physiognomischen Bücher bisher, sagten entweder dem Aristoteles und andern ältern Physiognomisten, allerhand Sätze, wahre und falsche, bestimmte und unbestimmte, ohne weitere Untersuchung nach, oder sie machten von höchstunzuverläßigen Vor-

vorsä-

versätzen eben so unzuverläßige Folgerungen. Dazu kam, daß die Physiognomie unter den Wahrsagerkünsten gelehrt wurde, und von ihrem Aberglauben vieles annehmen muste. Die andern Wahrsagerkünste sind doch wenigstens in vielen Büchern mit deutlichen und präcisen, daher verständlichen Figuren versehen, wie z. B. die **Metoposcopie** vom **Cardanus** (Paris 1658 fol.) oder die **Chiromantie** beym **Taisnier** *) und **Goclenius**, **) dahingegen die **Physiognomik** allenthalben sehr schlechte, unbestimmte und unverständliche, zuweilen gar aus andern Büchern erbettelte Figuren, oft auch gar keine hat. Selbst der beste ältere Physiognomist, **Porta**, ***) wie wenig, wie unbestimmte, erdichtete, fast bloß auf eine kahle Vergleichung mit Thierköpfen sich beziehende Figuren, findet man bey ihm! Die einzigen guten physiognomischen Figuren von **Lavatern**, die wenigstens dem Recensenten bekannt sind, sind im **Merbitz** †), die zwar brauchbar, aber doch nur sehr unbeträchtlich sind, und im **Alb. Dürer** ††), die aber eigentlich zu anderer Absicht gemacht sind, und nur wenn man schon vorher Kenntniß von der Physiognomik hat, wichtig werden.



*) Io. Taisnierii opus Mathematicum VIII libros complectens. Colon. Agripp. 1683. Fol.

**) Rod. Goc. M. D. Uranoscopiae, Chiroscopiae, Metoposcopiae et Ophthalmoscopiae contemplatio, Ed. nova cui accessit totius Physiognomiae demonstratio. Frfrt. 1608. 12.

***) de humana Physiognomia Io. Bapt. Portae, Neapolitani, Libri IV. Ursellis, 1601. gr. 8.

†) M Io. Val. Merbitzii de varietate faciei humanae, discursus physicus, Dresdae, 1776. 4.

††) A. Dürers Unterweisung von der Proportion des menschl. Körpers, Arnhein bey Janson, 1604. Fol.

Lavater hat dagegen seine Vorgänger ganz verlassen. Nachdem er diese Wissenschaft zuerst theoretisch (in dem 2ten Theile seiner kleinen Physiognomik) in ihrem ganzen Umfange überschauet hatte, hat er sich jetzt in der Anwendung bloß an die Natur gehalten. Er hat das physiognomische Gefühl, welches freylich die erste Leitung eines jeden Physiognomisten seyn muß, gebraucht, er hat beobachtet, verglichen, eingetheilet, selbst zuweilen seine Irrthümer nicht verschwiegen. Er hat philosophische, physische, anatomische Kenntnisse zu Hülfe genommen. Sein Buch führet auf Menschenkenntniß und Menschenliebe, wodurch es viel interessanter wird. In Absicht auf die Figuren, welche ein nothwendiges Erforderniß eines solchen Werkes sind, hat sein Buch einen überschwenglichen Vorzug vor allen andern physiognomischen Büchern. Eine große Anzahl Kopien von Gemälden, eine noch größere nach der Natur gezeichneter merkwürdiger Bildnisse und Schattenrisse, (deren Bedeutsamkeit und physiognomischen Nutzen er zuerst gezeigt hat,) sehr gut gezeichnete Thierköpfe, und besonders einige wichtige physiognomische Linien, die gleichsam das Resultat mehrerer Beobachtungen und der weitern Untersuchung höchst würdig sind. — Dies sind Vorzüge, davon noch kein physiognomisches Buch auch nur einen einzigen hat.

Indessen ist es wohl nicht zu läugnen, dieses Werk würde noch größere Vorzüge haben, wenn es Herrn Lavatern gefallen hätte, und vielleicht, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sein Object im ganzen etwas anders zu behandeln. Es wird nicht leicht ein Buch in der Welt seyn, das die Geistesphysiognomie des Autors so deutlich an der Stirn trägt, als dieses. Das desultorische, declamatorische Wesen

sen, die Liebe zum Fremden und Wunderbaren, die Sprünge der Einbildungskraft, die den Verf. oft sprengen, wohin er nie dachte, und denen er sich überläßt, ohne zu bedenken, wo sein Leser bleibt, das Raisonnement, das oft auf die seltsamste Art mit inniger Mystik verwickelt ist, die helle Philosophie, die oft unvermerkt in Andächteley, Seelenentzückungen und Aussichten übergeht, die sinnlichen Beobachtungen, die zuweilen deutlich und richtig anfangen, und ehe man sichs versieht, sich in das dunkelste Gefühl verlieren, wohin kein menschlicher Sinn reichen kann; ferner, das herzliche, fast mährisch brüderische in der Schreibart, neben den heftigsten poetischen Farben, richtige Argumentation, neben leerer hochtönender Declamation, wichtige Bemerkungen, neben den trivialsten Dingen, die eben so wichtig vorgetragen sind, bündige, treffende, herzrührende, erhabene Stellen, neben den weitschweifigsten, fast mehr als kanzelhaften Wortgepränge. — Durch dies alles wird dieses Werk sehr original, aber es ist auch nicht zu läugnen, daß es dadurch weniger brauchbar wird.

Man kann annehmen, daß die Physiognomik erst im Entstehen sey, denn was vorher dafür gethan worden, bedeutet nicht viel, und braucht der genausten Revision. Es ist hierzu kein anderer Weg als **Beobachtung**, richtige, oft wiederholte **Beobachtung** der Natur, und **Ordnung**, damit man die Beobachtungen und die daraus gezogenen Inductionen, übersehen könne.

Diesen Weg der **Beobachtung** ist denn Hr. L. auch auf eine rühmliche Weise gegangen. Zwar hat er, wie es scheint, nicht so sehr die Physiognomien in der Natur selbst, als vielmehr eine große Menge Bildnisse

nisse, Zeichnungen, Schattenrisse, beobachtet. Indessen ist dieses mit vieler Genauigkeit, Scharfsinnigkeit und Ueberlegung geschehen, und er hat zum Theil, so viel ich sehen kann, sehr richtige und auch wichtige Inductionen daraus gezogen.

Ueber diese Beobachtungen hat er sich auch zuweilen sehr deutlich und präcis ausgedrückt. Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß er fast meistens sich bloß auf sein physiognomisches Gefühl beruft, durch welches er gewisse Eigenschaften in den Gesichtern so klar zu sehen glaubt, daß er sich von ihrem Daseyn innerlich überzeugt fühlt. Hierdurch werden seine Bemerkungen unzuverläßiger und weniger unterrichtend. Es ist zwar unstreitig, daß uns unser Gefühl viele Sachen viel klärer und inniger vorstellet, als durch die bündigste Induction, durch die deutlichste Beschreibung möglich ist. Es hält daher auch Hr. Lavater (und mit ihm viele andere, die sich so gar öffentlich rühmen, Verächter der Vernunft, und der auf Vernunftschlüsse gebauter Philosophie zu seyn,) das Gefühl so hoch, daß er es zuweilen wohl für entweiht hält, wenn es nur in Worte übergeht. Dieß mag auch gut seyn, für alle dunkeln Gefühle, die in dem Innersten unsers Herzens bleiben sollen, aber Gefühle, die mitgetheilt werden sollen, bedürfen Worte dazu, besonders dogmatische Wahrheiten, präcise wohlabgewogene Worte.

Daher, selbst in dem Fall, wo das, was Hr. L. bey Beobachtung z. B. einer Nase oder Oberlippe fühlet, ganz wahr ist, kann sein Gefühl doch dem Leser nicht lehrreich werden, wenn er demselben nicht genau anzeigen kann, auf welche Eigenschaften es sich beziehe. Es können hundert Ursachen da seyn, warum seine Leser dasselbe Gefühl nicht haben können. Aber noch schlimmer ist es, wenn sein Gefühl nur Beziehungs-

weise

weise wahr seyn mag, wenn er z. B. Eigenschaften, Kenntnisse rc. an dem Menschen, den er beurtheilt, vorher weis, oder auch wohl gewisse Beschaffenheiten von dessen Stirn oder Augbraunen gesehen hat, davon aber das Bild, das er uns liefert, nichts an sich trägt; denn in diesem Fall kann der gefühlvollste Leser nicht mitfühlen. Viel schlimmer ist es, wenn sein Gefühl falsch ist, wie uns denn unsere lebhaftesten Gefühle zuweilen täuschen, welches auch Hrn. L. mit dem, was er in gewissen Physiognomien fühlet, nicht selten wiederfahren seyn mag. Er versichert hin und wieder, Dinge zu sehen, die einem Leser, dem Sehen und Fühlen auch nicht fremd ist, wegen anderer Zeichen, gar nicht in den Sinn wollen, zuweilen versichert er, Sachen zu sehen, da es fast nicht möglich ist, ohne vorherige Nachricht, bloß in einem lebenden Menschengesichte, geschweige denn bloß in verkleinerten, ungewissen Schattenrissen, oder in mittelmäßigen Profilzeichnungen und Kupferstichen zu sehen. Da hilfts denn wenig, wenn Hr. L. ruft: **Ich sehe! Ich sehe!** Der aufmerksame Leser kann nichts sehen. Noch weniger hilfts, wenn Hr. L. in Eifer geräth, und (wie fast auf allen Seiten geschieht) ausruft: **Wer sieht nicht dieß? Wer sieht nicht das?** denn der unbefangene Leser sagt, nach reifer Untersuchung: **Ich bins, der nichts sieht.** Am wenigsten, sonderlich, hilft es, wenn Hr. L. zuweilen einen Trumpf darauf setzt,*) und dem, der dieß

*) Unter mehrern Stellen sehe man nur Iten Th. S. 171: „Wer dieß nicht versteht — **nie unterstehe sich der,** „**Ein Wort** über Physiognomie oder Physiognomik zu „**faseln.**“ Ich verstehe wahrhaftig die Stelle, unter welcher dieser Trumpf steht, nicht recht, und doch **unterstehe ich mich**, diese lange physiognomische Recension zwar freylich

dieß und jenes nicht sieht, nicht versteht, alle Empfindung, alle physiognomische Kenntniß und so weiter abspricht, oder selbst wünscht keine einzige physiognomische Zeile geschrieben zu haben, wenn man dieß oder jenes nicht sehen wolle; Umsonst! der Leser, der sich sonst seiner Empfindung und seiner physiognomischen Kenntnisse bewust ist, wird dem Bewustseyn derselben deshalb nicht entsagen.

Der Enthusiasmus, den Hr. **Lavater** so sehr liebt, von dem er sich für die Wirkung und für die Dauer seiner Schriften so viel verspricht,*) und der, wie ich befürchte, so oft beyden hinderlich fällt, hat hier auch die **Beobachtung**, die die Grundsäule der Physiognomik seyn muß, sehr oft gehindert.

Ein trefflicher Mann urtheilet schriftlich von diesem Werke: „Der Beobachtungsgeist erfodert kaltblü„tige Bedachtsamkeit, allenfalls mäßige Wärme, wenn „er verfeinert werden soll. Bey dem Feuer der La„vaterischen Einbildungskraft aber, verfliegt er gar zu „bald, und läßt kaum einen schwachen Geruch und das „Bedauern zurück, daß wir ihn haben verfliegen las„sen. Der Enthusiasmus stellt uns überhaupt die „Zeichen ausdrucksvoller vor, als sie wirklich sind. Ei„ne solche Disposition der Seele, muß also geneigt „machen, in den Physiognomien weit mehr zu lesen, „als darinn enthalten ist. Da aber unsere Begriffe in „solcher Lage niemals rein und bestimmt sind; so kön„nen wir sie auch nicht anders als schwankend und in-

„einan-

freylich nicht zu faseln, sondern sehr bedächtig zu schreiben.

*) Man sehe nur im IIten Theile dieses Werks S. 3, in welchem, obgleich seligem, gefühlvollem Hinbrüten, er glaubt, daß man über physiognomische Angelegenheiten schreiben sollte.

„einanderfließend zeichnen. Der Vortrag erhält mehr „Wärme als Licht. Aber so entsteht kein Alphabeth „der Wissenschaft.

„Indessen mag die Schuld nicht an L. allein lie„gen. Mich dünkt, unsere Sprache und unsere Seelen„lehre sey für die Physiognomik noch nicht ausgebildet „gnug. Die verschiedenen Grade der physischen und „sittlichen Eigenschaften, und die aus ihrer Vermi„schung entspringende Verschiedenheit der Anlagen, „Talente und Charactere, und ihrer Bestimmtheit und „Richtung auf gewisse Gegenstände, woraus die ver„schiedene Neigungen, geheime Triebfedern und ver„bogene Winkel und Falten des Herzens sich begreifen „lassen, sind noch nicht in gehörige Klassen gebracht, „und mit ihren besonderen Namen belegt worden. „Diese Ausbildung der Psychologie ist zwar in der ge„hörigen Vollständigkeit nicht eher zu erwarten, als „wenn die Physiognomik einige Schritte vorwärts ge„than, und in wissenschaftliche Form zu bringen an„gefangen ist. Indessen kann auch, meines Erach„tens, in der feinern Physiognomik wenig geleistet „werden, wenn nicht wenigstens Versuche von jener „Art vorhergegangen sind.“

Dieses Urtheil ist mir ganz aus der Seele geschrieben, und erschöpft, meines Erachtens, alles, was man hierüber sagen kann. Hrn. L. heftige Einbildungskraft, der Zunder seines beständig ausschweifenden Enthusiasmus hat sicherlich seinem Beobachtungsgeiste ungemeinen Schaden gethan. Er will nur starke, lebhafte, fremde Bilder haben, die Worte sind ihm zu matt, zu kalt, zu gemein. Die Entschuldigung, daß die psychologische und physiognomische Sprache noch nicht gebildet ist, muß ihm einigermaßen zu statten kommen, aber nicht gänzlich. Man sollte

von

von dem, der so fein beobachten kann, und zuweilen so unglaubliche Sachen zu bemerken vorgiebt, auch erwarten, daß er uns sage, worinn er sie eigentlich sehe, nicht daß er bloß ausrufe: **Ich sehe! Wer sieht nicht auch, was ich sehe?** Die Sprache hat zwar nicht alle, aber doch noch sehr viele Worte. Ein dunkles Gefühl der Physiognomik haben fast alle Menschen, wissen aber nicht, worinn es besteht, können sich dessen nicht erinnern, können nicht vergleichen, können nicht verificiren. Ein physiognomischer Schriftsteller muß zu diesem allen Anleitung geben. Er muß nicht allein richtige Zeichnungen darlegen, sondern er muß auch alles in denselben genau mit Worten zu beschreiben suchen. Wenn gleich diese Beschreibungen dem Gefühle an Feinheit nachstehen müssen, so sind sie doch das einzige Mittel, ein richtiges Gefühl mitzutheilen. Seine eignen Gedanken und Gefühle werden präciser werden, wenn er sie durch bestimmte Worte auszudrücken sucht, und er wird, eben dadurch die Sprache bereichern und zu seiner Wissenschaft bequemer machen. Er kann immer noch den Totaleindruck z. B. eines Gesichts dem Gefühle überlassen, aber die Beschaffenheit aller einzelnen Theile muß er sehr genau beschreiben und ordnen, wenn er verstanden seyn will.

Solche genaue Beschreibung, scheint Hr. L. sehr oft, entweder nicht für thunlich oder nicht für dienlich gehalten zu haben, er begnügt sich oft, durch die wärmsten Schilderungen, durch die feyerlichsten Betheuerungen, wo möglich in seinen Lesern dasselbe Gefühl zu erregen, das in ihm wallte und webte. Nirgends hat er dieses mehr gesucht, und nirgends ist es ihm vielleicht weniger geglückt, als in den Schilderungen, die er uns von verschiedenen seiner Freunde gemacht

hat.

hat. Er hat uns nicht wenig derselben in großen Bildnissen geliefert, und zum Theil von denselben die hochfliegendesten seelenvollesten Schilderungen gemacht. Meines Erachtens ist für einen physiognomischen Schriftsteller nichts gefährlicher, und für seine Leser im Grunde nichts weniger lehrreich, als Schilderungen seiner Freunde, und solcher Leute, die ihn nahe angehen, zu machen. Die freundschaftliche Zuneigung hat ihren großen Werth, es ist nur äußerst schwer, sie in gleichen Graden andere fühlen zu machen. Wir merken dieß selbst, wir strengen uns an, daher kann uns die Empfindung, die freundschaftliche Theilnehmung bey physiognomischen Schilderungen unsrer Freunde leicht betrügen.*) Alles verschönert sich dann, alles verstärkt sich, alles quillet hervor, diese wenigen Menschen werden aus dem ganzen menschlichen Geschlechte herausgehoben, scheinen außerordentliche Vorzüge zu haben. Der Leser, der die Männer nicht kennet, der also die geheime freundschaftliche Zuneigung zu ihnen nicht empfinden kann, dem die wonnetrunknen Ausrufe des Verfassers, die Erkenntniß überschwenglicher Vorzüge erwarten lassen, staunt die todten radirten Bilder an, erhöht seine Einbildungskraft, um das Lebendige der Schilderung darinn zu finden. Vergebens! Er fängt an genauer zu bemerken und zu vergleichen, er stellt diese Bilder unter die Bilder vieler tausend Menschen, die er in der wirklichen Welt gesehen hat, er erinnert sich nicht allein ähnliche Stirnen, Nasen, Augenbraunen, in andern Gesichtern gesehen, sondern auch von verschiedenen Gesichtern einen ähnlichen Totaleindruck gehabt zu haben, ohne

*) S. All. d. Bibl. XXIII. 2. S. 322. S und S. 323.

ohne daß solche Menschen, aus dem übrigen menschlichen Geschlechte so sehr hervorgesprungen wären. Er wird endlich verdrüßlich, wirft das Buch weg, und es könnte natürlich zugehen, daß er bey solchen mißgerathenen Schilderungen, bey denen doch der Verfasser den grösten Werth auf seine Kunst legt, gegen die Gewißheit dieser Kunst überhaupt mißtrauisch würde.

Dieß könnte manchen Lesern bey gewissen Stellen in diesem Werke so gegangen seyn. Dergleichen sind auch manche andere, wo sich der in eine selbstgefällige Andächteley oder gar ins Labyrinth der Mystik verliert, wo er ganz leise geruft, kleine theologische Hypothesen vorbereiten will, u. d. gl. mehr.

Auch werden seine Raisonnements über physiognomische Objecte dadurch zuweilen sehr unsicher, daß er den **Ausdruck der Leidenschaft** von dem **Ausdrucke des Charakters** nicht genugsam unterscheidet. Sehr öfters haben die Bilder, über die er redet, einen sehr bestimmten Ausdruck der Gemüthsbewegung, in der sie sich befinden. Die Wahrheit dieses Ausdrucks läugnet wohl niemand, aber hierdurch ist noch kein physiognomisches Gefühl der angebohrnen Anlagen und der erworbenen Fertigkeiten bewiesen. Vielmehr sollte der Leser, von Anfang an, gewöhnet werden, **Pathognomik** von **Physiognomik** zu unterscheiden, weil ihm dadurch, da fast in allen menschlichen Gesichtern Leidenschaft mit Charakter zusammenfließt, die Beobachtung sehr erleichtert werden wird.

Was aber zu mehrerer Erleichterung der Leser dieses Werks besonders zu wünschen wäre, ist **eine bessere Ordnung.** Die Weitläuftigkeit desselben, die Menge der neben einander stehenden Objecte, die oft nur eine geringe Beziehung auf einander haben, zerstreuen

noth=

nothwendig die Aufmerksamkeit des Lesers, die gewiß weit mehr gesammlet werden würde, wenn alles in einer gemäßen Ordnung auf einander folgte. Es ist wahr, Hr. **Lavater** verspricht nur **Fragmente**, und es ist gern zuzustehen, daß er kein **vollständiges System** liefern kann, da er nur Ein einziger Mann, und dazu der erste Wiederhersteller einer verloren gegangenen Wissenschaft ist. Aber wäre es nicht besser, daß diese Fragmente in einer gewissen Ordnung auf einander folgten, so daß eins das andere erläuterte. Wäre es z. B. nicht lehrreicher, wenn von jedem Theile des menschlichen Gesichts und nachher des übrigen Körpers, geredet, und theils durch abgezeichnete einzelne Theile und Linien, theils durch eine Reihe von gutgestochnen Bildnissen erläutert würde. In dem zweyten Theile der kleinen Physiognomik hat Hr. L. einen genauen Entwurf der ganzen Wissenschaft geliefert. Was hinderte ihn, der Ordnung der daselbst angegebenen Kapitel zu folgen. Es würde nichts schaden, daß sehr große Lücken blieben, genug, wenn er uns nur alles dasjenige, was er beobachtet zu haben glaubte, mitgetheilt hätte. Es ist auch lehrreich, wenn ein guter Beobachter bekennt, über gewisse Gegenstände nichts gewisses beobachtet zu haben, andere könnten vielleicht zugleich ermuntert werden, auf diese Gegenstände besonders Acht zu geben, dadurch würden die Lücken nach und nach angefüllt und das System vollständiger werden. Und wenn auch dieses sobald noch nicht geschähe, würden doch die Beobachtungen weit eher übersehen, verglichen und verificirt werden können, wenn sie nebeneinander stünden, als nun, da sie zerstreuet liegen.

Man sollte zwar eigentlich keinem Autor vorschreiben, wie er sein Werk einrichten solle, zumal da in

diesem Falle, aus Hrn. **Lavat.** bekannten Charakter und Lage leicht zu erachten ist, warum sein Werk eben diese Form bekommen hat. Indessen wird es einem aufmerksamen Leser, dem der Fortgang der physiognomischen Wissenschaft am Herzen liegt, erlaubt seyn, zu sagen, wodurch er, seines Erachtens befördert, und wodurch er gehindert werde.

In dieser Absicht ist auch noch ein Wort über die vielen Kupfer und über den Druck des Werks zu sagen. Es ist noch kein deutsches Buch mit so vieler typographischen Pracht gedruckt worden. Es macht in dieser Absicht den Verlegern Ehre, die eine so kostbare Unternehmung gewagt *) haben. Indessen ist auch nicht zu läugnen, daß diese große typographische Pracht dem Fortgang der Physiognomik deshalb hinderlich ist, weil dadurch überaus vielen Gelehrten, denen es wohl zu wünschen wäre, dies Buch gar nicht in die Hände kommt. Es giebt eine Menge Städte, ja wohl mäßige Provinzen, in welchen nie ein Exemplar dieses Werks gesehen worden. Es wäre gewiß vielen Lesern besser gerathen gewesen, wenn die Kupferplatten wären vermindert worden. Bloße Zierrathsvignetten, Kopien (meist sehr mittelmäßige) von bekannten Gemälden wären ohne großen Schaden weggeblieben. Eine ziemliche Anzahl großer

*) Hierbey ist zu bemerken, daß ungeachtet des anscheinenden hohen Preises das Werk wirklich wohlfeil ist, zumal da nur eine kleine Auflage von wenigen hunderten gemacht worden. Wenn man den ganzen prächtig gedruckten Text gar nicht, sondern nur die Kupferstiche rechnen will, so wird jedes Kupferblatt, die eingedruckten, und besonders gedruckten, zusammen kaum auf 4 bis 5 gr. kommen. Nun sehe man nach, wie viel große und kostbare Blätter darunter sind.

großer Bildnisse in Folio, die oft wenig erläutern, oft, nach Hrn. **Lavaters** eigener Beschreibung, dem Zwecke nicht gemäß sind, und die doch ein starkes Kapital müssen gekostet haben, — wäre es nicht besser, daß sie lieber wären ins kleine gezeichnet, und acht oder zwölf auf Ein Blatt gebracht worden. Durch eine solche Einrichtung würden die Kosten vielleicht auf die Hälfte seyn vermindert, und den Liebhabern die Anschaffung erleichtert worden, ohne daß dem Werke am Werthe etwas abgegangen wäre. Ich frage jeden Leser, ob nicht die einzige Platte im IIten Theile S. 3. worauf 16 Köpfe nach **Chodowiecki** befindlich sind (so sehr diese Platte auch durch **Lipsens** Stich verloren hat) nicht lehrreicher sey, als 36 Foliobildnisse von **Sturm, Tyroff** oder **Wachsmuth** u. a. gestochen, und wird diese Platte, ohngeachtet 16 Köpfe darauf sind, so viel gekostet haben, als 3. oder 4 Foliobildnisse jener Künstler?

Dieses ist das aufrichtige Urtheil eines Recensenten, der die Physiognomik für eine wichtige und auf Wahrheit in der Natur zu bauende Kunst hält, der sich selbst schon seit geraumer Zeit damit beschäftigt, und viele Beobachtungen gemacht hat, der Hrn. **Lavaters** Bemühungen um diese Kunst, sehr hoch schätzt, und gern bekennet, nicht wenig von ihm gelernt zu haben.

Es ist sehr leicht einzusehen, da jedes physiognomische Urtheil sich nicht sehr auf die physische und moralische Beschaffenheit des Physiognomisten bezieht, *) und da der Recensent eine ganz andere Mischung von körperlichen und Geisteskräften hat, daß derselbe in sehr vielen Dingen mit Hrn. L. nicht übereinkommen,



*) S. A. d. B. XXIII. 2. S. 327.

sehr viele Dinge nie aus dessen Gesichtspunkt werde ansehen können. Er ist auch nicht so unbescheiden, zu verlangen, daß Hr. L. alles aus seinem Gesichtspunkte ansehen solle. Indessen sind doch vielleicht verschiedene Punkte vorhanden, in welchen beyde übereinkommen könnten. Wenigstens sollte es dem Recensenten erlaubt seyn, aus bloßer Liebe zum Fortgange der Physiognomik, öffentlich zu wünschen, Hr. **Lavater** habe die Sache etwas anders, und so angegriffen, daß mehrern Lesern genützt würde.

Wenn z. B. der Recensent, der sich doch schon länger mit diesen Sachen beschäftigt hat, Hrn. L. öfters nicht verstehen, ihm nicht folgen kann, sollte er nicht, ohne Eigendünkel, glauben dürfen, daß Leser, denen die Sachen ganz neu sind, noch vielweniger werden folgen und alles gehörig verstehen können. Und wäre es nicht noch schlimmer, wenn gewisse Leser sich einbildeten, sie verständen alles recht wohl, sie sähen, was L. zu sehen versichert, und schwatzten drauf nach, und urtheilten drauf nach, wie jener, der die Mäuse im Monde sah, die eigentlich im Fernglase steckten. Ich befürchte schon davon, bey Lesern der lavaterschen Physiognomik Beyspiele gesehen zu haben.

Nach diesem allgemeinem Urtheile über das ganze Werk, will ich noch Anmerkungen über einzelne Stellen hinzuthun, die, zum Theil, dieses Urtheil bestätigen werden. Wenn ich mit Hrn. L. verschiedener Meynung bin, wird dieses dem erfahrnen Leser Gelegenheit geben, die Sachen, auch aus einem andern Gesichtspunkte anzusehen, welches gewiß dem Fortgange der Wissenschaft zum Vortheile gereichen muß. Es könnte noch weit mehr gesagt werden, aber der Raum würde fehlen, daher will ich nur anführen, was mir das Wichtigste scheint, indessen doch

den

den Inhalt jedes Fragments anzeigen. Diese Anmerkungen müssen übrigens mit Hrn. **Lavaters** Buche in der Hand, gelesen werden, wenn sie ganz verständlich seyn sollen, da ich mich, zu Ersparung des Raums, nur auf den Text beziehen kann, ohne ihn allenthalben anzuführen, und da auch das Anschauen der Kupferstiche öfters durchaus nothwendig ist.

## Erster Theil.

I. Fragment. **Von der Geringheit meiner physiognomischen Kenntnisse.** Es ist in der That etwas sonderbar, daß Hr. L. im Anfange eines Werks von vier Foliobänden *) **über die Physiognomik** S. 7. versichert: **daß er sehr wenige physiognomische Kenntnisse besitze**, zumal wenn man dagegen viele höchstentscheidende Urtheile, über sehr problematische Sätze, hält, z. B. aus S. 57. über einen von ihm positiv behaupteten, obgleich vieler Einschränkung bedürfenden allgemeinen Satz: „Höre „**die Stimme der Wahrheit**, wer will, ich kann „nur etwas von dem nachstammlen, **was ich aus „ihrem Munde vernehme.**" Ferner S. 63. „Nun „brechen Einwürfe hervor wie Waldwasser — und „die furchtbaren Waldströme zerschäumen — oder sie „mögen auch fortrauschen, der Fels steht. — Man „mags mir verzeihen, wenn ich zuversichtlich spreche. „Zuversicht ist nicht Stolz" u. s. w. Doch diese und andere anscheinende Widersprüche liegen mehr in seiner sonderbaren Schreibart, und in der in allen seinen



*) Durch eine Nachricht der Verleger v. 1. Jul. 1776, wird dieß Werk auf vier Bände festgesetzt. Der dritte Theil soll auf Ostern 1777. und der vierte auf Ostern 1778. fertig werden.

nen Büchern sichtlichen sehr seltsamen Laune, bald sich sehr tief herunter zu werfen, bald das Haupt allzustolz empor zu tragen, als in der Sache selbst. Hr. L. erklärt sich S. 11. mit großer Bescheidenheit hierüber, und jeder Leser, der ihm auch mehr zutraut, muß mit ihm zufrieden seyn.

Die naive Erzählung, wie er zur Physiognomik gekommen ist, ist sehr unterhaltend. Aber gleich hier S. 8. sieht man, wie wenig Hr. L. gegen seine Einbildungskraft mistrauisch ist. Er erzählt, daß er, ehe er noch an Physiognomie dachte, des berühmten Hrn. **Lamberts** Gesichte oft angesehen hätte. Nach drey Jahren wollte er seinen Freund Felix Heß zeichnen. Mit einemmale fiels ihm auf: „Heß du hast Lam„berts Nase." Was nun? Hr. L. hat Hr. **Lamberten** nachher niemals gesehen, Heß ist todt, die Zeichnung ist verbrannt. Dieser Einfall kann also niemals verificirt noch ausgemacht werden, ob nicht, wie es schon wahrscheinlich ist, Hrn. **Lavaters** Einbildungskraft ihn übereilt hat. Uebrigens gesteht Hr. L. daß **Lamberts** und Heß Temperamentscharakter ganz unterschieden waren, wer beyder Schriften kennet, wird nicht eine Ader von Gleichheit in ihren Talenten finden. Was folgt also aus denen Histörchen? Vielleicht nur daß ein Sprung der Einbildungskraft Gelegenheit gewesen ist, daß Herr **Lavater** zuerst auf Physiognomie aufmerksamer worden.

S. 10. versichert Hr. L. seine ersten physiognomischen Urtheile wären sehr schlecht gewesen: „weil „sie nicht schneller Ausdruck schnelles unstudirtes Ge„fühls waren." Dieser schnelle Ausdruck ist oft sehr richtig, aber auch oft sehr unrichtig. Hr. **Lavater** scheint zu viel darauf zu geben. Mich dünkt, verschiedene Zeichen können nur in einem beynahe inper-

ceptibeln

ceptibeln Nu! wahrgenommen werden, andere aber schlechterdings nicht anders, als nach öftern Zusehen, nach reiferer Ueberlegung herausgebracht werden. Es gehört gewiß mit zu den größten Schwierigkeiten der Physiognomik, daß es meist sehr schwer zu unterscheiden ist, welche von beyden Arten man wählen solle.

S. 13. II. Fragment. **Von der Physiognomik.** Sehr gut. Man muß sie in diesem Umfange nothwendig nehmen.

S. 17. III. Fragment. **Einige Gründe der Verachtung und Verspottung der Physiognomik.** Ist etwas weitschweifig, und S. 20. unten, fast läppisch.

S. 19. „Die meisten eifern wider die Physiognomik, weil sie das Licht derselben scheuen, und beynahe alle böse schlimme Menschen eifern wider dieselbe.“ Dieses scheinen mir grundlose Sätze zu seyn. Meines Erachtens eifern die meisten wider die Physiognomik, weil sie sich von derselben nicht überzeugen können. Der Böse glaubt selten, daß er böse sey, er schmeichelt sich vielmehr mit Tugenden, von denen er etwas hat. Er wird also deshalb das Licht der Physiognomik nicht scheuen.

S. 23. IV. Fragment. **Einige Zeugnisse für die Physiognomik.** Alle von berühmten Leuten, aber von verschiedenem Werthe. Ich will noch hinzu thun, daß der berühmte engländische Schauspieler Quin von einem andern sagte: „Wenn dieser Kerl nicht ein „Schelm ist, so schreibt Gott der Allmächtige nicht eine leserliche Hand.“ Wozu der berühmte Fielding, der in seiner Reise nach Lissabon dieß erzählet, noch eine bestätigende Anmerkung für die Physiognomik, besonders in Absicht auf widrige Charaktere, hinzuthut.

thut. S. Fielding's Works. Edinb. 1767. gr. 12. Vol. XII. S. 278.

Mir sind oft bey Lesung von Steckbriefen u. d. gl. in öffentlichen Zeitungen sehr treffende Beschreibungen von widerwärtigen Menschen aufgefallen, die sehr zur Bestätigung der Physiognomik dienen. Eben da ich dieses schreibe, sehe ich in den **Hannöverschen Anzeigen** d. J. die Beschreibung eines Menschen, der den 15 May im Haag einen ansehnlichen Diebstal begangen hat. Man höre: „Er ist mittler Statur, gelblicher Gesichtsfarbe, hat kurzes dunkelblondes Haar, „ein mageres Gesicht, **eine kleine Stirn**, **große hellblaue Augen**, **einen finstern Blick**," (Man denke sich diese drey Zeichen zusammen) „unter dem rechten Auge ein Abzeichen in Gestalt einer Weinbeere, „eine dicke ins blaue fallende Nase, einen großen Mund, „breite Schultern, **geht mit vorübergebückten Haupte**, hat gekrümmte Finger, **wohlgemachte Beine, aber einen etwas bebenden Gang**," (Man bemerke wieder diesen redenden Contrast,) „am rechten Beine eine Erhöhung an den Knochen." Möchte man bey dieser Beschreibung nicht ausrufen: **Rem magnam praestas, si bonus es!**

S. 33. V. Fragment. **Ueber die menschliche Natur.** Hier scheint mir sehr unverdaute Philosophie, (obgleich Hr. L. dabey auf eine gewisse **Afterphilosophie** schilt, die wohl besser seyn mag) und eine Menge unerwiesner Hypothesen vorzukommen. Glücklicher Weise kann die Physiognomie bleiben, sie mögen stehen oder fallen. Verschiedenes ist mir wenigstens ganz unverständlich. Nur Eine Stelle. S. 34. Z. 14: „Der „Sitz der **Denkungskraft** ist in unserm Haupte, und „zwar innerhalb der Stirne, — und der Sitz unserer „**Kraft** im ganzen Körper, vornehmlich in der **Hand**

„und

„und im Mund." — Wie so? die Kraft überhaupt, der Denkungskraft entgegengesetzt, sollte nebst der Hand vorzüglich im Munde wohnen? Ich dächte in den Lenden wäre mehr davon anzutreffen — doch weiter: „Der Sitz der Begierden, des Verlangens, „mithin des Willens, im Herzen." Wie? was? kaum konnte ich meinen Augen trauen. Liegt der Wille in den Herzkammern, oder im *Systole* und *Diastole*, oder im Blute? Was ist das für eine seltsame Afterphilosophie? denn daß das Herz hier nicht im metaphorischen Verstande genommen wird, zeigt der ganze Zusammenhang.

S. 38. VI. Fragment. **Vom Bemerken der Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten überhaupt.** Hr. L. ist immer über üble Nachrede besorgt, darum versichert er an mehrern Stellen dieses Werks, er wolle nur auf Vollkommenheiten Acht geben. Das ist ganz gut, aber ein aufmerksamer Physiognomist muß auf beydes achten. Es ist grundfalsch, wenn S. 39. unten, behauptet wird: „Wer das Schö„ne kennt, — wird von selbst das Schlechte kennen „lernen." Hier ist eine große Unpräcision im Ausdruck, die zugleich auf die Sache Einfluß hat. Wer das Schöne am menschlichen Körper kennet, wird freylich die Abweichung von demselben, oder das Häßliche leicht kennen, aber deshalb nicht das Schlechte. Wer aber bloß das Gute kennet, dem wird dennoch gewiß vieles Schlechte unbekannt bleiben können. Eben so falsch ist, was folgt, ob es gleich ein Locus communis ist: „Es ist leichter, Schwachheiten, Un„vollkommenheiten, Fehler und Laster an seinen Neben„menschen zu entdecken, als Schönheiten, Vollkom„menheit, Ebenmaaß, Tugenden." In der Physiognomik kann sicherlich, nach Beschaffenheit der Um-

stände,

stände, beydes so wohl schwer als leicht seyn. Hierbey fällt mir ein sehr feines Urtheil des obenangeführten großen Weltweisen ein, das im Grunde menschenfreundlicher ist, als Hrn. **Lavaters** Behauptung: „Das Verschobene und Verzerrte in der Bildung kann „so wohl von äußerlichen als von innern Ursachen herrühren. Aber die Wohlgereimtheit entspringet bloß „aus der Uebereinstimmung der innerlichen und äußerlichen wirkenden Ursachen. Daher läßt sich das **moralischgute** mit **weit mehr Sicherheit** aus der „Physiognomie schließen, als das **moralischböse**."

S. 44. VII. Fragment. **Von der Wahrheit der Physiognomik.** Hier wird die Sache so allgemein gemacht, daß sie eigentlich nichts sagt. So wie es dasteht, könnte der Beweis auch für die **Chiromantie** rc. gelten. Kein Gegner der Physiognomik wird läugnen, daß bey verschiedenen Zuständen jeder Körper ein verschiedenes Ansehn hat. Die Frage ist nur, worinn liegt die Beziehung **und in wie fern ists möglich** sie zu erkennen.

S. 52. VIII. Fragment. **Die Physiognomik eine Wissenschaft**; lenkt hingegen vortrefflich ein. Dies Kapitel gehört zu den besten in diesem Theile.

S. 57. IX. Fragment. **Von der Harmonie der moralischen und körperlichen Schönheit.** Dieses Fragment kommt, meines Erachtens, viel zu früh. Wenn es am Ende dieses Werks, als ein Resultat vieler in demselben gemachten Beobachtungen wäre gesetzt worden, so würde es der Leser nicht allein viel besser fassen können, sondern Hr. L. würde auch seine Gedanken viel besser modificirt, und der Wahrheit mehr genähert haben, dahingegen jetzt das ganze Kapitel voll Uebertreibungen, und wirklicher, obgleich gut gemeynter Grillen ist. Hr. L. geht hier

(so

(so wie in diesem ganzen Werke) von dem höchsten griechischen Ideal der Schönheit aus, und meynet, dasselbe werde nothwendig mit der höchsten Tugnd verbunden seyn. Ein Satz, der, wenn er einmal angenommen wäre, den menschenfreundlichsten Physiognomisten, wider Hrn. L. Absicht, menschenfeindlich machen müßte. Denn da er, wenn er sich in der wirklichen Welt umsiehet, von diesem hohen Ideale so wenig, oder wohl fast nichts findet, so könnte wohl nichts trauriger, und mit dem menschlichen Geschlechte misvergnügter machen, als eben diese recht gutgemeynte Hypothese, wenn man sich nun einbildete, daß eben in dem Maaße, daß in der Welt die hohe idealische Schönheit selten ist, auch die Tugend selten wäre. Hrn. L. selbst scheint zuweilen etwas ähnliches zu wiederfahren. Z. B. 69 unten, wo er über die groben Figuren des Pöbels, mit sehr großem Unrechte jammert, ferner S. 70 oben, die Geschichte von drey häßlichen Kerlen, desgleichen S. 171 unten, wo „die „Seltenheit wohlgebildeter Menschen“ gar die Physiognomik in übeln Ruf bringen soll, und an mehrern Stellen dieses Werks, die Klagen über die **gesunkene menschliche Natur.** Diese letzten beziehen sich nun zwar eigentlich auf Hrn. **Lavaters** theologische Meynungen; dennoch würde es für einen Menschenfreund immer sehr traurig seyn, wenn wirklich die menschliche Natur so sehr gesunken wäre, zumal, wenn etwan nachher erhellen sollte, daß die Mittel, wodurch sie Hr. L. wieder in die Höhe zu ziehen gedenket, entweder nicht hinlänglich, oder gar nicht vorhanden wären.

Mit so großem Ungestüm Hr. L. S. 63. den Satz behauptet, der der Inbegriff dieses ganzen Fragments ist:

„Die

„Die **Schönheit** und **Häßlichkeit** des **An**-
„**gesichts**, hat ein richtiges und genaues Ver-
„hältniß zur Schönheit und Häßlichkeit, der **mo**-
„**ralischen Beschaffenheit des Menschen.**“

„Je moralisch besser; desto schöner.

„Je moralisch schlimmer; desto häßlicher.“

So ist er doch grundfalsch, und würde zu den unge-
reimtesten Folgerungen leiten. Denn würde man
demselben zu Folge nicht schließen müssen, eine **Ni**-
**non l'Enclos** wäre moralisch besser, als eine **Da**-
**cier** und **Markise Lambert**, **Raphael** und **Van
Dyk** hätten tugendhafter gelebt, als **Lairesse**, oder
**Antinous**, **Bathyll**, **Ganymed** hätten an mora-
lischer Güte, einen **Aesop** oder **Sokrates** über-
troffen?

Freylich so wie Hr. L. gleich darauf S. 64. diesen
Satz einschränkt:

„Ich sage nur: **Tugend verschönert**; **Laster**
„**macht häßlich.**“ (eigentlich um präcis zu re-
den, sollte es heißen: **Laster macht häßlicher.**)

Und so wie er alsdenn dies noch weiter ausführt, ist die
Sache ganz richtig. Aber wenn dies nun ist, wenn
noch so viel andre Dinge auf Schönheit und Häßlich-
keit Einfluß haben, warum wurde denn der Satz S. 63
nicht gleich so präcis, und vor allen falschen Folgerun-
gen gesichert, ausgedrückt. Freylich wäre er alsdenn
nicht so fremd, so glänzend gewesen. Es hätte we-
der **Pallast** noch **Fels** noch **Waldwasser** bedurft
(S. 62. unten.)

Es ist nicht möglich, diese Sache ausführlicher
abzuhandeln. Ich will nur dieses einzige sagen. Das
griechische Ideal der Schönheit, besteht in der bloßen
Abstraction der schönen Linien und Flächen an einem
mensch-

menschlichen Körper. Da nun nach dem weisen Willen der Vorsehung, der Mensch zu weit mehrern Absichten bestimmt ist, als **schön** zu seyn, da er **wachsen, essen, verdauen, zeugen, gebähren,** *) **arbeiten, handeln, Leidenschaften haben, fehlen,** u. s. w. soll, so müssen die Zeichen der Schönheit, mit den Zeichen aller dieser Sachen, beständig in Collision kommen. Indessen so wie in dem harmonischen Gebrauch aller seiner Kräfte, in der harmonischen Ausübung aller seiner Pflichten, die wahre **Tugend** besteht, so wird man an dem Körper eines vorzüglich rechtschaffnen tugendhaften Menschen, (wofern es nicht äußere Ursachen verhindern) eine gewisse **Wohlgereimtheit** (Eurythmia) bemerken, die eines der vornehmsten Zeichen in der moralischen Physiognomik, aber wahrhaftig von dem **Ideale der Schönheit** himmelweit unterschieden ist. Die Abstraction der Schönheit ward zuerst für steinerne und erzne Figuren gemacht. Man hat schon längst bemerket, daß die bloßen schönen Figuren todt sind. Gebt nur gemalten Bildern Leben, Bewegung, Colorit, Leidenschaft, und sie müssen, so viel sie von jedem empfangen, von dem abstracten Ideale, von der steinern Bestimmtheit, der Schönheit verlieren. (Ob ich gleich nicht läugnen will, daß sich von jedem dieser Eigenschaften wieder ein besonderes Ideal der malerischen Schönheit denken lasse, von der bildhauerischen sehr verschieden.) Wie viel-

*) Der Idealist **Winkelmann** nennt dieses alles **menschliche Dürftigkeit** (S. in diesem Fragmente S. 132.) Auf gewisse Weise ists wahr. Aber eben so wahr, daß diese Bedürfnisse den Menschen zu dem herrlichsten Geschöpfe Gottes zu machen, nöthig sind, und daß man ihn **tödtet**, wenn man ihm dieselben nehmen will, um ihm bloße **Schönheit** zu geben.

vielmehr ist dies bey lebenden Menschen ausgemacht, die bestimmt sind, so mannichfaltige Zwecke zu erreichen, denen allemal die Schönheit untergeordnet seyn, und folglich mit ihnen in Collision kommen muß. Doch gnug hiervon.

S. 65. Das Beyspiel von dem Kinde paßt nicht recht. Wer Kinder näher kennet, wird nicht finden, daß sie so feine, ja die besten Physiognomisten wären, wie Hr. L. hin und wieder zu verstehen giebt. Die Kinder sind ceteris paribus meist furchtsam. Der Alte, den Hr. L. anführet, war schwach und vielleicht freundlich, der junge schöne Müllerssohn war, wie Hr. L. selbst sagt, herrisch, hitzig. Das Kind furchte sich also vor diesen, das rothe Camisol konnte das herrische nicht gut machen.

S. 70. Zeigt in einem redenden Beyspiele die falsche Anwendung der Liebe zum hohen Ideale der Schönheit. Hr. L. stand „wonnevoll, vor einem „Beete, voll der herrlichsten Blumen — in diesem „süßen Gefühl stieg er in seinen Gedanken zu lebendigen Thierschönheiten, und sofort zum Menschen „empor — und ein herrlich Menschenbild war vor „seiner Stirn — das sein Herz mit hoher Wonne „umfieng — Ein Geräusch unterbrach ihn — Er „blickte auf, — Gott! mit welchem Wehmuths„schrecken ihn das Bild traf — Er sahe drey, ge„rade die allerversunkensten, häßlichsten, eckelhaf„testen Kerls, drey Ideale von Landstreichern.“ So geht es in der That allen Leuten, die sich herrliche Bilder machen, die ihr Herz mit hoher Wonne umfangen. Wenn sie hernach in die wirkliche Welt zurück sehen, so finden sie alles versunken und häßlich. Fiel Hrn. L. denn hier nicht ein, daß ihm seine Einbildungskraft könne einen Streich gespielt, daß die

die drey Kerls durch den Vergleich mit dem herrlichen Ideale sehr vieles könnten verlohren haben? Sagte ihm die Menschenliebe nicht, daß man von drey Menschen auf ein bloßes **Vorübergehen** nicht das widrigste Urtheil fällen müsse? Wenigstens hätte ihm die Philosophie billig lehren sollen, daß der Natur der menschlichen Seele gemäß, der Zustand eines solchen **idealischen Hinbrütens** nicht der ist, in dem man über seine **wirklich** existirende Nebengeschöpfe urtheilen sollte.

Von den Zugaben dieses Fragments und den dazugehörigen Kupfern wäre viel zu sagen, das der Raum verbietet. Ausdrücke der Leidenschaften müssen nicht mit Physiognomik verwechselt werden. Ideal und Carikatur gehen gleichstark von dem wirklichen Leben ab. Alles dieses ist hier oft vermischt. Der Enthusiasmus tritt Hrn. L. auch oft hart an, besonders S. 120. unten. Indessen hat er auch sehr viel Gutes gesagt, und über manches ganz fein deklamirt und — gepredigt.

Von den vier Bildnissen von **Raphael** S. 11, will ich nur erinnern, daß das vierte Bild offenbar nicht von **Raphael** ist. Der ganze Schnitt des Gesichts zeigt es, ja die Krause (labot) am Hemde zeigt, daß das Bild nicht von einem Manne aus dem sechzehnten Jahrhundert ist. Es ist auch wirklich für Hrn. **Lavaters** physiognomische Einsicht ein Glück, wenn dieses Bild nicht ein Bild **Raphaels von Urbin** ist. Herr L. findet dies Bild, apostolisch erhaben (wohin Hrn. L. doch nicht seine mit theologischer Beschaulichkeit tingirte Einbildungskraft trägt!) Nun ist aus der Geschichte bekannt, daß der gute **Raphael** in seinem Leben, als **Mensch**, weder an

das Apostolische noch an das Erhabene den geringsten Anspruch gemacht habe. Und ich dächte doch, sein Gesicht müsse uns den ziemlich lockern Burschen noch mehr, als den erhabenen Maler zeigen.

An einer andern Stelle dieses Werks, (S. 170.) verräth L. die Grille: Die grössesten Maler wären die schönsten Maler gewesen. Wie so? Raphael starb in frühen Jahren, durch Erschöpfung von Wollust, mit van Dyk war es beynahe eben der Fall. Dies müßte man doch nach Hrn. L. Grundsätzen in diesem Fragmente (S. besonders S. 67. unten) in ihren Bildern sehen. Aber die Sache ist, daß große Maler, von ihnen selbst, oder auch von ihren trefflichsten Schülern, meist im hohen Ideal *) gemalet sind, welches besagte hohe Ideal eigentlich eine schöne Lüge ist. Lairesse und Kupezki sind aufrichtiger, wahrer, gemalt, und deshalb nicht weniger große Künstler. Wenn doch (dies ist mein Wunsch bey vielen Stellen dieses Werks gewesen) Hr. L. die wahre, aber sehr verwickelte und erst entstehende Wissenschaft der Physiognomik, nicht mit Grillen, grundlosen Hypothesen, und überspannten Aussichten, verwickelter machen, und bey Lesern, die mit Verstand untersuchen, wirklich compromittiren wolle.

S. 136.

*) Dies ist bey Leuten, die mit Künstlern, und mit Leuten, die mit Künstlern in Verbindung stehen, sehr oft der Fall. Man sehe z. B. den Winkelmann, von Casanova idealisch antik gezeichnet (vor der N. Bibl. der schönen Wissenschaften gestochen) und den Winkelmann von Maron nach der Natur gemalet (von Bause gestochen) Wie kriecht der letztere gegen den erstern zusammen; und doch zeiget dieser gewiß mehr den wahren Winkelmann, jener ist eine angenehme Lüge.

S. 136. X. Fragment. **Von den oft nur scheinbaren Fehlschlüssen des Physiognomisten,** enthält sehr gute Gedanken. S. 137. ist sehr richtig bemerket: „Wer nie urtheilt, wird freylich auch nie-„mals falsch urtheilen. Der Physiognomist urtheilt „öfter, als der die Physiognomik verlacht, darum fehlt „er auch öfter.“

Die Zugabe S. 140. und die darunter stehende Vignette sind wohl von wenigem Nutzen.

S. 142. XI. Fragment. **Von einigen Schwierigkeiten der Physiognomik.** Sehr gut. Ich wünschte nur Hr. L. hätte es noch genauer ausgeführt.*)

Besonders S. 144: „Man kann empfinden, aber „nicht ausdrücken.“ Es ist in allen Wissenschaften eine Art, sich über klare Dinge deutlich auszudrücken, sich der geistigen Empfindung zu nähern. Dies muß ein theoretischer Physiognomist auch thun, sonst hat er nichts gethan. Bloße Ausrufungen: **Wer sieht nicht!** frommen zu nichts. Hr. Lavater sieht dies selbst ein, aber er handelt nur nicht immer darnach. Man sehe, wie richtig und bündig er in der Zugabe S. 149. über die **Abstraktion** und **Klassification** redet.

S. 152. XII. Fragment. **Von der Leichtigkeit der Physiognomik.** Ganz gut. S. 154. unten steht ein güldner Spruch: „Die höchste Stufe, wenn „sie je erreicht werden kann, kanns auf keine an-„dere Art, als wenn du erst die unterste, sodann

 „die

*) S. hierüber auch, in der Recension von Hrn. L. kleiner Physiognomik. A. d. B. XXIII. 2. S. 324. u. f.

„die zweyte und dritte zu betreten anfängst, und be„sonders, keine überspringen willst.“ O! wenn doch Hr. L. selbst dieses immer beobachtet hätte! Wie oft merkt man nicht in diesem Werke, daß er nicht tritt, sondern springen, schweben, fliegen will!

S. 156. XIII. Fragment. Vom Nutzen der Physiognomik. Die Anmerkung, „daß ein propor„tionirter Gebrauch jeder Kraft, und die proportio„nirte Befriedigung jedes Triebes, gut, nützlich zur „menschlichen Wohlfahrt unentbehrlich sey,“ und daß also, wenn eine Kraft, Menschen zu erkennen, in dem Menschen liegt, sie auch gebraucht werden müsse, ist sehr richtig, auch sehr richtig (S. 158. unten) daß jemehr die Physiognomik kultivirt wird, destomehr werde sie brauchbar werden. Aber S. 160. wird der Nutzen sehr übertrieben. Ich möchte ihn allenfalls geringer, aber sicherer bestimmen. Meines Erachtens, ist es enthusiastisch thöricht, zu sagen: (S. 160. unten) „die Physiognomik reißt Herzen zu Her„zen; sie allein stiftet die dauerhaftesten, die gött„lichsten Freundschaften. Auf keinem unum„stößlichern Grunde, keinem festern Felsen, kann „die Freundschaft ruhen, als auf der Wölbung „einer Stirn, dem Rücken einer Nase, dem Um„riß eines Mundes, dem Blick eines Auges.“ Eben wie (S. 161.) es sehr falsch ist, daß die Physiognomie des Menschen ein weit sicheres Fundament der Beurtheilung eines Menschen seyn soll, als seine Handlungen. Wenn ich diese letztere so gewiß weis, als ich seine Physiognomie vor mir sehe, so traue ich, ohnerachtet meines großen Glaubens an die Physiognomik, lieber seinen Handlungen. Weis ich aber seine Handlungen nur von Hörensagen (wie

Hr.

Hr. L. S. 167. und 168. den Fall vorrückt) so ist ja meine Kenntniß davon eben so unvollständig, als wenn ich eine unsichere Zeichnung oder einen verschnittenen Schattenriß von dessen Physiognomie hätte, denen ich auch nicht trauen kann. Und, aufrichtig zu reden, wo ist denn jetzt schon die Physiognomik so vollkommen, daß man dermaßen darauf pochen dürfte. Hr. L. denke an seine Erklärung, im ersten Fragmente S. 7.

S. 162. XIV. Fragment. **Vom Schaden der Physiognomik.** Es kann schwache Gemüther geben, denen dieser Abschnitt nützlich ist. Mir sind dergleichen Zweifel nie eingekommen. Die Antworten, auf die Besorgniß vom Mißbrauche einer jeden Wissenschaft, dienen auch hier.

S. 170. XV. Fragment. **Der Physiognomist.** Wieder schrecklich übertrieben.

„Keiner ohne gute Bildung wird ein guter Phy„siognomist werden.“ Warum? Was hinderte es, daß Sokrates und Aesop es nicht auch geworden wären? die nicht gute Bildung? doch wohl nimmermehr. Oder ist Hr. L. deshalb ein vorzüglicher Physiognomist, weil er eine gute Bildung hat? Grillen und kein Ende! Und ferner:

S. 171. „Wie waren die **Alten** hierinn so über„legend, wie können's doch so wenige unter uns seyn, „**in unsern lauen polizirten lieben Verfassungen** „**und Himmelsstrichen — Denn was noch von** „**physischer Kraft aus den Lenden unserer Väter** „**zu uns übergedunstet seyn mag, ist durch schö„ne Wissenschaften und warme Stuben, und** „**die elende Speise, und den tödtlichen Genuß**

„unserer neuweltischen Getränke so verdünnet, „oder versäuert, daß ich gar nichts davon re„den oder hören mag." So! die alten Griechen und Römer waren wohl nicht polizirt, hatten nicht Ueppigkeit? Oder war etwan die Physiognomie mehr in den Zeiten des Faustrechts zu Hause, oder bey den **Beduinen**, (ob sie gleich auch Caffee trinken,) oder in **Neuseeland** bey den Menschenfressern? Wahrhaftig, eher noch als bey unsern **neuweltischen kraftlosen** obgleich krafttönenden, aus ekeln Stolz, aus kindischer Liebe zur Seltsamkeit, mit ihrem Jahrhunderte unzufriedenen Schätzen, von denen ich, (wie Hrn. L. Freund sagt,) **gar nichts reden oder hören mag**.

Wahrer Schematismus ist es, wenn Hr. L. aus III. B. Mos. XXI. v. 17. „Wer einen Leibesmangel „hatte, durfte sich nicht hinzunahen zum Altar des „Herrn," auf die Physiognomik schließen will."

Ferner, will Hr. L. S. 171. zeigen, wer nie ein erträglicher Physiognomist werden kann, darunter steht unter andern: „Wer in **Bodmers** Arche keinen „Ort findet, wo sein Fuß ruhen kann; in **Klop**„**stocks** Aposteln nicht die edelste Menschheit, in sei„nem **Eloa** nicht den Erzengel, in seinem **Christus** „bey Samma nicht den Gottmensch fühlet; wem „**Göthe** nur witzig, **Herder** nur dunkel, **Haller** „nur hart ist" u. s. w. Es ist beynahe unbeschreiblich, wohin Hrn. L. seine Liebe etwas sonderbares zu sagen, und Leuten die er hochschätzet Complimente zu machen, endlich hintreibt. Wenn es ein Feind von ihm blos erzählte, würde man es nicht glauben, aber man sieht es leider mit beyden Augen. Was hat in

in aller Welt wohl die Fähigkeit Poesie zu empfinden, mit der Fähigkeit in lebenden Gesichtern zu lesen gemein? Sollte kein Ungelehrter, der gar nicht zur Lectür gewöhnt ist, also noch viel weniger die höchste Poesie empfinden kann, bloß deshalb ein erträglicher Physiognomist werden können? Und wenn doch Hr. L. sich nur bestimmt ausdrücken wollte! „Wem Herder nur dunkel ist.“ Welcher Mensch kann dieses glauben, da Herder sich zuweilen so deutlich ausdrückt. Aber wenn ich armer Erdenkloß nun gestände, daß mir Herders neueste Schriften a potiori sehr dunkel bleiben, daß ich noch in der dickſten Finsterniß bin, über die erste Urkunde, über die Erläuterungen des N. T. aus einer morgenländischen Quelle (die H. freylich selbst nicht besucht, sondern sie sich wie einen Gesundsbrunnen in Flaschen hat schicken lassen) Ueber den Zend-Avesta, aus dem alten Parsischen (welches nach des gelehrten Jones Versicherung Perron d'Anquetil nicht recht verstanden hat) ins Französische, und aus dem Französischen ins Herderische übersetzt, (welches ich und andere Leute auch nicht recht verstehen) — wenn ich dies alles gestände, darf ich deshalb nicht urtheilen, über die Kürze einer Nase oder über die Länge eines Kinnes, die ich mit meinen beyden offenen Augen sehe, oder kann der besser darüber urtheilen, der sich über dem vielen Lichte, das ihn in der ersten Urkunde anstralet, die Augen zuhält?

Hier heißt es ferner noch: „Wer Apollos Er„habenheit nicht erhebt; wer sie Winkelmannen nicht „wenigstens nachfühlt; wer beym ersten Anblicke „dieser Trümmer alter idealischer Menschheit, nicht „über Verfall der Menschheit und ihrer Nachahmu-

„rinn, der Kunst, beynahe Thränen vergießt.„ Hier ist eine sehr seltsame Vermischung der Begriffe. Hr. **Lavater** scheint im Ernste anzunehmen, das griechische Ideal von Schönheit sey kein Ideal des Bildhauers, sondern die Menschen haben damals wirklich so göttlich schön ausgesehen, wie könnte er sonst bey Erblickung des **Apoll** über den jetzigen **Verfall der Menschheit** klagen? Man findet daher auch S. 132. daß er **Winkelmannen**, der dem **Apoll unkörperliche Schönheit** zuschreibt, (wie man aus dem Zusammenhange offenbar sieht, **idealische Schönheit**, dergleichen sich in keinem lebenden menschlichen Körper zeigt) des **Enthusiasmus** zeihet. Wenn nun also die Griechen eine so hohe Schönheit hatten, wenn man nach Hrn. L. Grundsätzen (im IX. Fragmente) desto **moralisch-besser** ist, je **schöner** man ist, — so frage ich: Wie kamen denn gerade die Griechen dazu, die doch nur blinde Heyden waren? Wie kam **Antinous** dazu, der Liebling (wie **Hofstede** sagen würde der Schand-Jonge) Hadrians, wie dazu **Phryne**, die Buhlerinn, oder die fünf Jüngferchen aus denen jener alte Maler seine Venus zusammensetzte. Herr L. giebt ja sonst dem **Glauben** und andern christlichen Tugenden einen so großen Vorzug? Wie kömmts, daß bey diesem unserm sichtlichen Vorzuge jetzt die **ganze menschliche Natur so gesunken ist?** daß sie so **im Verfall ist?**

In solche Widersprüche verwickelt Hr. L. seine heftige Einbildungskraft, die ihn auch hier in ein Meer von deklamatorischen unbestimmten Sätzen treibt, bis wir endlich S. 173. wieder Land sehen, und Hr. L. anfängt die Eigenschaften eines Physiognomisten ordentlich zu bestimmen, obgleich nach einem unerreichbaren Ideale,

Ideale, aber doch ganz richtig. Man sehe hierüber auch dieser Bibl. XXIII. 2. S. 330.

S. 180. XVI. Fragment. **Von einigen Physiognomisten.** Ich möchte den Hrn. **von Ilgen** hinzusetzen, einen der verständigsten und redlichsten Staatsminister dieses Jahrhunderts, dem das Haus Brandenburg einen Theil seiner jetzigen Größe zu danken hat. – Von seiner sehr großen beynahe unglaublichen physiognomischen Wissenschaft hat man verschiedene glaubwürdige Erzählungen.

S. 183. sagt Hr. L. von seiner Frau, „daß sie, „ohne an seinen physiognomischen Arbeiten den mindesten wissenschaftlichen Antheil zu nehmen, sich doch, „seines Wissens, nie geirret habe, — so oft urtheilte „sie von fremden, ihr schlechterdings unbekannten Personen, die er mit andern Augen ansah, erst zu seiner „Befremdung, nachher zu seinem Erstaunen, so richtig, daß er kaum mehr vor ihr urtheilen wollte.“ u. s. w.

Ohne die allgemeinen physiognomischen Einsichten der Mad. **Lavater** im geringsten in Zweifel ziehen zu wollen, glaube ich überhaupt bemerkt zu haben, daß fast alle verständige und dabey lebhafte Frauenzimmer die Eigenschaften eines Menschen, in so fern sie zu seinem gesellschaftlichen Betragen gehören, z. B. Sorgfalt, Nachlässigkeit, Höflichkeit, Widrigkeit, Theilnehmung, Störrigkeit, Blödigkeit, Dreistigkeit, Zorn, Sanftmuth gemeiniglich mit dem schnellsten physiognomischen Blicke übersehen, und das treffendeste Urtheil fällen, das bey ihnen allezeit, mit Hrn. L. Ausdrucke zu reden, schneller Ausdruck schnelles Gefühls ist. Ueber andere Eigenschaften, die sich mehr auf den

Menschen selbst, als auf sein Betragen in der Gesellschaft beziehen, z. B. Fähigkeit, Muth, innere Kraft, pflegen sie sich seltner zu erklären, und eher zu irren, vielleicht eben deshalb, weil sie nicht das schnelle Gefühl davon haben.

Uebrigens, daß es Hrn. L. Gemahlinn so weit gebracht hat, daß er vor ihr sich (S. 184) „nie im min„desten verstellen, weder die geringste Freude noch den „geringsten Verdruß vor ihr verbergen kann,“ möchte sie mit allen Frauen gemein haben, die ihre Männer lieben, und daher auf sie aufmerksam sind; gehört auch mehr zur Pathognomik, als zur eigentlichen Physiognomik.

Mit diesen sechszehn Fragmenten, sind nun, so zu sagen, die Präliminarien geendigt. Die beyden folgenden Fragmente treten nun der Sache näher, ich werde mich daher auch dabey etwas ausführlicher aufhalten müssen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

Kurze

# Kurze Nachrichten.

## 1. Gottesgelahrheit.

**Das Neue Testament mit einem genauen Inhalt, Sinn und Zusammenhang, Anmerkungen, Anwendungen und Gebeten versehen von Jo. Dav. Nicolai, des Königl. Athenäi und der Domschule in Bremen Conrector. Nebst einer Einleitung in das ganze Neue Testament, und in jedes Buch besonders. Erster Theil, welcher die historischen Bücher enthält. Bremen bey Förster. gr. 8. 3 Alph.**

Dies Buch ist durch eine vor etlichen Jahren in den Churhannöverischen Landen ergangene Verordnung biblischer Vorlesungen und Erklärungen beym öffentlichen Gottesdienste veranlasset worden, deren Absicht und Vorschrift der V. zu folgen gesucht. Die von ihm im Ganzen beobachtete Methode ist also dadurch auch bestimmet worden, und sie ist in der That, wenn sie gut befolgt wird, ganz bequem, so wohl beym Hören als im Lesen den gemeinen Christen aus der Schrift zu erbauen, seinen Verstand mit richtigen Einsichten in die christliche Lehre, und sein Herz mit frommen Empfindungen und Antrieben zum Guten zu bereichern. Wir wünschten daher wohl, daß nicht nur jene löbliche Verordnung in vielen Ländern Nachahmung fände, und des eigentlichen Predigens lieber etwas weniger würde, sondern auch dergleichen praktische Schrifterklärungen häufiger in den Händen der Christen zu suchen, die, wenn sie zweckmäßig, d. i. faßlich, richtig und wirklich praktisch abgefaßt wären, von größerm Nutzen seyn müßten, als die Menge von Predigt- und andern Andachtsbüchern, die am meisten im Schwange gehen. Zwar fehlt es auch nicht an Bibeln und Schrifterklärungen, die zur Erbauung und für Jedermann bestimmt sind. Aber es ist nicht zu läugnen, daß in den allermeisten noch große Mängel herrschen, wodurch ihr Nutzen sehr

sehr verringert und manchen wohl gar schädlich werden. Unrichtige, und blos nach väterlicher Ueberlieferung gemachte Auslegungen, eine mehr morgenländische und hebräische als deutsche Sprache, schuldogmatische Begriffe und Ausdrücke, die man nun einmal den biblischen immer unterlegt, eine öfters übertriebene Moral, ungegründete oder weithergeholte und gezwungene Porismata und Anwendungen, und endlich ein dunkler mystischer Styl, ein wunderliches Galimatias von andächtigen Formeln und Floskeln, wobey der Leser entweder nichts oder etwas sehr albernes denkt, das sind unstreitig noch sehr gewöhnliche Ingredienzen der Bücher dieser Art. Dabey muß denn freylich dem Christen die Schrift ein versiegeltes Buch bleiben, und er weder viel klüger noch besser werden; und manchem vergeht darüber die Lust an dem Worte Gottes und dessen Betrachtung gar; denn wer mag gern aus einer Quelle trinken, die man, an statt sie ihm aufzuräumen, nur trübe gemacht hat?

H. N. unterscheidet sich von solchen Vorgängern auf eine merkliche Art, und zu seinem Ruhme müssen wir sagen, daß er die gedachten Fehler, wo nicht alle und nicht immer, doch meistens glücklich vermieden habe; so daß wir sein Buch gar wohl den Christen bey ihrem Privatbibellesen zum Gebrauch empfehlen können. Sein Stil ist durchgängig plan und deutlich, und von hebräischdeutschen und tropischen Ausdrücken sowohl, als von den meisten Formeln aus der sogenannten Heilsordnung rein; seine Erklärungen sind größtentheils richtig, ungekünstelt und dem Zusammenhange gemäß und seine Anwendungen ungesucht, natürlich und wohl gewählt. Besonders hat es uns in diesen Anwendungen gefallen, daß der V. so fleißig, und weit mehr, als wir es sonst in dergleichen Büchern gefunden haben, den Werth, welchen Jesus und seine Lehre allenthalben auf menschenliebende wohlthätige Gesinnungen und Handlungen legte, andringt, solche immer als das Wichtigste und als den wahren Geist des Christenthums einschärft, und dagegen bey jeder Gelegenheit erinnert, wie nichtsbedeutend ohne sie alles andre und äußerliche sey, worin die Menschen auf gut pharisäisch Religion und Christenthum zu setzen und jenes schwerste im Gesetz dahinten zu lassen so sehr geneigt sind. Eben so rühmlich ist es, daß der V. sich kein Bedenken macht, falsche Erklärungen auch dann, wenn sie schon in der Dogmatik hergebracht oder im Kirchensystem canonisirt sind, zu verlassen, und die richtigern zu wählen. Man lese z. E. seine Anmerkung

merkung über die Besessenen S. 28. die freylich Hr. Götze so wenig als Hr. **Gasner** recht seyn wird. So versteht er Matth. 16. durch den **Felsen** nicht Christum, noch Petri Bekenntnis, sondern Petrum selbst; erklärt Luc. 21. Matth. 24. nicht von Christi letzter Zukunft, sondern von der zum Gericht über Jerusalem; übersetzet den παρακλητον nicht **Tröster**, sondern **Lehrer**; drückt den Sinn Joh. 5, 26. so aus: „Wie der Vater für alle Geschöpfe des Lebens Quelle in „sich faßt, so hat er auch dem Sohn das Vermögen mitge„theilt, andern das Leben und Daseyn zu ertheilen.“ 10, 29. „Wir beyde, der Vater und ich haben einerley Absicht.“ v. 38. „Ihr müßtet einsehen und erkennen, daß es mein Vater „ist, der durch mich alles ausrichtet, und daß ich ein göttli„ches Ansehen vor mir habe.“ 14, 9. „Wer die rechten Vor„stellungen von mir hat, der hat sie auch von meinem Va„ter.“ Gesch. 13, 33. „Du bist mein Sohn, heute hab ich „dich dafür erklärt. Durch die Auferstehung ist dieses gesche„hen“ u. s. w. Diese Exempel können schon bey jedem Uneingenommenen ein gutes Vorurtheil für des V. Auslegungen erwecken. Indessen wird man freylich nicht erwarten, daß er es überall getroffen oder jedem recht gemacht habe; und wir gestehen selber, daß wir noch manche Erklärungen angenommen gefunden haben, deren Unrichtigkeit, uns wenigstens, ausgemacht zu seyn scheint. Auch von der Anhänglichkeit an manche nicht biblische Lehren und Ausdrücke ist der V. nicht ganz frey, und wir haben ungern, obwohl selten von Dreyeinigkeit (das Wort ist selbst einem **Ernesti** anstößig) von Versöhnung Gottes, von Genugthuung gelesen. Die Schrift sagt nie, daß Gott, sondern nur, daß der Mensch versöhnt worden, und in Absicht auf Gott von einer Genugthuung zu sprechen, klingt gar zu menschlich. Die Leute denken sich dabey Dinge, die der Hoheit Gottes, seiner Unabhängigkeit und seiner Güte nicht anständig sind. Wir würden auch nicht von einem **wundervollen** Gedächtnis, worin Jesus statt des Osterlamms **sich selbst zu genießen giebt**, reden; so wie wir das Glauben an Jesum, Joh. 3. und sonst fast immer, nicht blos durch Vertrauen und sich mit fester Zuversicht auf Jesum verlassen, erklärt hätten, da man weis, wie übel die Erklärung von dem großen Haufen der Christen verstanden und gemisbraucht werde, dem man es nicht genug sagen kann, daß der Glaube an Christum eben so wohl auf seine Anweisungen und Vorschriften, als auf seine Verheissungen gehe.

Doch

Doch wir müssen unsern Lesern auch die Form des Buchs und die Einrichtung der einzelnen auf dem Titel erwähnten Stücken, aus welchen es besteht, beschreiben. Was der V. **den genauen Inhalt** nennt, besteht nur in den Rubriken der Kapitel, deren Abtheilung zur bessern Bequemlichkeit mit den Vorlesungen nach den Hauptabschnitten der Geschichte gemacht worden. — Hierauf folgt **der Sinn und Zusammenhang**, der ziemlich weitläuftig abgefaßt und so eingerichtet ist, daß er meistens statt der Erklarung dient. Oft nämlich ist darin ein uns dunkler Ausdruck mit einem mehr gewöhnlichen verwechselt, oft eine Umschreibung der Sachen und Worte gegeben, zuweilen auch die Sachen in die Kürze zusammengezogen worden. Ein Exempel, wie der V. in diesem Sinn und Zusammenhang den Inhalt des Textes vortrage und durch diesen Vortrag erkläre, mag Matth. 19, 10. 11. seyn: „Da die Jünger dies hörten, glaubten sie, daß dadurch den Ehen ein solcher Zwang auferlegt würde, daß es besser sey, überall nicht zu heyrathen. Jesus räumte diese Schwierigkeiten ein, allein er erkennt zugleich die Gabe der Enthaltsamkeit nicht für die gewöhnlichste Tugend. Indeß, sagt er, so wie einige von Natur und andre von Menschen unvermögend gemacht sind, so können auch einige, um weniger Hindernisse bey der Ausbreitung der Religion zu finden, sich eine Herrschaft über die Geschlechtstriebe erwerben und sie unterdrücken. Dies aber überläßt er denen, die sich geschickt dazu glaubten.„ Wir fügen noch Luc. 16, 9—13. bey, wovon der Sinn also angegeben wird: „Und Christus setzte hinzu: Können die, welche für ihr zeitliches Auskommen besorgt sind, ihre Wohlthaten von den Gütern, die sich viele durch Betrug verschaffen, so weislich anlegen, wie vielmehr müßt ihr darauf bedacht seyn, daß ihr beym Abschiede aus der Welt in die ewigen Wohnungen der Glückseligkeit aufgenommen werdet und sie daher zum Wohl der Unglücklichen anwenden. Auch diese Güter, so geringe sie sind, erfodern eine treue Verwaltung; ohne daß ihr diese beweiset, kann man euch die Besorgung der grössern nicht anvertrauen. Schätze, die mit Unrecht den Namen verdienen, und nie zu dem was wir selbst sind, gehören, müssen recht von uns gebraucht werden, wenn wir die Güter, die allein die wahren sind und unser Herz betreffen, recht anwenden wollen. Theilen dürfen wir unsere Neigungen in Absicht des Hanges an dem irdischen Reichthum und dem Verlangen nach der Güte des Herzens nicht, die eine Begierde

schließt

schließt die andere aus, und setzt die Verachtung und Verwerfung der andern zum Grunde. Der wahre Gottesdienst streitet mit der herrschenden Begierde sich zu bereichern. Es folgen **die Anmerkungen**, die unter der nach der Hällischen Ausgabe abgedruckten Uebersetzung Luthers stehen. Sie beziehen sich zum Theil auf diese Uebersetzung, so daß darinn die Worte, die seit dem veraltert sind, oder eine andere Bedeutung erhalten haben, mit den itzt vorkommenden vertauscht werden, theils dienen sie, den in dem Sinn und Zusammenhang des Kapitels angezeigten Verstand der Worte noch mehr zu erläutern und zu bestätigen, theils endlich geben sie die dem gemeinen Leser nöthigen historischen, antiquarischen, harmonischen und ähnliche Aufklärungen. Sie sind nicht zu häufig und haben insgesammt die angemessene Kürze, und wie diese es nicht verstattete, die Ursachen, warum diese oder jene Erklärung die wahrscheinlichste sey, allemal anzuführen, so sind noch weniger die Meynungen und Erklärungen andrer angeführt und widerlegt worden. Von **den Anwendungen** haben wir schon gesagt. Wir fügen dem noch bey, daß sie bald über einen Vers, bald über mehrere, die miteinander in Verbindung stehen, gemacht worden, welches letztere wir eben so sehr, als daß über viele gar keine gemacht sind, billigen, da das gegenseitige Verfahren immer viel Gezwungenes und Wilkürliches gebiert, das, wenn es auch schon oft ganz erbaulich klingt, doch in der That nur frommes Spielwerk ist, weil es im Text keinen Grund hat und also auch keine gründliche Erbauung stiften kann. Zu Exempeln wollen wir des V. Anwendungen von den oben angeführten Stellen hersetzen. Die von Matth. 19, 11. lautet so: „Nichts Uebertriebe„nes, nichts Hartes, wobey nicht alle Neigungen und Triebe „der Menschen in Betracht gezogen sind, kann dem Menschen „in der Sittenlehre Christi anbefohlen werden. So viel Nu„tzen auch Jemand stiften könnte, der ohne andre Verbindun„gen einzugehen, allein dem Herrn dient; so macht Christus „es doch nie zu einem Gebot für seine Jünger, sondern sieht al„lemal auf die Bedürfnisse unsrer Natur.“ Luc. 16, 9—13. „Im Vergleich mit allen Gütern, die uns von Gott gegeben, „nimmt der irdische Reichthum immer die unterste Stelle ein. „Ehre, Leben, Gesundheit, Freundschaft, Wissenschaft über„treffen ihn weit, über alles aber die wahre Gottseligkeit. „Nur allein nach dem Gebrauch, den man davon macht, kann „der Reichthum einen Werth oder Unwerth haben. Wer aber „von seinen Schätzen die Anwendung nicht machen kann, daß

„er dürftige Brüder damit erfreut, der wird kein ander Geschenk „Gottes zu gebrauchen wissen.“ Da übrigens Marcus und Lukas so vieles mit Matthäo gemein haben, so hat der V. billig in den Erklärungen und Anmerkungen so wohl, als in der Anwendung vornehmlich, auf diejenigen Umstände Rücksicht genommen, die von ihnen besonders berührt sind, bey den andern aber es genug seyn lassen, den Zusammenhang anzuzeigen, und durch die unten angeführten Parallelstellen auf den Matthäum zu verweisen. Von **den Gebeten**, womit jedes Kapitel beschlossen wird, haben uns viele wohl gefallen. In manchen ist uns der Zwang fühlbar gewesen, der daraus entstehen müssen, daß der oft verschiedene Inhalt des ganzen Kapitels darinn hat zusammengefaßt und berührt werden sollen. Ueberhaupt aber hätten wir in diesen Gebeten so wohl als in manchen Anwendungen eine etwas wärmere Sprache gewünscht, ob wir gleich immer Klarheit und Richtigkeit der Sachen und des Ausdrucks noch für wichtiger halten, und uns wohl bescheiden, daß man nicht von allen alles fodern könne. Zu einem Beyspiel wollen wir das Gebet zu Matth. 25. abschreiben: „Du ermahnest auch uns, Erlöser der Menschen, zur Wachsamkeit, denn auch wir wissen „nicht, wenn du erscheinen wirst, um uns zu dir zu rufen. So „laß uns stets auf unsrer Hut seyn, mache du uns tüchtig, daß „wir uns keine ungerechte Handlung erlauben, gieb uns Gnade, daß wir alle unsre Kräfte zu deinem Dienste gebrauchen. „Was wir haben, das ist dein, und wie wir es anwenden, das „siehst du. O so laß alles zu deiner Ehre und zum allgemeinen „Nutzen geschehen, daß wir zu allen guten Werken geschickt „werden, und deine frommen und treuen Knechte heißen mögen. Ueber alles aber stärke in uns die Begierde zu wohlthätigen Gesinnungen. Erhalte unser Gefühl für die Noth andrer „stets rege, laß uns mit Hülfe gern denen entgegen eilen, die „deine Güte, um ihnen zu helfen, uns zusendet. Dazu hast du „uns ja deine Gaben mitgetheilt, und du willst ihren rechten „Gebrauch noch mit ewigen Gütern belohnen! Amen!“ Es sind noch **die Einleitungen** übrig. Sie sind, ob sie gleich meist nicht über sechs Seiten einnehmen, doch für den gemeinen Leser hinlänglich. Es ist darinn auf die Glaubwürdigkeit, Wichtigkeit und Nutzbarkeit der Schriften des N. Test. gesehen, und von dem Verfasser, der Absicht und dem Inhalt jeden Buches das Nothdürftige, ohne sich auf Hypothesen und gelehrte Untersuchungen einzulassen, gesagt. Wenn der V. dabey das jedem Evangelisten eigne und dessen besondre Absicht anführt, und zum

zum E. bemerket, daß Matthäus hauptsächlich für Juden, Marcus aber mehr für die aus den Heiden Bekehrte und solche, so außer Judäa lebten, geschrieben, auch den Antheil, den Marci Bekanntschaft mit Petro allem Ansehen nach an seinem Evangelio gehabt, berührt; so vermissen wir beym Luca, dessen Umgang mit Paulo er übrigens zur Bestätigung seiner Schriften zu brauchen nicht vergessen hat, die Bemerkung, die nämlich H. Heß in seinen Gesch. **und Schriften der Apostel** wohl erläutert hat, daß nämlich in desselben Evangelio besonders auch auf solche Lehren und Thaten Jesu gesehen worden, die dessen Gesinnung gegen die Sünder oder Heiden zeigen, und das unpartheyische Betragen Pauli gegen sie wider die Jüdischgesinnten rechtfertigen halfen.

Cs.

Ueber die Gottheit Christi, beydes für Gläubige und Zweifler, von D. Georg Friedrich Seiler, Hochfürstl. Brandenburg. Anspach-Bayreuth. geheimen Kirchen- und Consistorialrath und ordentlichen Professor der Theologie auf der Friedr. Alexanders-Universität u. s. w. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1775. 8. 356 Seiten.

Der Verf. hat sich Mühe gegeben, seinen Gegenstand ordentlich und deutlich abzuhandeln, und einige der auffallendsten Schwierigkeiten wegzuräumen. Insonderheit verdient es mit Ruhm angeführt zu werden, daß er mit Mäßigung und Bescheidenheit über eine Materie schreibt, worüber man sich untereinander in der christlichen Welt zu verketzern und zu verdammen gedrohet, und durch eine Verjährung von 1400 Jahren gleichsam berechtigt ist. Ob indessen sein Buch so vorzüglich, wie es der Titel zu versprechen scheint, zur Stärkung der Gläubigen und zur Beruhigung der Zweifler geschickt sey, daran möchte ich fast zweifeln. Der Gläubige, der sich an das sogenannte Athanasische Symbolum hält, wird sich an einigen von diesem Probierstein der Rechtgläubigkeit abweichenden Vorstellungen des V. stoßen, und in einige Verlegenheit gerathen, wenn er statt der gewöhnlichen Ausdrücke, Personen und Wesen, hier von Subjecten oder Gedankenreihen

in der Einen göttlichen Substanz liest, wenn er findet, daß das zweyte Subject, welches nach obgedachten Symbolum, vom Vater geboren ist, unsers V. Vorgeben nach, kein vom Vater geborner oder ausgeflossener Geist sey, daß der Sohn sein Daseyn nicht vom Vater, sondern von sich selbst habe, und daß ihm von Vater blos die Art seines Daseyns bestimmt sey u. s. w.

Dem Zweifler ist zu zweifeln übrig gelassen, und wie ich fürchte, durch die Beurtheilung des V. Zweifel zu entfernen, bisweilen Anlaß zu neuen Zweifeln gegeben worden. Der bekannte Einwurf gegen die Dreyeinigkeitslehre, daß die ganze Terminologie, wie sie ausgedruckt wird, völlig unverständlich sey, daß die Ausdrücke Personen, Wesen, Substanz u. s. w. hier nicht die gewöhnliche Bedeutung haben, noch haben können, und daß eine andre Bedeutung nicht angegeben werde, noch anzugeben sey, wird von dem V. so viel ich einsehen kann, nicht gehoben. So viel er auch in dieser Terminologie ändert, so wird doch der Zweifler noch immer sagen können, daß ihm alle Wege abgeschnitten sind, diese Worte in Begriffe zu verwandeln; da der V. selbst gesteht, daß sich weder in der menschlichen noch übrigen Natur etwas entdecken läßt, woraus wir nur die Bedeutungen dieser Ausdrücke abstrahiren oder erklären, oder auch nur eine etwanige Erläuterung durch eine Vergleichung hernehmen können. — Kein philosophischer Zweifler würde dem Verf. einräumen, daß jemals drey denkende Monaden Einen menschlichen Geist ausmachen können, noch daß sich eine solche Dreyeinigkeit der menschlichen Seele, wie er behauptet, als möglich denken und zur schicklichsten Erläuterung der göttlichen Dreyeinigkeit anwenden lasse. Er wird den Verf. auf Reimarus, Mendelsohn und so viele andre Philosophen verweisen, welche die Unmöglichkeit dieser Voraussetzung zur Gnüge dargethan haben. Auch wird der Zweifler nicht zugestehen, daß die der Dreyeinigkeitslehre entgegen stehende Schwierigkeiten von eben der Art sind, als die, welche man gewissen unerklärlichen Naturphänomenen, z. B. dem Magnetismus und der Electricität entgegen setzen könnte. Hier wird er sagen, erkennen wir doch das Factum selbst, können es auch mit deutlichen Worten beschreiben, ob wir gleich die Sache nicht ganz durchsehen, noch das **Wie** angeben können, aber in jener Lehre wissen wir weder das **wie** noch das **was**. Die vom V. angebrachte Distinction zwischen Existenz und Art der Existenz wird er schwerlich fassen noch verstehen,

hen, wie mau die Existenz ohne eine Art derselben haben, wie man die Existenz von sich selber und die Art derselben von einem andern haben könne u. s. w. Und endlich wie viele Zweifel gegen die Theorie des V. wird nicht die heil. Schrift an die Hand geben, wenn ein Arianer aus Clarkens Schule, oder einer von den subtilsten Socinianern, deren der V. S. 221. u. s. w. erwähnt und die er so wie jene, viel zu seicht und unhinlänglich abfertigt, die Stellen, die sich auf diese Lehre beziehen, beleuchtet? Beyde werden dem Trinitarier die gehässigen Folgerungen, z. B. von Abgötterey, die er aus ihrem System ziehet, zurückgeben und ihm antworten können, daß ohne eine Dreyeinigkeit in Gott anzunehmen, sie eine eben so wahre Gottheit Christi behaupten, und ohne einer Abgötterey sich schuldig zu machen, ihm eben dieselbige Anbetung zugestehen könne, die ihm der Trinitarier einräumte. —

Hier ist noch kürzlich des V. Vorstellung der Dreyeinigkeitslehre in seinen eignen Worten: „Es ist Eine einige Substanz. In dieser einigen Substanz sind drey Subjecte, Vater, Sohn und Geist. Diese drey Subjecte existiren nicht auf die Art außer und neben einander, wie drey endliche Geister, sondern sie sind so genau vereinigt, daß sie nur Eine unveränderliche Substanz ausmachen, denn keine wirket in der Welt allein, sondern der Vater wirket alles durch den Sohn und durch den heiligen Geist.“

Bs.

**Predigten von Hrn. Antonius Achard, weiland geheimden Rathe des französischen Ober-Directorii, Ober-Consistorialrathe und Prediger am Werder, wie auch Mitgliede der königl. Academie der Wissenschaften und freyen Künste zu Berlin. Aus dem Französischen. Zweyter Band. Leipzig, bey Böhme. 1775. 20 Bogen, in gr. 8.**

Wir haben schon bey Recension des **ersten Bandes der Achardischen Predigten** unser Urtheil darüber gefället, auf welches wir hier zurückweisen. Auch in diesem Bande sind gute Betrachtungen, worunter wir nur zum Beweis die **vierte von der Bekanntmachung des Evangelii,**

gelii, auszeichnen wollen. Ob sie aber eben deswegen hätten übersetzt werden müssen, da des Uebersetzens unter uns ohnehin übermäßig viel ist, und die sie lesen wollen, auch wahrscheinlich das französische Original hätten lesen können, das ist eine andere Frage.

Q.

Leidensgeschichte unsers Herrn Jesu Christi in ihrer harmonischen Ordnung, aus der Erzählung aller vier Evangelisten neu übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert von Joh. Chr. Schlegeln, Pastor zu Hannover. Leipzig, Dyck. 1775. 8. XX und 546 S.

Seinen **Passionspredigten** hat der Verf. eine **neue Uebersetzung** der Leidensgeschichte, und **erläuternde Anmerkungen** darüber, angefügt. Man hat gewünscht, sie besonders zusammen gedruckt zu sehen. Hier ist dieser Wunsch gewährt, reichlich gewährt. Der Verf. hat jenen Anhang aufs neue übersehen, überarbeitet, erweitert und die Gewährsmänner überall beygebracht. **Schröder** in Giessen hat ihn, wie er in den drey Theilen der Passionspredigten beygefügt ist, 1775. auf 348 Seiten in median Octav zusammengedruckt. Hier nimmt er 546 etwas compreß gedruckte Seiten in groß 8. ein. Für welche Gattung des lesenden Geschlechts eine solche Weitläuftigkeit dienen soll, wissen wir nicht recht. Wozu mögen dem größten Theil der **Layen**, oder **nicht Theologen, überhaupt exegetische, historische, geographische, antiquarische** Diskussionen nützen? wozu insbesondere solche weitschweifige? Wozu mag es solchen z. B. dienen, daß **vier** Seiten angefüllt, daß Stellen aus **griechischen** und **lateinischen** Verfassern citirt werden, zum Beweiß, daß γυμνος nichts weiter heiße, als **im Hemde** seyn, oder **unangekleidet, unangezogen** seyn? wozu für ihn die Untersuchung von **zwo** Seiten, welches **Rama** unter dem **Arimathäa**, wovon **Joseph** zubenamt worden, zu verstehen sey? Was mag ihm wohl daran liegen, ob die **Dornenkrone** aus Zweigen vom **Brombeerstrauche**, oder ob sie vom **weißen Stechdorn**, oder aber „aus dem **Cappergewächse**

wächse verfertigt gewesen?“ Wozu soll er über die Worte και επιβαλων, εκλαιε Mark. 14, 72. welche aber die wichtigsten nicht sind, zwo Seiten lesen, wozu braucht er zu wissen, wie Luther, und Grotius, und Beza, und Raphelius, und Theophylaktus, und Salmasius, und Vorstius, und andre mehr, aus allen 32 Winden, sie übersetzt haben? Durch Anführung Casaubon's (in seinem Commentar über Theophrast's ηθικ. χαρακτ. Cap. 8, 1.) und Fischer's (in seinem Index über dieselbe s. v. επιβαλλειν) kann jene glänzende Reihe in einer etwanigen neuen Ausgabe verstärkt werden. Anstatt zwo Seiten voll zu machen, hätte, dünkt uns, der Verf. auf einer halben seine Meynung anführen und beweisen können. Wozu mußte es auf zwey Blättern debattirt werden, ob die Gruft, wie der Verf. sagt, in welche der Leichnam Jesu vom Joseph von Arim. gelegt worden, in Felsen gehauen, oder aus gehauenen Steinen errichtet gewesen? Wozu die genaue Beschreibung der Aloe, und die Nachricht von den verschiedenen Arten, sie zu gebrauchen? Wozu die gelehrte Anmerkung von der Art der Strafe, womit die auf der Wache schlafende Soldaten belegt worden? Wozu die weitläufige Widerlegung der irrigen Vorstellung von der Strafe der Kreuzigung. Eine kurze Erzählung der eigentlichen Beschaffenheit derselben wäre hinlänglich gewesen. Der größte Theil der Layen wendet, unsers Ermessens, seine Mühe besser an, wenn er rührende Betrachtungen über die Leidens- und Todesgeschichte unsers Herrn lieset. Will er ja gelehrte Erläuterungen derselben lesen, so möchten sie, in möglichster Kürze abgefaßt, für seine Zeit, und zugleich für seinen Beutel, bequemer seyn. — Aber die Schriftforscher von Profession! können diese nicht das Buch gebrauchen? Sie wissen, was es enthält, besitzen mindestens die Quellen, woraus dieses Bächlein entsprungen, oder kaufen sich die Schriften, aus welchen gegenwärtige zusammengesetzt worden. — Den Predigern fehlet es gemeiniglich auch nicht an Kommentarien über das Neue Testament. Nicht überall ist es Sitte über die Leidens- und Todesgeschichte Jesu zu predigen. Und wo es gewöhnlich ist: wir bedauern überhaupt den Prediger, welcher zu diesem und zu ähnlichen Büchern, seiner Passionsvorträge wegen, fliehet: oder vielmehr: wir beklagen die Gemeine, welche solche Nahrung von ihrem Lehrer und Seelsorger zieht.

Die **Uebersetzung** ist nicht selten sklavisch. περίλυπός ἐστιν ἡ ψυχή μου ἕως θανάτου Matth 26, 38. Mark. 14, 34. übersetzt der Verf. **meine Seele ist bis auf den Tod äusserst betrübt Aeusserst betrübt, — bis auf den Tod betrübt** — Eins von beyden ist überflüßig. Im Grunde heißt ἕως θανάτου, wie das Ebräische עד־מות nichts weiter, als **sehr. überaus**, valde, vehementer. Und ἡ ψυχή μου ist wie נפשי nichts mehr als ich. — **Die Magd sprach, da sie ihn** genau ins Gesicht faßte, und ihre Blicke auf ihn heftete. Im Griechischen steht bey **Matthäus** ἰδοῦσα, bey **Markus** ἐμβλέψασα, — ἰδοῦσα, bey **Lukas** ἰδοῦσα — καὶ ἀτενίσασα αὐτῷ u. s. w. Der Verf. hat hier den Nachdruck, wo nicht erst hineingelegt, doch allzu sehr verstärkt. — Der Ausdruck: **Vater, ists nicht möglich, daß ich dieses Kelchs anders entlassen werde, als daß ich ihn trinke** ꝛc. möchte wohl nicht einfach und gemeinfaßlich genug seyn.

Auch hat der Verf. zuweilen die Meynungen der Kirche den heiligen Verfassern untergelegt. τὸ μὲν πνεῦμα πρόθυμον, ἡ δὲ σὰρξ ἀσθενής Matth. 26, 41. übersetzt er: „Der **vom Geist gewirkte** Sinn ist wohl willig, aber die **verderbte** Natur ist schwach." Wer diese Worte, ohne die Brille der Dogmatik vor den Augen zu haben, ansieht, wird sie ohnmöglich so erklären können. „Dieser **Kelch**, den er „eben itzt trinken mußte, war ihm allzu bitter; das hier am „Oelberge ihm zugemessene Leiden, sein **Seelenleiden**, bey „welchem er die ganze Schwere des göttlichen Zorns **em„pfand**, für ihn allzupeinlich, als daß er nicht hätte bitten „sollen, desselben überhoben zu werden" u. s. w. Es ist wirklich schwer, in den verschiedenen Bewegungen des Meßpriesters an und auf dem Altar, in seinem hin und hergehen, herabtreten an den Fuß desselben, hinaufsteigen, vorwärts wenden u. dergl. m. die unterschiedene Auftritte der Leidens- und Todesgeschichte Jesu zu sehen, welche durch jene angedeutet werden sollen. Noch schwerer aber ists, in jenem Leiden „eine **Empfindung** der ganzen Schwere des göttli„chen Zorns" zu erblicken. Recensent gesteht gerne, daß es seinen Augen an dieser Schärfe mangelt.

**Se.**

**Fortgesetzte Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, an Se. Durchlaucht den Erbprinzen von Braunschweig und Lüneburg. Des zweyten Theils drittes Stück.** Braunschweig, in Verlag der Fürstl. Waysenhaus-Buchhandlung, 1774. 8. 11 Bogen.

In einer gedrängtern Schreibart, und mit Vermeidung der Weitläuftigkeit und jener Auswüchse der Declamation, die man in den vorhergehenden Betrachtungen getadelt hatte, aber mit eben dem glücklichen Scharfsinn und mit eben der Kenntniß des Alterthums, die man durchgängig darin erkannt hatte, fährt der Verf. in der Erläuterung der mosaischen Geschichte fort und führt dieselbe in drey Betrachtungen von der Sündfluth, bis zur Reise Jakobs nach Egypten, oder bis an das Ende des ersten Buchs Mose durch, in sofern sie eine Geschichte der Religion und die Absichten und Veranstaltungen Gottes zur Gründung und Ausbreitung derselben vorlegt. In der Verfolgung dieses seines Plans scheint er mir alles geleistet zu haben, was man von einem vernünftigen und freymüthigen Vertheidiger des göttlichen Ansehens, des Alterthums und des hohen Werths der mosaischen Geschichte erwarten konnte. Die schon bekannte Hypothese des Verf. daß Moses seine älteste Geschichte vor Abrahams Beruf, aus mündlichen Sagen, insonderheit aus historischen Liedern genommen, und diese zum Theil in seine Erzählung eingerückt habe, wird auch hier glücklich von ihm angewandt, manche Schwierigkeiten zu heben, die sich bey der Nachricht von der Sündfluth, dem Babylonischen Thurmbau und der Sprachenverwirrung hervorthun. Nicht wenger hilft dem Verf. zur glücklichen Beantwortung mancher gegen die mosaische Geschichte gemachten Einwendungen sein philosophischer Scharfsinn, verbunden mit einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, und tiefer Kenntniß der menschlichen Natur in den verschiedenen Stufen ihrer Entwickelung. Er weis sich in jene ersten Zeiten des rohen unmündigen Menschengeschlechts zu versetzen, entdecket selbst in dem, was die Gegner anstößig finden, unverwerfliche Kennzeichen des hohen Alterthums und die Ächtheit der mosaischen Geschichte, die wahren Züge der Denkart und der Sittlichkeit des damaligen Menschengeschlechts, und weis daraus den wah-

ren Sinn dieser ältesten Nachrichten unter den oft hyperbolischen und immer figürlichen Vorstellungen, wie sie blos sinnliche in Entdeckung natürlicher Ursachen ganz ungeübte Anschauer sich machen mußten, glücklich heraus zu finden. Kommen uns dem ersten Anschein nach, manche vom Mose eingestreuete Familiennachrichten zu unbeträchtlich und geringfügig vor, so weis der Verf. uns irgend einen Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem betrachtet diese anscheinende Kleinigkeiten verdienten angeführt zu werden. Endlich giebt den Erläuterungen und Betrachtungen des V. seine seltene Freymüthigkeit und Unpartheylichkeit vor allen, mir wenigstens bekannten Versuchen, die Ehre der mosaischen Geschichte zu retten, einen unleugbaren Vorzug. Ihm ists nur um die Behauptung des Wesentlichen zu thun, daß nämlich diese Geschichte Nachrichten von göttlichen Offenbahrungen und Veranstaltungen zur Erhaltung und Ausbreitung der Religion unter den Menschen enthalte, und er ist weit entfernt, alle Einwendungen oder Schwierigkeiten wegräumen zu wollen; so gestehet er z. B. zu, daß in dem nächtlichen Kampfe Jakobs noch zu viel dunkles und unerklärliches für ihn übrig sey. Eben so wenig unternimmt er es, alles in dem Betragen der Helden dieser Geschichte zu rechtfertigen, und gestehet gern die Schwäche und Fehler der Erzväter zu, an denen nur ein unverständiger Eifer alles ohne Ausnahme, nicht blos entschuldigen (dies thut der V. oft selbst mit glücklichem Erfolge) sondern rechtfertigen will. Dagegen vertheidigt er das, was sich vertheidigen läßt, z. B. die Aufopferung Isaaks, die egyptische Staatsverwaltung Josephs mit solchen Gründen und Betrachtungen, die zu dieser Absicht gewiß brauchbar und wichtig sind, wenn sie gleich zum Theil noch einiger weitern Berichtigung oder wenigstens Ausführung bedürften.

Ueber den Ursprung und Fortgang der Abgötterey und des Aberglaubens sagt der V. so viel Richtiges und Wahres, daß ein philosophischer Forscher der Natur und Geschichte des Menschen in den zerstreueten Bemerkungen des V. den Stoff zu einer befriedigenden Geschichte der falschen Religionen finden kann. Dem Recensenten, so abgeneigt er auch ist, ohne dringende Noth etwas Außerordentliches und Wunderbares anzunehmen, ist doch bey Lesung dieser Betrachtungen, die Vermuthung, daß die reinere Religion und Verehrung Eines höchsten Gottes, die man in den ersten Zeiten findet, von einer außerordentlichen Veranstaltung der Gottheit entstanden seyn

seyn müsse, immer wahrscheinlicher und einleuchtender geworden. — Fehler und kleine Unrichtigkeiten mag ich bey so vielen überwiegenden Guten und bey den unleugbaren Vorzügen dieser Schrift von ähnlichen Ausarbeitungen weder aufsuchen noch rügen, sonst ließe sich gegen manche Behauptung des Verf. z. B. daß die Griechen zu Davids Zeiten in der Religion noch Huronen und Irokesen gewesen, etwas einwenden. Orpheus, der damals schon unter ihnen die Gottheit besungen hatte, war doch unstreitig in der Religionserkenntniß weiter gekommen, als eines dieser wilden Völker. Auch mag ich mich in Beurtheilung der Vorstellung des V. von der Anlage und Ausführung des göttlichen Plans die Religion zu gründen und auszubreiten, um so viel weniger einlassen, da man denselben im Ganzen erst richtig wird beurtheilen können. Möchte doch der Verf. durch nichts verhindert werden, uns dieses Ganze durch die Vollendung seines schätzbaren Werks, bald zum Anschauen zu bringen!

Bs.

## Predigten von einem Frauenzimmer verfasset. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Ad. Fr. Böhme. 1775. 8. 220 Seiten.

Sind diese Predigten bloß so betitelt, um sie gewisser an Mann zu bringen, — und wirklich studirt man in unsern Tagen ämsig auf dergleichen Mittel; einer nennt seine Waare, um Käufer anzulocken, **Predigten an die Freydenker**, der andre **Predigten an meine Brüder** rc. — Das möchte seyn. Doch warum könnten sie nicht aus einer weiblichen Feder geflossen seyn? Warum sollte nicht ein fähiges, geistreiches, empfindungsvolles Frauenzimmer, das die Bibel, das theologische Bücher und moralische Schriften gelesen, das die Welt kennt, und dem das moralische Herz kein unbekanntes Land ist, eine gute Predigt verfertigen können? Ja! glauben wir behaupten zu können, und noch eine vernünftigere, erbaulichere, bessere, als mancher Pastor, der seine akademische Laufbahn herkömmlich geendigt, seine Dogmatik und Moral fleißig nachgeschrieben, ein Homileticum zu hören nicht vergessen, auch wohl ein Mitglied eines Predigerseminarium gewesen. Der Uebersetzer versichert, daß die sieben ersten Predigten von einem Frau-

enzimmer in England sich herschreiben und die drey letzten von einem teutscher Nation: „Es sind Gedanken, heißt es von „diesen in der **Vorrede**, die bey besonderer Gelegenheit von ei„ner für Religion und Tugend ausnehmend empfindlichen Seele „sind aufgesetzt worden. Ihre Verfasserin hat aber bey Kennt„nissen, mit denen vielleicht manche andre ihres Geschlechts „würde zu schimmern suchen, nie etwas mehreres zu seyn sich „beeifert, als eine folgsame Mutter, und eine treue und zärtli„che Gattinn, die in der Erfüllung ihrer Pflichten ihre Ehre, „Glück und Freude sucht, auf den Ruhm der Talente des Gei„stes aber völlig Verzicht thut." Unsre Leser werden vielleicht begierig seyn zu erfahren, was für Materien von den beyden Frauenzimmern gewählet worden. Hier ist die Anzeige des Inhalts der Predigten. 1. **Wie schwer es sey, beym Reichthume seine Seligkeit auszuwirken**, über Matth. 19, 24. 2. **Von der Verzeihlichkeit gegen den Nächsten**, über Matth. 6, 15. 3. **Von dem Trost der Auferstehung**, über Hiob 19, 26. 4. **Warnung vor der ausschweifenden Liebe zu Ergötzlichkeiten**, über Spr. Sal. 14, 13. 5. **Von der Schmähsucht und Lieblosigkeit in Beurtheilung unsers Nächsten**, über Matth. 7, 1. 6. **Von den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern**, über 2 B. 20, 12. 7. **Von den Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder**, über Spr. Sal. 22, 6. 8. **Wie höchst sündlich es sey, des Armen zu spotten, und ihn zu drücken**, über Spr. Sal. 17, 5. 9. **Von der erfreulichen und tröstlichen Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott**, über Ps. 50, 14. 15. 10. **Ueber die Vergnügungen, welche die Religion dem Menschen vergönnet**, nach Pred. Sal. 11, 9. Genaue, treffende Erklärungen der Texte, regelmäßige, vollständige Ausführungen der Hauptsätze, durchgängige Richtigkeit und Bestimmtheit der Gedanken, so wie Schärfe der Beweise, wird wohl niemand hier erwarten, auch nicht neue Stellung bekannter Wahrheiten, noch minder Neuheit und Tiefe der Gedanken. Er findet aber dieses, selbst in verschiedenen beliebten und belobten Kanzelreden unsers teutschen Vaterlandes nicht. Manchem wird der Mangel des Dogma misfallen, und der Anführung vieler Schriftstellen, — der herrlichen Hülfsquelle bey der Armuth am Geist, der Gedankentheurung. Kein unbefangener Leser dieser Aufsätze aber wird ganz unbefriedigt sie aus den Händen legen. Allemal wäre zu wünschen, daß von allen Kanzeln dergleichen gesunde, nützliche Moral, und in einem

nem so leichten, ungezwungenen, empfindungsvollen Ton, gepredigt, und von allen Druckerpressen solche Vorträge geliefert würden, als gegenwärtige.

Die **Uebersetzung** ist fließend und schön, scheint auch richtig zu seyn. Ob aber z. E. **zur Verzeihlichkeit überredet zu werden** S. 31; **Verzeiblichkeit gegen den Nächsten** (in der Anzeige des Inhalts der Predigten) gutes Deutsch sey, möchten wir bezweifeln. Es soll die Bereitwilligkeit, die Neigung zu verzeihen, darunter verstanden werden. In diesem Sinn wird aber **Verzeihlichkeit**, so viel wir wissen, nie gebraucht. Man sagt **verzeihlich, Verzeihlichkeit** von Sachen; eine **verzeihliche** Sünde ist, die vergeben werden kann. Noch eher wäre **Versöhnlichkeit** zu setzen gewesen. Wie, wenn man ein neues Wort wagte, — da man **duldsam, Duldsamkeit** rc. sagt, nach der Analogie **Vergebsamkeit, Verzeihsamkeit** prägte?

Hin und wieder hat der Uebersetzer **Anmerkungen** hinzugefügt, verschiedene Gedanken zu berichtigen.

## Predigten von einem Frauenzimmer verfasset. Aus dem Englischen. Zweyter Band. Leipzig, bey Ad. Fr. Böhme. 1776. 8. 480 S.

Die Verfasserinn dieser Predigten ist, der Nachricht des Uebersetzers zufolge, Miß **Roberts**. Die in gegenwärtigem Bande in unsre Sprache übergetragene sieben sind von Miß **Dewerell zu Stailsworth in Glocestershire**. Der Inhalt ist folgender: **Von der Freundschaft**, nach 1 Sam. 18, 3. 4; **von der Dankbarkeit gegen Gott**, nach Ps. 96, 12; **von der Vergebung der Sünden**, nach Joh. 8, 11; **wider den Hochmuth**, über Sir. 10, 21; **wider den sündlichen Zorn**, über eben diesen Vers; **die Vortheile einer frühzeitigen Gottseligkeit**, nach Pr. Sal. 12, 1; **die Unergründlichkeit der Wege Gottes und die Vortheile der Versuchungen**, nach 1 B. Mos. 45, 4. Eben dasselbe **deutsche** Frauenzimmer, welches etliche, im vorhergehenden Bande mitgetheilte, Predigten verfertigt, hat für diesen wieder **drey** hergegeben. Folgendes sind die Hauptsätze derselben: **die Pflicht eines christlichen Mitleids mit den Gottlosen**, über Spr. Sal. 24, 19. 20; **wie man sich gegen**

gen Dürftige mildthätig, und im geselligen Umgange christlich betragen solle, über Luc. 14, 12—14; über die weibliche Frömmigkeit, nach Luc. 2, 19. Pour les recherches laborieuses, pour la *solidité du raisonnement, pour la profondeur, il ne faut que des hommes*, sagt Fontenelle. Alles dieses sucht man aber in Predigten überhaupt, nicht eigentlich. Also erwarte man es noch minder in Predigten von Frauenzimmern. Die Nahrung ist allerdings etwas dünne. Indessen kann das Geschlecht der Verfasserinnen sie immer mit Nutzen gebrauchen. Dazu empfehlen wir sie auch. Geistliche, könnte man sagen, möchten sich auf die Lesung der theologischen Schriften unsers Geschlechts einschränken. Unterdeß sind die Stunden, worinn sie sich mit diesen Frauenzimmern abgeben, nicht für verloren zu schätzen. Der Druck ist etwas weitläuftig. Sie lassen sich geschwind lesen. hors de saison, möchte manchem der hin und wieder ausgestreuete Stich zu seyn dünken; wenn zum Exempel in der Predigt von einer frühzeitigen Gottseligkeit gesagt wird: „so sich gegen den Himmel betragen, das heißt: ihn gleichsam „nur für ein Hospital oder Invalidenhaus ansehen.“ Gegen die Uebersetzung haben wir keine Klage anzubringen. Möchten bessere Schriften Englischer, überhaupt ausheimischer, Verfasser eben so glücklich und wohlbehalten in unsre Sprache übergepflanzet seyn und übergepflanzet werden. Doch möchte gleisnerischer Treue eben das ausgedrückt haben, was „gegleißneter Tr.„ S. 197. Von unsrer Landsmännin stellt der Uebersetzer ein sehr einnehmendes Protrait auf. Möchte er doch den Namen darunter gesetzt haben! Zu wünschen, daß alle Frauenzimmer, nach ihrem Muster, zwar nicht Predigten schreiben, (als welche „die Welt bald nicht mehr begreift,„ so sehr mehren sie sich) aber in ihren engeren Verhältnissen eben das seyn mögen, was unsre ungenannte Schriftstellerinn seyn soll. Es würde um Kinderzucht, um häusliche Ruhe und Glückseligkeit, besser stehen, als es in manchen Familien steht.

Se.

Versuch einer neuen Uebersetzung, Umschreibung und Erklärung des Briefes Pauli an die Römer, von Joh. Nikol. Richter, Predigern zu Ernstweiler bey Zwey-

Zweybrücken. Des ersten Bandes erstes Stück. Frankfurt am Mayn. Andreä. 1775. 8. 15 Bogen.

Der Verfasser meynt, man sey noch nicht so glücklich gewesen, den rechten Gesichtspunkt, woraus der Brief an die Römer angesehen werden müsse, zu entdecken und nicht blos einzelne Stellen bedürfen eine zweckmäßigern Aufklärung, sondern das Ganze, insonderheit der theoretische Theil müssen aus einem andern Standorte betrachtet werden. Man habe bisher fast durchgängig den 17 V. des 1 Kap. als das Thema der folgenden Abhandlung angesehen; aber eben dadurch sey der wahre Gesichtspunkt beynahe gänzlich verrückt worden. Er H. R. habe also eine andre Bahn betreten, worauf, wie er sich ausdrückt, alles leichter auseinander gehen werde. Der Mann, der sich nach Erwähnung der Arbeiten eines **Locke, Tailors, Semlers, Zachariä** und andrer über diesen Brief in einem solchen Ton ankündiget, macht keine kleine Erwartung von sich, und jeder Leser wird fragen, quid dignum feret tanto etc. Wir sorgen aber, daß es auch hier bald heißen werde, parturiunt montes etc. Der V. will uns mit dem neuen Standort, den er genommen, im voraus nicht bekannt machen, weil das zu weitläuftig und am Ende doch nur eine Wiederholung dessen seyn würde, was man in der Erklärung selbst zerstreut antreffen werde. Sonach werden wir noch etwas Geduld haben, und um seine neue Bahn auszuspähen, erst ein Dutzend solcher Theile, wie der gegenwärtige ist, abwarten müssen; denn dieser geht nicht weiter als über das erste Kapitel. Nein! die Besorgniß der Weitläuftigkeit dürfte Niemand weniger als den bis zum Eckel weitläuftigen V. abhalten, dem Brief eine zweckmäßige Einleitung vorzusetzen, und uns darinn die Absicht und den Plan des Apostels aus seinem neuen Gesichtspunkte im Ganzen übersehen zu lassen. Er würde dadurch seine Leser am besten von der Richtigkeit desselben überführt haben, denn sie hätten daran einen Leitstern gehabt, dem sie durch die ganze Erklärung hindurch nachgegangen wären, und wenn sie sich da stets auf ebenem Wege und in lichtvollen Gegenden gefunden hätten, würden sie versichert worden seyn, daß derselbe keins von den exegetischen Irrlichtern sey, die den, der ihnen folgt, auf Abwege oder Sümpfe und Moräste führen, oder da wo sie leuchten sollten, anfangen zu verlöschen und uns in Dunkel und Finsterniß lassen.

Doch

Doch da H. R. versichert, schon dieses erste Stück seines Versuches werde von dem ganzen Dinge diejenige Vorstellung machen, die, um darüber urtheilen zu können, nöthig ist, so haben wir beym Durchlesen Acht darauf gegeben, und wollen sagen, was wir gefunden haben. Es besteht aber darinn, daß er annimmt, Paulus habe besonders, theils die jüdischen Gesetzlehrer, theils die griechischen Philosophen im Auge, und suche beyder ihre falsche Lehren, Widersprüche und Einwürfe zu bestreiten. Das ist nun, so viel die erstern betrifft, eine nicht zu bezweifelnde, aber auch längst bekannte Sache, und es muß jedem der damaligen Lage des Christen- und Judenthums gegeneinander nur einigermaßen kundigen Leser gleich einleuchten, daß Paulus immer den jüdischen Vorurtheilen von Nationalvorzügen, von Beschneidung und Gesetz, von beyder Nothwendigkeit und dadurch zu erlangenden Gnade Gottes u. s. w. entgegen gehe. Da zu Rom so wohl als anderwärts der Name oder die Anlage und der größte Theil der Gemeine aus Judenchristen bestand; so war die Bestreitung jener Vorurtheile auch dort nöthig, um ihren Glauben an das Evangelium immer mehr zu berichtigen und sie in demselben zu befestigen und der Verführung der Christen so wohl als der Verfälschung des Evangelii durch die Juden und Jüdischgesinnten vorzubauen. Aus diesem Gesichtspunkte muß unstreitig sehr vieles, und mehr als gemeiniglich geschieht, in Pauli Vortrage angesehen werden, wie es dann auch von verschiedenen Männern, vorzüglich vom H. Semler in seiner Erklärung dieses Briefes geschehen ist. Aber unser V. sucht diesen Widerspruch des Apostels wider die jüdischen Lehrer und ihre Sätze oft auf eine sehr gezwungene und unerwartete Weise in bloßen Nebendingen und einzelnen Ausdrücken, bey welchen außer einem ängstlich suchenden Exegeten Niemanden dergleichen einfallen wird. So soll es V. 4. heißen: **Verordnet Sohn Gottes mit Macht zu seyn**, und dies **mit Macht** soll die jüdischen Gesetzlehrer in Rom, die sich der Lehre des Evangelii widersetzten, die Eitelkeit ihrer Bemühungen lehren, und sie zugleich mit einem heilsamen Schrecken erfüllen, mit dem Gedanken nämlich, daß Jesus endlich seine Macht zu ihrem Untergang anwenden werde. V. 11. soll so wohl das Wörtgen τι **etwas**, als das in der einzelnen Zahl gesetzte χαρισμα ein Herz anzeigen, das demüthig und niedrig spricht, wenn die jüdischen Gesetzlehrer mit ihren Wohlthaten, die sie dem menschlichen Geschlechte zu erzeigen glaubten, groß thaten, und dergl. mehr. So wenig wir nun mit solchen gesuchten und uner-

unerheblichen Anwendungen eines sonst richtigen Grundsatzes zufrieden sind, eben so wenig können wir dem V. darinn unsern Beyfall geben, daß Paulus in diesem Briefe auch besonders wider die griechischen Philosophen schreibe, und daß dies der eigentliche Gesichtspunkt sey, aus dem die andere Hälfte des 1. K. angesehen werden müsse. Wir können nicht anders sehen, als daß Paulus hier von den Heiden überhaupt rede, und durch die Vorstellung ihres moralischen Verderbens sich den Weg bahne, um im folgenden gleiche Verderbniß der Juden, und so die Bedürfniß und den Seegen des Evangelii als einer allgemeinen göttlichen Anstalt zur Hülfe für beyde vorzustellen. H. R. fragt zwar, warum denn aber der Apostel die Heiden nicht ausdrücklich genannt habe; allein ist das Merkmal der Abgötterey nicht so gut als eine Benennung, und nennt er nicht wirklich v. 16. und K. 3, 9. **Juden und Griechen**? und hat er denn die Philosophen ausdrücklich genannt? ja, sagt H. R. die versteht er eben unter **den Griechen**, da er sonst wohl Heiden würde gesagt haben. Das ist nun schlecht und wider den Sprachgebrauch, so wie uns die Ursache, daß Paulus sie aus Klugheit so nenne, damit ihm der Vorwurf nicht gemacht werden möchte, als ob er in der hier vorkommenden Schilderung den Kaiser und seine vornehmste Bedienten angegriffen habe, noch schlechter vorkömmt. Das, worauf der V. seine Meynung gründet, beruhet nur auf Misverstand, und willkürlicher Deutung einiger Ausdrücke. Z. E. das γνωστον θεου habe seine Beziehung auf der Philosophen ihre γνωσιν d. i. die metaphysische Wissenschaft, welche sie sich beylegten; und Paulus schreibe von solchen, **welche die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhielten**, d. i. sich ungerechter Weise dem Evangelio widersetzten, welches damals die Weisen gethan hätten, nicht alle Heiden. Außerdem aber, daß wir nicht glauben, daß die heidnischen Philosophen schon zu der Zeit wider das Christenthum, sonderlich in den Waffen gewesen, so ist auch die Erklärung falsch und ἀνθρωποι την ἀληθειαν ἐν ἀδικια κατεχοντες heißen, nach der Sprache sowohl als nach dem Zusammenhang, Menschen, die die erkannte Wahrheit aus Liebe zum Bösem unterdrücken und wider besser Wissen sündigen; und die erkannte Wahrheit ist hier offenbar die, von welcher der Apostel sogleich versichert, daß die Heiden sie gehabt haben. Aber, sagt der Verf. es würde nicht nur sehr unklug, sondern selbst wider die Wahrheit gewesen seyn, wenn Paulus alle Heiden der Unfläterey, der Knabenschande, des

Mordes

Mordes u. dergl. beschuldiget hätte. Allein so braucht ja der Apostel auch nicht verstanden zu werden, und hat ihn wahrhaftig wohl noch niemand verstanden. Und waren denn alle einzelne heidnische Philosophen aller dieser Laster schuldig? Der sonderbaren Instanz zufolge müßten sie es gewesen seyn, und H. R. erklärt sie ausdrücklich für die strafbarsten Sünder unter allen Heiden, und für die Einführer und Beschützer der Abgötterey, auf die vornehmlich und nicht auf alle Heiden überhaupt die sodomitischen Sünder und das schwarze Heer von Lastern passen, die ihnen vorgeworfen werden. Die Mühe, alle diese schreckliche Beschuldigungen mit historischen Zeugnissen zu beweisen, hat er sich gar nicht gegeben. Die Sache ist wohl in seiner so wie in gewisser anderer Leute Augen zu ausgemacht, die Gott einen Dienst zu thun glauben, wenn sie alles was Vernunfterkenntniß und natürliche Religiou und Tugend heißt aufheben und aus allen Weisen der Heiden lauter Höllenbrände machen; ihre Weiber und Töchter mit eingeschlossen; denn nur diese versteht nun auch unser V. unter denen, die nach v. 26. eine so unnatürliche Unzucht getrieben, an welchen Paulus den Einfluß, den ihre hochgerühmte Weisheit gehabt, zeigen, und hieraus wiederum auf die Beschaffenheit ihrer Sittenlehre schließen lassen wollen. Die Anwendungen, die H. R. von diesem seinem Gesichtspunkt auf die heidnischen Weisen zur Erklärung Pauli macht, sind auch bisweilen sonderbar, z. E. v. 20. soll der Apostel unter dem, was sich von Gott aus seinen Werken durch die Vernunft erkennen läßt, zuerst seine **Macht** nennen, um dem spöttischen Einwurfe der griechischen Weisen zu begegnen, womit sie den Gott der Christen einer großen Ohnmacht beschuldigten, der seinen Sohn nicht einmal vom Creutz erretten noch die Christen gegen Trübsale und Verfolgungen schützen könne.

Aber gnug von des V. neuem Gesichtspunkt, aus welchem er den Brief ein Licht anzuzünden glaubt, der dem Gesagten zufolge, so weit er neu ist, nicht der wahre, und so fern er wahr ist, nicht neu heißen kann. Wir kommen zu den einzelnen Stücken, woraus dieser Versuch besteht, **Uebersetzung, Umschreibung, Erklärung.** Bey der Umschreibung wollen wir uns nicht aufhalten, da sie natürlicher Weise der Erklärung eben so gemäß ist, als der jedem Abschnitt noch besonders in einigen Paragraphen vorgesetzte weitläuftige **Inhalt.** Von der Uebersetzung aber müssen wir sagen. Damit man sich im Urtheil über dieselbe nicht übereile, so erinnert H. R. selbst, daß

sie

ſie nicht nach dem heut zu Tag üblich werdenden Geſchmack eingerichtet ſey; aber er überſetze philologiſch oder genau, um die Gedanken der Apoſtel in ihrer wahren Geſtalt, wären ſie gleich manchmal etwas räthſelhaft, vorzulegen. Das iſt nun die gewöhnliche Sprache aller philologiſchen Stümper, mit der man bey jeder andern Ueberſetzung würde ausgelacht werden, die aber bey Bibelüberſetzungen immer noch gelten ſoll. Philologiſch oder genau ſoll man freylich überſetzen, aber das heißt nicht, wie H. R. es zu verſtehen ſcheint, nach der Etymologie und mit Beybehaltung der Idiotismen der Grundſprache hebräiſch-oder griechiſch-deutſch reden. Eben daraus entſteht das Räthſelhafte in den Gedanken, das folglich nicht dem Autor, ſondern dem Ueberſetzer zu ſchulden kommt. Die Philologie ſoll grade dazu dienen, die Räthſel aufzulöſen, indem ſie uns den wahren Sinn der Ausdrücke und Redearten in der Urſchrift aus richtigen Sprachgründen genau und beſtimmt lehrt, und dadurch in den Stand ſetzt, ſolchen in der Ueberſetzung eben ſo genau und beſtimmt auszudrücken. Aber wie wird der Ausdruck in der Verſion genau und verſtändlich ſeyn, wenn er nicht auch der Sprache, in die man überſetzt, gemäs, und in derſelben gebräuchlich iſt. Wie fremde und unverſtändlich muß es nicht deutſchen Ohren klingen, wenn es in des V. Ueberſetzung v. 28. heißt: **Gott hat ſie in eine geſchmackloſe Geſinnung dahin gegeben,** und v. 21. **Sie ſind durch ihre Streitreden von vernünftigen Begriffen leer geworden.**

Aber was H. R. für ein ſeltſamer Wortklauber ſey, und welche herrliche Sachen er durch die Zauberkunſt ſeiner etymologicoemphatiſchen Philologie herausbringen könne, davon werden unſre Leſer wundervolle Proben ſehen, wenn wir ihnen nun auch den größten Theil ſeines Buchs der Erklärung näher beſchreiben. Gleich anfangs unterſucht er weitläuftig, warum der Apoſtel v. 1. von ſich ſage: Zum Apoſtel **berufen**, und nachdem er diejenigen widerlegt, welche meynen, der Apoſtel wolle ſich damit als einen unmittelbaren Boten Chriſti bezeichnen, der nicht von höhern Apoſteln oder von der Gemeine zu Jeruſalem abgeordnet worden, ſo findet er, was jeder Leſer ohne Commentarius von ſelbſt verſtehen muß, daß es ſo viel heiße, als der den beſondern Auftrag empfangen, das Amt eines Apoſtels zu verwalten. Wenn er es nur dabey ließe! aber nein! der Apoſtel ſoll ſich mit dem Ausdruck

auch den jüdischen Gesetzlehrern entgegensetzen wollen, die sich **unberufen** für Apostel Gottes (aber doch wohl nicht Christi, und von einem solchen ist ja hier die Rede) ausgaben.— Paulus setzt hinzu ἀφωρισμένος εἰς εὐαγγέλιον τοῦ θεοῦ. Das hat man bisher geglaubt, heiße nach dem Sprachgebrauch so viel als bestimmt oder ausersehen zum Dienst des göttlichen Evangelii, und es ganz natürlich für eine nähere Beschreibung seines Apostelamts genommen, die er v. 5. noch erweitert. Aber unser V. der sich mit diesem Worte wieder einige Seiten lang beschäftiget, findet, daß Paulus damit etwas überflüßiges gesagt haben würde, weil ja jeder ohne weitere Erklärung gewußt, daß ein Apostel das Evangelium zu predigen gehabt, und er lehrt uns also aus den Schätzen seiner Philologie, daß ἀφωρισμένος heiße: **auswärts gesandt**, nämlich das Evangelium außerhalb Palästina allen Völkern zu predigen. Schade, daß ihm hiebey die Stelle Gal. 1, v. 15. nicht einfiel, woraus er hätte beweisen können, daß Paulus von Mutterleibe an auswärts unter die Heiden gesandt worden. — V. 2. hängt sich H. N. an das Wort προεπηγγείλατο und will es nicht gegeben haben: so **Gott zuvor verheißen**, denn da sey 1) das προ überflüßig, weil es sich von selbst verstehe, daß Verheißungen zum voraus gegeben werden (wie fein! das nenne ich mit qui bene distinguit bene docet) 2) würden die jüdischen Gesetzlehrer ihm solches nicht ohne Beweis zugegeben haben, und hätten eben hieraus die Folge ziehen können, daß er eine neue Lehre verkündige, und dieses habe doch Paulus hier bestreiten wollen. Er übersetzt demnach, **welches er vorher verkündigt** oder **zum voraus bekannt gemacht hat**, und möchte dieser Uebersetzung zu Liebe gar den Text ändern und προκατηγγείλατο lesen. Man denkt nun vielleicht, diese neue Uebersetzung komme mit der gewöhnlichen auf eins hinaus, zumal der V. die Begriffe von **Weissagung** und **Verheissung** dabey gedacht haben will, und selber spricht, der Apostel wolle sagen, daß seine Lehre keine neue, keine zuvor ganz unbekannte Lehre, sondern eben die angenehme Botschaft in der Erfüllung sey, die Gott vorlängst durch die Propheten habe verkündigen lassen. Aber er will doch noch mehr haben; der Apostel soll auch sagen, daß die Propheten schon dasselbe Evangelium gepredigt hätten, welches er der Welt verkündigte. Das ist ja aber offenbar falsch, wenn von etwas mehr als Vorherverkündigung, wenn von Erfüllung die Rede seyn soll und das Wort Evangelium diese selbst besagt, wie es

gewiß

gewiß ist. Kurz, H. R. sucht und macht sich durch seine Künsteleyen Schwierigkeiten, wo gar keine sind. προειπ. ist unstreitig die richtige Leseart, und zuvorverheißen die rechte Uebersetzung; und wer sich besinnt, daß Paulus es immer zu verneinen pflege, daß das Evangelium besonders, wie es auch den Heiden verkündiget wird, eine zwar bisher verborgen gewesene, aber doch eine durch die Propheten von Gott schon zu verstehengegebene Sache sey, kann daran gar nicht zweifeln. — V. 5. will der V. durch χαριν και αποστολην ja nicht blos die Gnade des Apostelamts verstanden haben, das meynt er, würde eine harte und ungewöhnliche Figur seyn. Das Hendiadys in Pauli und überhaupt im hebräischartigen Styl eine ungewöhnliche Figur? O des großen Sprachgelehrten, der das sagen, und dabey nicht wissen konnte, daß Paulus χαριν gar häufig von seinem Amte zu sagen pflege. Man sehe Röm. 12, 3. 15, 15. 16. Gal. 2, 9. Doch H. R. hat noch einen andern Grund, einen Beweis ex rei natura; man höre: Paulus hatte ja erst die verzeihende und bekehrende Gnade nöthig, ehe er das Apostelamt erhalten konnte. Freylich! und darum mußte er ja auch wohl nothwendig jene so wohl als dieses hier nennen. Wer das nicht einsehen kann. — Durch υπακοην πιστεως versteht er noch den Gehorsam, dazu der Glaube anleitet, und es fällt ihm nicht ein, daß es wohl den Glauben selbst heißen möchte, woran kein Kenner der Sprache zweifeln kann. — V. 7. lehrt uns der V. einen ganz neuen Unterschied zwischen αγαπητοις und κλητοις αγιοις nach welchem jene Christen aus den Jüden, diese aber bekehrte Heiden anzeigen sollen. Eine blos willkührliche Behauptung, da es vielmehr gewiß ist, daß alle die Benennungen **Geliebte, Berufene, Heilige, Auserwählte** u. s. w. von den Benennungen des jüdischen Volks im A. Bunde entlehnet und von den Aposteln auf alle Christen ohne Unterschied angewandt werden. — χαρις και ειρηνη. Nun darin wird H. R. doch wohl nichts anders sehen, als was man immer darin gesehen hat, und durch **Friede** überhaupt alle Wohlfahrt und Glückseligkeit verstehen. Man irrt sich; er findet darin einen zweyfachen besondern Frieden; Friede und Eintracht der Jüden, und Heiden und Christen untereinander; und Friede und Ruhe vor den Widersachern des Evangelii, den heidnischen Weltweisen und den jüdischen Gesetzlehrern. Eine neue Erklärung der Worte unsers Heylandes: **Viele sind berufen, aber wenig auserwählt**, die der V. bey diesem Vers giebt, dürfen wir

 unsern

unsern Lesern nicht vorenthalten; sie kommt dazu von einem Oberconsistorialrath, dem er darüber ein Compliment macht. Der Spruch soll heißen: Unter meinen Anhängern sind viel bekehrte Heiden, aber wenig gläubige Juden. — V. 9. soll es nicht heißen, welchem ich diene **am Evangelio**, sondern **nach der Vorschrift** des Evangelii: denn, sagt er, die priesterliche Verehrung (diesen Nachdruck soll λατρευω haben) welche Paulus Gott abstattete, bestund ja nicht blos darin, daß er das Evangelium lehrte, als wenn es nicht genug wäre, daß sie doch auch und vornehmlich darin bestand. — V. 10. sage der Apostel nicht: **in** meinen Gebeten darum bitte, sondern: **auf** meine Gebete bitte, d. i. auf meine Gebete die Bitte folgen lasse. Denn επι sey hier nicht so viel als εν und der Unterschied lehre uns zugleich den Unterschied zwischen προσευχη und δεησις, den man bisher nicht eingesehen habe. — ειπως ευοδωθ. heiße nicht, daß ich so glücklich seyn möchte, sondern ob ich doch wohl so glücklich: denn ειπως könne hier, so wenig als Phil. 3, 12. für ινα gesetzt seyn, und diese Bedeutung nach seiner Einsicht gar nicht erwiesen werden. H. R. wird den Beweis finden und seine Einsicht verbessern können, wenn er Dan. 4, 24. und bey der Stelle **Scharfenbergs** Anmerkung vergleichen will. — V. 11. können wir ihm in seiner Behauptung, die er freylich mit verschiedenen andern Auslegern gemein hat, daß χαρισμα πνευματ. bloße Wundergaben anzeige, auch nicht beystimmen. Warum sollen die sogenannten ordentlichen Geistesgaben, warum soll Pauli weiterer christlicher Unterricht und überhaupt alle ευλογια τα ευαγγελιυ, wie es Kap. 15. 29. heißt, nicht gemeynet seyn. Daß der Apostel χαρισμα von seiner Lehre und Predigt gebraucht haben würde, zweifelt H. R. ganz ohne Ursache. Er sehe nur 1 Cor. 1, 7. Vergl. 5. und πνευματικος heißt auch nicht blos wunderthätig, es heißt eben sowohl evangelisch, geistlich, wie Ephes. 1, 3. geistlicher Segen im Gegensatz gegen irdischen und jüdischen. Die Erklärung von Wundergaben an dieser und mancher andern Stelle ist durch einige neuere besonders englische Ausleger, denen H. **Michaelis** vornehmlich folgte, unter uns so stark mode geworden, weil man sie für nothwendig geachtet hat, um keine fortdaurende unmittelbare Wirkungen des heiligen Geistes annehmen zu dürfen. Allein man braucht diesen Ausweg gar nicht, wenn man recht weis, was das Wort πνευμα in der Bibel alles heiße. — Was v. 16. gemeiniglich übersetzt wird: ich schäme mich des Evangelii nicht,

nicht, will unser V. übersetzt haben: ich werde mit dem Evangelio nicht beschämt werden. Das, sagt er, fodere die Absicht des Apostels und der Zusammenhang. Was ist denn aber an der gewöhnlichen Verbindung auszusetzen: **ich bin bereit, auch bey euch zu Rom das Evangelium zu predigen, denn ich schäme mich dieses Evangelii** auch an einem so berühmten und vornehmen Orte nicht. Man vergl. 1. Timoth. 1, 8. Das folgende ιυδαιω τε πρωτον και ἑλληνι haben wie andere exegetische arme Sünder bisher alle auch nicht verstanden, und H. R. belehrt uns, daß πρωτον nicht blos zu ιυδαιω gehöre, sondern es heißen müsse: **und zwar zuerst beydes für Jüden und Griechen.** Der Grund ist seltsam, den er der gewöhnlichen Erläuterung entgegensetzt; sie würde beweisen, sagt er, daß unter dem N. Bunde der Unterschied unter Jüden und Heiden noch fortdauere und jenem noch immer der Vorzug gebühre. Eben als wenn von einem andern Vorzuge denn dem so oft erwähnten (Gesch. 3, 26. 13, 46. Matth. 15, 24. 10, 6. Luc. 24, 47.) die Rede wäre. Es bereichert uns aber H. R. durch seine neue Erklärung zugleich mit einer neuen theologischen Wahrheit, nämlich daß die Errettung, wovon Paulus hier redet, dermaleinst am ersten beydes Jüden und Griechen so viel ihrer glauben, widerfahren werde. Doch erklärt er sich nicht deutlicher, was er damit meyne. Vielleicht ist es das, wovon er S. 64. spricht, ein besonderes Vorrecht der Auferstehung der Todten **entgegenzugehen** und also vorher schon auferweckt zu werden, so Paulus schon Phil. 3, 12. meynen soll. — V. 17. Diesen nennt H. R. nicht unrecht den Inhalt des Evangelii in gedrungener Kürze, und er kann mit Grunde (auch nach des V. eigenen Erklärungen, wenn er gleich in der Vorrede es tadelt) als das Thema des dogmatischen Theils des Briefs angesehen werden. Desto mehr müssen wir sehen, wie er sich dabey gehalten. Was zuförderst die δικαιοσυνη τε θεε, so im Evang. offenbart wird, betrifft, so verwirft er nicht nur die Erklärungen des **Loke** und des Hrn. D. **Semlers**, wiewohl diese nur mit einem bloßen Machtspruch; sondern auch die gewöhnlichern, die entweder die sogenannte Gerechtigkeit Christi, oder die Rechtfertigung, das göttliche Urtheil, wodurch uns die Sünden vergeben werden, dadurch verstehen; und versteht selbst eine gute Sache, so die Gläubigen vor Gott haben und ihnen durch Gottes richterlichen Ausspruch zuerkannt wird. Ist das nun aber im Grunde etwas anders, als das Gewöhnliche?

liche? Und die Sache selbst wird auch so von ihm erklärt, daß der Teufel dabey noch immer die größte Rolle spielt. Denn er soll es eigentlich gewesen seyn, worüber der Christ eine gute Sache habe. Weil nämlich der Satan den Unschuldigsten mit großem Unrecht in den Tod gebracht, so dürfe er nun nicht mehr behaupten, daß durch unsere Auferweckung vom Tode seine Rechte gekränkt würden, wie er solches bey Mosis Auferweckung behaupten wollen; und weil er Christum auf alle mögliche Weise, aber vergeblich, zum Sünder zu machen versucht, so habe er seinen Anspruch durch die Sünde über uns zu herrschen verloren, und möge nun der heil. Geist sein Werk in uns haben, ohne daß sich der Satan im göttlichen Gericht dagegen setzen könne. Sonach hätte uns warlich der Teufel mit seiner an Christo verübten dummen Bosheit keinen kleinen Dienst gethan! Was für ein wichtiges Geschöpf aber nicht der Teufel seyn muß, daß der liebe Gott um ihm seine Rechte (die doch H. R. selbst nur vorgegebene und vermeynte Rechte nennt) zu nehmen, ihm seinen eingebornen Sohn so preis giebt. H. R. besorgt, man werde ihm einwerfen, daß die göttliche Gerechtigkeit unser größter Ankläger sey, die eine vollkommene Genugthuung von uns fodern konnte, und also fragen, ob der Gläubige auch wider sie eine gerechte Sache habe. Er gestehet aber (wiewohl schüchtern und mit geziemender Bitte ihn sanftmüthig zu widerlegen, wenn er irren sollte) daß ihm die gewöhnliche Vorstellungsart übertrieben und unrichtig vorkomme, nach der man sich die Gerechtigkeit Gottes als rachgierig vorstellen müßte, die nicht anders als durch das Blut des Sohnes Gottes **befriedigt** werden können. Dies ist nun gut. Was setzt er aber an die Stelle? Er will, man soll sagen, daß der göttlichen Gerechtigkeit nur die Hände gebunden waren, für uns zu sprechen, nun aber könne sie es wieder, und habe wirklich für uns gesprochen, seitdem ihr solches durch Christum auf die vorhin gesagte Art möglich gemacht worden. Also wäre es, nach des H. R. System, eigentlich der Satan gewesen, der Gott die Hände gebunden gehabt, für uns zu sprechen, und dem hätte also auch (gerade, wie manche Kirchenväter sagten) Christus genug gethan. Bey den folgenden Worten, **welche kömmt aus Glauben in Glauben**, darüber man so viele alberne Auslegungen gemacht, ist doch H. R einmal von seinem guten Genius auf die ungezwungendste Erklärung geführt und dabey erhalten worden, daß nämlich ἐκ πίστεως aus Ver-

Vergleichung von Kap. 3, 21. und Phil. 3, 9. so viel heiße als εἰς τῆς πιστεύοντας. Diese Erklärung ist aber nicht so neu oder selten, als er, der sie nur bey Zachariä gefunden, sich vorstellte. Bey der hier vom Apostel aus Habakuk angeführten Stelle widerspricht er denen, welche den Propheten von der Zukunft Christi und dem Glauben an ihn reden lassen, mit besserm Grunde als **Michaelis** und andere, die ihn von der verheissenen Befreyung von den babylonischen Strafen verstehen. Er erinnert dawider, daß im vorhergehenden keine göttliche Verheissung beym Propheten, sondern nur Drohung eines schweren Strafgerichts zu finden sey. Allein daß die Verheissung im Vorhergehenden stehe, wird auch wohl H. **Michaelis** so wenig als andre gesagt haben. Man meynt, die gleich folgende Verheissung, wozu V. 1 — 4. der Eingang ist, und die der Prophet zum Trost gegen die Klagen über jene unglückliche Schicksale der Juden durch die Babylonier empfieng, und öffentlich ankündigen mußte. H. R. will nun den Glauben an die den Juden gedrohte göttliche Gerichte verstehen, und davon soll hier Paulus die Anwendung auf den Glauben an das künftige allgemeine Gericht machen, der uns zur Sinnesänderung und so zur guten Sache vor Gott führe. Einen wunderlichen Einfall müssen wir hierbey anführen, weil er ihn selbst für eine wichtige und neue Bemerkung ausgiebt. Durch Glauben, sagt er, ist das sittliche Verderben in die Welt gekommen (man hat freylich sonst gemeynt, daß der Unglaube Schuld daran habe) nämlich durch den Glauben an den Satan. Dieser Glaube habe unsre erste Stammeltern und alle ihre Nachkommen durch das Gift der genossenen Frucht in physisches und sittliches Verderben gestürzt. (was Ein Genuß einer Frucht nicht thun kann!) Durch eben das Mittel nun, wodurch das Verderben in die Welt gekommen, d. i. durch Glauben soll es auch wieder gehoben werden, nämlich durch den Glauben an den, der durch Leiden und Sterben, welches ihm der Satan verursachte u. s. w. Wir müssen gestehen, daß wir das neue in dieser Bemerkung nicht sehen können; denn es ist ziemlich alte und hergebrachte Dogmatik, die sonderbare Entgegensetzung und Spielerey mit dem Wort Glauben etwa ausgenommen, die ein andrer eben so gut umkehren und sagen könnte, durch Unglauben (nämlich an Gott) sey das Verderben gekommen; und durch eben dies Mittel, durch Unglauben (an den Satan) werde es wieder gehoben. Indessen ist sie in des V. Augen so wichtig, daß er erinnert, man könne daraus sehen, wie schlecht sich gewisse gelehrte Männer um die

Theologie verdient machen, wenn sie den Satan aus derselben ausmerzen wollen. Freylich! ohne den Teufel läßt sich in der Theologie gar nicht zurecht kommen. Wie könnte man den Ursprung der Sünde ohne diesen Verführer in Gestalt einer Schlange, wie den Proceß der Rechtfertigung des armen Sünders ohne diesen Ankläger, wie die Strafen der Verdammten ohne diesen höllischen Büttel und viele andre Dinge erklären? — V. 19. übersetzt H. R. was sich von dem wahren Gott durch die Vernunft erkennen läßt, ist in ihnen (daß es wohl unter ihnen heißen möchte, fällt ihm nicht ein; ἐν heißt ja in, also in ihnen) offenbar, in ihnen sichtbar, daß sie es mit den Augen des Geistes sehen konnten, wenn sie diese nicht vorsetzlich zuschlossen. Allein 1) heißt γνωστον nicht, was sich erkennen läßt, sondern was bekannt ist, was man weis, und γνωστον του θεου ist entweder eine periphrasis von θεος, oder so viel als γνωσις του θεου, wie Kap. 2, 4. χρηστον του θεου so viel ist, als χρηστοτης του θεου. Es ist also hier nicht von der bloßen Möglichkeit, sondern von der Wirklichkeit der Erkenntniß die Rede, welches man aus der Wiederholung v. 21. διοτι γνοντες θεον sieht, bey welcher Stelle H. R. selbst gesteht, daß der Apostel von solchen rede, die eine richtige Erkenntniß von Gott hatten. Weil das aber nicht von den damals lebenden, sondern nur von den frühern Weisen der Heyden gesagt werden könne, so nimmt er auf eine höchstgezwungene Weise und wider allen Zusammenhang an, Paulus gehe von den damals lebenden heidnischen Weltweisen zu den ältern und spätern über. 2) Zeigt auch das φανερον eine wirklich vorhandene Erkenntniß an, und die Stellen, die der V. fürs Gegentheil anführt 1 Cor. 11, 19. Gal. 5, 19. sind gerade wider ihn. Wie schlecht aber die Philosophen hier bey dem V. wegkommen, haben wir zum Theil schon gesagt. Alle wirkliche Erkenntniß von Gott soll ihnen Paulus absprechen, und gewiß sey, was sich auch sonst von Gott aus Betrachtung seiner Werke erkennen läßt, längst aus ihrem Verstande verdrängt gewesen, und mit den ungereimtesten Vorstellungen vieler mit menschlichen Schwachheiten behafteter Götter vertauscht worden. Nicht einmal die Wahrheit, daß nur ein Gott sey, hätten sie erkannt, viel weniger von seiner Allmacht und Hoheit Begriffe gehabt. Geschieht aber so nicht den heidnischen Weisen groß Unrecht? Zeigen es nicht ihre Schriften und die philosophische Historie klar, daß ihrer viele Gott und seine höchste Vollkommenheit in einem ansehnlichen Grade erkannt haben, und daß die Verderbniß dieser Erkenntniß und die Vertauschung derselben mit den unter

dem

dem großen Haufen herrschenden ungereimten Vorstellungen, welches alles H. R. nur ihnen Schuld giebt, ganz andere Veranlassungen und Erhabenen zuzuschreiben sey, wofern man den Namen der Philosophen und Weisen nicht schrecklich misbrauchen und jeden betrügerischen Politikus, oder Priester und Pfaffen so nennen will. Aber auch die ganze Folge des Paulinischen Raisonnements lehrt es deutlich, daß er hier den Heiden nicht den Mangel der Erkenntniß zur Last legen, sondern umgekehrt ihre Strafbarkeit daraus erweisen wolle, daß sie die habende Erkenntniß so übel angewandt, aus Liebe zum Bösen sie vernachlässiget und den sündlichen Lüsten ihres Herzens gemäß entstellet und verdorben haben. — V. 20. soll καθορᾶται heißen: **werden so gut als gesehen**, weil κατα öfters eine Aehnlichkeit anzeige und die Etymologie ja nicht zu verwerfen sey. — V. 21. ἐματαιώθ. ἐν τοις διαλ. αὐτων dies versteht man gemeiniglich von den unrichtigen Vorstellungen von Gott, worauf die Heiden verfallen, besonders den unvernünftigen Götterdiensten, die sie sich erdichtet, weil davon das Wort ματαιου und ματαιουσθαι auch sonst bey den Juden gebraucht wird. Aber unser V. giebts mit Hülfe seines Steckenpferdes der lieben Etymologie: sie sind **durch ihre Streitreden von vernünftigen Begriffen leer geworden**, und so müßte auch 2 Kön. 12, 15. **sie giengen den Götzen nach** (ὀπισω των ματαιων) **und wurden eitel** (και ἐματαιωθησαν) heißen: **und wurden gleich ihnen den Götzen leer**, d. i. Geschöpfe ohne Geist. Die ματαιοτης του νοος Ephes. 4, 17. heiße **das leere Wesen des Gemüths**, und Röm. 8, 20. **die Creatur** (es soll der Leib der Gläubigen seyn) **ist der** ματαιοτητι **unterworfen**, heiße: er ist todt, oder gestorben und also vom Geiste **leer**. Und so geht diese etymologische Wortkrämerey immer fort, und giebt dem V. überall neue Erklärungen an die Hand. Also könne V. 27. ἐξεκαυθησαν nicht heißen: sie sind gegen einander entbrannt, sondern sie sind durch ihre Begierde zueinander **ausgebrannt**, d. i. verzehrt und um Gesundheit und Leben gebracht worden, und der Apostel ziele wohl auf das Feuer, welches die Sodomiter von der Erde vertilget hat.

Aber wir sind des Ausziehens solcher Stellen müde und unsre Leser werden von dem neuen und eignen unsers vielversprechenden Autors satt haben. Das Urtheil über das Ganze und darüber, wie es in unsern, ihrer Erleuchtung wegen, so oft gepriesenen Tagen, noch in manchen Gegenden und Köpfen auch mit der Exegese aussehe, überlassen wir ihnen selber; und wollen

len nur noch sagen, daß wir oben den 4. v. übergangen haben, weil wir des V. Erklärung davon, die nach unserm Urtheil auch nicht Stich hält, etwas umständlicher prüfen wollten. Da wir aber nun schon allzuweitläuftig geworden, so wollen wir nur anführen, daß H. R. dabey auf die Frage kommt: Ob der Ausdruck Sohn Gottes ein Natur- oder ein Amtsname sey, und meynt, der Streit darüber sey eben so unnöthig als unnütz, man solle lieber sagen, was der Name Sohn Gottes in sich begreife. Aber das ist es ja eben, was man beyderseits thun will und worüber man streitet. Er scheint das Gewicht der Frage nicht einzusehen oder nicht sehen zu wollen, indem er spricht: sie habe beyderseits Wahrheit zum Grunde. Das können wohl freylich in gewissem Verstande alle, Socinianer und Arianer so wohl als Orthodoxen zugeben. Aber der Streit ist hier eigentlich über eine besondre Art der Zeugung, und ob der Ausdruck Sohn eine solche als das herrschende Kirchensystem annimmt, beweise und zum Grunde habe. Es verdient indessen gerühmt zu werden, daß H. R. die, so den Ausdruck für einen Amtsnamen halten, nicht verkätzert haben will; und wir wünschen, daß ihm selbst gleiche Billigkeit von andern wiederfahren möge. Denn in der That bedarf er ihrer bey der Erklärung, die er von dem Namen giebt. Er vergleicht nämlich die Zeugung des Sohnes mit der Zeugung der Engel, des Adams, der Gläubigen, die vermöge ihrer Schöpfung, ihrer Wiedergeburt, ihrer Auferstehung, alle auch Söhne Gottes heißen; nur sey Christus von Gott dem Vater vor Grundlegung der Welt unmittelbar gezeuget worden, alle andre Söhne Gottes seyn mittelbar, durch ihn, gezeuget, weil alles durch ihn geschaffen, Col. 1, 15. Wenn H. R. das mit der athanasianischen Vorstellungsart, mit einer natürlichen, wesentlichen und nothwendigen Zeugung reimen kann, so wird es viel seyn; wir können nicht anders sehen, als daß nach seiner Erklärung das erste und vornehmste Geschöpf Gottes herauskomme.

Cs.

Die neuesten Offenbarungen Gottes Vierter Theil. Briefe von Paulus, Jacobus, Petrus, Johannes und Judas. Nebst einem Anhange: die so genannte Offenbarung Johannis. Riga, bey Joh. Friedrich Hartknoch. 1774. 8. 379 Seiten.

Ge-

Geschichte und Schriften der Apostel Jesu von dem Verfasser der Lebensgeschichte Jesu. Erster und Zweyter Band. Zürich, bey Orell Geßner, Fueßlin und Compagnie. 1775. 8. Erster Band 451 S. und der Zweyte 465 Seiten.

Herr Bahrdt fodert in der Vorrede zu diesem vierten Theil, womit er seine Uebersetzung des N. Test. beschließt, die Kenner und Beurtheiler derselben auf, zur Beruhigung ungelehrter Leser ihm wenigstens das Zeugniß zu geben, daß er, ohngeachtet einiger Stellen, wo ihm der Ausdruck misglückte, den Sinn der heiligen Schriftsteller so ausgedruckt habe, daß sie wegen der Gefahr zu Irrthümern verleitet zu werden, unbesorgt seyn können. Ich meines Theils habe kein Bedenken, dem Hrn. Bahrdt das Zeugniß zu geben, daß er, meiner Einsicht nach, in die heil. Schriften, wenigstens die dieser vierte Theil enthält, keine Heterodoxien durch seine Uebersetzung hineingetragen habe, wiewohl ich nicht läugne, daß gewissen Lesern dennoch in seiner Uebersetzung anscheinende oder wahre Abweichungen von dem gewöhnlichen Lehrbegriff aufstoßen können, aber dann wenn sie schon im Original sind, und durch die deutliche und verständliche Sprache, welche er die heiligen Schriftsteller reden läßt, nur sichtbarer und auffallender gemacht worden. Indessen muß ich besorgen, daß mein Zeugniß bey den Schwachen, die unter dem Einfluß der unverständigern Eiferer stehen, worüber er sich beklagt, wenig Gewicht haben werde, denn diese Schergen haben längst, um ihre Herrschaft über das Urtheil und das Gewissen ihrer Mündel zu sichern, denselben das Zeugniß eines theologischen Recensenten in der A. D. Bibliothek über Orthodoxie und Heterodoxie verdächtig zu machen gewust. Also zur Behauptung seiner Rechtgläubigkeit mag sich Hr. Bahrdt um gültigere Zeugnisse bemühen, ich und meine Mitarbeiter wir bescheiden uns, unser Privaturtheil zu sagen, ohne es uns anzumaßen, für den unwissenden Haufen den Ton anzugeben; und ohne über die Orthodoxie dieser Uebersetzung zu urtheilen, gestehe ich, daß ich die in diesem Theil enthaltne apostolische Schriften, nämlich vom Paulus den Brief an die Hebräer und die übrigen auf dem Titel angezeigten Sendschreiben größtentheils richtig, in einer deutlichen, angemessenen und anständigen Sprache ausgedruckt finde. Das vorzügliche

Gute,

Gute, das unpartheyische Beurtheiler in den ersten Theilen erkannt hatten, findet sich auch hier, und wie mich dünkt, in reicherm Maaße, denn es ist offenbar, daß H. B. die Erinnerungen und Vorwürfe, die man ihm wegen der hin und wieder sichtbaren Nachlässigkeiten, Affectation einer neologisirenden, gar zu modernen und galanten Modesprache, nicht ohne Ursache gemacht hatte, zu nutzen gewust, und diese in der That anstößige Fehler zu vermeiden gesucht hat. Wenn mir manche Stellen vorgekommen sind, die ich anders ausdrücken möchte, als sie Hr. Bahrdt gegeben, so getraue ich mir doch nicht, ihn desfalls voreilig zu tadeln, ehe ich die Rechtfertigung seiner Uebersetzung, die er in dem versprochenen Commentar zu liefern verspricht, gesehen habe. Vorzüglich hat mir der Brief an die Hebräer in dieser Uebersetzung gefallen, und ich gestehe es gerne, daß mir durch dieselbe in den jüdischen Vorstellungs- und Erklärungsarten dieses Briefes manches sonst unverständliche und dunkle deutlicher und heller geworden. Auch die Apokalypse hat Hr. B. sowohl durch seine Uebersetzung als durch die untengesetzte kurze Anmerkungen so verständlich zu machen gesucht, als es bey einer so dunkeln und räthselhaften Schrift nur möglich war. Zwar H. B. findet dieses prophetische Buch bey weiten so unverständlich und räthselhaft nicht, als es gewöhnlich angesehen wird. Er setzt voraus, daß alle Gesichte, oder wie er sie nennen will, Aussichten auf eine einzige Begebenheit, nämlich auf die Zerstörung Jerusalems und des jüdischen Staats gehen, und daß diese für die ersten Christen so interessante Begebenheit in einer Folge abwechselnder Bilder vorgestellt werde, die alle vom Anfange bis zum Ende einerley Bedeutung haben, nur daß an einigen wenigen Stellen die Blicke des Sehers weiter hinaus, nämlich bis auf die Zeiten Muhammeds und der Barbary, welche in den folgenden Jahrhunderten das Christenthum entstellten, zu reichen scheinen. Liest man in dieser Voraussetzung die Bahrdtische Uebersetzung, so scheint in der That die Apokalypse so geheimnißvoll nicht mehr zu seyn, wenigstens im Ganzen nicht, wenn gleich besondere Umstände noch dunkel genug bleiben. Sollte diese Hypothese gegründet seyn, so würde für unsere Zeiten das Buch zwar den Nutzen nicht haben, den es für jene erste Zeiten haben sollte, sie in ihren Drangsalen durch die Hoffnung einer nahen Erlösung aufzurichten; auch würden wir, aus Mangel umständlicher Nachrichten von dem, was kurz vor der Zerstörung Jerusalems und bey derselben vorgefallen ist, wenig

nig im Stande seyn, durch Gegeneinanderhaltung der Weissagung und des Erfolgs uns von der Wahrheit und Göttlichkeit der Vorherverkündigung zu überzeugen; allein es würde doch, fals diese Meynung sich deutlich erweisen ließe, dem apokalyptischen Unwesen gesteuert, künftigen Nothankern ihr Steckenpferd zerbrochen werden, und der Einfall des D. Souths, eines englischen Gotesgelehrten, daß die Apokalypse ihre Ausleger entweder verrückt finde oder mache, dadurch zu widerlegen seyn.

Der Verf. des andern angezeigten Buchs, Herr Hesse, hat gleichfalls eine neue Uebersetzung der sämmtlichen apostolischen Sendschreiben geliefert, und diese nebst einem Auszuge aus den vier Evangelien seiner pragmatischen Geschichte der Apostel oder der ersten Pflanzung des Christenthums eingerückt. Diese Uebersetzung ist im Ganzen so gerathen, als man sie von einem so redlichen, scharfsinnigen und gelehrten Forscher der Schrift, als Hr. Heß sich bereits gezeigt hat, erwarten konnte; wenn man gleich wünschen möchte, daß sie etwas gedrungner und einer Paraphrase weniger ähnlich sey, und nicht blos den Sinn der Worte, sondern auch den besondern Charakter der Schreibart der Originale, genauer ausdrücken möchte. In dieser letzten Absicht scheint mir die Bahrdtische Uebersetzung einen Vorzug vor der Hessischen zu haben. Die Leser mögen es aus einer Probe beurtheilen. Ich will daher Beyder Arbeiten gegen einandersetzen, und wähle dazu die bekannte Stelle aus dem Briefe an die Hebräer, wo das Priesterthum Christi mit dem Priesterthum Mechisedecks verglichen wird.

| Bahrt. | Heß. |
|---|---|
| Ich meyne den Melchisedek, der König zu Salem und zugleich ein Priester des wahren Gottes war, und ehemals dem Abraham, der von dem Siege über die (vier) Könige zurückkam, entgegen gieng und ihn segnete: dem bey dieser Gelegenheit Abrah. selbst von allem, was er erbeutet hatte, den Zehenten entrichtete. — Dieser Melchisedek nun, der erstlich durch seinen | Dieser Melchisedek nämlich König von Salem war Priester des höchsten Gottes. er wars, der dem Abraham entgegen gieng und ihn segnete, da er von der Niederlage jener Fürsten zurück kam. Er wars, dem auch Abraham von allem den Zehenten gab. Nun heißt Melchisedek so viel als ein gerechter König — und König von Salem bedeutet auch |

**Bahrdt.**

nen Namen einen gerechten König, und durch den Namen seiner Residenz einen friedliebenden König andeutet, und von dem weder Vater noch Mutter, noch Familie, noch auch der Anfang und das Ende seines Lebens bekannt worden, ist wie der Sohn Gottes ein ewiger Priester. (das heißt der einzige in seiner Art) Und überleget weiter, wie erhaben seine Würde gewesen seyn müsse, da ein Abraham, der Stammvater unsrer Nation, ihm den Zehenten von der Beute entrichtete. Denn daß die Leviten, die das Priesteramt führen, von ihren Brüdern, ohngeacht sie mit ihnen gleichermaßen vom Abraham abstammen, den Zehenten nehmen, das gründet sich auf ein Recht, welches durch göttliche Verordnung entschieden ist. Aber dieser Melchisedek stund in gar keiner gemeinschaftlichen Abstammung mit den Leviten, und nahm gleichwohl den Zehenten, und noch dazu vom Abraham selbst — und ertheilte ihm — der schon so große Verheißungen vor sich hatte — einen feyerlichen Segen: daraus ganz offenbar erhellet, daß Melchisedek eine höhere Person als Abraham gewesen seyn müsse — (so wie nicht weniger auch dieses, daß das Melchisedeckſche Priesterthum für erhabener und vollkommner, als das Levitische zu halten sey) denn hier sind es sterbli-

**Heß.**

auch so viel als Friedenskönig — Von seinem Vater stehet nichts — von seiner Mutter nichts — nichts von seinen Vorfahren — nichts vom Anfange, nichts vom Ende seines Lebens — er konnte also (in aller dieser Absicht) als ein immer bleibender Priester dem Sohne Gottes verglichen werden. Und wie groß ist nicht auch das, daß ihm Abraham unser Stammvater — den Zehnten von der Kriegsbeute gab! — da sonst die zum Priesterthum erhabene Leviten, nach der Vorschrift des Gesetzes, den Zehenten von dem Volke — mithin von ihren eigenen Brüdern, die doch Abrahams Kinder sind, einzunehmen haben; so hat hingegen der, der kein Levite war, vom Abraham selbst den Zehenten genommen, — hat den gesegnet, der doch selbst jene Segensverheissung empfangen — Nun ist ja ohne Widerspruch der da segnet, der Grössere, und der gesegnet wird, der Geringere — ferner da es nach jener levitischen Anordnung nur sterbliche Menschen sind, die das Verzehndungsrecht haben, so hats hingegen hier der, der nur als lebend zum Vorschein kommt — Ja man möchte sagen, dadurch daß er von Abraham den Zehenten genommen, habe er ihn von den Levi-

| Bahrdt. | Heß. |
|---|---|
| sterbliche Menschen, die den Zehenten nehmen, dort aber ein Mann, der (in seinem Amte) in Ewigkeit fortlebt, dazu kommt noch dieses, daß die Leviten, weñ ich so reden mag, ihm selbst durch Abraham gezehndet haben, sintemal er sie als ihr Stammvater gleichsam mit vorstellte, da ihm Melchisedek entgegen gieng u. s. w. | Leviten selbst, (die doch sonst dieses Recht gegen andre haben,) genommen; indem Levi ja damals noch in Abrahams Lenden war, als Melchisedek ihm entgegen gieng u. s. w. |

Hier scheint es mir, daß die Bahrdtische Uebersetzung an Richtigkeit, Deutlichkeit und Anstand die Hessische übertreffe. Indessen giebts ohne Zweifel auch Stellen, wo die Hessische vor der Bahrdtischen, wo nicht in Ansehung der Sprache und des Ausdrucks, der mir beym Hrn. B. fast durchgehends deutlicher und eigentlicher zu seyn scheint, doch in der richtigen Darstellung des Sinns den Vorzug behauptet; z. B. in der Stelle des Briefs Jacobi, wo von der Unhinlänglichkeit des Glaubens ohne Werke geredet wird. So viel von der Uebersetzung des Hrn. Heß. Diese ist in seinem Buche nicht die Hauptsache, sondern eine aneinanderhangende und pragmatische Geschichte der Gründung und Fortpflanzung des Christenthums durch die Apostel. Er legt dabey das Geschichtbuch Lucä zum Grunde, erläutert und paraphrasirt es, wie er es in der Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu mit den Evangelien gemacht hatte. Wenn ihm diese sicherste Quelle entgeht, schöpft er aus den ältesten Nachrichten der Kirchenväter, und gebraucht auch zuweilen den Josephus, nur von jedem Apostel das Sicherste und Glaubwürdigste, das man davon weis, seinen Lesern auf solche Weise vorzulegen, daß sie zugleich mit den Schicksalen und Arbeiten derselben auch ihren Character, das Eigenthümliche ihrer Schriften und die besondre Absicht, in welcher sie geschrieben, kennen lernen. Zu diesem Ende rückt er einen hiezu dienlichen Auszug aus den Evangelien ein, und theilt die sämmtlichen Briefe der Apostel in einer Uebersetzung mit. Diese Einrichtung hat freylich den Vortheil, daß man aus den Umständen der Zeit, der damaligen Lage und den Schicksalen des Apostels, seinen Verhältniß zu den Gemeinen an die er schreibt, zum leichtern und richtigern Verstande derselben, einiges

einiges Licht erhält, so wie auch wiederum die eignen Schriften der Apostel, auf den von ihnen angegebenen Charakter ein Licht zurückwerfen; allein es entstehet auch daraus die Unbequemlichkeit, daß die Erzählung dadurch sehr oft unterbrochen wird, insonderheit durch die längern Briefe Pauli. So viel möglich beobachtet der Verf. die chronologische Ordnung und in Bestimmung der Zeit, worin die apostolischen Schriften geschrieben sind, gesteht er dem Benson, oder vielmehr den Miscellaneis sacris des Lord Barrington, hauptsächlich gefolgt zu seyn. Ueberhaupt scheint mir der Plan des V. gut angelegt zu seyn, um die Hauptabsicht desselben zu erreichen, nämlich den richtigsten Gesichtspunct zu treffen, aus welchem nicht blos diese oder jene einzelne Begebenheit, sondern die Geschichte im Ganzen zu betrachten ist, und die diesen Gesichtspunct bestimmende Hauptfedern durch eine ganze Reihe von Begebenheiten durchzuführen, nämlich von der Himmelfahrt Christi bis auf die Zerstörung Jerusalems. — Wenn nun im Detail noch manche Berichtigung und Verbesserung zu machen, etwas weniger Weitläuftigkeit zu wünschen, und einige Spuren der Eilfertigkeit, die ich hin und wieder zu entdecken glaube, auszulöschen wären; so hat man doch Ursache, im Ganzen mit dem Verf. zufrieden zu seyn, und ihm für diese abermalige Frucht seines auf die biblische Geschichte gewandten Fleißes zu danken.

Bs.

Zeit- und Handbüchlein für Freunde der theologischen Lectüre. Aufs Schaltjahr 1776. Der geistlichen Lesegesellschaft zu Bayreuth zugeeignet. Zweeter Jahrgang. In der lübeckischen Buchhandlung. 88 Seiten in 8.

Ein ganz seltsamer Mischmasch von Allerley, wie aus folgenden Rubriken zu ersehen ist. **Zeitrechnung**, das wievielste dieses Jahr von gewissen Epochen an gerechnet sey — **Ein Kalender** auf sechs Blättern, ohne Wetteranzeigen und astronomische Bemerkungen. Die zwote Columne, welche sonst in den Kalendern die christlichen Taufnamen füllet, liefert die Namen der Pfarrer, welche gewisse Oerter im Bareuthischen

thischen seit der Reformation Luthers bis itzt gehabt haben. Die dritte Columne unter dem Titel **Notizen** bemerket die evangelischen und epistolischen Texte jeden Sonntags, die Jahrmärkte des Landes und die Geburtstäge der Landesherrschaft — **Ordnung des theologischen Leseinstituts** von Hrn. **Kunneth**. Eine gute und nützliche Anstalt. — **Hundertjähriges Andenken aus der Kirchengeschichte für 1776.** bedeutet nicht viel, denn es wird nur kurz angezeiget, z. B. „Im Jahr Christi 276. kam ein römisches Kriegsheer bis an „den Rhein, und dies brachte etwas Licht der christlichen Religion nach Deutschland. A. 676. war der Monotheletsche „Streit am heftigsten. Dies Jahr hatte viel Regen und „schädliche Ungewitter. A. 1376. wurde die Franciscaner „Klosterkirche zu Hof eingeweihet" und dergleichen unwichtige Vorfälle mehr. — **Stof zum weitern Nachdenken: Ein Vademecum für Geistliche.** Verschiedene biblische Sprüche und angegebene theologische Materien, über welche der Geistliche bey der Beichte, zu Kranken, bey Leichen, beym Spatzierengehen und bey Unterredungen mit Amtsbrüdern sprechen kann, die zum Theil ganz sonderbar gewählt sind. — **Eingeschickte Uebersetzungen** von Luc. XII, 20. und Luc. XXI, 16. heißen nichts. — **Maximen und Bilder für Seelsorger.** Die 6te Maxime, lautet so: „Der neue Orthodox: hat er Bibel, Paters, Geschichte und Philosophie „studirt; dabey Luthern, Gerhard und Semlern gelesen; „alsdenn trauet ihm, daß er Lehrbücher vom scholastischen „Unrath reinigen, falsche Beweise ausmustern, die Kirche vom „Aberglauben befreyen und die ganze Theologie praktischer „machen will" — **Der große Wetterschlag 1775, über Pegnitz und Creusen.** Ein rührendes Gedicht, dessen V. wir zu kennen wünschten. Verbot es der Raum nicht, wir schrieben es ganz ab. — **Kirchen- und Religionsgeschichte des vorigen Jahres.** Höchst unerheblich. Vom Jahr 1774. werden Todesfälle und Amtsveränderungen einiger ziemlich unbekannten Theologen nachgehohlt. — 1775. **Wachsthum und Abnahme der Religion und Sitten.** Ziemlich zweifelhaft hebt dieser Artikel also an: „Man muß „eins sagen, wie das andere: So mislich es mit der Reinigkeit des Glaubens einige Zeit her ausgesehen hat, so deucht „mich, habe doch im letztern Jahre die Wage stärker gegen die „Seite der Religion gezogen, als vorher. Man bedenke das Gewicht der neuesten Kirchenverordnungen, den immer nähern

„Hang der Gegner zu unsern evangelischen Lehrsätzen, die ver„besserten Lehrmethoden, die wichtigen Religionscongresse im „vorigen Jahre, (was mögen diese für welche seyn?) und „das allmählige Stillschweigen der neuen Socinianer.“ Und nun die Aussichten der Protestanten in Frankreich; der Dissidenten in Pohlen; die Aufhebung der Inquisition in Mayland; der Fortgang des Missionswerks in Ostindien u. s. w. „In unserm Deutschlande heißt es zuletzt, fährt der Freyden„ker fort, die Erbsünde, die Ewigkeit der Höllenstrafen zu „leugnen, von der Gottheit und Genugthuung Jesu falsch zu „urtheilen, die Rechtfertigung aus dem Glauben, Gottes„dienst und Sakrament gering zu schätzen, und Kirchendisci„plin — Wo ist sie? Dieser Muthwille riß sich in **Wien** „und **München** so stark ein, daß die Regierung daselbst die „strengste Verordnung ergehen lassen mußte: entweder die Got„tesdienste zu besuchen, oder das Land zu meiden, und 100 Fl. „Strafe dem Wirthe, der ein zur Mode werdendes ärgerliches „Religionsgespräch nicht anzeiget. Die Uebertreter sollen „sogleich gesetzt werden, es mag Scherz oder Ernst seyn.“ Wie? den gewaltsamen Gebrauch solcher Waffen zum Schutz der Religion, die sich weder durch Landesverweisung, noch Gefängniß, noch Geldstrafe in das menschliche Herz hineinzwingen läßt, billiget der V.? — **Kirchenwesen.** Verschiedene Landesherrliche Verordnungen in protestantischen und katholischen Ländern. — **Schul- und Erziehungsanstalten.** — **Streit und Gährung.** „Bey diesem Blicke in das vorige „Jahr, sagt der V. sehe ich eine unfruchtbare Heyde voll Di„steln und Dornen, hier Böcke scherzen und Hirten sich rau„fen; hier zween Gränznachbarn mit einander sich balgen, „und am Walde, was erblicke ich! eine Bande Freyleute „oder Zigeuner auf Raub dichten, um und um aber — Krä„hen, Kibitzen und Staaren, die sich von Mist und Schnecken „nähren. Von der letzten Art sind wohl alle unzeitige Re„censenten, die mit ihren Bibliotheken Lermen machen, Gift „ausstreuen, Religion und ihre Diener beschmitzen und endlich „sich und ihre Zeiten der Nachwelt stinkend machen. Nicht „genug, daß man einigen Bibelbüchern ihr kanonisches Anse„hen, den Höllenstrafen die Ewigkeit, den Menschen das „angebohrne Verderben und dem Erlöser die Genugthuung „absprechen will. Neuerlich nannte auch D. **Semler** die Lehre „von der Höllenfahrt Christi und den Pelagianismus ein Ge„dichte; doch alles nur eine Weile **Gährung**! Auch will die „Probe

„Probe des schwedischen Bibelwerks nicht allen wahre Uebet„setzung, sondern oft nur als Travestirung zu gekünstelt, ent„fernt vom Sinne des Geistes vorkommen.“ Besondere Auftritte:

„D. **Benner** und D. **Bahrdt** in Giessen! jener warf „diesem aus seinen Weihnachtspredigten 1774. verschiedene „Irrlehren vor; **Bahrdt** bittet um Friede und geht nach „Marschlins.„

„D **Piderit** und **Griesbach** — **Piderit** und **Dei„net** duelliren sich in Zeitungen; das Publikum denkt von je„dem das seine.“

„An dem unglücklichen Krieg mit den Algirern soll der „spanische königliche Beichtvater schuld seyn, um blos die „Muselmänner zu züchtigen — an dem böhmischen Aufruhr „die Hußiten — und an andern Ungelegenheiten die Jesuiten. „Ohnfehlbar erdichtet! u. s. w.“

„Beynahe so gehet es in Amerika 2c.“

Kann man heterogene Dinge in ein poßierlicheres **Quodlibet** zusammenbringen? — **Aberglaube** und **Unglaube**. Eine kurze Nachricht von **Gaßnern**, den **Lavater** für einen göttlichen Wundermann hat halten wollen, von zween Schatzgräbern in Wien und zwoen schwedischen Mädchen. — **Vermischte Vorfälle**, die sich hie und da zugetragen. — **Personalien bey den protestantischen Kirchen**, oder Anzeigen von Todesfällen und Amtsveränderungen bekannter und unbekannter Universitäts- und Kirchenlehrer. — **Von römisch katholischer Seite**. Eben dergleichen. — **Landeskirchengeschichte**; oder Namen der geistlichen Räthe, Pfarrern und Candidaten des Predigtamtes, die im Bayreuthischen avancirt oder ein Amtsjubiläum gehalten, oder gestorben sind. Man kennt außerhalb Bayreuth kaum zwey oder drey davon. — **Nachlese zur Kirchengeschichte von 1755**. Nur vier Zeilen, welche melden, daß der Primas von Hungern 80000 Fl. Revenüen habe, Fürstbischof v. Freysingen Cardinal worden, und Siebenbürgen eine evangelische Universität bekommen habe. — **Lesebibliothek des vorigen Jahres 1775**. Die Titel sämmtlicher Bücher aus allerley Fächern, welche in der Lesegesellschaft herumgegangen sind, zum Theil gut, zum Theil schlecht gewählt. — **Neueste Lesebibliothek aufs Jahr 1776**. Eben ein solcher Catalog. — **Verzeichniß aller Gebornen, Getauften, Gestorbenen, Communicanten, Katechu-**

menen, und noch lernenden Jugend im Fürstenthum Bayreuth, vom Kirchenjahre 1775. Damit schließt das Büchlein, welches circa materiale et formale nach einem ganz originalem Geschmacke fabricirt ist.

B.

Litteratur des katholischen Deutschlandes zu dessen Ehre und Nutzen herausgegeben von katholischen Patrioten. Liberius si dixero quid, si forte iocosius, hoc mihi iuris cum venia dabis. Hor. Libr. 1. Sat. 4. Des ersten Bandes erstes Stück, Coburg, bey Rud. Aug. Wilh. Ahl. 1775. 8. 172. Seiten.

Dieses Journal, wovon vier Stücke wie das gegenwärtige von 9 bis 10 Bogen, einen Band ausmachen werden, soll in die Stelle der fränkischen Zuschauer treten. Die Verfasser, die ihr Vorhaben auf eine bescheidene und verständige Weise ankündigen, wollen zuförderst Anzeigen und Beurtheilungen von neuen Schriften ihrer Religionsverwandten liefern. Unter diesem Artikel versprechen sie auch zuweilen eigne Abhandlungen mitzutheilen. Dann liefern sie historische Nachrichten, von Akademien, Universitäten, gelehrten Gesellschaften, Bibliotheken, Klöstern und Schulen des katholischen Deutschlandes, von ihren jetzigen Lehrern, von der Lehrart, und andern merkwürdigen Ereignissen, die auf die katholische Litteratur einige Beziehung haben. In einem dritten Artikel werden sie sich bemühen, den Zustand der Litteratur katholischer Staaten außerhalb Deutschland bekannter zu machen. Einen vierten Artikel haben sie dazu bestimmt, Auszüge der neuesten protestantischen Litteratur aus den besten Tagebüchern und Zeitungen nach der Ordnung der Wissenschaften mitzutheilen. Da auch, dem Vorgeben dieser Journalisten zufolge, die protestantischen Kunstrichter manchmal falsche Vorstellungen von der katholischen Litteratur machen, und wenig billige Urtheile von katholischen Schriftstellern fällen, so wird den Beleidigten zur Vertheidigung ein fünfter Artikel offen gelassen. In einem sechsten Artikel sollen endlich gewisse

Nach-

Nachrichten, oder solche, die unter keiner der obigen Rubriken gehören, vorgelegt werden.

So viel man nun aus diesem ersten Stücke urtheilen kann, verdient das Journal alle Aufmunterung von Seiten des katholischen Deutschlands. In sofern es für unsere Bibliothek gehört, die sich keines Religionsgerichts über andere recensirende Journale anmaßt, ist die einzige hier vorkommende Abhandlung unter dem Titel: Kurze Geschichte der deutschen Kirchenlieder, zu merken. Der Verf. derselben sucht zu beweisen, daß man in der katholischen Kirche schon seit den ältesten Zeiten deutsche Gesänge gehabt habe, und daß die Beschuldigung, als wenn vor Luthers Kirchenveränderung der ganze Gottesdienst in lateinischer Sprache gehalten worden, ungegründet sey. Er führt freylich einige deutsche Lieder an, von denen es wahrscheinlich ist, daß sie lange vor Luthern gedichtet und gesungen worden, ob sie aber beym öffentlichen Gottesdienst gebraucht worden, und nicht vielmehr zur Privaterbauung bestimmt gewesen, könnte noch zweifelhaft seyn. Auch scheint mir der Beweis des Verf. für das frühere Daseyn vieler in protestantischen Gesangbüchern unter Luthers Namen verzeichneten Lieder, z. B. ein Kind gebohrn zu Behlehem, ein Kindelein so lobelich, Christ ist erstanden u. d. m. nicht genugthuend, wenn er aus dem Umstand, daß eben diese Lieder auch in katholischen Gesangbüchern befindlich sind, schließt, daß sie schon vor Luthern da gewesen. Denn wenn es gleich, wie der Verf. behauptet, gar nicht wahrscheinlich ist, daß die Katholiken von Luthern verfertigte Lieder unter ihre Kirchengesänge sollten aufgenommen haben; so ist es doch bekannt, daß die meisten dieser Lieder Uebersetzungen alter lateinischer in der Kirche längst vor Luthern üblicher Gesänge sind. Und wenn dies ist, so konnten die Katholiken, nachdem sie sich einmal entschlossen, auch deutsche Lieder in ihren Kirchen zu singen, sie so gut aus dem Lateinischen übersetzen, als Luther, der sie aber auch nicht blos übersetzte, sondern auch bisweilen veränderte oder verbesserte. Indessen hat der Verf. auch einige andere Gründe beygebracht, die es wahrscheinlich machen, daß man vor der Reformation auch einige, obgleich wenige Lieder in der Landessprache beym Gottesdienste gesungen hat. Noch besser aber würde er es erweisen, wenn er die beyden obigen Einwendungen, nämlich, daß die gemeinschaftlichen Lieder sämmtlich aus dem Lateinischen übersetzt worden, und

daß die wenigen ursprünglich deutschen vielleicht nicht zum öffentlichen Gottesdienst bestimmt worden, auf eine genugthuende Weise zu beantworten wüßte.

Bs.

## Predigten von einem Bostonschen Geistlichen bey verschiedenen Gelegenheiten gehalten. Boston, bey J. J. Simon (Bern, bey der typographischen Gesellschaft) 1776. 8. 117 S.

Es ist etwas schwer zu bestimmen, **was** in den gegenwärtigen Conjuncturen ein **Bostonscher**, überhaupt **Nordamerikanischer** Geistlicher von der Kanzel seinen Kirchkindern über dieselbe hauptsächlich vorzutragen habe, und **wie**? Ein delikater Umstand, der viel Nachdenkens erfodert. Doch von **dieser** Seite, als Muster, was etwan in der **jetzigen** Lage der Dinge einer Gemeine im bisherigen englischen Amerika, oder überhaupt einer in ähnlichen Verhältnissen und Aussichten, darüber zu sagen wäre, sind diese Predigten nicht anzusehen. Was etwa in der **zwoten** Predigt derselben angepaßt scheint, ist dürftig. Alles übrige, das **Anti-Zinzendorfsche** in der **ersten** ausgenommen, kann von **jeder** Kanzel geprediget werden, paßt auf auf alle Christen.— Der verstorbene Prof. **Hartmann** in **Mietau** hat **Nothankers** Namen geborget, um seine **moralische Chrien** mittelst desselben so viel eher debitiren zu können. Und so hat hier Einer den Namen eines **Bostonschen Geistlichen** gewählt, um dadurch auf diese seine Aufsätze so viel gewisser die Aufmerksamkeit der Lesewelt zu lenken. Ein unschuldiger Kunstgriff, wenn nur die Sachen an sich selbst von einigem Belang sind, oder vielleicht durch eine gründlichere Ausführung und geschicktere Darstellung sich auszeichnen. Dieses ist aber der Fall hier nicht. Die Predigten des angeblich **bostonschen Geistlichen** sind allerdings nicht schlecht. Es fehlt in ihnen nicht an guten Gedanken und richtigen Bemerkungen. Auch ist der Styl nicht verwerflich. Uns dünkt aber, daß der **Worte** zu viel, der **Sachen** zu wenig, und diese nicht aufs leuchtendste **geordnet** wären, daß der V. seine Materien noch nicht so eigentlich durchgedacht habe und in seiner Gewalt besitze, daß er in der **Exegese** noch etwas zurück,

zurück, und sein Vortrag nicht überall einfach und allgemein verständlich sey. Wenn das Bedürfniß der Gemeine eine Bestreitung des **Herrnhutismus** erheischt hat: so hätten die Waffen tüchtiger, und die Bekämpfung geschickter seyn müssen. Wenn ein Prediger das, was ihm **Ketzerey** scheint, von seinen Pfarrkindern entfernt halten, oder, wofern es bereits Wurzel gefaßt, im Keim ersticken will, so muß er, unsers Ermessens, weder im **Privatumgang**, noch minder auf der **Kanzel**, allzuviel Gewicht darauf legen, zu viel Aufhebens davon machen, es ausdrücklich bezeichnen, mit (besonders verhaßten) Namen nennen, **geradezu angreifen**. In **jenem** entweder davon schweigen, oder, wenn die Gelegenheit nicht kann vermieden werden, mit einem durch Sanftmuth und Liebe gemilderten Ernst, und **nicht allzu viel**, dagegen sprechen; und in seinen **öffentlichen Vorträgen** die **entgegenstehende** Lehren, ohne allen **polemischen** Schein, nur deutlich vortragen, und mit den stärksten Gründen unterstützen, ist das sicherste Mittel, das angebliche Uebel, wo nicht ganz auszurotten, oder gar selbst von den Gränzen abzuhalten, doch die Einflüsse desselben sehr zu beschränken. Weit weniger Spaltungen würden die christliche Kirche verwirret und benachtheiliget haben, wenn beym ersten Anscheine dazu die jedesmaligen Vorsteher, Ober- und Unterlehrer minder wichtig sie gemacht, mehr Mäßigung, überhaupt Klugheit dabey bewiesen hätten. — Der V. redet in seinen Vorträgen auch zu viel **von sich selbst**, und tadelt **andere** Prediger zu oft. So enthält z. B. die aus **Pilati**, sonst vortrefflichem Buche di una riforma d'Italia der Länge nach in die dritte Predigt eingerückte Stelle eine (hin und wieder allzu) scharfe Rüge mancher **italiänischen** Prediger. **Jenes** verräth Eitelkeit, und **dies**, wenn auch der Tadel nicht ungegründet ist, zeuget stets von einiger **Unklugheit**, auch wohl **stolzer**, **feindseliger** Gesinnung. Sind die Vorwürfe statthaft, und von den Predigten Anderer wirklich schlimme Folgen zu besorgen: nun so giebts andere, anständigere und zugleich sichere Wege, ihnen vorzubeugen, oder, wo dieses zu spät ist, sie zu vermindern. Nicht minder hat uns das häufige Citiren von Büchern in der **ersten** Predigt misfallen. Bald werden **Zinzendorf's Homilien über die Wundenlitaney**, und der **Nachklang wider Hrn. Fresenius**, bald die **geistliche Reden**, bald die **pensylvanische Reden** u. a. angeführt. Allenfalls hätte dieses in **Noten** geschehen können.

können. — Der V. hat sich nicht genannt, ist uns auch nicht bekannt worden. Wahrscheinlich ist es ein noch junger Mann, und zuverläßig ein Schweizer. Seine Sprache verräth ihn. Der Predigten sind vier über die Religionsschwärmerey, über Joh. 3, 8; eine Betrachtung über 1 Petri 4, 7; die beste Verfassung zur Betrachtung und Ausübung der Religion, über Matth. 6, 16; die eheliche Glückseligkeit, über Röm. 14, 7. unser keiner lebt ihm selber. —

Ar.

Hugonis Grotii Annotationes in Vetus Testamentum emendatius edidit, et breuibus complurium locorum dilucidationibus auxit *Georgius Ioannes Ludouicus Vogel*, Philos. et Reg. Frider. Prof. Publ. Tom. I, Halae apud *Io. Iac. Curt.* MDCCLXXV. 2 Alph. 12 pl.

Der Herr Prof. Vogel verdient vielen Dank, daß er diese berühmte Arbeit des Grotius, die man unter uns bisher nur so, wie sie von einem Calov in den bekannten Bibliis illustratis geschändet ist, lesen konnte, von neuem wieder herauszugeben, und mit seinen eigenen Anmerkungen zu bereichern angefangen hat. Die gelehrten Bibelfreunde, die Grotii Annotationes in Nou. Test. welche zu Erlangen 1755. besonders herauskamen, besitzen, können nun die ganze Arbeit des Grotius über die Bibel in eins fortlesen, ohne durch eine unangenehme, und ohnedem jetzt allzuspäte calovische Weitschweifigkeit, Verleumdung und Verketzerung des Mannes, der immer groß ist und groß bleibt, aufgehalten zu werden. Da die Arbeit des Grotius selbst nicht unbekannt ist; so wollen wir den Lesern unserer Bibliothek jetzt nur anzeigen, was eigentlich der Herr Prof. Vogel bey dieser neuen Ausgabe der grotianischen Arbeit geleistet hat, und was er bey dem andern Theil, der noch folgen wird, zu leisten verspricht. Zuerst hat der Herr Prof. dafür gesorget, daß der grotianische Text, worin er nichts geändert hat, richtig abgedruckt würde: ferner hat er die vielen Druckfehler, die vormals in den Zahlen begangen waren, verbessert: und denn hat er hin und wieder einige eigene Anmerkungen, die mit dem Anfangsbuch-

staben

staben seines Namens bezeichnet sind, beygefügt. Wir bedauern es aber sehr, daß diese Anmerkungen des Hrn. Prof. **Vogels** in diesem ersten Theil nur bis ans Ende des 5ten Buchs Mose gehen. Eine große Schwächlichkeit der Gesundheit hat ihn genöthiget, alle gelehrte Arbeiten eine Zeitlang liegen zu lassen, und sich nach Altorf zu begeben, woselbst er seine Gesundheit wieder zu bekommen sucht und hofft. Er verspricht aber in der Vorrede, daß, sobald er nur seiner Gesundheit wegen im Stande seyn wird, den zweyten Theil der grotianischen Arbeit zu liefern, auch zugleich seine hier im abgedruckten ersten Theil noch fehlenden Anmerkungen zu den übrigen biblischen Büchern dieses ersten Theils im Druck erscheinen sollten, die denn als ein Anhang zu demselben angesehen, und, wie am Ende noch einmal versichert wird, demselben beygebunden werden können. Dieser erste Theil enthält denn nun die grotianischen Annotationes über die 5 Bücher Mose, (in welchen Grotius, wie bekannt, weitläuftiger ist, als in den nachfolgenden historischen Büchern;) über das Buch Josua, der Richter, Ruth, die beyden Bücher Samuels und der Könige; über die Bücher der Chronik, Esra, Esther, über den Hiob, die Psalmen, die Salomonischen Bücher und die Klaglieder Jeremia. Was die Anmerkungen des Herrn Prof. **Vogels** betrifft, die in diesem Theil über die Bücher Mose mit abgedruckt sind; so enthalten sie mehrentheils etwas neues, das Grotius nicht gesagt hat und auch zu seiner Zeit nicht hat sagen können: unterweilen aber erläutern und bestätigen sie den grotianischen Vortrag noch mehr: hin und wieder wird auch ein kleines Versehen des Grotius dadurch verbessert. Uns haben sie größtentheils sehr wohl gefallen. Um unsere Leser in den Stand zu setzen, selbst darüber zu urtheilen, wollen wir einige als Exempel anführen, so wie sie uns ohne Wahl in die Augen fallen werden. Gleich im Anfange erinnert Hr. **Vogel**, daß das erste Kapitel des ersten Buch Mose aus alten poetischen Aufsätzen genommen sey, oder daß es vielmehr selbst ein poetischer Aufsatz und ein Schöpfungsgesang sey. Die Beschreibung des Sündenfalls hält er für ein allegorisches Gemälde. Die Sündfluth nimmt er nicht für allgemein an. Bey 1. B. Mose 2, 2. merkt Hr. **Vogel** an, daß der samaritanische Text, imgleichen auch die griechische und syrische Uebersetzung hier haben: **Gott vollendete sein Werk am sechsten Tage.** (Der Recens. erinnert sich, daß er in seinen Schuljahren immer gewünscht hat, daß

hier doch im Hebräischen **der sechste Tag** stehen möchte, weil ihm der siebente hier ganz unschicklich geschrieben zu seyn schien; und daß er seit der Zeit, als er in der greichischen Bibel den **sechsten** Tag gefunden hatte, denselben mit völliger Befriedigung angenommen und sich die jugendliche Freyheit genommen, im hebräischen Text hier einen Schreibfehler zu vermuthen.) Kains Worte Kap. 4, 13. übersetzt Hr. Prof. **Vogel: Meine Strafe ist schwerer, als daß ich sie ertragen kann.** Kap. 5, 24. übersetzt er: **Henoch starb, aber Niemanden ist der Ort und die Art seines Todes bekannt worden**; oder, **Niemand weis, wo und wie er gestorben ist.** Die Sprachverwirrung Kap. 11. versteht er von einer Uneinigkeit der Bauenden bey ihren Bauanschlägen. Kap. 20, 16. giebt er: **er** (Abraham) **wird dich** (Sarah) **von allem Schimpf und Schande befreyen, so daß du vor allen Beschuldigungen sicher seyn wirst.** Bey 5 B. Mos. 34, 6. haben die Ausleger eine Schwierigkeit zu finden geglaubt, weil sie gemeynt haben, es stünde da, oder liege dem Verstande nach darinnen, **daß Gott den Moses begraben habe.** Aber weil das Subject **Gott** hier nicht steht, sondern nur die dritte Person des hebr. Verbi קָבַר; so hat der Recens. hier auch niemals eine Schwierigkeit gefunden. **Luther** und alle Kenner der hebräischen Sprache, übersetzen ja unzählichemal die dritte Person des hebr. Verbi *impersonaliter*. Das hat Luther mit diesem Wort קָבַר selbst gethan 2 B. d. Kön. 21, 26. und es daselbst übersetzt: **man begrub ihn.** Der Recens. macht es in der angeführten Stelle eben so, und übersetzt ohne jemals eine Schwierigkeit dabey gesucht zu haben: **man begrub ihn.** Die LXX haben diese Stelle ebenfalls so verstanden. Denn sie haben dieselbe übersetzt, **sie begruben ihn**, nämlich gewisse Israeliten. Des Hrn. Prof. **Vogels** Anmerkung zu dieser Stelle ist folgende: **Es scheint**, saget er, **als wenn das Begraben des Moses so verstanden werden müsse, daß Gott den Moses habe in eine Höhle gehen heißen, und daß er daselbst gestorben sey.** Gesetzt aber, daß in der angeführten Stelle auch das Subject **Gott** vorhanden wäre, oder daß das Verbum קָבַר (sepeliuit), sich auf das im vorhergehenden 5ten Verse befindliche Subject **Jehovah** bezöge; so wird dennoch alle Schwierigkeit gänzlich wegfallen, wenn man bedenkt, daß

die

die Morgenländer ihre Zeitwörter unzählichemal so gebrauchen, daß sie gar keine unmittelbare Handlung dadurch anzeigen. Wenn der Morgenländer gewohnt ist zu sagen, daß **Gott den Joseph nach Egypten sendet**, daß **er eine Theurung und das Wasser des Meers ins Land rufet, daß er Davids Trauerkleider ausziehet, und ihn mit Freudenkleidern umgiebt, daß Herodes den Johannes greift, schließet und enthauptet, daß Gott den Sihon, den Og und den König Saul tödtet, ja daß Gott alles thut, was in der Welt vorgeht**; so kann er auch sagen, daß **Gott seinen Knecht Mose**, dem er doch ohnedem selbst den Tod ankündigte, **begraben habe.** Aber für die deutschen Leute sollte das schon längst übersetzt seyn: **er ließ ihn begraben.**

Bey dem Schlusse dieser Recension erhalten wir die zuverlässige Nachricht, daß die Gesundheit des Herrn Prof. **Vogels** glücklich wieder hergestellet sey, und daß wir den zweyten Theil der grotianischen Arbeit, nebst den versprochenen Anmerkungen des Hrn. **Vogels** ehestens bekommen werden, denen wir begierig entgegen sehen.

Die Nothwendigkeit den Gebrauch der katholischen Kirche, die Geistlichen ihres Standes niemals, oder gar schwerlich, zu entlassen, aufzuheben. Eine italiänische Handschrift ins Deutsche übersetzt. Rom und Florenz. (Frankfurt und Mannheim, bey Eßlinger und Schwan) 1775. 8. 56 S.

Es ist wohl in dieser Sache **nicht so eigentlich** von denjenigen, welchen die ordines *minores*, als besonders von solchen, welchen die *maiores* ertheilt worden; nicht so wohl von nouitiis in Klöstern, als vielmehr von denen, welche die drey vota abgelegt, wirklich Profession gethan haben, (worauf sonach die ordines gewöhnlich folgen) kurz **nicht so wohl** von Clericis im **weitesten** Sinn, als **vorzüglich** von Clericis *maiorum ordinum*, sie seyn nun so genannte seculares, regulares, Mönche rc. die Rede. Doch auch die *minorum* ordinum sollen gemeynt seyn. — Schon in den **ersten** Zeiten der christlichen Kirche wurde darüber gehalten, daß die **Geistlichen ihren Stand** nicht so leicht verlassen konnten. Es fehlt desfalls

falls nicht an Verordnungen der **Concilien**, noch an Gesetzen christlicher Kaiser. Die verschiednen Verhältnisse und Umstände fanden sich damals noch nicht, die seitdem eingetreten sind. Ad seculum redire, oder in die Welt zurück kehren zu dürfen, war also noch keine solche Seltenheit, oder Unmöglichkeit, als jetzt. **Je näher** aber das Meisterstück politischer Architectur, das Gebäude der Römischen Kirche, seiner **Vollendung** kam: **desto minder war**, und **ist nunmehr** gar nicht an eine **Standesentlassung** der Clericorum, secularium, oder regularium, zu denken. Der **Lehrbegriff** und das **Ansehen** der Kirche erheben dieses Verbot zur äussersten Nothwendigkeit. Der ordo überhaupt ist ein **Sakrament**. Insbesondere wird durch die ordinationem *maiorum* ordinum, oder **grössere** *) Weihen, dem, der sie empfängt, eine noua qualitas ertheilet, ein character *indelebilis* eingedrückt. Nothwendig muß also die Würde und Heiligkeit des ordinis, als **Sakraments**, und zwar als **solchen** Sakraments, auf alle Weise bedacht und bewahret werden. Eben deswegen, weil die **Ehe** ein **Sakrament** ist, findet das diuortium *quoad vinculum* schlechterdings nicht statt, ist das vinculum *indissolubile*. — Durch die Ablegung der **drey Gelübde**, durch die Profession geschieht eine **feyerliche Verpflichtung**, **diese Lebensart bis an den Tod treulich beyzubehalten**. Allerdings kann die Gelübde aufgelöset, oder aufgehoben werden, (es sey nun durch die **Kirche**, oder an und für sich allein) durch den **Pabst**, als den Restorem orbis, in terra vicarium I. C. als den, quo *omnis plenitudo potestatis* residet, oder wie es in der Bulle Vnam sanctam heißt: cui subest omnis humana creatura cet. Aber auch diese würden an ihrer **Wichtigkeit** und **Ehre** verlieren, wenn sie, wie es jedem einfiele, der Verbindlichkeit derselben überhoben zu seyn, so fort, das heißt, allzu oft, zernichtet würden. Der Abschiede und Aufnahmen würde überhaupt kein Ende, kein Ziel noch Maaß seyn, und darunter müßte das **Ansehen** und der **Vortheil** der **Kirche** nothwendig leiden. Wirklich ist es tadelbar, auch sehr misbilligt worden, daß **Klemens** XIV während seiner Regierung nur so viele **Ordensgeistliche sekularisirt** hat. — Der **Entlassungsgründe** lassen sich verschiedne denken. **Einige** können die Entlassung verlangen, ohne nach einer **ganz ungebundnen** Lebensart zu visieren, weil

*) *Subdiaconatus*, sagt Böhmer nach dem *Io. Morinus* u. a. et ordines *minores* characterem non inprimere censentur.

weil ihm **diese** Einschränkungen misfallen, weil sie übereilter Weise, ohne es reiflich vorher überlegt zu haben, in den geistlichen Stand getreten sind, oder in den Jahren der Unmündigkeit von den Eltern, aus dieser oder jener Absicht, der Kirche gewidmet worden. Ihre Bitte bleibt unerhört, ihr Wunsch wird nicht erfüllt. Man denkt und hoft, ihre Gedanken, Entwürfe, Neigungen könnten und würden sich ändern, und gebraucht hiezu auch die diensam scheinenden **Mittel**, verspricht ihnen etwan, um ihren Unmuth zu zerstreuen und sie umzulenken, dieses oder jenes, beobachtet sie, bey einigem Anschein von projettirten Austritt, etwas genauer, schlägt auch, ihm vorzubeugen, die behörige Wege ein u. s. f. **Andre** möchten, ohne ihr Ansuchen, wegen **fehlerhafter, unordentlicher Verhaltensart**, ihres Standes entlassen werden zu müssen, scheinen. Aber, **lauter exemplarische** Geistliche zu haben, ist eher gesagt, als es zu bewirken, zu erhalten stehet. In **keiner** Kirche fehlt es an unsittlichen, lasterhaften Geistlichen. Von den **Sitten** der **Glieder überhaupt** ist auf den **Lehrbegriff** einer Kirche nicht zu schließen. Non sacerdotum *vitam*, sed quae *docent* et *ministrant*, considerare debemus. — Non *quales sacerdotes* Domini *sint*, sed *quid* de Domino *loquantur*, est magnopere praeuidendum; wo dieses steht, ist allbekannt. Wenn auch manche Geistliche in Absicht auf den **Wandel** nicht ganz untadelbar sind: gleichwohl sind sie auf diese oder eine andre Weise zu gebrauchen. Schweifen sie allzusehr, allzukundbar und allzuärgerlich aus: Nun, so werden sie gewißlich, nach Maaßgabe des Verbrechens, der Umstände, bestraft — suspendirt — ja wohl gar degradirt. Und überhaupt: Inutilis sacerdos *ecclesiam dignitate* non priuat. Intra catholicam ecclesiam in mysterio corporis et sanguinis Domini, *nihil a bono maius, nihil a malo minus perficitur sacerdote.* Man hoft auf ihre Besserung und sucht sie auf allerley Art zu bewirken. — Es springen um des Zwangs willen viele **Mönche** aus ihren Klöstern und **fallen ab**: man hoft sie durch Versprechungen, oder Drohungen, oder auf andern Wegen, wieder in den Schoos ihrer Klöster und der Kirche sammeln zu können.

Verläumden, verschwärzen, verspotten, verunehren die **Apostaten** die katholische Religion, Geistlichkeit, Pabst, Bischöffe, Kirchengebräuche, Geheimnisse und Glaubenslehren: es wird nicht hoch geachtet. Welcher Vernünftige, denkt man, wird alles, was sie ausschäumen, so gerade zu glauben? Stehet

het die **Römische Kirche** nicht fest genug? Und gewiß ist sie tief gewurzelt, in das Innerste mancher Staaten **eigentlich eingeschmolzen**; hat für die mancherley Triebe, Begierden, Neigungrn Höherer und Niederer, Anziehendes, Nährendes, Fesselndes in Menge. — Einer **großen Menge** von **Geistlichen** bedarf sie, aus **mancherley** Gründen. Insbesondere sind die **Orden**, namentlich die sogenannten **Bettelorden**, für den **Pabst** von **unumgänglicher** Nothwendigkeit. Die **frühe**, nach Ablauf des **sechszehnten** Jahrs, öffentlich autorisirte, Zulassung zur Ablegung der **drey Gelübde** hat auch vieles gegen sich. Aber die milice spirituelle des **Pabstes**, wie **d'Alembert** und **Linguet** die **Orden** nennen, **muß zahlreich**: **könnte** es aber nicht seyn, ohne Verstattung der **frühern** Profession. Die Staatskunst heischt diese also, und kann sonach die in verschiedenen Ländern theils geschehene, theils besorgliche, **Zurücksetzung** derselben ins **vier** = oder **fünf und zwanzigste** Jahr, nicht billigen. — In der ganzen Sache kömmt einzig und allein das **Interesse der Kirche** in Betracht. Pereat *pars*, et conseruetur *totum*. Aus diesen Gründen u. a. m. werden die Vorschläge des ungenannten (wiewohl uns bekannten, nicht **Italiänischen**, sondern **Deutschen**) Verf. so sehr sie sich auch von gewissen Seiten empfehlen, wenig oder kein Gehör finden. Zwar heißt es in der **Frankfurter Gelehrten Zeitung** v. Jahr 1775. S. 584. **„man will wissen, diese Sache werde dermalen zu „Rom in Ueberlegung gezogen.„***) Es ist aber sehr zu bezwei=

*) Rec. hatte dieses schon geschrieben, als ihm Num. 60. der Gazette politique de Deuxponts 1776 in die Hände gekommen. Folgender Artikel aus derselben mag hier stehen. Vorsın (wird *Worms* heißen sollen) du 18 Juillet. On mande de *Rome*, que le St. *Pere* a formé le projet d'*accorder à tout Ecclésiastique*, *soit séculier*, *Prêtre* ou *Moine*, *chaussé* ou *déchaussé*, *barbu* ou *non barbu*, la *permission de rentrer dans le monde*. Cette nouvelle, qui a transpiré, *inquiette* et *réjouit* un grand nombre de personnes; elle paroît *apocriphe* aux uns; les autres regardent ce projet comme *un de plus grands traits de politique*, *qui soient sortis depuis long-temps des arsenaux de Rome*. Et voici les *raisons*, qu'ils en donnent.

On sait que les *Matadors de la Religion*, *grands amis du temporel*, ont toujours interdit aux *Puissances* le droit de s'immiscer dans les affaires *du Clergé*, que c'étoit autrefois l'*arche du Seigneur*; et que les *Seigneurs*, environnés de *Jesuites*, osant à peine penser sans leur aveu portoient docilement le

bezweifeln. Quisquis *semel* in Ecclesia *ordinem* acceperit egrediendi ex ea *vlterius licentiam non habet; — semel Deo dicatum, non est ad vsus humanos vlterius transferendum*, wird forthin gelten.

Recensent, der kein Glied der Römischen Kirche ist, glaubt dieses in die Seele derselben, insbesondere des Römischen Hofs, hinein gedacht und geschrieben zu haben. Das Urtheil über sein Urtheil, uberhaupt die nähere Prüfung der Sache, überläßt er den Religionsverwandten des Verfassers.

N.

## Des Herrn Diaconus Lavaters eigentliche Meynung von den Gaben des heiligen Geistes, der Kraft des Glaubens und des Gebets, geprüft und beantwortet von einem Freunde der Wahrheit. Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben. Bremen, bey J. H. Cramer, 1775.

Eigent-

*le joug de la cour de Rome.* Aujourdhui les *Rois* désentravés, voyant *cette foule immense de prêtres et de moines se gorger du sang de leurs utiles sujets*, ont presque de concert formé le projet de *réduire considérablement* le *Clergé* et sur tout les *ordres monastiques* de leurs Etats. Le *St. Pére* accablé de demandes de *suppression* et de *réformation*, et voyant éclore de toutes parts les systêmes d' *innovation* dans le régime des *biens Ecclésiastiques*, ne pouvant se flatter de repousser avec ses *anciennes* armes les efforts de tant de *Souverains*, pour conserver au moins l'apparence *du pouvoir de lier et de délier*, pourra bien se déterminer à rendre à la *société* une partie de la *milice de l'église*, mais il le fera d'une maniére assez *adroite* pour satisfaire les *Souverains sans perdre beaucoup de ses sujets.*

*Que ceux d'entre nos plus chers enfans*, dira le *St. Pére, qui ne peuvent vivre dans le sein de l'église sans la deshonorer, par le scandale qu'ils causent, rentrent dans le monde et y vivent en bons citoyens.* Cette *liberté apparente* sera un *lien de plus* pour les *Ecclésiastiques*, aucun ne voudra passer pour une *mauvaise brebis* et le *troupeau* restera *entier*. Ich bleibe auf der Seite derjenigen stehen, die diese Nachricht für Apocryphisch ansehen. Der Tag wirds klar machen, ob mit Recht, oder mit Unrecht. —

Eigentlich ist es nicht **Ein** Freund der Wahrheit, welcher diese Prüfung angestellt hat; sondern es sind ihrer **Drey.** Erst nämlich wird des Herrn **Lavaters eigentliche Meynung von den Gaben des heiligen Geistes, von der Kraft des Glaubens und des Gebets,** so wie er dieselbe in seinen **vermischten Schriften** neuerlich selbst beschrieben hat, vorausgeschickt; dann folgt ein **Sendschreiben** an Hrn. Lavater, worin diese seine Meynung nach exegetischen Gründen geprüft und verworfen wird. Hierauf ist ein **zweytes Schreiben an den Verfasser des erstern** abgedruckt, welches eine Beurtheilung ebenderselben Meynung nach historischen, moralischen und dogmatischen Gründen enthält; und am Ende ist noch ein Fragment einer von einem dritten gehaltnen **Predigt** wider die Schwärmerey zugegeben worden

Die eigentliche Meynung des Hrn. **Lavaters** von den Gaben des heiligen Geistes, und von der Kraft des Glaubens und des Gebets, ist schon im XXVsten Bande dieser Bibliothek S. 171. u. f. bey Gelegenheit der Anzeige der Lavaterischen vermischten Schriften hinlänglich angezeiget, und nothdürftig beurtheilet worden. Der damalige Recensent war der Meynung, daß die ganze Untersuchung über die Frage, ob Gott dem Menschen zu seiner Erleuchtung und Heiligung eine **mittelbare** oder **unmittelbare** Hülfe leiste, nicht nach exegetischen, sondern nach Vernunftgründen entschieden werden müsse, weil die heil. Schrift nur allein die **Sache**, nicht aber **die Art und Weise** ihrer Bewerkstelligung lehre. Auf ausdrückliches Verlangen des Hrn. L. zeigte er zugleich die Auslegungsregeln an, nach denen man, auch in dem Falle, wenn die Verheißung wirklicher Wundergaben ohne alle Einschränkung auf Zeiten und Personen in der Bibel gefunden würde, (als worauf Hr. L. sich ohne Unterlaß beruft) demohngeachtet nicht nur berechtiget, sondern auch gezwungen sey, jene sich von selbst ergebende Einschränkung hinzu zu denken. Endlich äußerte er die Meynung, daß dafern Hr. L. seiner Sache so gewiß wäre, es ganz und gar keines Streitens weder nach philosophischen, noch exegetischen Gründen bedürfe, weil er in diesem Falle, durch ein hübsches augenscheinliches Wunder uns, so zu sagen, den Glauben in die Hand geben könne. Denn wenn es sich wirklich so verhält, wie Hr. Lavater uns überreden will, daß jeder, der da gläubt — und, da dieser Glaube von uns abhängt, also auch jeder, der da will, zu einem

einem moralisch sinnlichen Umgange mit Gott gelangen, und dem zufolge Berge nach Belieben versetzen, Sturmwinde erregen und stillen, Oceane austrocknen und Sterne herunter ziehen kann: so sehe ich in der That nicht ein, warum Herr Lavater Bedenken trägt, der ungläubigen Welt, welche bey seinen Wortbeweisen die Achseln zuckt, durch ein Experiment von dieser Art auf einmal die Augen aufzureißen, und ihr den Glauben an seine Meynungen abzunöthigen? Es steht nun zu erwarten, ob Hr. L. sich zu unserer Schwachheit herablassen, und unserer zweifelnden Hartnäckigkeit auf die verlangte Weise abhelfen wolle.

Die Verfasser der angezeigten dreyfachen Schrift, schlagen jeder einen andern Weg ein, um Hrn. L. sonderbarer Meynung die Spitze zu bieten. Der erste bindet sich genau an die Forderungen desselben, und sucht den Ungrund seiner Meynung von allgemein verheissenen Wundergaben, aus exegetischen Gründen darzuthun. Hr. L. hatte diese seine Meynung auf einen dreyfachen, ihm unumstößlich scheinenden Beweis gegründet. Der erste bestand in der Bemerkung, daß in der Bibel die Gottheit durchgängig als ein unmittelbar handelndes, unmittelbar sich den Menschen offenbarendes Wesen vorgestellt werde; daß die Verfasser der heiligen Schrift solche unmittelbare außerordentliche göttliche Wirkungen auf gewisse Menschen mit dem Namen der Gaben des heiligen Geistes zu belegen, und von diesen Gaben, als von Dingen zu reden pflegen, zu deren Besitz alle Menschen aller Zeiten und Orten gelangen könnten. Sein zweeter Grund war von der in der Bibel behaupteten Wunderkraft des Glaubens und von der immer fortdauernden Allgemeinheit derselben hergenommen. Nirgends, sagte er, finde ich die Behauptung, daß nur gewisse Gläubige etwas von dieser wunderthätigen Kraft erfahren sollen; nirgends, daß der Glaube nur ein, oder zwey, oder drey Jahre diese Kraft behalten solle. Ich finde vielmehr, daß die Verfasser der heiligen Schrift durchgängig auf die allerentscheidendste Weise behaupten, daß kein Mensch zu keiner Zeit von der Erfahrung dieser Kraft des Glaubens ausgeschlossen sey. — Sein dritter Grund endlich beruhete auf der gleichfalls in der Schrift behaupteten alles vermögenden Kraft des Gebets, die er eben so wenig irgendwo eingeschränkt gefunden haben will. — Dies waren die angeblichen unwiderleglichen Beweise seiner Meynung. Sein erster Gegner nun gehet Schritt vor Schritt dieselben mit

ihm durch, und zeiget ihm theils den Ungrund, theils das Unbeweisende seiner Bemerkungen mit so vieler Gelassenheit, und großtentheils auch mit so einleuchtender Klarheit, daß Hr. L. selbst, wahrscheinlicher Weise, eben so wenig über ihn böse werden, als seinen Beyfall ihm wird versagen konnen. — Sein zweeter Gegner ist schon etwas lebhafter, ohngeachtet auch er sich gleichfalls in den Schranken der Sanftmuth und der Wohlanständigkeit hält. Er betrachtet Hrn. Lav. schwärmerische Meynung aus einem politischen und moralischen Gesichtspunkte; entwickelt die schädlichen Folgen derselben; und zeigt dabey eine gute Bekanntschaft mit der Geschichte der Schwärmerey durch alle Jahrhunderte. Die Begierde, seine historische Belesenheit an den Tag zu legen, verführt ihn je zuweilen zu unnöthigen Ausschweifungen, und für diese Sünde hat er denn auch hie und da durch ziemlich auffallende Fehler büßen müssen, welche ihm entwischt sind. So theilt er z. B. da er des Wunders aller Wunder, der Verwandelung der Hostie beyläufig erwähnt, eine ganz und gar nicht zu seinem Zwecke gehörige Geschichte von der Entstehung und Fortpflanzung dieses Lehrsatzes der römischen Kirche mit.

Das letzte Stück in dieser Sammlung ist, wie gesagt, ein Fragment einer Predigt, welche, laut beygefügter Nachricht, schon vorlängst, ohne alle Absicht auf Hrn. Lavater, vor einer öffentlichen Versammlung über die Schwärmerey gehalten worden ist. Der Hr. Verfasser derselben, der darinn durchaus als ein erleuchteter Geistlicher und guter Redner erscheint, macht einen dreyfachen Unterschied über Schwärmerey überhaupt, indem er sie in eine grobe, feine und liebenswürdige abtheilet, und handelt von jeder insbesondere, mit so bestimmter Deutlichkeit, mit so richtiger und ausgebreiteter Kenntniß des menschlichen Herzens, und mit so männlicher überzeugender Beredsamkeit, daß gewiß jeder, der dieses Fragment gelesen hat, in den Wunsch des Recensenten einstimmen wird, daß es diesem Verfasser gefallen möchte, durch die Bekanntmachung einer ganzen Sammlung solcher geistlichen Reden viele hundert Bände anderer Predigten überflüßig zu machen. Mt.

Sacrorum bibliorum concordantiae iuxta exemplar vulgatae editionis Sixti V. Pontificis Maximi iussu recognitum et Clementis VIII. authoritate editum singulari olim studio et industria

dustria Theologorum Coloniensium emendatae et locupletatae, postea Bambergae saepius impressae, nunc autem nouis curis reuisae et a multis erroribus expurgatae. Superiorum permissu et approbatione. Augustae Vindelicorum, sumptibus Mathaei Rieger p. m. filiorum. MDCCLXXVI. 6½ Alph. in Folio.

Das Werk ist vollständig, aber auch weiter nichts als eine bloße Verbalconcordanz, übrigens auf weißem guten Papier gedruckt. T.

*Ioa. Chr. Burgmanni*, D. Theol. in Ac. Rostoch. quondam Prof. *Institutiones Theologiae dogmaticae.* Recensuit et praefatus est *Bernh. Frid. Quistorpius*, D. S. Theol. Prof. P. O. Gryphiae, ex off. A. F. Roese. MDCCLXXV. 8. 435 pagg.

Burgmann lehrte auf einer Universität, die von Anbeginn an den Geruch der strengsten Rechtgläubigkeit behauptet, nicht nur die symbolisirte Lehre vorgetragen, sondern auch die geringste Abweichung davon gerügt hat. Mit seinen Vorfahren ud nKollegen war der verstorbene B. einerley Glaubens un Sinnes. Durch die **akademischen** Lehrbücher der **Dogmatik**, im Durchschnitt genommen, gewinnen Theologie und Religion wenig oder nichts. Indessen kommen gleichwohl alljährlich etliche zum Vorschein. H. D. **Quistorp** in Greifswalde hat geglaubt, das Handbuch seines Lehrers, Promotors und nachwärtigen Kollegen und Freundes B. verdiene aus allerley Gründen der Welt mitgetheilet zu werden. Wirklich hat es seine Vorzüge, — freylich nicht ganz Ausschließungsweise. Es enthält in fruchtbarer Kürze überaus vieles, was man bey weitem nicht in allen dogmatischen Lehrbüchern antrifft. So ist z. B. **Petersen's** Meynung vom **tausendjährigen Reiche** ziemlich ausführlich auseinander gesetzt, von den **Concilien** allerley Nützliches gesagt worden ꝛc. Die **Ordnung** ist unverwerflich. In **zwanzig** Kapiteln ist hier die **Dogmatik** in kurzen, leichten Sätzen vorgetragen. Nicht nur ist bey jedem bemerkt, gegen **wen** er gerichtet ist; auch die **Einwürfe** der Gegner sind zuweilen vorgetragen und beantwortet, freylich nicht immer vollständig. Die terminos technicos findet man in reicher Maaße. Ich tadle dieses so wenig, daß ich vielmehr

die **Scholastische** Sprache für ein wesentliches Ingrediens einer guten **Dogmatik** ansehe. Sie ist einmal angenommen. Man kann sich mittelst derselben kurz und bestimmt ausdrücken. Der Student, der die **symbolischen** Bücher und die **dogmatischen und polemischen** Schriften der **ältern** Gottesgelehrten lesen will, — und ich denke, jeder **muß** sie lesen, dessen **theologisches** Wissen über das Alltägliche herausragen soll, und jeder **kann** sie lesen, der seine Zeit sorgsam zu Rathe hält, und gewissenhaft eintheilt, — wird dazu am besten angeführt, wenn ihn sein Handbuch, oder sein Professor in den Vorlesungen damit vertraut macht. Wo jenes die **Terminologie** nicht enthält: so sollte dieser in seinem Vortrage solchen Abgang zu ersetzen, angelegentlich streben. Es ist sehr die Frage, ob nicht verschiedene (jetzt nicht näher zu bezeichnende) **akademische** Lehrer, die ohne je etwas von **Schulsprache** einzumischen, im allerneuesten Deutsch, die **Dogmatik** vortragen, (**populäre Dogmatik**, wie sie es nennen, lesen,) die anstatt unausgesetzt die **Philologie** und **Scholastik** zu Hülfe zu nehmen, und **philosophische** Schärfe und Genauigkeit möglichst anzuwenden, den **Homileten**, **Ascteten**, **Paräneten** *rc.* machen, die anstatt den Jüngling zur bestmöglichsten Erwerbung **theologischer und andrer Gelehrsamkeit** auf alle Weise zu ermuntern und zu unterstützen, ihm vielmehr von allem, was im Predigtamte nicht von der **ersten, dringendsten** Nothwendigkeit ist, gewissermaßen abrathen: — ob nicht diese hiedurch die Menge solcher Geistlichen vermehren helfen, welche zwar an Sonn- und Feyertagen Etwas über ihre **Perikopen** und den **Katechismus** sagen können, aber über dieses hinaus, im anderweitigen Leben, weder wißbegierigen Zuhörern genugthun, noch gegen Andersgläubige und wirkliche Religionsfeinde, **in** und **außer** ihren Gemeinen, bestehen können, noch in irgend einem Fache der Wissenschaften zu brauchen sind, — von diesen Seiten ihren Orden beschimpfen, ja dadurch der **Religion** selbst schädlich werden. Je weniger überhaupt dem Menschen aufgelegt, je leichter ihm alles gemacht wird: desto minder wird er sich ausbilden, so viel weiter zurückbleiben. Man fürchte nicht, die Schulsprache werde in die **öffentlichen Vorträge und Unterweisungen** allzu sehr einfließen, und allzu stark sie trüben. Wer den **Zweck** solcher im Auge hat, und behörig nachdenket und liest: wird die **wahre, zweckmäßige Kanzel- und Katechisationssprache** hernach bald lernen. — Ich lenke wieder ein. Indessen enthalten diese institutiones auch verschiedne

Klei-

Kleinigkeiten. Hieher gehören die Ableitungen der Wörter, catechesis, schisma, haeresis cet. Einiges ist aus fremden Gebieten herübergesetzt worden. So z. B. die Materien von den verbotenen Graden, von der ehrbaren Behandlung und Begräbniß der Verstorbenen u. a. die ein Eigenthum der Moral sind. Dieses und ähnliches wäre von dem Herausgeber wegzustreichen gewesen. Die Beweisstellen sind etwas sorglos ausgesucht, überhaupt B.'s philologische Kenntnisse ziemlich lückicht. Und seine philosophische? Es wird eine Thesis aufgestellt: dantur *spectra*, und diese unter andern daraus bewiesen, quia discipuli Christi spectra crediderunt, numquam ea propter a saluatore reprehensi Marc. 6, 49. 50. Luc. 24, 39. Aber an wie manchen Vorurtheilen lagen nicht die Apostel Jesu krank? Wähnten sie nicht auch, Jesus würde ein irdisches Königreich aufrichten? Wie große Mühe wandte Er nicht an, sie von diesem Aberglauben zu heilen? Gleichwohl waren sie, selbst nach seiner Auferstehung, nicht ganz davon frey. Nicht alle Reden Jesu werden im N. T. erzählt. Wenn nirgends gesagt wird, daß Er seine Apostel wegen des Gespensterglaubens zur Rede gesetzt: so folgt nicht daraus, daß Er es wirklich nicht gethan. — Der verstorbene Fecht in Rostock strich einem Studenten das große B (beatus), welches er vor Speners Namen in seiner Disputation gesetzt hatte, aus, und sprach nachher in einer Disput. de beatitudine in Domino defunctorum, in Apoc. XIV, 13. demselben die Seeligkeit ab, „es sey denn, daß er vor „seinem Ende seine durch alle Glaubensartikel gehende vie„le und schwere Irrthümer, sammt dem in der Kirche „erregten Unfug bußfertig erkannt und wiederrufen ha„be,“ verdammte also, weil solches nicht geschehen, Spenern geradezu. Burgmann, grauissimus in cathedra *Fechtii* doctor, wirft S. 374 die Frage auf: num omnes *Pontificii*, *Caluiniani*, et sequentes *damnantur?* Eine vorwitzige, dem Menschen nicht geziemende, Frage, die wohl Buddeus, oder Weismann, oder Mosheim, oder Baumgarten ꝛc. nicht gethan, wenn sie solche in einem herauszugebenden Mscpt angetroffen, oder Jemand mündlich sie ihnen vorgetragen hätte, in jenem Fall weggestrichen, in beyden wenigstens anders beantwortet haben würden. *Damnantur*, antwotet B.: quatenus sectae, si *fundamentales* sequuntur errores, *saluari* possunt, quatenus eos implicite, saltem per residuas veritates reiiciunt, et in agone mortis iisdem sustentantur.

Gott ist kein harter Mann, schneidet nicht, wo er nicht gesäet und sammelt nicht, wo er nicht gestreuet hat. Ein Katholik, der nach den Grundsätzen seiner Kirche, dem z. E. *haeretico* non est seruanda fides, lebt, den Ketzer hasset und verfolget, handelt unrecht. Aber in was für Umständen ist mancher nicht aufgewachsen, quo semel est imbuta recens seruabit odorem testa diu, er hat von Kindheit an nichts anders gehört und gelesen, ist mit keinem Andersdenkenden umgegangen, ihm ist die Lesung der Bibel und andrer Bücher untersagt, wenigstens sehr erschweret worden, er hat geringen, oder keinen, Scharfsinn besessen, oder keine Muße zum Lesen und Nachdenken gehabt u. s. w. Ich finde es hart, wegen seines Glaubens und der daraus abfließenden Vergehungen, wenn er auch bis an seinen Tod darin beharret ist, sie nicht bereuet und wiederrufen ꝛc. hat, das Anathema über ihn auszusprechen. Was Jesus von dem großen Haufen der Juden seiner Zeit gesaget: sie wissen nicht, was sie thun, das gilt von dem der verfolgender Katholiken. Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er stehet, oder fället, seinem Herrn. Möchte dieses, möchte das ganze vierzehnte Kap. des Briefs an die Römer auf aller Gottesgelehrten, „nicht Denkzetteln geschrieben,“ aber Pulten mit großen Buchstaben geschrieben, angeheftet stehen! — Zu Ende der kurzen, und besondres für einen Akademiker, in sehr mittelmäßigem Latein geschriebenen, Vorrede seufzet Hr. D. Quistorp über die *nouatores reformatores*que, quibus Ecclesia nostra hodie proh! *abundat*. Ganz natürlich bey Jemand, der die Religion in Gefahr zu seyn glaubt. Es fehlt allerdings unter jenen nicht an muthwilligen tironibus, ja tirunculis. Indessen hegen auch diese wohl keinen Vorsatz, durch ihre Bestreitungen des eingeführten Lehrbegriffs der Religion selbst Eintrag zu thun; sie thut es bloß aus Schreibsucht, Eitelkeit, Neuerungsbegierde u. dergl. Aber es sind auch unter den nouatoribus reformatoribusque manche *veterani*, die schon das günstige Vorurtheil für sich erregen, daß sie nichts beseufzenswerthes gegen die Religion unternehmen werden, deren Schriften aber das unverkennbare Gepräge der Ehrlichkeit und Wahrheitliebe führen, — bey jedem unbefangenen Leser allen Argwohn von feindseligen Absichten verschenchen müssen. Dem sey aber so, oder anders: alle diese Angriffe werden früh oder spät, zum Besten der Religion, ausschlagen. Gelehrte Streitigkeiten bewahren

manche

manche Köpfe vor dem Einschlafen, lenken die Aufmerksamkeit und Denkkraft derselben, auf diese, jene Lehren, und befördern so die Hervorgrabung und Befestigung der Wahrheit. Ohne die (heftige) gelehrte Gefechte der **Reformirten** mit den **Katholiken** in **Frankreich**, im vorigen Jahrhunderte, würden verschiedne Materien der **Kirchengeschichte**, **Kirchenalterthümer**, **Dogmatik** rc. nicht in das Licht gestellet worden seyn, in dem wir sie jetzt erblicken. Die häufigen **deistischen** Schriften **Englischer** Verfasser haben die **Englischen** und andre Theologen und Layen, zur Untersuchung in Athem gesetzt. Ohne diese Kriege würden wir in den Beweisen der **Wahrheit**, **Wohlthätigkeit**, **Göttlichkeit der christlichen Religion** viel weiter zurück seyn, als wir gegenwärtig sind. Jeder untersuche alles sorgfältig, und was ihm sonach das **Beste** dünkt, das **behalte** er. Dieses sey dem autorisirten Lehrsystem **zu**- oder **abstimmend**, er selbst strebe nur dadurch **Jesu Freund** zu werden, daß **er thue**, was Jener **geboten**. Die Vorsehung, welche bisher die Revolutionen in bürgerlichen Reichen zum allgemeinen Besten hinausgelenkt, wird auch die jetzige Gährung im Gebiete der Theologie und Religion **herrlich hinausführen**. **Die Pforten der Hölle** sollen **die Gemeine Jesu nicht überwältigen**, diese Versicherung **kann** und **soll** jedem vor aller Unruhe bewahren. —

Ar.

---

## 2. Rechtsgelahrheit.

Ueber einige Vorzüge des Naturrechts, des Herrn **Karl Anton von Martini**, Ritters des heiligen Stephanordens, kaiserl. königl. wirklichen Hofraths bey der obersten Justizstelle, ordentlichen öffentlichen Lehrers des Naturrechts und der Einleitung zu dem bürgerlichen Rechte. Wien, gedruckt bey Joh. Thomas Edlen v. Trattnern, kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern. 1774. 151. Seiten in gr. 8.

Ein kleiner Commentar über die **Grundsätze des Naturrechts des Hrn. v. Martini**, der eben nichts mehr enthält, als was er selbst in seinen Exercitationibus de lege naturali gesagt hat; sich aber doch wegen des muntern Tones und guten Vortrages angenehm lesen läßt, und vermuthlich in der Absicht einige Misdeutungen zu entfernen, für diejenigen geschrieben ist, die sich wegen Unkunde des Lateinischen der eigenen Erlauterungen des Hrn. v. Martini nicht zu bedienen im Stande sind.

So viel wäre zur Bestimmung des Characters der angezeigten Schrift genug, wenn uns nicht noch folgende S. 127. und 128. vorkommende Bemerkung eine kleine Vertheidigung abnöthigte.

„Die Herren Kunstrichter von Berlin, heißt es, wenden „wider unsern Grundsatz ein, daß er dem Naturrechte nicht „eigenthümlich, sondern mit allen moralischen Wissenschaf„ten gemein sey; denn alle handeln von dem, was gut oder „böse sey, nun ist aber gut, was den gottlichen Absichten „gemäß, und böse, was ihnen zuwider ist. Die Sache „hat einigen Schein, der aber bald verschwindet, wenn man „sie ein wenig näher betrachtet. Das Recht der Natur lehrt „uns unsere Pflichten, die Ethik, Oeconomik und Politik die „Mittel sie zu erfullen. Jenes sagt, das ist zu thun; warum? „weil es mit den Absichten des Schöpfers übereinstimmt; diese „sagen: das ist ein Mittel, den Absichten des Schöpfers ge„mäß zu handeln; warum? weil es mit unserer Natur in „sich selbst, und mit den Umständen betrachtet, überein„kömmt. Also ist der Hauptgrundsatz der Moral im engern „Verstande keinesweges der nämliche, den wir für das Recht „der Vernunst festgesetzt haben; denn der Satz, wende die ge„hörigen Mittel an, damit du deinen Pflichten Gnüge leisten „mögest, fließt zwar allerdings aus unserm Hauptgrundsatze; „er gehört aber auch schon in das Naturrecht, nicht mehr in „die Moral. Gewiß! wenn diese darum einerley Quelle mit „jenem hätte, weil sie uns die Mittel, unsere Vollkommen„heit und die Absichten des Schöpfers zu befördern an die „Hand giebt, so müßte man eben das von der Vernunftlehre „und der Arzneykunst sagen, was noch niemanden eingefallen „ist. Und wäre hier eine Schwierigkeit, so wie keine ist, so „möchte ich einen andern Grundsatz für das Naturrecht sehen, „bey dem sie nicht wäre. Wir haben auch nicht die Absichten „des Schöpfers anders genommen, als in soferne sie sich auf „unsere

„unsere freyen Handlungen anwenden lassen; nun ist wohl „ein Mittel anwenden, nicht aber das Mittel selbst; oder die „Art es zum Besten zu gebrauchen — die zwey Gegen„stände der Moral — eine Handlung. So bleibt es denn un„angefochten, daß wir die einheimische Quelle der Naturge„setze angegeben haben."

Was **erstlich** die Eintheilung anlanget, worauf sich der V. zum besten des von ihm vertheidigten Grundsatzes beruft; so erinnern wir dagegen, daß solche bis jetzt weder aus der Geschichte der Wissenschaften, die sie betrifft, noch aus dem wesentlichen Verhältnisse ihrer Gegenstände erwiesen sey; und sich überdem noch vieles dagegen einwenden lasse, davon wir nur das Eine berühren wollen, daß, wenn dem Naturrechte der ihm ursprünglich anklebende Charakter einer Rechtswissenschaft bleiben soll, es auch nur von wirklichen, in einer völligen, gesetzlich uneingeschränkten Macht bestehenden Rechten, welches einzig die Zwangsrechte sind; nicht aber von sittlichen Möglichkeiten, dafür jedermann die sogenannten unvollkommenen Rechte erkennt, handeln könne. In der That liegt in dieser Beantwortung des V. eine Voraussetzung des Bestrittenen; weil man, indem man den Gegenstand der Wissenschaften angiebt, auch den höchsten Begriff derselben festsetzt, und dadurch zugleich ihre Quellen auf die Erkänntnißgründe desselben einschränkt: woraus denn von selbst erhellet, was erst in Richtigkeit zu bringen ist, wenn man die Frage von dem höchsten Grundsatze des Naturrechts entscheiden will.

Was **zweytens** die Folge betrifft, die der V. aus seiner Eintheilung zieht, so ist es zwar wahr genug, und wem könnte wohl das Gegentheil davon einfallen? daß die Mittel an sich selbst ganz andere Erkenntnisgründe haben, als die Handlungen, worauf sie sich beziehen: allein daraus folget noch nicht, daß die Verbindlichkeit zu den Mitteln nicht einerley höchsten Erkenntnisgrund mit der Verbindlichkeit zu den Handlungen haben sollte, welches vielmehr nach den eigenen Grundsätzen des V. richtig ist, da beyde Verbindlichkeiten aus der Einstimmung der Mittel und der Handlungen mit dem Willen Gottes hergeleitet werden. Nun kömmt es in dem ganzen Streite über den höchsten Grundsatz des Naturrechts nicht auf das **Erste**, als den **materiellen** Erkenntnisgrund, sondern auf das **Letzte**, als den **formellen** Grund der Erkenntnis an; und also hätte der V. vorher mit dem wahren

Stande der Frage bekannt seyn sollen, ehe er es wagte sich darauf einzulassen. Daß er aber hiervon nicht unterrichtet gewesen, zeigt sowohl das ganze angeführte Raisonnement, als auch die am Ende desselben angebrachte Unterscheidung, wodurch der Erkenntnisgrund der Moral ausdrücklich auf das Materielle eingeschränkt wird.

Was der Hr. Verfasser von der Vollständigkeit des Lehrbuchs des Hrn. v. **Martini** sagt, ist an sich völlig wahr; nur verwechselt er die Vollständigkeit mit der Ausführlichkeit, wenn er behauptet, daß es so vollständig sey, als irgend ein größeres über das Naturrecht geschriebene Werk: Denn so kann freylich auch ein Catechismus so vollständig, als ein ausführliches Lehrgebäude der Gottesgelahrheit seyn.

Die Verdienste des Hrn. v. **Martini** sind endlich so entschieden und gegründet, daß sie keiner Erläuterung bedürfen, wenn diese auch in Ansehung seiner Schriften gewissermaßen nützlich und nöthig seyn möchte.

Nz.

Promemoria; die anmaßliche Aufstellung einer Reichsgräflich-Westphälisch-katholischen Subdelegation bey der zwoten Klasse der Kayserlichen und Reichskammer-Gerichts-Visitation betreffend. Neuwied 1775. Fol. 58. S. und 19. S. Beylagen.

Bey der Einrückung der zwoten Visitationsklasse erschien ein Reichsgräflicher katholischer Bevollmächtigter um die 10te Stelle in dem Schemate Deputationis, und zwar auf der katholischen Seite einzunehmen. Dieser Bevollmächtigte wollte die Westphälische Grafenbank vertreten; das Westphälische Grafencollegium wollte aber, im Ganzen genommen, für ein evangelisches Collegium, wie Chursachsen oder Würtemberg für ein evangelisches Land, angesehen seyn, es mögen viel oder wenig katholische Mitglieder wirklich im Collegio seyn oder nicht. Das Westphälische Grafencollegium suchte den Beystand des Corporis Evangelicorum, und darüber ist diese Druckschrift entstanden. Die Streitigkeit beruhet auf der Frage: ob das Westphälische Collegium in sensu comitiali ein Collegium mixtum sey? Katholischer Seits behauptet man die affirmativam und protestantischer Seits wird sie geläugnet; es wird vielmehr

vielmehr das Westphälische Collegium als eine evangelische Curie erkannt, welche gar keiner katholischen Stimme fähig sey; die katholischen Mitglieder desselben Collegiums aber sollen in allen Sachen, wobey es auf Religionsunterschied ankommt, dem Schwäbischen Grafencollegio accresciren, so daß unter dem Ausdruck oder Ausruf: **Westphälische Grafen**, nie katholische, unter dem Ausruf **Schwäbische Grafen** hingegen die katholische Westphälische Mitglieder allezeit mit verstanden seyn sollen. Diesem ungeachtet ist von dem Churmainzischen Reichsdirectorium am 4 Jun. 1774. das Westphälische Collegium ermahnet worden, einen katholischen Subdelegaten zu stellen, jedoch mit Beybehaltung der Incorporations-Regal zu dem Schwäbischen Collegium; und dann wäre die Sache unverfänglich geblieben; das katholische Westphälische Mitglied hätte auf der katholischen Seite die katholische Grafenstimme geführt, und auf der evangelischen Seite würde ein Graf von einer andern Bank eingetreten seyn. Allein, das Schwäbische Collegium hatte mit den katholischen Westphälischen Grafen unter der Hand ein Projekt zu Stande gebracht, um die Repräsentation des katholischen Subdelegaten doch wo möglich auf das Westphälische Collegium zu bringen, mithin dasselbe breui manu in ein Collegium mixtum zu verwandeln, da es doch in den Jahren 1676. und 1689. in dem Besitz der evangelischen Deputationspurität gewesen. Seit derselben Zeit hat sich kein Fall einer weitern Ausübung ereignet, bis zu der gegenwärtigen Kammergerichts-Visitation; und bey dieser suchen die evangelischen Grafen oder Directores des Westphälischen Collegii mit Hülfe des Corporis Euangelicorum zu bewirken, nicht, daß der Graf Metternich zurückgewiesen, sondern nur, daß er nicht als ein **Repräsentant** des Westphälischen Collegiums angesehen werde.

Wir haben nichts als eine Art des Vortrags zu beurtheilen, denn die Sache selbst ist für unser Forum, dessen Jurisdiction kein Theil erkennen würde, zu politisch, wir begnügen uns daher nur von dem Styl zu sagen, daß derselbe weder **neoterisch philosophisch**, noch altfränkisch-**kurialisch**, noch deutsch-**puritanisch**, auch weder Moser'sch noch Möser'sch, noch Zwirleni'sch, noch Kremer'sch, noch Bechtisch,*) sondern der sogenannte bündige Styl sey, der blos für

*) Verfasser der in der famosen Hulser'schen Sache für den Magistrat von Heilbronn zu Wetzlar besorgten Druckschriften, die in

für die Referenten bestimmt zu seyn scheint, denen die Zeit zu lang wird, den Schmuck der Eloquenz abzusondern, deswegen die Scribenten diesen Schmuck selbst unterdrücken, worin H. Pütter für original gehalten wird, welche trockene Bündigkeit sogar auch Männer vom attischen Geiste, so lange als sie an ähnlichen Schriften arbeiten, in ihre Gewalt zu bringen suchen, wie z. E. H. Möser in den Schriften, die er in der Vormundschaftsstreitsache des Osnabrückischen Domkapituls verfertiget, und H. Uz in der Feuerordnung, die er für das Fürstenthum Anspach gemacht hat, genugsam bewiesen haben. Die Ursache davon ist leicht zu finden, und zwar darin, daß dergleichen Schriften nicht verfertiget werden, damit sie als literarische Produkten erscheinen sollen, sondern um ein ganzes Collegium oder eine ganze Reichsversammlung, ein ganzes Corpus zu einer erwünschten Sentenz oder Entschließung zu präpariren, und dabey wo möglich ein neues principium cognoscendi unterzuschieben. Man muß sie daher nicht als literarische, sondern als solche Schriften ansehen, die zwar für das Publikum gemacht zu seyn scheinen, aber demselben nicht eher mitgetheilt, vielmehr sorgfältig vorenthalten werden, als bis entweder durch geheime Mittheilung erst die Absicht erreicht ist, oder wenn die Absicht nicht zu erreichen gewesen ist, aus dem dadurch erweckten Mißvergnügen der Vorsatz entstanden ist, durch Druckschriften die Sache nicht zu bessern, sondern zu rächen; das ist alsdenn der Fall der Ausnahme, wo der Verfasser solcher Schriften nicht mehr die Referenten oder das Gericht, sondern das Publikum vor Augen hat, welches er von dem Unrechte, das er leidet, unterrichten will.

Gm.

## Johann Baptista Anthes zufällige Gedanken vom Zweck der Ehe, und von deren Begriff, bey Gelegenheit eines Rechtshandels, worinnen einem krumm und schiefgewachsenen Mägdchen die Ehe streitig gemacht wird. Frankfurt am Mayn bey den Eichenbergischen Erben. 1774. 136. S. in. Octav.

Wann

in einem besondern Schwunge von künstlicher Beredsamkeit geschrieben sind.

Wann wird sich doch einmal der ewige Wortstreit über den Endzweck der Ehe enden? Die Frage ist unendlich vielsinnig. Fragt man, was hatte der Schöpfer für einen Zweck bey Erschaffung der verschiedenen Geschlechter und Einprägung des Begattungstriebes: so ist offenbar keine andere Antwort möglich als: die Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Ist die Frage: Aus welcher Absicht heyrathen die Menschen: nun so ists auch offenbar, aus hundert verschiedenen; die meisten aber um den Zeugungsinstinct zu befriedigen. Ist dem Sprachgebrauch nach eine Ehe unter Personen möglich, die sich nicht begatten, oder **ganz unstreitig und apodiktisch gewiß** keine Kinder zeugen können? Nein. Kann man einer solchen Verbindung die in den Gesetzen der Ehe beygelegten Rechte zuschreiben? Nein. Ist kein Beyschlaf in der Ehe erlaubt, wann die Erzeugung unmöglich ist, z. E. nach der Conception? dies glauben wir nicht. Muß man bey jedem Beyschlaf gerade die Absicht haben, ein Kind erzeugen zu wollen? Nein; so wenig als ein Hungriger, der isset, dabey gerade den Gedanken und die Absicht haben muß, seinen Körper zu erhalten. Er isset, weil es ihn hungerte. Ist es erlaubt die Erzeugung bey dem Beyschlafe zu hindern? Nein. Diese und vielleicht noch mehrere verschiedene Bedeutungen der Frage, hat man nicht unterschieden; hat sich dadurch in Widersprüche verwickelt, im Cirkel herumgedrehet, mit Schatten und Spiegelbildern gekämpft, im finstern getappet, und bald hier bald da gegen die deutlichste Wahrheiten angestoßen. So geht es auch unserm Verf. Er sucht weitläuftig zu beweisen S. 16. u. f. daß die Erzeugung der Kinder nicht der Zweck der Ehe sey, auch nicht die Hülfsleistung S. 31. noch die Befriedigung des Geschlechtstriebes S. 70. sondern daß die Ehe aus gar vielerley erlaubten Absichten geschlossen werden könne, S. 90. u. f. und endlich giebt er dann S. 97. die gar nichts sagende und nichts erklärende Definition von der Ehe: sie sey **eine zwischen zweyen Personen beyderley Geschlechts getroffene Vereinigung, um sich in solcher ihre ganze Lebenszeit hindurch als Mann und Frau erkennen zu wollen.** Mit andern Worten: Die eheliche Gesellschaft ist eine Gesellschaft, worin sich zwey Personen beyderley Geschlechts verbinden, sich als Mitglieder der ehelichen Gesellschaft zu erkennen.

T.

Zwey

Zwey sich widersprechende Decisiones aus Göttingen und Giessen über einen merkwürdigen und seltenen in Osnabrück sich zugetragenen Fall. Zur Erläuterung der intricaten Materie de inculpatione laesi. Herausgegeben von D. Frankfurt am Mayn bey den Eichenbergischen Erben. 48. S. in Quart.

Der Fall ist wirklich merkwürdig. Ein Sergeant war in einem Wirthshause zu Osnabrück. Ein Bürgerssohn kommt dazu. Der Sergeant läßt ihm ein Glas Branntewein einschenken. Sie trinken zusammen, und gehen darauf nach dem Walle. Am Thore hält sich der Sergeant ein wenig auf, der Bürger geht auf den Wall, rechter Hand hin, endlich kommt der Sergeant nach, geht aber nach der linken Seite. Er setzt sich auf eine Rasenbank, die nahe am Abhange des Walles stand, und schläft ein. Um ein viertel nach 12. Uhr hört die Wache am Thore einen kläglichen Laut, und nach einer halben Stunde findet man den Sergeanten in dem Haasefluß, der dicht am Wall herfließt, blutig und beschädigt. Der Bürger kam in Inquisition, weil man glaubte, daß er den Sergeanten vom Walle ins Wasser gestürzt habe. Die Göttingische Juristenfacultät erkannte auch die Folter gegen ihn. Zu Giessen aber wurde er völlig absolvirt. In den dem Giesischen Urtheil beygefügten Entscheidungsgründen werden die Göttingischen widerlegt, und bis zur höchsten Evidenz bewiesen, daß der Bürger das angeschuldigte Verbrechen nicht begangen haben konnte.

☉.

Rechtliche Untersuchung, wie die Concurskosten am billigsten zn bezahlen, nebst einigen zur Erhaltung des Credits der Privatleute, sonderlich des Landmannes gethanen Vorschlägen, von Leopold Friedrich Fredersdorf, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Justizamtmann des Stiftamts Walkenred. Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung. 1774. 38. S. in 8.

Die

Die Meynung, daß die Concurskosten den percipirenden Gläubigern pro rata abgezogen werden sollen, hält der V. nicht für billig, und führt Gründe dagegen an. Freylich folgen Unbilligkeiten daraus, wenn man sie ohne Einschränkung behauptet. Er hält es für das billigste, daß den Gläubigern der drey ersten Classen nichts für Concurskosten abgezogen werde, sondern daß die Kosten den Creditoren der vierten und fünften Classe, und zwar pro rata ihrer Forderungen, zur Last fallen. Seine Gründe kommen darauf hinaus, die Gläubiger der letzten Classen seyen durch ihre Unvorsichtigkeit Schuld daran, wenn sie Schaden litten. Allein dieser Grund paßt auf manchen Gläubiger der erstern Classen. Der ist manchmal, ob er sich gleich eine Hypothek hat geben lassen, doch unklug im Creditiren gewesen; und manchen Gläubiger der letzten Classen trifft dieser Vorwurf nicht. Ich gebe z. E. einem Manne, dessen Umstände jedermann für gut hielt, ein Depositum. Handle ich damit unvorsichtig? Aber wann man auch dem Hrn. F. seinen Beweis passiren läßt: so fragt sichs doch, wie sollen dann die Kosten bezahlt werden, wann die Masse nicht hinreicht, alle Creditoren der drey ersten Classen zu befriedigen? Zieht man sie ganz zum voraus ab: so bleibt ein Gläubiger, vielleicht mehrere, in der dritten Classe unbezahlt, denen doch vielleicht keine Nachläßigkeit imputirt werden kann. Wir dächten also, es sey die billigste Art, die Concurskosten zu bezahlen, wenn man sie denen Creditoren abzöge, deren Forderungen sehr illiquid gewesen sind, und die also den Concurs verzögert haben. Auch müßten die, welche ohne alle Scheingründe an den Concurs Forderungen gemacht, und verloren haben, dazu contribuiren. Allein was hilft alles raisonniren von Billigkeit in einem Falle, wo ein ausdrückliches Gesetz ist? dergleichen aber haben wir. Nach L. 7. D. depositi sollen die Concurskosten zum voraus abgezogen werden.

Besser haben uns die Vorschläge zur Erhaltung des Credits gefallen. Sie verdienten in Ausübung gebracht zu werden.

Sr.

Joh. Friedrich Juglers Beyträge zur juristischen Biographie, des zweyten Bandes erstes und zweytes

zweytes Stück. Leipzig bey Heinsius, 412. S. in groß Octav.

Herr J. fährt mit rühmlichen Fleiße in seiner Arbeit fort. Im ersten Stücke dieses Bandes sind beschrieben: Joachim Mynsinger; Joachim von Beust; Eguinarius Baro; Franz Balduin oder Baudouin; Nicolaus Vigel; Johann Niellius; Bernhart Suthold; Carl Hannibal Fabrot; Matthias Berlich; Burcard Berlich; Johann Limnäus; Daniel Clasen; Heinrich Hahn; Johann Wilhelm Waldschmidt; Georg Schubart; Peter von Toullieu; Gerhard Sichtermann. Im zweyten: Eberhard von Weyhe; Johann von Borcholten; Statius von Borcholten; Julius Pacius; Johann Althusen; Philipp Matthäi; Anton Matthäi der erste; Anton Matthäi der zweyte; Anton Matthäi der dritte; Hieronymus Treutler; Polycarp Sengeber; Jacob Mastertius; Wilhelm Gösius; Cyprian Regner von Oosterga; Paul Voet; Johann Voet; Carl Lund; Gerhard Noodt; Johann Philipp Slevogt; Gottlieb Slevogt.

Noch immer muß man die große Mühe, mit der der V. alles zusammengesucht hat, was seinen Gegenstand angehet, dankbar erkennen. Freylich die Gabe gut zu erzählen, und die Kunst, dem Leser auch minder wichtige Menschen und Dinge interessant zu machen, die Lessing und Schlözer so sehr in ihrer Macht haben, besitzt Hr. J. nicht im hohen Grade. Non omnia possumus omnes.

Zur Bequemlichkeit bey dem Aufschlagen wäre durchaus nöthig, daß bey dem Verzeichnisse der Artikel entweder die Seitenzahlen, oder bey den Namen über jeder Columne die Nummer des Artikels stünde.

Im Detail haben wir bey dem Durchlesen folgendes anzumerken gefunden.

S. 12. steht: die Lionischen Ausgaben von Mynsingers Commentar über die Institutionen seyen von den römischcatholischen Geistlichen in ihrem Indice expurgatorio verstümmelt worden. Wie im ind. expurgator. ein Buch **verstümmelt** werden kann, sehen wir nicht ein.

S. 26. Beust tractatus de iure connubiorum et dotium ist auch 1591. zu Frankf. am Mayn bey Johann Spies in Qvart gedruckt. **Mauser** de nuptiis ist nicht darin.

Soll

Soll Fabrots Theophilus wirklich 1657. zum zweytenmal aufgelegt seyn? Es steht doch weder auf dem Titel dieser Ausgabe, noch in der Vorrede, noch in der von 1657. datirten Dedication an den Canzler Seguier etwas von einer vorigen Edition.

Die Nachricht S. 125. von den Basiliken wird man aus Hrn. P. Höpfners Programma von diesen Materien verbessern können. Daß Cujaz alle Bücher gehabt habe, ist gar nicht erwiesen, das Gegentheil vielmehr hat die allergrößte Wahrscheinlichkeit.

S. 242. Von Borcholtens Commentar über die Instit. hat der Recensent eine Edition von Geneve 1663. 751. S. stark.

S. 260. Des Pacius Enantiophana sind auch zu Frf. 1625. in Duodez herausgekommen. Dieser Edition, die nur 7 Centurien enthält, ist Mercerii conciliator beygedruckt. Nur in den 7 ersten Centurien, nicht überhaupt, wie Hr. J. sagt, folgt Pacius der Ordnung der Pandecten, in den letzten ist gar keine Ordnung.

S. 380. Im Bünemannischen Bücherverzeichniß war Noodts Fortsetzung seines Pandectencommentars im Mspt. angezeiget. Sie muß aber vermuthlich sehr unvollkommen seyn, weil man sie nicht herausgegeben hat.

Vg.

---

## 3. Arzneygelahrheit.

*Augusti Gottlieb Richteri*, D. Med. P. P. O. Soc. R. Sc. Götting. et Ac. Reg. Sc. Suecicae Membri Obseruationum Chirurgicarum Fasciculus secundus. Göttingae, apud Dieterich. In 8. 9 Bogen.

Kein Wort von den schon längst entschiedenen Verdiensten dieses vortrefflichen Schriftstellers! Mit wahrem Vergnügen zeigen wir diese zwote Sammlung seiner kleinen Schriften an, und wünschen, daß die folgenden unser Verlangen früher befriedigen mögen, als die gegenwärtige. Sie ist dem berühmten

Percivall Pott zugeeignet, und enthält acht schätzbare Aufsätze, wovon sechs schon in den Nouis commentariis Academiae regiae scientiarum Goettingensis mitgetheilt, der sechste und achte hingegen neu sind. Der erste handelt von den **Brüchen**, wovon zwo Arten, nämlich die von Ueberhäufung der Gedärme und die von einer Entzündung die bekanntesten sind, dahingegen die dritte krampfigte, die eigentlich zu den Nervenzufällen gehört, noch sehr im Dunkeln liegt. Herr R. giebt hierinn den Wundärzten das erste Licht und zeiget aus lehrreichen Beobachtungen, daß dieß die einzigen Fälle sind, wo erweichende und erschlaffende Mittel wahrhaftig hülfreich sind. In wiefern hier das Opium und kleine Dosen der Brechwurzel angebracht werden können, das kann hier der Arzt lernen. Der zweyte Aufsatz, von der *Cirsocele*, zeigt den wahren Sitz dieser Krankheit in der Geschwulst der Nebengeile, die sich weiterhin auch auf die Hoden und den Samenstrang erstreckt. Der dritte von der **Eröffnung der Luftröhre**, (Bronchotomie) zeiget die nicht so gar geringen Schwierigkeiten dieser Operation, die man gemeiniglich für allzuleicht hält, und lehrt, wie man denselben vorbeugen könne. Hierzu dient insbesondre das vom H. R. erfundene neue Instrument, das man hier abgebildet findet, und ohne welches man die Operation billig nicht wagen sollte. Der vierte Aufsatz, de morbis sinuum frontalium, entdeckt uns eine bisher wenig erkannte Ursache mancher schweren, und ohne Trepanation unheilbaren Krankheiten. Im fünften wird eine vortreffliche Untersuchung vom **schwarzen Staare** mitgetheilt. Zuweilen ist die Pupille dabey doch beweglich. H. R. glaubt, daß diese Krankheit in manchen Fällen wohl in der gläsernen Feuchtigkeit ihren Sitz haben könne. Nicht allemal, wann sie periodisch ist, läßt sie sich, wie ein verstecktes Wechselfieber, mit der Fieberrinde vertreiben. Herr R. hat gesehen, daß sich dabey das Uebel verschlimmerte. Zuweilen sind Brechmittel, zuweilen Blutlassen, zuweilen Wurmarzneyen hülfreich gewesen. Man kann die Fälle hier lesen. Das kalte Wasser am Vorkopfe hat oft gut gethan: hingegen die gerühmte Arnica, die Electricität, das Quecksilber, Hirschhornsalz ꝛc. waren unkräftig oder wohl gar schädlich. Der sechste Aufsatz enthält die neue Abhandlung von einer **neuen Methode den Staar auszuziehen.** Es kommt hier darauf an, die Kapsel der Linse, die an neuer Erblindung nach der Operation so oft schuld ist, mit ihr zugleich auszuziehen, und wie dies zu bewerkstelligen sey, das lieset man hier umständlich

und

und mit allen hinlänglich rechtfertigenden Gründen. Der siebente Aufsatz handelt vom *Staphylomate*, insofern dieses nicht in einer Ausdehnung oder Erweiterung, sondern in einer wirklichen Verdickung der Hornhaut bestehet, wovon die vordere Kammer des Auges oft gänzlich verschwindet und die Hornhaut mit der Traubenhaut zusammenwächst. Die Einschnitte geben nur wenig Feuchtigkeit, und die vordere Kammer bleibt darum doch unentledigt. Weder diese, noch ein Druck von außen können zur Cur etwas helfen. Herr R. hat im Anfange das Uebel mit kaltem Wasser, auch mit den Fieberrindendecocte geheilet. Die zusammenziehenden Mittel scheinen hier die vorzüglichsten zu seyn, in sofern sie die in der Hornhaut stockenden Säfte zertheilen. Zuweilen gelingt die Aezung mit Höllensteine oder Glasbutter. Im achten Aufsatze *de polypis* wird zur Ausziehung der Nasenpolypen eine verbesserte Zange vorgeschlagen und abgebildet, womit man die Wurzel derselben fassen kann, ohne den untern Theil zwischen die Zange zu klemmen. Da Herr R. gar nicht der Mann ist, der etwas sagt, um viel zu schreiben, sondern der wenig schreibt, um nur immer was Nothwendiges zu sagen; so haben alle seine Aufsätze einen Werth von Präcision, Gründlichkeit und praktischer Nützlichkeit, der sie von tausend andern in diesem Fache unendlich unterscheidet. Man setze hierzu die ausgebreitete Gelehrsamkeit, den Geist der Beobachtung, die große Erfahrenheit und edle Bescheidenheit des Mannes, so muß sich Deutschland glücklich schätzen, ihn in einer Kunst, worinn die Charlatanerie, Wind, faules Geschwätz und Faseley zu Hause gehören, so vielen ausposaunten auswärtigen Schwätzern entgegen, neben einem **Schmucker** und **Theden** stellen zu können.

Gz.

**Gift und Gegengift**, oder leichte und sichere Mittel, mit welchen man solchen Personen zu Hülfe kommen kann, die entweder aus Unwissenheit oder aus Unvorsichtigkeit giftige Kräuter und Wurzeln gegessen ꝛc. 8. Strasburg, 1776. bey König, 14½ Bogen.

Die erste Abhandlung ist ein sehr mageres Namenregister der Gifte, darinn wir nicht eine einzige neue Idee oder Heilart angetroffen, die man nicht bereits unter zerstreueten Artikeln in Woyts Schatzkammer findet, aber desto mehr Altes, Unnützes, daran kein vernünftiger Arzt mehr denkt. Die Erde von Lemnos und der armenische Bolus sind unserm V. gar herrliche Antidota; er empfielt sie wider die meisten Gifte, so gar wider solche, die von gerad entgegengesetzter Beschaffenheit sind, als der Kalk und das Scheidewasser. Es fällt ihm nicht ein, beym Verschlucken des ersten sauere und beym letzten laugenhafte Mittel zu rathen. Beym Natterbiß und Scorpionstich ist es ihm etwas wichtiges, den Kopf dieses Thieres, das die Wunde gemacht, zu zerquetschen und auf dieselbe zu legen. Daß die Wirkung des Sublimats, blos in der Verbindung des Quecksilbers mit einem sauren Salze bestehet, und folglich, wie die neuesten Erfahrungen der Engländer lehren, durch das laugenhafte Salz des Weinsteins gänzlich gehoben werden kann, davon weis der gute Mann auch nichts. Hier ist der ganze Artikel vom Sublimat S. 15. „Der corrosivische Sublimat ist ein erschreckliches Gift, welches die „fürchterlichsten Zufälle erweckt, und auf welche in kurzer Zeit „der Tod erfolget. Diejenigen, welche damit vergiftet worden sind, besorgt man wie diejenigen, welche Arsenik bekommen haben.“ Und wie werden diese letzten besorgt? Hier ist S. 11. ein schönes recipe. R. Aq. dl. Plantag. Burs. pastor. Scordii aa ℥j Aq. Cinnam. Bugloss. aa ℥ß Syrup. Tunican. ℥j Conf. Alcherm. ℈ij Matr. perlar. Bezoard. miner. Dent. Hippopot. aa ℈j M. D. S. öfters einen Löffel voll zu nehmen. — Ist es nicht eine treffliche Sache, um des Schäfertaschenwassers und des Seepferdzahns?

Von mehr Erheblichkeit hingegen sind die drey Anhänge. Im ersten wird die warme Asche zur Erweckung der Erstickten vorgeschlagen, und ihre Wirksamkeit durch verschiedene Erfahrungen bestätigt. Der zweyte lehrt uns die durch Kohlendunst Erstickten vermittelst anhaltendes Begießen mit Eiswasser, ins Leben zurück zu rufen; und der dritte, der sich mit der Heilungsart starker Ohnmachten und mit der Behandlung scheinbarer Todesfälle beschäftiget, enthält viele nützliche Regeln, die wir zum besten des menschlichen Geschlechts, jedem Arzt beständig gegenwärtig wünschen.

Lm.

Die

Die Hämorrhoiden; den Freunden dauerhafter Gesundheit gewidmet.

*— Sunt talis quoque taedia vitae magna.*
*Voluptates commendat rarior vsus.* IVVEN.

Mannheim bey Schwan, 1775. 8. 6. Bogen.

Verzärtelung, Wollüste, Mangel an Leibesübung, die warmen wässerigen Getränke, saure und hitzige Weine und öftere reizende Purganzen, sind die vornehmsten Ursachen der itzt so gemein gewordenen Hämorrhoiden. Die simpelste Lebensart bey Wasser und milden Speisen und kühlende Arzneymittel, sind allen starken Purganzen, allen warmen Clystiren, allen harzigten balsamischen Pillen ꝛc. zur Cur vorzuziehen; und besonders ist die Buttermilch zu empfehlen. Dieß ist das wesentliche dieser kleinen Schrift, die übrigens in einem spaßhaften Tone geschrieben ist, welcher ihr, unserm Gefühle nach, nicht zum Vortheile gereicht.

Hm.

*Pauli Gottlieb Werlhofii* Opera Medica; collegit et auxit *I. E. Wichmann* Pars III. Hannouerae. Imp. fratr. Hellwingiorum. 1776. In 4. 24 Bogen.

Dies ist der Beschluß des schönen Denkmals, welches Hr. Wichmann unserm **Werlhof** aus seinen eigenen Schriften gestiftet hat. Wie viel Verdienst sich der Stifter selbst dabey erworben, liegt vor Augen. Den Innhalt dieses dritten Theils haben wir schon bey der Anzeige des zweyten Theils mitgetheilt.

G.

Betrachtungen über die Geburtstheile des weiblichen Geschlechts; vorgelesen in der Kön. Acad. der Wissenschaften zu Berlin von Johann Gottlieb Walther, der A. G. D. ersten Lehrer der Zergliederungskunst, der Naturlehre und der Entbin-

bindungskunst, bey K. Colleg. Medico Chirurgico und ordentl. Mitgliede der Königl. Berlinischen Acad. der Wissenschaften. Mit Kupfern. Berlin, bey Voß. 1776. In gr. Quart. 6 Bogen.

Durch drey seltene anatomische Bemerkungen, welche hier beschrieben und mit vortrefflichen Kupferstichen erläutert sind, ist Herr W. zu den gegenwärtigen Betrachtungen veranlaßt worden. Die erste äußerst rare Beobachtung betrifft einen Vterum bifidum et bicornem; die zwote, eine widernatürliche Haut, welche den Eingang der Mutterscheide fast gänzlich verschlossen, und hinter welcher das Hymen noch unverletzt anzutreffen gewesen, da gleichwohl am äußern Muttermunde offenbare Spuren gefunden worden, daß die Person entweder wirklich schwanger gewesen und abortirt, oder daß sie aus einem unbefruchteten Eye, welches sich in der Mutter eine Zeitlang aufgehalten, durch die kleine Oeffnung der Mutterscheide doch gleichwohl ein Mondkalb gebohren haben müsse. Die dritte Beobachtung endlich betrifft eine zwey bis drey und zwanzig Jahr im Unterleibe gebliebene, beynahe gänzlich versteinerte Frucht, die weder Mutterkuchen, noch eine ordentliche Nabelschnur, noch die gewöhnlichen Häute gehabt, sondern ganz frey im Unterleibe gelegen hat. Von dieser letzten hat man die Beschreibung erst künftig zu erwarten.

Die erste durch diese wichtigen Beobachtungen veranlaßte Untersuchung ist die: Ob das Hymen ein untrügliches Zeichen der Jungferschaft sey? §. 6. Es kann ein Mädchen im **moralischen Verstande Jungfer seyn**, das ist, sie kann die Gesetze der Keuschheit durch keine Handlung übertreten haben, die eine Verletzung des Hymen, noch der übrigen Kennzeichen der Jungferschaft an den Geburtstheilen verursachen muß, und sie kann doch durch eine innerliche Krankheit oder Gewaltthätigkeiten eine Verletzung des Hymen erlitten haben, und also im **physischen Verstande** nicht mehr Jungfer seyn. §.8. Wiederum kann die physische Jungferschaft Statt finden, ohne die moralische, wenn das Hymen in manchen Fällen so erschlaft und ausdehnbar ist, daß es einen förmlichen Beyschlaf ohne wirkliche Verletzung aushalten kann. §. 9. Zu den sichern Kennzeichen einer vollkommenen Jungferschaft gehört, außer dem unverletzten Hymen, eine vollkommene Beschaffenheit des Muttermundes, die darin besteht,

besteht, daß die kegelförmige Hervorstehung an dem innersten und hintersten Ende der Mutterscheide elastisch, vollkommen rund, und daß die Querspalte nirgends eingedruckt sey, oder kleine Einspaltungen habe. §. 7. 10. Wo irgends eine von diesen Bedingungen fehlt, da muß die Person entweder eine wahre Frucht, oder ein Mondkalb, (welches allezeit eine Kränklichkeit voraussetzet, §. 11.) oder ein unfruchtbares Ey geboren haben, welches den Muttermund verändert hat. Wie ein Ey auf die gewöhnliche Weise befruchtet werde, erklärt Herr W. nach den Hallerschen Grundsätzen: doch ist dabey gar nicht nöthig, daß der männliche Saame beym Beyschlafe in seiner ganzen Substanz bis an die Eyerstöcke gebracht werde; sondern es kann nur der zarteste Hauch desselben dahin gelangen, und wird ein Gleiches thun. Dies beweiset der Verf. hier durch zwey neue Beyspiele, die höchstmerkwürdig sind, und wohin die obige zwote Beobachtung von einer unnatürlich verwachsenen Mutterscheide, nebst den beygefügten Abbildungen gehört, §. 12—18, da eine wirkliche Befruchtung geschehen war, ohne einige Möglichkeit, daß das männliche Glied in die Scheide hätte gebracht werden können. Wir haben ein unbefruchtetes Ey bey wollüstigen Personen, durch den oft zu den Franzen der Muttertrompeten hingeleiteten Zufluß, (der entweder durch äußere Reize, oder wollüstige Vorstellungen, oder wirkliche, jedoch unkräftige Umarmungen veranlaßt werden kann,) nach und nach einiges Wachsthum erlangen, dann wirklich losgerissen, und in die Gebährmutter gebracht werden könne, bis endlich nach mehrern Wochen, ja Monathen, die Entbindung davon erfolgt, zeiget der Verf. aufs deutlichste §. 19—25, und so ist eine Lucina sine concubitu möglich, wo alle Kennzeichen der Schwangerschaft, aber ohne eine lebendige Frucht im Eychen, vorhanden sind, weil die lebendig machende Kraft des Saamens der im losgewordenen Eychen enthaltenen Frucht nicht zu statten kommt. Nicht wenige dergleichen Eyer hat H. W. wirklich gefunden und aufs genaueste untersucht; und daß nicht etwa eine darinn allerdings mit entwickelt gewesene Frucht verdorben und von der Fäulniß zerstöhrt worden seyn könne, wie man zu behaupten pflegt, hat er aufs bündigste bewiesen. §. 26—29.

Die Beobachtung von einem Vtero bifido et bicorni, §. 30. ist, da die Person ein vollkommenes neun monathliches Kind zur Welt gebohren, in ihrer Art die Einzige. Sie giebt dem V. Anlaß, drey sehr wichtige Fragen zu untersuchen,

wovon doch nur die erste hier beantwortet ist, da hingegen die Erörterung der übrigen noch zu erwarten steht. 1. Sind an der Gebährmutter Muskelfiebern anzutreffen, die zur Zeit der Geburt die Frucht aus derselben heraustreiben, oder haben wir andere Kräfte, die dieses zu thun vermögen? 2. Läßt sich aus dem Baue der Gebärmutter eine Ueberschwängerung erklären? 3. Warum sind mehrentheils die verliebten Mädchen unfruchtbar? §. 33.

**Ob die Gebährmutter Muskelfasern habe**, ist eine fast unerwartete Frage, da die größten Zergliederer unserer Zeiten, selbst **Haller** und **Hunter** sie nicht nur gesehen, sondern auch abgezeichnet haben. Gleichwohl hat sie H. W. nie finden können, und **Albinus** hat ihrer auch bey keiner Gelegenheit erwähnet. Herr W. unternimmt es, ihr Daseyn zu leugnen. §. 36. Alle andere Muskeln haben ihre Befestigungspunkte, ohne die sie nicht wirken können. Die an der Gebährmutter müßten keine haben, die zu ihrer großen Wirkung hinlänglich wären. §. 37—40. Bey Jungfern, (also im vollkommenen natürlichen Zustande,) soll man diese Muskeln nicht sehen können: sondern bey Schwangern, wo sie am meisten geschwächt sind. Dies klingt sehr unwahrscheinlich. §. 41. Es müßte bey der Schwangerschaft eine Ausdehnung der Muskelfasern der Mutter geschehen, die über alle Vernunft gienge und in der ganzen Natur kein Beyspiel hätte. §. 42. Diese übermäßige Ausdehnung müßte, der Analogie gemäß, diese Muskeln ihrer zusammenziehenden Kraft berauben: allein gerade nach der äußersten Ueberspannung müssen sie sie am stärksten beweisen, nämlich in und nach der Entbindung. §. 43. Dieß sind Herrn W. Gründe, die denn doch freylich ihre größte Gründe von der Nichtexistenz der Muskelfasern hernehmen müssen: denn allerdings ließe sich noch wohl Vieles darauf antworten.

Man fraget nun natürlicher Weise, was denn das gewesen, was gleichwohl ein **Haller** und **Hunter**, und so viel andere große Zergliederer, für Muskelfasern ansahen und abzeichnen ließen, und was H. W. nicht dafür hält? Wir finden diese Frage hier nicht beantwortet: aber eine andere desto fleißiger: woher denn sonst die Gebährmutter ihre so ungeheuere zusammenziehende Kraft habe? Herr W. leitet sie von den Muskularkräften ihrer Schlagadern her, die in so großer Menge in ihrer Substanz sich krümmen, und in der Schwangerschaft bey der Ausdehnung der Gebährmutter gestreckt

stockt werden und vom Blute strotzen. Hierüber muß man Herr W. selbst lesen. Er hat seiner Erklärungsart so viel Licht und Stärke gegeben, als sie verträgt, und zugleich einige physiologische Folgerungen daraus hergeleitet, z. E. woher die heldenmäßigen Jungfern (viragines,) oft unfruchtbar, und manche Frauen allemal in einerley Monathen der Schwangerschaft zu abortiren geneigt sind ꝛc. Wir lassen unsern Lesern das Vergnügen, die sinnreiche Erklärungsart im Werke selbst zu finden. Mit Verlangen erwarten wir den Rest dieser trefflichen Arbeit, und mit uns gewiß jeder Kenner wahrer anatomischer Gelehrsamkeit und einer ohne alle Künsteley darauf gegründeten Physiologie, welches Vorzüge sind, die nach **Meckeln**, den Herrn **Walther** ganz besonders auszeichnen.

**Das neueste von den Mineralwassern bey Brückenau im Fuldischen. Nouvelles instructions sur les Eaux Minerales de Brückenau, en la principauté de Foulde, traduites de l'Allemand de Mr. *Weikard*, par Mr. *Alix*. 1776. In Duodez. 7½ Bogen.**

Wir zeigen diese kleine Schrift hier an, nicht um die Arzneykräfte des Brückenauer, Wernarzer und Sinneberger Mineralwassers bekannt zu machen, denn dieß muß man aus der Schrift selbst erfahren; sondern um die Lesung derselben anzupreisen, die zugleich angenehm und unterrichtend ist. Man gebraucht diese Wasser sowohl innerlich als äußerlich, so wohl kalt als warm darinn zu haben. Allerley Kranke, besonders Hypochondristen und Vaporeusen, Schwache, Entnervte, Empfindliche und Abgezehrte werden dabey ihr Heil finden. Die Wasser sind kräftig, der Aufenthalt ist höchst anmuthig, der Gebrauch sicher, erprüft und vielfältig bewährt, und **Weikard** der Brunnenarzt. Bey so viel Vortheilen muß sich ein Kranker wohl stehen. Wer den Verfasser noch nicht aus seinen andern Schriften kennt, der lerne ihn fürerst aus den drey Abschnitten vom Brunnengeiste, S. 59. vom Wassertrinken, S. 83. und vom Baden S. 109. schätzen. Die schlechte französische Uebersetzung des Herrn Alix ist der Urschrift gegenüber gedruckt, nebst einigen Einschiebseln von Unerheblichkeit.

Hm.

*Io. Frid. Blumenbachii*, M. D. et Prof. Götting. de generis humani varietate natiua liber, cum figuris aeri incisis — Naturae species ratioque — Göttingae, apud Vid. Vandenhoeck. 1776. groß 8. 7 Bogen.

Mit dieser kleinen gelehrten und gründlichen Schrift wird bey uneingenommenen Lesern, die für gute Gründe Gefühl haben, ohne Zweifel die so viel beschwatzte Frage wohl meist entschieden seyn; ob das menschliche Geschlecht von jeher in seiner Art nur einzig gewesen, und noch sey, oder ob es von ihm verschiedene ursprüngliche Arten gebe? Dieß letzte bestreitet Hr. B. Nachdem er zuerst überhaupt gezeiget hat, wieviel bey der Ausartung der Thiere auf das Clima, die Lebensart und die Vermischung ungleichartiger Aeltern ankomme, lehret er den wesentlichen Unterschied des Menschen von den Thieren, so wohl der Seele, als dem Körper nach, und zwar den letzten nicht nur in der äußern Gestalt, sondern auch in der Structur der innern Theile. Hier mögen Roußeau, Moscati u. A. welche den Menschen zum vierbeinigten Thiere und zur vollkommensten Affenart machen, aus der Zergliederungskunst lernen, wie weit und wesentlich der Menschenähnlichste Oran Outan und Chimpansi von dem Affenähnlichsten uncultivirtesten wilden Menschen im Baue und in der ganzen ursprünglichen Anlage des Körpers verschieden sey.

Um den Hauptsatz zu beweisen, daß das menschliche Geschlecht ursprünglich nur von einer einzigen Art sey, setzt der H. B. zuerst vier Varietäten desselben fest. Die erste sind die uns ähnlichen nordlichern Völker, nämlich in ganz Europa und in Asien disseits des Ganges und über dem Amurflusse nordwärts, wie auch im nordlichsten Amerika; die zwote sind die braunen Menschen in Asien jenseits des Ganges, unter dem Amur südostwärts und in den Südseeinseln; Leute mit breiten Nasen, engen, am äußern Winkel auswärts geschlitzten Augenliedern und wenigen und steifen Haaren; die dritte sind die Afrikaner und die letzte, die Amerikaner außer den oberwähnten ganz in Norden mit Asien benachbarten Völkern. S. 41. Hiernächst zeigt H. B. den Ursprung der Varietäten des menschlichen Geschlechts: erst überhaupt, da er dann von der Leibesconstitution, die eine Wirkung des Clima ist, von der Statur, die gar sehr von der Wärme und Kälte abhängt, und endlich von der Farbe handelt,

handelt, die man hauptsächlich von Sonne und Luft, Lebensart, Veränderung des Aufenthalts und von der Vermischung verschiedenfarbiger Aeltern herzuleiten hat: hernach insbesondre, von den Abweichungen besondrer Theile des menschlichen Körpers von andern seiner Gattung. Hier sind die Hirnschedel vieler Nationen zuerst und zwar mit ganz besonderm Fleiße verglichen; und da auf der Figur des Kopfs vornehmlich die specifische Verschiedenheit des menschlichen Geschlechts beruhen sollte; so wird hinlänglich bewiesen, daß die Verschiedenheit der Köpfe bey verschiedenen Völkern größtentheils ein Werk der Kunst, oder zufälliger Gewohnheiten sey, wobey dann freylich H. B. den schon vom **Hippokrates** geglaubten Grundsatz mit zu Hülfe nimmt, daß Fehler und Abweichungen in der Structur, die anfänglich nur Wirkungen der Kunst waren, mit der Zeit Natur und den Menschen angebohren werden. Dieser Gedanke, für welchen sich bereits mehrere gelehrte Naturforscher unsrer Zeit erkläret haben, verdiente eine ausführlichere Erörterung, und es ist leicht einzusehen, daß dieselbe zur völligen Entscheidung der Frage über die wahren oder unächten Arten der Geschlechter das Meiste beytragen würde. Es ist einmal gewiß, daß die Gestalten und Structuren mancher Völker von der unsrigen beständig auf eine ziemlich gleichförmige Art abweichen. Sind dieß bey jenen Völkern Folgen der Kunst oder des Zufalls, die zur Natur geworden sind; so kann die Art des menschlichen Geschlechts darum dennoch ursprünglich einzig seyn: aber zuvor muß denn auch die Wahrheit dieser Voraussetzung keinen Zweifel mehr leiden.

Außer den Hirnschedeln vergleicht H. B. auch noch die übrigen Theile des menschlichen Körpers in ihren Varietäten miteinander und findet nirgends eine in der Natur gegründete ursprüngliche Verschiedenheit der Arten. Einige solche Varietäten sind so gar wahre Krankheiten, die also hier am wenigsten in Betrachtung kommen sollten, und die gleichwohl von Einigen ganz vorzüglich als Beweise wirklich verschiedener Arten Menschen angeführet worden sind. Dahin gehören die Albinos oder Kackerlacks, die geschwänzten Menschen, die geschürzten Hottentottinnen, u. s. w. Ueber dieß alles wird man gewiß den V. mit Befriedigung lesen. Das ganze Werk ist mit vieler Ueberlegung und Einsicht, nach ausgesuchten und wohl geprüften Datis, ohne eiteln Staat von Belesenheit und ohne alles Geschwätz, im Tone wahrer Gelehrsamkeit geschrieben und macht seinem V. Ehre. Vorzüglich zeichnen sich die Artikel aus: von

den

den hybridis, (S. 9) vom Oran Outan, (S. 36) von den verschiedenen Farben der Menschen, (S. 48) von den Gestalten der Hirnschedel, (S. 58) von den Beschnittenen beyderley Geschlechts, wohin die von Herrn **Baurenfeind** abgezeichnete beschnittene Clitoris eines arabischen Mädchens (Tab. II. fig. 4) gehört, von den Haaren und Bärten, (S. 71. 75) von den weißen Negern, (S. 78) und von den geschwänzten Menschen. (S. 92) Der letztere ist nach und nach durch Verschönerung der Abzeichner aus einem deutlichen Affen zum zweydeutigen Menschen gekünstelt worden. Herr **Martini**, der ihn zuletzt abgebildet, hat ihn aus **Linnäi** *Amoenitatibus*, dieser vom **Aldrovandus**, dieser vom **Gesner**, und dieser aus **Bernhards von Breydenbach Reyß in das gelobt Land, Meinz, 1486, fol.** genommen; und damit man das wahre häßliche Urbild mit den verschönerten Kopeyen möchte vergleichen können, so hat Herr Bl. das erste aus **Breydenbachs** selten gewordener **Reyß**, Tab. II. fig. 5. abzeichnen lassen.

Gz.

## Disputatio I. M. in qua obseruationes suas physico-Medicas, et sententias communicat, *Petr. Benedict. Christ. Graumann*, Megapolitanus. Bützouii. in 4. 6 Bogen. 1776.

Wir zeigen diese Probeschrift blos an, in so fern sie einen Aufsatz über die Magnetkuren enthält. Herr Gr. widerlegt die Mesmersche Grille vom thierischen Magnetismus, die kaum einer Widerlegung werth ist. Er zeigt den bekannten Unterschied zwischen der anziehenden Kraft, der Electricität und dem Magnetismus, wodurch aber freylich die wahre Verwandschaft dieser Naturkräfte nicht zweifelhaft gemacht wird. Daß der Magnet in die Nerven wirke, leugnet H. G. nicht, hat aber doch, außer einigen in Wien beobachteten unbeständigen Wirkungen bey Zahnschmerzen, nichts zur Bestätigung anzuführen. Dagegen giebt er uns seine Hypothese. Die magnetische Materie reizt nur höchstempfindliche Nerven, (nicht alle höchstempfindliche: es muß noch eine besondere Receptivität für die magnetischen Eindrücke hinzukommen!) dadurch zieht sie den Nervensaft zu den gereizten Stellen, und hiedurch erfolgen dann die Wirkungen. Dieß ist seine Meynung, die er

mann-

mannhaft vertheidigen will, und wer wird sie ihm streitig machen wollen, so lange die Facta, die daraus erkläret werden sollen, nicht besser aufgekläret sind?

Mit der Recension der Schriften über die Magnetkuren, im 26. B. 1. Th. S. 181. der A. D. B. ist er insofern übel zufrieden, als darin das übereilte **Schreiben über die neuern Magnetkuren an einen Arzt**, S. 185. (wovon ein Bützoischer Gelehrter der Verfasser seyn soll,) getadelt worden, das er doch selbst in vielen Stellen fehlerhaft findet. Ohne ein Wort von diesem Tadel zurückzunehmen, wollen wir doch die Entschuldigungen seines Freundes uncritisirt lassen, damit er das letzte Wort behalte. Aber er greift unsern dortigen Aufsatz auch in andern Stücken an, und darauf werden ihm ein Paar Worte nicht mißfallen. Wir hatten gesagt; „daß Gesunde „und viele Kranke Bibergeil, Moschus ꝛc. rochen, **ohne die „allergeringste Wirkung in ihren Nerven** davon zu „erfahren.“ **Von was für Wirkungen in die Nerven** hier nach dem Zusammenhange die Rede war, brauchte man einem, der zu lesen weis, nicht vorzubuchstabiren. Gleichwohl bestreitet der Verfasser der Anmerkung, p. 30. dies damit, daß der Bisam, weil er gerochen wird, doch in die Nerven wirke. Oho! Wollten wir Schwachheit mit Schwachheit vergelten, so gäben wir dem V. denselben Vorwurf zurück, wenn er p. 42. bey Erzählung der Wienerischen Versuche sagt: „In omnibus experimentis nulla mutatio — nulla sensatio, „a magnete producta, obseruata est.“ Die Leute hatten doch die Magnete gesehen und gefühlt, und das waren ja mutationes et sensationes a magnete productae! — Der V. meynet, viele Gesunde könnten den Bisamgeruch ꝛc. doch nicht vertragen. Es kommt darauf an, ob man Leute von ungewöhnlicher Empfindlichkeit **Gesunde** nennen will. — Gegen die Definition von der **Idiosyncrasie**, die der Rec. in der A. D. B. 26. B. S. 189. gegeben, „sie sey eine persön„liche Empfindlichkeit gegen einzelne sinnliche Eindrücke in die „Nerven, welche den meisten Personen von ähnlicher Leibes„constitution mangelt,“ setzt er getrost die Seinige, die wir doch Wundershalben mittheilen wollen. „Ego sic definio: „Idiosyncrasia est inexplicabilis in corpore motus, a caussa „ad illum producendum insufficiente ortus, et qui in „paucissimis saltem obseruatur subiectis.“ So wäre denn also die Idiosyncrasie nicht mehr, was sie, dem Wortverstande und dem Begriffe der Schriftsteller nach, **überhaupt** war:

das

**das eigene Temperament, die individuelle Leibesconstitution einer Person**; nicht, was sie Kraft der Beyspiele, die einstimmig für Folgen einer Idiosyncrasie gehalten werden, **im engsten Verstande** seyn muß, nämlich, **die individuelle Empfindlichkeit der Nerven, vermöge deren gewisse sinnliche Eindrücke bey einer Person ganz ungewöhnliche Folgen haben**: sondern eine wahre qualitas occulta, — ein motus in corpore — (Idiosyncrasia est motus in corpore!) — inexplicabilis, (daß es also keiner Idosyncrasie mehr zugeschrieben werden kann, wenn ein Mensch vom Geruche der Rosen oder Katzen ohnmächtig wird, so bald uns Jemand wird erklären können, wie das zugehe?) — a causa, ad illum producendum insufficiente, ortus, (also ein Unding, weil keine motus a caussa, ad illos producendos insufficiente, entstehen können,) — und in paucissimis subiectis obseruandus: daß es also auch keine Idiosyncrasie wäre, vom Geruche der Rosen oder Katzen ohnmächtig zu werden, so bald dargethan werden könnte, daß dies viel tausend Menschen wiederführe.)

Man kann sich vorstellen, wie ein Leser mit diesem Begriffe im Kopfe, unsern ganzen Aufsatz verstanden, welche Irrthümer er darinn entdeckt haben werde, und wie weit man ausholen müßte, um ihm aus dem Traume zu helfen. Aber nun sollte man noch den Ton hören, woraus dieser Logicus spricht, und wie er die Censoren zurechte weiset!

Ky.

---

## 4. Schöne Wissenschaften.

### Theaterkalender, auf das Jahr 1776.

### Ebenderselbe, unter dem Titel: Taschenbuch der Deutschen Schaubühne, auf das Jahr 1776. Gotha, bey Ettinger, 272 S. in 12.

Das Bildniß der Madam **Seyler** als Merope, von **Geyser** nach **Graf** gestochen, macht das diesjährige Titelkupfer dieses Almanachs, dem noch sechs Monathskupfer von **Liebe** nach **Krause** folgen, worauf verschiedne Deutsche Schauspieler

spieler der Gothaischen Gesellschaft in verschiedenen Rollen, nicht allzu fein und richtig, abgebildet sind. Unter den **Gedichten** sind mehr mittelmäßige Stücke, als im vorigen Jahre; manche sind wohl ohne Vorwissen ihrer Verfasser eingerückt, die sie vielleicht gar nicht, oder doch nicht so, für die Presse bestimmt hatten. Daher ist auch wohl im Abdrucke selbst so viel Fehlerhaftes entstanden, wie wir z. B. gleich an der ersten Theaterrede, aus der Vergleichung mit einer Abschrift bemerken, da in dem Abdrucke die Zeilen nicht einmal richtig abgetheilt, und viele Druckfehler eingeschlichen sind, die den Sinn ganz entstellen. Hernach folgen **Abhandlungen und vermischte Aufsätze**: 1) Gedanken über das Spiel und den Schauspieler, aus verschiedenen, noch nicht übersetzten, Französischen Schriften zusammengezogen. 2) Nachrichten von einigen ausländischen Theatern, von dem Spanischen, aus dem Riccoboni und einigen Reisebeschreibungen gesammelt, vom Drury-Lane Theater, gleichfalls, wenn wir nicht irren, aus einer neuern Reisebeschreibung. 3) Verlauf eines sonderbaren Processes des Schauspielers Macklin. Dann folgen **Skizzen einiger Ballets**: 1) Idris und Zenide, ein heroisch-komisches Ballet, dessen Entwurf Hrn. **Wieland** zum Verf. hat. 2) Theseus auf Kreta, von Herrn **Angiolini**. Die darauf folgenden **Anekdoten** sind belustigend genug; einige darunter sind wohl etwas zu frey ins Publikum ausgeplaudert. Ferner, **Biographien** der jüngern **Ackermann** und der **Favart**. Unter der Rubrik, **Merkwürdige Zeitpuncte** wird die Eröffnung des Gothaischen Hoftheaters, die Ackermannige Preisausstellung, die Seilerische Pensionsanstalt für ausgediente Schauspieler, u. s. f. erzählt. **Gemälde und Kupferstiche** von Schauspielern werden zahlreicher und vollständiger, als vorm Jahre, angeführt. Auch die **Geschichte der Deutschen Schaubühne** hat an Ausführlichkeit sehr gewonnen, obgleich manche Perioden, besonders die ältern, noch immer zu wenig berührt und erörtert sind. Die Geschichte der **Wiener Bühne** ist am ausführlichsten in einem besondern **Fragment** abgehandelt. Dann folgt ein sehr zahlreiches **Verzeichniß der itztlebenden Deutschen Schriftsteller und Tonkünstler, die für das Theater gearbeitet haben.** Die im vorigen Jahre beygefügten Zeichen, zur Bestimmung des Werths eines jeden Stücks, sind dießmal weggeblieben. Ein **zweytes Verzeichniß** betrifft die vom Jahre 1770. an in Druck erschienenen deutschen Schauspiele und andere theatralische Arbeiten. In

diesem

diesem haben wir auch diesmal einige kleine Irrungen bemerkt. Der Adel des Herzens, oder die ausgeschlagene Erbschaft, ist nicht von Hrn. **Bock**, sondern von Hrn. **Zachariä**, und aus dem Französischen nachgeahmt. Weder an der Operette, Hänschen und Gretchen, noch an dem Holzhauer, noch an der Sklavinn, hat Hr **Eschenburg** den mindesten Antheil. Die Schrift, unter dem Titel **Garrick**, ist nicht nach einer französischen Uebersetzung verdeutscht, sondern das Original ist französisch. Die im Klavierauszuge gedruckte Musik zur Operette, der Deserteur, ist von **Monsigny**, nicht von **Gretry**. Es folgt ein neuer Zuwachs dieses Almanachs, ein **Verzeichniß einiger itztlebenden Mitglieder der deutschen Bühne**, nach ihren Vornamen, Geburtsort und erstem Theaterjahr. Die Schauspieler werden eingeladen, diesem noch mangelhaften, obgleich mühsam zusammengetragenen Verzeichnisse durch Nachrichten von sich selbst, mehr Vollständigkeit zu verschaffen. Den Beschluß macht endlich ein Verzeichniß einiger in- und ausländischen Schauspielergesellschaften, welches bey einigen vollständiger als bey andern ist, und ebenfalls, wie diese ganze Unternehmung, Beyhülfe und Unterstützung verdient. Angehängt ist noch die Musik zu drey Operetten-Arien, wovon zwey Hr. **Schweitzer**, und eine Herr **Benda** komponirt hat. Der Sammler dieses Almanachs hat unstreitig viel nützliche Mühe darauf gewandt, so viele und mannichfaltige Gegenstände unter Einen Gesichtspunkt zu bringen, und da er sichtbaren Fleiß darauf wendet, seine Arbeit mit jedem Jahre vollkommener zu machen, so wird er auch von unserm Publikum immer mehr Aufmerksamkeit und Dank erwarten können.

Mo.

**Die Leiden des jungen Werthers, ein Trauerspiel in drey Aufzügen, fürs Deutsche Theater; ganz aus dem Original gezogen. Frankfurt am Mayn, bey Garbe, 1776. 4 Bogen in 8.**

„Da bracht' man mir ein Ding — sagt der Verf. dieses „Trauerspiels in der Vorrede — Drama genannt: les „malheurs de l'amour; sagte mir, Werthers Geschichte liege „dabey zum Grunde. Werthers Geschichte in einem Französi„schen

„schen Trauerspiel! da erschrickt man schon! Als ichs aber ge„lesen hatte — bey Gott! sagt' ich, Werthers Leiden sollen „aufs Deutsche Theater, ehe das Französische Ding übersetzt „wird!“ — Und diesen edlen patriotischen Eifer hat man also die Geles' zu danken, das nichts weiter ist, als losgerissene Tiraden aus dem Roman in Scenen und Aufzüge vertheilt; und fast all kopirt, all mit den nämlichen Worten, all mit der nämlichen Ueberspannung. Nur daß Werther schon gleich Anfangs mit dem Terzerol spielt, und einmal über das andere Miene macht, es zu brauchen; vermuthlich weil der Verf. glaubt, diese Katastrophe nicht früh genung vorbereiten zu können. Zuweilen schimmert er selbst durch, und da sieht mans gar deutlich, daß er nur zum Nachschreiber geboren ist; denn, ohne das Original zu vergleichen, merkt man das gar bald, was nicht ganz aus dem Original gezogen wurde.

## Lorenz Konau, ein Schauspiel in Einer Handlung. Altona, bey Iversen, 1776. 3 Bogen, in 8.

Die Schnurre wäre drollig genug, wenn ihr Verfasser noch etwas mehr Witz und Lebhaftigkeit des Dialogs hineingebracht hätte. Lorenz Konau ist ein guter, redlicher Buchbinder, dessen Tochter, anstatt ihm bey seiner Arbeit zu helfen, lauter Gefühl und Empfindsamkeit träumt, und durchaus Werthers Geschichte nachspielen will. Der Vorschlag ihres Vaters, seinen Gesellen zu heyrathen, ist ihr daher unerträglich; und sie geht ihn am Ende nur unter der Bedingung ein, daß sie jährlich zwanzig Thaler zu Büchern, ein eigenes Zimmer, und eine eigene Haushälterinn haben will, und daß Niklas, ihr künftiger Mann, seinen christlichen Namen ändern, und Albert heißen soll. Der Vater jagt ihre beyden empfindsamen Liebhaber zum Hause hinaus, da er hört, daß Albert heißen, und Hörner tragen ungefähr auf eins hinausläuft, und verspricht dem Niklas, ihm seine Tochter dann zu geben, wenn sie aufhören wird, eine verrückte Närrinn zu seyn.

Mo.

## Indiane, ein Lustspiel. Frankfurt und Leipzig, bey Garbe, 1776. 8. 6 Bogen.

Ist eigentlich, wie auch auf einer Note des Titelblattes gesaget wird, eine Nachahmung des *Conscious Lovers* von Steele, und der Verf. oder Uebersetzer, der sich William Thompson, der Handl. W. und der Engl. Sprache Professor, unterschreibt, unterwirft es in seiner itzigen Gestalt dem Urtheile des kundigen Publikums. So viel wir aus der Vergleichung einiger Scenen urtheilen können, ist es mehr eine Verkürzung als Nachahmung des gedachten Englischen Stücks, welches wir weit lieber zu lesen rathen; zumal, da es in dieser Umkleidung für die Schaubühne nicht schicklicher, sondern unförmlicher geworden ist.

Gabriele Montalto, ein Trauerspiel von Einem Aufzuge. Dresden, bey Walther, 1776. 4 Bogen in 8.

Graf Montalto hat seine Gemahlinn, Gabriele, wegen eines geheimen zärtlichen Umgangs mit einem Dichter in Verdacht, den er bey sich im Hause hat; er paßt ihm in einer Nacht auf, sieht ihn aus seiner Gemahlinn Zimmer zurückkommen, tödtet ihn auf der Stelle, läßt jene einsperren, und den Leichnam ihres vermeynten Liebhabers giebt er ihr zur Gesellschaft. Alle diese Umstände werden beym Anfange des Stücks schon als geschehen vorausgesetzt, und im Verlauf desselben blos erzählet. Gabriele ist ihrem Tode nahe. Sie läßt sich noch zu ihrem Gemahl bringen, rechtfertiget sich gegen seinen Verdacht, verzeiht ihm, und stirbt. Diese letzte Situation ist die einzige in diesem kleinen Trauerspiele, und ist von dem Verf. desselben ganz gut ausgeführet. Das Uebrige ist, wie gesagt, fast lauter Erzählung in dramatischer Form. Wir glauben durch dies Beyspiel aufs neue überzeugt zu seyn, daß ein Trauerspiel sich, nicht bloß der hergebrachten Gewohnheit, sondern der Natur der Sache wegen, nicht wohl so, wie ein Lustspiel, auf Einen Akt einschränken lasse. Auch vertrüge der Stoff dieses Stücks vielleicht eine weitere und interessantere Ausführung.

Worthy, ein Drama in fünf Aufzügen. Danzig, bey Flörke, 1776. 7 Bogen in 8.

Die Quelle, woraus der Stof dieses Schauspiels entlehnt worden, ist zwar von dem Verf. desselben nicht angezeiget; man merkt aber sogleich, daß es die letzten Begebenheiten in dem schönen Roman, **der Dorfpriester von Wackefield**, sind. Der Verf. des angezeigten Schauspiels hat darinn einige kleine Umstände verändert, die uns doch in dem Roman besser gefallen, andere hinzugesetzt, die eben nicht mit den übrigen in der besten Zusammenstimmung stehen; andere weggelassen, die wir hier ungern entbehren. Die ganze Geschichte hat uns überhaupt beym Lesen des Schauspiels nicht so interessirt, als in der Erzählung; jenes hat sehr oft etwas Schleppendes und Gedehntes; diese hingegen so viel Lebhaftigkeit und Energie. Auch die Zeichnung der Charaktere ist nicht treffend noch abstechend genug. Worthy, der Landpriester, hat hier gar das Eigenthümliche nicht mehr, das ihn dem Leser des Romans so einnehmend und vertraut macht; seine Frau zeiget sich nur selten; auch ihr Charakter scheint verfehlt zu seyn, und nicht so gutherzig im Grunde, mit mit Eitelkeit und kleinen Thorheiten vermischt, wodurch er in der Erzählung so gut mit dem Charakter ihres Mannes kontrastirt. Olivie, die hier Sara heist, gefällt uns in dem Schauspiele gleichfalls weit weniger; der Verf. des Romans läßt sie auch nichts so romanhaftes begehen, wie hier ihr Versuch eines Selbstmordes ist. Oder geschah dieser Versuch nur, um ihren Bruder George in einen wahrscheinlichen Verdacht zu bringen? Auch dieser Verdacht ist lange keine so natürliche Ursache seiner Gefangennehmung, als der im Roman erzählte Vorfall mit des Lords Bedienten. Am wenigsten hat der Verf. des Drama den so rührenden Auftritt zu benutzen gewußt, da der unglückliche Landpriester seine todt geglaubte Olivie wieder sieht. Kurz, diese dramatische Bearbeitung dieser an sich so rührenden und wirklich sehr theatralischen Geschichte reicht nicht weit über das Mittelmäßige hinaus.

**Eduard Montrose**, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Königsberg und Leipzig, bey Kantern, 1776. 5½ Bogen in gr. 8.

Der Stof ist aus der Englischen Geschichte, in den Zeiten der Cromwellschen Protektorschaft, genommen. Die Ausführung verräth noch zu sehr einen einen nicht genug von

der Kritik gebildeten Schriftsteller. Es fehlt dem Stücke durchgehends an jener harmonischen Verkettung, die das Anziehende der dramatischen Handlung so sehr befordert; an der absichtvollen Anlage und Vorbereitung tragischer Situationen; an der nothigen Eigenthümlichkeit und genauen Beybehaltung der Charaktere; an der Fülle der Gedanken, deren Mangel so leicht, wie hier sehr oft, leeres Gerede, und alltägliche Gemeinörter veranlaßt. Auch fehlt die gehorige Abstufung der Leidenschaften, die, unter den Händen des Meisters, von so großer Wirkung ist. Alle diese Erfordernisse eines Trauerspiels vernachläßigen unsere angehenden Dichter nur gar zu sehr; es ist ihnen genug, irgend ein tragisches Subjekt aus der Geschichte, aus einem Roman, oder aus ihrer eigenen Erfindung herzunehmen; es in Akte und Scenen zu vertheilen; ihre Personen handeln zu lassen, wo sichs thun läßt, und schwatzen zu lassen, wo nichts zu handeln ist; viel Wuth und Tobens und Ausrufens und Raserey, viel Ohnmacht und Mord hinein zu bringen; und nun — wundern sie sich vielleicht selbst, daß es nicht schwerer war, ein Trauerspiel zur Welt zu bringen. Unstreitig haben wir diesen bethörten Vorstellungen junger Schriftsteller die itzige große Fruchtbarkeit an dramatischen Werken, besonders an Trauerspielen zuzuschreiben; denn im Lustspiele laßt sich jener noch von der Schule anhängende Declamirton, jenes vermeynte Pathos, jener verfehlte Ausdruck heldenmüthiger oder grausamer Gesinnungen so leicht nicht anbringen, und der schwarze, schauderhafte Anstrich des zum Grunde liegenden Inhalts, verdunkelt noch immer dem minder geübten und wenig durchdringenden Blicke des großen Haufens das Abgeschmackte und Leere, welches in den aus dem Leben entlehnten Scenen des Lustspiels Jedermann beleidigen und verscheuchen würde.

## Heinrich und Lyda, eine Scene aus dem menschlichen Leben. Leipzig, bey Hilschern, 1776. 2 Bogen in 8

Dieß kleine Schauspiel hat zwar nichts Hervorstechendes, weder in der Anlage noch Ausführung, die Intrigue ist ziemlich unbedeutend; und der Ausdruck empfindsamer Gesinnungen in der Episode ziemlich alltäglich und verbraucht; indeß

indeß hat es doch einen natürlichen guten Ton des Dialogs, bis auf wenig zu deklamatorische Stellen, und der eingemischte Gesang ist gefällig und gut versificirt. Auch hier haben wir die Unschicklichkeit vermerkt, die in unsern deutschen lyrischen Schauspielen oft vorkömmt, einen einzigen Sänger mehrere Arien nach einander singen zu lassen. Die ersten vier werden nach der Reihe von Heinrich gesungen; und hernach singt wieder Lyda ihrer zwey gleich auf einander. So viel sollte man doch der Lunge der Schauspieler nicht zumuthen.

Dz.

Gesellschaftliche Unterhaltungen zur Verbesserung des Deutschen Ausdruckes im gesitteten Umgange von C. F. v. H. Leipzig, 1775. 8½ B. kl. 8. Junius.

Eine Musterung niedriger, unschicklicher, veralteter Wörter und Redensarten, in einer Gesellschaft, die aus einem Baron und seiner Gemahlinn, einem jungen Anverwandten derselben, der Demoiselle W. und einem Professor besteht. Es ist freylich schlimm, daß in Deutschland keine Deutsche Stadt ist, welche die oberste Instanz in Sachen der deutschen Wörter ausmachen könnte, daß man sich an die schriftlich erklärten Meynungen einzelner Personen halten muß. Doch mag es auch für die Kraft und Stärke unserer lieben Muttersprache sehr gut seyn, daß das Ding ist, wie es ist. Unser Verfasser hat ohne Zweifel meistens Recht, besonders da er manchmal ganz offenbar verwerfliche, von einzelnen Leuten nur gebrauchte, Redensarten tadelt. Einige Wörter möchten wir indessen gegen ihn in Schutz nehmen. Als: auf dem Caffeehause immer **stecken**, wo das Misfällige schon durch das Wort zugleich angezeiget wird. Denn seine Zeit zubringen ist erstlich weitschweifiger, und erwecket keinen Begriff weder vom Guten noch Bösen. So auch würden wir uns kein Gewissen machen, im Schreiben und im Reden, die Redensarten: **Es grauet mir davor, gräuliches Ding**, zu brauchen. Man würde doch so gar in der Poesie ein heiliges Grauen haben dürfen. Besonders das Wort **behagen** möchten wir nicht verabschieden, so wie ein Officier nicht gerne einen Mann mißt, den er noch brauchen kann. **Niedrige Worte**, sagt der Professor, sind, welche Dinge auf eine schlechte und geringschätzige Art ausdrücken, die an sich nichts

niedriges haben. Dabey bleibt aber in jedem Falle die Frage übrig, ob das Wort qu. dieses thue. Sollten niedrige Worte nicht vielmehr solche seyn, die nur unter den niedrigen Klassen der Menschen gebrauchet werden, so wie man etwa durch **unschickliche** die Worte bezeichnen könnte, welche eine widrige, eckelhafte, unanständige, unschickliche Idee erregen — **Stiegen** statt Treppe pflegen wir zwar auch nicht zu sagen; doch wäre nachzusehen, ob dies im Grunde recht gute Wort nicht noch was für sich anzuführen hätte. Der **Schriftsteller** braucht verschiedene Nüancen auszudrücken, die Perioden abzuründen, auch oft zur Abwechselung, so manches Wort, das der steife **Grammatiker** entbehren zu können glaubt. **Antlitz** muß nicht unter die verlegenen Wörter geworfen werden; es thut seine Dienste, wo Gesicht oder Angesicht zu gemein wären. Die Redensart, **ich bitte vorlieb zu nehmen** möchte auch am gehörigen Orte, das ist, an einem einschüsselichten Tische, nicht zu tadeln, vielmehr sehr nützlich zu brauchen seyn; **Putzstube** oder lieber **Putzzimmer** ist auch nicht zu tadeln, es müßte denn was bessers dafür gesetzet werden. **Ungeschoren** kann manchmal sich sehr gut ausnehmen. Die Sprache des gemeinen Lebens hat auch ihren edlen, niedrigen und komischen Stil. Der Hr. Verf. würde also das Wort **ungehudelt** auch nicht gelten lassen? — **Sich etwas zu gute thun**, warum nicht? — Die Benennung, **Gevatter**, wird als eine blos unter gemeinen Leuten gewöhnliche, von Mademoiselle W. aufgeführet. Sie wollte sich vielleicht damit bey der Gesellschaft ein kleines Air geben. Aber es ist immer ein ganz trautes Wort, wiewohl der Recensent es selbst selten braucht, da es sonst an seinem Orte sehr gebräuchlich ist, außer wenn er bey einem vertraulichen Geschwätze mit seinen Gevattern und Gevatterinnen etwas näher an sie rücken will. Man nehme uns ja nicht, aus vornehmen Wesen, die Wörter, welche eine nähere Beziehung des Menschen auf den Menschen andeuten. Sollte eine Zeit kommen, da auch die Verwandschafswörter, als Vetter und Schwager, die der Madem. W. zufolge, schon den Landedellenten überlassen sind, wie das Wort Gevatter, den Bürgersleuten mit dem vornehmen Anstande, auch nicht mehr bestehen könnten, so wird das eine schlimme Zeit seyn. — Die Wörter **Dienst**, **Bedienung**, sind auch nicht wegzuwerfen. Jenes kann ein geringes Amt zu bezeichnen bequem dienen, dieses den Stand eines öffentlichen Bedienten, bis zu einem gewissen Grade hinauf. — **Kargsam** ist wohl kein gutes Wort, aber **karg** ist

ist gewiß ein brauchbares Wort, es sey, daß es einen größern Grad des Geitzes bedeute, oder daß es den Geitz im Ausgeben anzeige. Auch Filz kann am gehörigen Orte ein sehr treffender Ausdruck seyn.

Die Einkleidung dieser Untersuchungen ist überhaupt ganz gut. Einmal macht aber doch der Professor der Baronesse das Compliment, man könne seinen Verstand nicht wohl lange behalten, wenn man oft in ihre Gesellschaft komme. (S. 116.) Wie ist das zu verstehen? Wir wollten doch nicht gerne, daß jemand hievon Gelegenheit nähme, über Professoren zu spotten. Oder sollte dies der Verf. wollen?

Jl.

## 5. Romanen.

Beyträge zur Geschichte des deutschen Reichs und deutscher Sitten. Ein Roman. Erster Theil. Leipzig und Liegnitz bey Siegerts Wittwe, 1775. 332. S. 8.

Beym Roman ist für fünf Sechstheile der Leser gewiß immer die Geschichte der Kern, der ihnen zur Nahrung dienen soll; die Lehre, Vermahnung und Trost aber, oder die Moral, die der V. predigen will, nur die Schale, die, je appetitlicher die Frucht anzuschauen ist, desto eilfertiger abgesondert, und als ungenießbar weggeworfen wird. Wie sehr mögen sich die gewöhnlichen Romanleser verwundern, wenn ihnen ein Buch in die Hände fällt, worinnen sie alles das just umgekehrt finden, wo Lehre und Unterricht die Frucht und die Geschichte nur die Schale ist, in welcher ihnen das, was zu ihrer Erbauung und Besserung abzweckt, dargereichet wird. Was sich hier zutragen dürfte, das ist leicht abzusehen: Man wird ein wenig an der Schale kauen, und wenn man der keinen rechten Geschmack abgewinnen kann, so setzt man die ganze Fruchtschale bey Seite. Indessen hat das Buch so eine feine äußerliche Gestalt, niedlichen Modedruck, und ein so allerliebstes Titelkupfer von Chodowiecki, daß doch manchem Leser oder mancher Leserinn, denn für diese soll das Buch hauptsächlich seyn, die Lust ankommen möchte, wieder einen Blick hinein

zu werfen und es auch wohl ganz auszulesen, und da würde die Lectur, es müßte denn seyn, daß die Leser vor dem Denken einen unbezwinglichen Abscheu hätten, endlich doch Nutzen und Vergnügen gewähren.

Die Absicht des V. ist, allerley häßliche Vorurtheile, entehrende Mißbräuche, lächerliche Gewohnheiten und widerliche Gestalten, die ursprünglich deutscher Geburt und deutscher Sitten sind, seinen Zeitgenossen zur Beherzigung unter die Augen zu stellen, alle diese Dinge ganz fleißig auszumalen, damit Thorheiten als Thorheiten erkannt werden, und man anfange sich derselben zu schämen. Zum Schauplatz erwählt er eine ländliche Scene, den Rittersitz des Bacon Bernklau; dieser als ein passionirter Jäger, nebst seiner Gemahlinn dem ächten Konterfey einer Landedelfrau, haben auch die Hauptrollen. Der V. liefert einen Theil ihrer Ehestandsgeschichte, schildert ihre Charaktere, bestimmt daraus ihr wechselseitiges Verhalten, und giebt eine so genaue Analyse der aus ihrem Charakter entspringenden Handlungen, Sitten und Meynungen, daß dem Leser das warum des warums aller Aeußerungen ihrer Thätigkeit aufgeloßt wird. Alles dieses giebt nicht allein einen Beweiß, daß der V. das menschliche Herz überhaupt fleißig studirt, sondern auch zugleich auf die äußern Verhältnisse des Menschen, die in die individuellen Neigungen, Denkungsart und Handlungen so mächtigen Einfluß haben, gute Rücksicht genommen hat. Dabey aber erlaubt er sich so viele Ausschweifungen oder Abschweifungen, wie er es nennt, daß der liebe Leser, mit dem er sich gar zu oft unterhält, dadurch von der Hauptidee, die eben einen Eindruck auf ihn machen sollte, unvermerkt abgebracht, und auf so viele Nebengänge geleitet wird, daß er zuweilen seinen Führer fragen möchte: Wo sind wir? Flüchtige Leser und Leserinnen müßten eine wiederholte Lectüre anstellen, wenn sie an dem Buche Geschmack gewinnen wollen, vorausgesetzt, daß sie auf Geschichtserzählung gar nicht speculiren; denn der V. hat nicht die Absicht gehabt, einen historischen Roman zu liefern. Etwas Spitzfindigkeit abgerechnet, zeiget der V. vielen Witz in der Schreibart, welches nicht wenig dazu beyträgt, die Leser bey guter Laune zu erhalten, und ihnen das Ermüdende oder zu öftern Ausschweifungen weniger fühlen zu lassen. Der erste Theil kündiget eine Fortsetzung an, der wir doch vor dem großen Theil der Leser etwas mehr Handlung und

und viel weniger und conciser gefaßtes, weniger fades Raisonnement wünschten.

Vm.

Merkwürdige Lebens- und Reisebeschreibung Antons v. *** Neue Auflage, mit Kupfern. Dresden und Leipzig, bey J. N. Gerlachs Wittwe und Sohn. 1776. 8.

Ein alter kreuzbraver Roman, des ehemaligen wohlberühmten Dresdnischen Thürmers und Romanenschreibers, wird wirklich 1776. wieder aufgelegt. Was für Leser doch in der Welt seyn müssen. Doch ists wohl wahrscheinlich, daß dieser Roman, weder in **Dresden** noch in **Leipzig**, sondern aufs höchste in **Hoyerswerda** oder in **Kötschenbroda** Leser finden werde.

Em.

## 6. Weltweisheit.

Philosophia et Mathesis vniuersa, quam in suos, suorumque Discipulorum vsus conscripsit P. *Ioann. Nepomuten. Reichenberger*, Ratisbonae in Episcopali Lyceo ad S. Paulum earundem scientiarum Professor Publicus Ordinarius. Ratisbonae apud Io. Leop. Montag. 1775. Ethicae P. I. 12 Bogen.

Dieses Lehrbuch fängt sich sehr schlecht an. Der gegenwärtige Theil enthält den Anfang der **Ethik**. Gründlichkeit, Präcision, Richtigkeit, Methode, diese ersten unentbehrlichen Lehrpflichten sind ganz darinn vernachlässigt, der ganz barbarischen Schreibart nicht zu gedenken. Wir können uns das nicht anders erklären, als indem wir annehmen, der P. Reichenberger habe dies Lesebuch bloß zu einer Einleitung in die **Casuistik** des Beichtstuhls und der Seelsorge seiner Kirche be-

 stimmt;

stimmt; wobey es ihm wohl nicht auf die eigene Erleuchtung des Lernenden ankommen mag. Daher läßt er auch keinen protestantischen Rechtslehrer ohne Rüge durchgehen. So heißt es vom **Grotius** S. 9. multa tamen erronee pertractat, ideoque inter prohibitos libros relatus est. Vom **Selden**: abstrusus est sublestae fidei homo; Vom **Pufendorf**: est Cynicus in Ecclesiam, Patres et scholasticos; ferner: idem sub larua Mozambani (soll heißen Monzamb.) omnia recoquere non erubuit (wie dieses Werk de statu Reip. Germ. hieher komme, ist nicht wohl abzusehen; der P. R. kann es wohl schwerlich gelesen haben); Vom **Thomasius, Buddeus, Wolf, — Köchler** (soll heißen: **Köhler**) venenum cum melle miscuere. Wir haben schon oft anderwärts darüber Klagen geführt, daß die Wissenschaften in den Händen der Mönche eine so elende Gestalt erhalten. Wir sehen uns aber genöthiget, sie auch bey dieser Gelegenheit zu wiederholen. Bey dem Kap. de Autochyria s. Autokyria (so schreibt der V.) kommen dem P. R. einige Beyspiele aus der Bibel und Heiligenlegende in den Weg. Da ist denn die Antwort (S. 174) bey dem Simson: vel vt S. Augustinus apud Less. putat, etiam specialis instinctus a iuris naturae violatione exemit; und bey der h. **Appollonia** sagt der h. **Hieronymus** bey dem Lessius dasselbe. Aus solchen schlechten Proben, die den **Barbeyrac** vermehren können, würden wir sehr Bedenken tragen, diese beyden Heiligen zu Professor. Iuris Naturae zu empfehlen.

Bl.

---

## 7. Mathematik.

J. Fr. *Vicum* selbstlehrender Hauptschlüssel zu seiner kurzen und leichten Rechenkunst, nebst einem kurzen Unterrichte denselben nützlich zu gebrauchen. 1776. 8. Dresden bey dem Verfasser, $3\frac{1}{2}$ Bogen.

Der Vorbericht endiget sich mit der 24sten Seite, und enthält Complimente, Spöttereyen, Trotzrechnungen, 2c. 2c. gegen Hrn. **Rosenthal**, welcher dem Herrn Vicum in Entdeckung und Bekanntmachung seines Hauptschlüssels zuvorgekommen, denselben auch nicht als ein großes Geheimniß angese-

angesehen, und überdies verschiedenes erinnert hat. Hr. R. wird nun den Hrn. V. näher kennen lernen, und ihn aus Liebe zum Frieden, etwa wohl in Ruhe lassen. Ueber das Vicumsche Rechenbuch und über die Gründe der darinn vorkommenden Kunstgriffe und Abkürzungen haben wir bereits so viel gesagt, daß es unnöthig ist, den nunmehr von dem Erfinder bekanntgemachten Hauptschlüssel näher anzuzeigen.

## Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß. Achtes Stück. 1776. 8. Breslau bey Mayer, 9 Bogen.

In diesem Stücke werden die Nachrichten von merkwürdigen mathematischen Büchern fortgesetzt. Aristotelis loca mathematica et clarorum mathematicorum chronologia Iosephi Blancani. Doppelmayer von Nürnbergischen Künstlern. Frobelii Biographia mathematica etc. Sodann Hrn. Bernoulli recueil pour les astronomes und dessen Lettres astronomiques. Priestley Geschichte der Optik 1 Theil. Busch Encyclopaedie der historisch- philosophisch- und mathematischen Wissenschaften. Endlich werden Hrn. Basedow Grundsätze der reinen Mathematik ganz besonders vorgenommen. (S. 212—255.)

## L. Gruber Anfangsgründe der Arithmetik und Algebra, zum Gebrauche der Schulen in den Churbayerschen Landen. 1776. 8. München in der akademischen Buchdruckerey.

Mag seiner Absicht bequem seyn, bedeutet aber sonst nicht viel. Der Verfasser schiebt alle zusammengesetztere Regeln der Rechenkunst in die Algebra. Eigentlich hätte nur, was dabey Analytisches vorkömmt, dahin gezogen werden sollen. Beyden Theilen ist eine Geschichte angehänget, wo nur die Hauptepochen des Wachsthums dieser Wissenschaften vorkommen. Einige Namen, als Diophantes, Ludouicus Ferrauiensis sind unrichtig geschrieben, und S. 268. würde es scheinen, als hätte Clairaut, Segner ꝛc. nicht zu Wolfens Zeiten gelebt.

D.

A. Mayer Entwurf der Grundregeln von der sparsamen Anwendung des Bauholzes. 1776. Greifswalde bey Röse. 4. 5 Bogen.

Es ist dieses eine Einladungsschrift bey Uebernehmung des Decanats in der philosophischen Facultät. Die Grundregeln, davon die Rede ist, beziehen sich theils auf die Festigkeit der verschiedenen Holzarten, theils auf die Art, die Balken so zu schneiden und zu legen, daß sie die stärkste Last tragen, und daher, wenn die Last gegeben, den geringsten Aufwand des Holzes erfordern.

Die Lehrsätze und Versuche der Herren *Parent*, *Belidor*, *Mussenbroek*, *Duhamel* und *Buffon* werden hiebey Erzählungsweise angeführt, auch erwähnt der Verfasser einiger, von seinem eigenen übrigens nur im kleinen angestellten Versuche.

Fm.

Analytische Betrachtungen über die Theorie der gläsernen sphärischen Spiegel, von Joh. Friedr. Häseler, Hochf. B. L. Abt des Kl. Amelunxborn, ernannten Generalsup. des Weserdistricts und ersten Prediger zu Holzminden, d. K. G. d. W. zu Göttingen Corresp. Wolfenbüttel 1775. 32 Quartseit. 1 Kupert.

Metallene krumme Spiegel von einer beträchtlichen Größe sind kostbar und dem Verderben ausgesetzt. Man bedient sich daher oft Gläser, die auf einer oder auf beyden Seiten erhaben sind. Sie werden auf der einen Seite belegt, und vertreten so in vielen Fällen die Stelle krummer Spiegel. Das Licht aber wird in einem solchen belegten Glase im Eingange gebrochen, alsdenn reflectirt, und im Ausgange wieder gebrochen. Bey einem metallenen Spiegel finden die beyden Brechungen nicht statt, also kann er nicht völlig einerley Erscheinungen mit dem belegten Glase darstellen. So ist es nöthig, was das letztere thut, besonders zu untersuchen. Die Untersuchung kann selbst nützlich seyn, wenn man auch ein Glas nicht zum Spiegel belegen will, denn sie dient seine Halbmesser, Brenn-

weite u. s. w. zu finden. In dieser Absicht hat Hr. Hofr. Kästner bey seiner Ausgabe von Smiths Lehrbegriffe der Optik (Altenb. 1755) Formeln dazu gegeben, auch ausführlicher davon in seiner VI astron. Abh. 9. geredet. Gegenwärtiger Aufsatz Hrn. H. ward, ehe erwähnte astronomische Abhandlung herauskam, der Göttingischen Soc. d. W. überschickt, und würde im zweyten Bande ihrer deutschen Schriften erschienen seyn, wenn es sich nicht mit desselben Ausgabe zu lange verzögert hätte. Die Untersuchung wird von H. A. H. mit der größten Allgemeinheit, welche die Sache erfodert, angestellt. Er nimmt das Glas auf beyden Seiten erhaben an, und die Halbmesser der Convexitäten gegeben; der Strahl fällt aus einem gegebenen Punkte der Axe, nahe bey der Axe ein, und nun wird der Punkt bestimmt, wo er nach doppelter Brechung und einfacher Reflexion die Axe schneidet. Die Auflösung und ihre Anwendungen geschehen vermittelst der Buchstabenrechnung, die Sätze sind aber meist aus dem Algebraischen ins Deutsche übersetzt, auch werden hier und da Anmerkungen beygebracht, wo dergleichen Spiegel bequem zu brauchen sind. H. A. H. hat diesen Aufsatz eigentlich als ein Programm drucken lassen, den Unterricht in Mathematik und Physik in der Amelunxbornischen Klosterschule zu Holzminden anzuzeigen. Diesen Unterricht ertheilt er, für andern ist dort auch sehr wohl gesorgt. Hr. A. H. der in dieser Art von Gelehrsamkeit schon durch seine Betrachtungen über das menschliche Auge mit Ruhme bekannt ist, verbindet mit gründlichen Einsichten, Geschicklichkeit in Handarbeiten, und die Wissenschaften, die er mit so viel Neigung treibt, haben noch viele Vortheile von ihm zu erwarten

J.

---

## 8. Naturlehre und Naturgeschichte.

J. E. B. Wiedeburgs Einleitung in die physischmathematische Kosmologie; sie enthält einen Auszug aus der allgemeinen Naturlehre, die gemeinnützige Sternkunde und Erdbeschreibung. 1776. 8. Gotha bey Ettinger. 28½ Bogen. 7 Kupferbl.

Als

Als eine Vorbereitung zu vollständigern und genauern mathematischen Kenntnissen läßt sich das Buch ansehen. Hrn. W. leuchtet es mehr ein, daß auch ganze Weltkörper vergehen, und aus deren Trümmern wieder neue entstehen. Er hält das, was man für Sonnenflecken bisher angesehen, für Anfänge künftiger Planeten. Die Sonne schleudert sie in die Ferne, und ihre neuen Bahnen werden nach und nach mehr und rund. Man wird also auf die Sonnenflecken künftig mehr Achtung zu geben haben, damit man einen neuen Weltkörper so zu sagen, von der Wiege an beobachten und sehen könne, wie er seine neue Bahn antritt. Denn nach den bekannten Lehrsätzen der Centralkräfte müßte die Bahn, wenn sie elliptisch ist, die Oberfläche der Sonne in zween Punkten schneiden, 1°. in dem, wo der neue Weltkörper weggeschleudert wird. 2°. in dem, wo er wieder in die Sonne zurückkehret. Sein Perihelium muß inwendig in der Sonne seyn. Bis dahin durfte sich der Weltkörper wohl nicht eintauchen. Herr W. behauptet im Gegentheil, daß er als elastisch von der Oberfläche wieder zurückeprelle, oder durch die elektrische Kraft der Sonne zurückgetrieben werde ꝛc.

Fm.

## J. E. B. Wiedeburgs neue Muthmaßungen über die Sonnenflecken, Kometen, und die erste Geschichte der Erde. Gotha, 1776. bey Ettinger. 8. 4 Bogen.

Auf der 12ten Seite kommen neue Beobachtungen vor. Hr. Wiedeburg saget: er müsse immer das Fernrohr weiter auseinanderziehen, wenn er einen Sonnenflecken, als wenn er die Sonne selbst deutlich sehen wollte, und zwar um desto mehr, je mehrere Tage der Flecken schon vor der Sonne gestanden. S. 15. wird beygefügt: er müsse, nachdem er den Mond durch das Fernrohr deutlich gesehen, das Fernrohr kürzer machen, wenn er den viel entferntern Jupiter deutlich sehen wolle. Nun sey aus der Dioptrik und selbst aus gemeinen Beobachtungen bekannt, daß die Länge des Fernrohres durch die Entfernung des Gegenstandes bestimmt werde, so daß es bey entferntern Subjecten verkürzt werden müsse ꝛc. Nun läßt sich, wie *Auzout* längst schon bemerket hat, dieser

Satz

Satz umkehren; so nämlich, daß aus der Länge des Fernrohres die Distanz des Objectes bestimmt werden kann. Hr. W. hat demnach ein Mittel, den verschiedenen Abstand der Gestirne auf eine sehr bequeme Art zu bestimmen. Wir wollen ihn aufmuntern, der Sache nachzudenken, und die dabey nöthigen Rechnungen anzustellen. Denn nach unserer Rechnung hört die Verkürzung des Fernrohres auf merklich zu werden, wenn die Entfernung des Subjectes 500 bis 1000 mal größer als die Länge des Fernrohres ist. Hr. W. aber findet bey Entfernungen, die unendlich größer sind, noch Unterschiede von etlichen Schraubengängen. Da nun nach seinen Beobachtungen und Schlüssen die Sonnenflecken sich sehr von der Sonne entfernen und der Erde nähern, so müssen wir ebenfalls die Anmerkung machen, daß, da alle Körper, so sich um die Sonne herum bewegen, Kegelschnitte beschreiben, und drey Beobachtungen hinlänglich sind, die Laufbahn zu bestimmen, so wird Hr. W. der gelehrten Welt einen Dienst erweisen, wenn er die Bahne der Sonnenflecken aus seinen Beobachtungen genau berechnet. Nach seiner Theorie wird die Umwälzungszeit der Sonne um ihre Axe ganz ungewiß, und in der That müßte diese Zeit kürzer als 8 Stunden seyn, wenn die Sonne etwas von ihrer Oberfläche sollte **wegschleudern** können. Bis diese Rechnungen gemacht werden, ist es unnöthig, uns bey dem übrigen Inhalte dieser in der Jenaischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgelesene Abhandlung länger aufzuhalten.

D.

*C. Bonnet* Betrachtungen über die organisirten Körper, worinnen von ihrem Ursprunge, von ihrer Entwickelung, von ihrer Reproduction ꝛc. gehandelt wird, und alles was die Natur dabey gewisses und interessantes liefert, kurz zusammengefaßt ist. Aus dem Französischen übersetzt. Zweyter Theil. 1775. 8. Lemgo, in der Mayerischen Buchhandlung. 1. Alph.

Es ist unnöthig mehr zu sagen, als daß nun auch dieser **zweyte Theil** der Uebersetzung heraus ist.

Fm.

9. Ge-

## 9. Geschichte, Erdbeschreibung und Diplomatik.

Johann Friedrich Le Bret, öffentl. ordentl. Lehrers der Geschichte am Herzogl. Gymnasio in Stuttgard, auch Regierungs= und Consistorial=Bibliothecarii, Magazin zum Gebrauche der Staaten= und Kirchengeschichte, wie auch des geistlichen Staatsrechts katholischer Fürsten, in Ansehung ihrer Geistlichkeit. Fünfter Theil. Frankfurt und Leipzig. 1776. 8.

Die italienische Reise des H. L. B. in dem Gefolge des regierenden Herzogs von Würtemberg ist dieser Sammlung sehr vortheilhaft gewesen. Er hat in Italien neue nützliche Bekanntschaften gemacht, neue Schätze in den Bibliotheken entdeckt und wichtige Schriften in die Hände bekommen, die sonst selten den Weg nach Deutschland finden. Dies läßt sich am besten aus der kurzen Anzeige der in diesem Theile enthaltenen Sachen beurtheilen. Es sind folgende Stücke: 1) **Beyträge zur Statistik des Königreichs Neapel.** Diese Nachrichten sind neu, vom Jahre 1775. vollständig, und können zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben. 2) **Von der *Franchigie* oder der Accisefreyheit der Geistlichen in Neapel.** Entdeckt erstaunliche Misbräuche und Betrügereyen unter heiligem Schein. 3) **Forstners Briefe.** Aus den vorigen Theilen fortgesetzt. Sie sind größtentheils im dreyßigjährigen Kriege geschrieben. 4) **D. Saliceti Gutachten über die Ursachen des Todes P. Clemens *XIV*.** Der Pabst hatte unreines scorbutisches Blut, und übertrieb die Leibesbewegungen und das Schwitzen. 5) ***Visum repertum* der Chirurgen in dieser Sache.** 6) **Anzeige von den neuesten verbotenen Büchern in Rom.** 7) **Nachricht von einem hebräischen Codex, den die römischen Missionarien in China gefunden haben.** Es hieß, er sey 3000 Jahr alt. Die Missionarien fanden aber, daß er nicht über 600 Jahr alt seyn könne. Er kam in dem, was sie daraus abschrieben

abgeschrieben genau mit dem Plantinischen Texte überein. 8. 9. 10) Zwo Reden und ein Edikt P. Pius VI. Das Edikt betrifft die Lebensart und Aufführung der Geistlichen. 11) Fortsetzung des Gränztraktats zwischen dem kayserl. Hofe und der Republik Venedig, wegen der Gewässer des Tartava. 12) Leben der Catharina Cornava von ihrem Kanzler Ant. Colbertaldi. 13) Fortgesetzte Nachricht von der Farsettischen Manuscriptensammlung in Venedig. Es wäre zu wünschen, daß uns H. L. B. mehr ganze Stücke hieraus geben wollte, statt der Predigten Sr. päbstl. Heil. 14) Von den Geldanlehnungen, so die Republik ihren Cardinälen macht. Die Archive der Republik sind voll von Quittungen solcher Anlehne, die die Eminenz nicht wieder bezahlet, ohne einmal die Bedingungen zu erfüllen haben, worunter sie sie empfangen. Nur Zwey haben ihre Schuld wieder bezahlet; davon ist der eine der C. Quipeini. Die Republik will sich zu keinen Anlehnen mehr verstehen. 15) Von den Bischöfl. Kanzeleytaxen. Diese sind auch im Venetianischen bisher willkührlich und übertrieben gewesen. Von nun nimmt die Republik genauere Kenntniß davon. 16) Von dem noch immer dauernden Mißbrauche der geistlichen Pensionen. Ein anderer Mißbrauch, um den die Republik sich zu bekümmern anfängt. Ein Pfarrer hat z. B. 6000 Lire Einkünfte. Davon nimmt der Bischof 5800. und läßt dem armen Pfarrer 200. 17) Dekret des Senats die Regularorden betreffend. 1768. 7 Sept. Ist bekannt. 18) Taxe der bischöflichen Kanzeleyen des Dogads und festen Landes, nach dem Plane der Patriarchaltaxe von Venedig, welche der Senat durch ein Dekret 1768. 9 Jun. angenommen hat. 19) Verordnung wegen Beförderung zu den Klosterwürden. 20) Wegen der Klosterkassen wider die Eingriffe der Aebbte. 21) Vom Kirchen- und Religionszustande von Sardinien. Enthält lustige Andachten. 22) Portugiesische Protestation wider die römischen Kanzeleyregeln, von Ant. Pereyra. Eine vortreffliche Staatsschrift, die in diesem Theile fortgesetzt wird. Schwerlich haben protestantische Schriftsteller gegen die Politik des römischen Hofes stärker geschrieben. 23) Tariffe von Mayländischen Gold- und Silbersorten.

Am.

Neuere Geschichte der beyden letzten Jahrhunderte, zum Nutzen und Vergnügen beschrieben. Erster Band, welcher zugleich die Einleitungen zu den Geschichten der vornehmsten römischen Staaten enthält. Hannover bey Schmid 1775. 1½ Alphabet. in 8.

Dieses Werk wird zu halben Bogen als eine Wochenschrift und auf Subscription herausgegeben. Der Zweck des Verfassers — der Gottinger Zeitung zu folge Hr. Advokat Bansen in Hannover — geht auf einen nützlichen und angenehmen Vortrag der Geschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Zur Vorbereitung hat er von S. 5. bis 47. in einer **allgemeinen Abhandlung** allerhand politische Grundsätze und Betrachtungen aufgestellt, besonders vom System und Interesse Europens. Von S. 48 bis 268 folgen **Einleitungen** in die neuere Geschichte von Deutschland, England, Schottland, Spanien, Portugall, Frankreich, von den Niederlanden, von Dänemark, Schweden, Polen und Rußland. Die italienischen Staaten, Preußen und das Osmanische Reich sind also übergangen; wir finden auch nicht, daß sich der Verfasser wegen dieser wichtigen Lücken entschuldiget, wohl aber wegen der weggelassenen Einleitungen in die Geschichten der vornehmsten deutschen fürstlichen Häuser. Er behielt sie zurück, **weil er wahrgenommen, daß die Einleitungen denen Lesern ohnehin langweilig geworden waren, auch einige dieses Blatt zu halten ausdrücklich deswegen abgesagt hatten, weil sie ihnen zu lange währten.** Hätte er sich nur kürzer dabey gefaßt! Denn nothwendig sind diese Einleitungen gewiß, zumal für den großen Hausen, dem zu Nutzen Hr. Bansen schreibt. Von S. 280 — 296. stehet eine **Abhandlung über die Einleitungen**, worinnen, zum bessern Verständnisse der Hauptsache, noch einige allgemeine Betrachtungen über die Verfassung und Verbindung der vornehmsten Europäischen Reiche mitgetheilet werden. Nun folget noch ein **Vorbericht** — Ueberhaupt finden wir in diesem ersten Bande nicht weniger als sechs Vorberichte, Vorreden und Nachrichten — und dann den Anfang **der neuern Geschichte** von S. 301 bis 527, in zwey Büchern,

chern, wovon das erste vom Jahre 1601 bis 1610, und das andere von da an bis 1618 gehet.

Die angezeigte Absicht des Verfassers ist lobenswürdig; die neuere Geschichte Europens wird unstreitig durch ein solches Werk und durch den Weg einer Wochenschrift bekannter werden; wir finden auch in dem 6 Blätter starken Verzeichnisse der Interessenten Personen von allerhand Rang und Stand, den Prinzen Karl von Mecklenburg, geheime Räthe, Generale und viele andere Officiere, eine Menge Civilbediente, Doctoren, Amtleute, Advokaten, Sekretäre, Kanzelisten, Kandidaten ꝛc. auch verschiedene Damen. Desto mehr haben wir beym Durchlesen dieses Buchs eine geschicktere Ausführung des Plans mehr als einmal gewünscht. Freylich trifft das alte Sprichwort: Historia, quomodocunque scripta, placet, auch hier ein; denn an der Erzählungsgabe fehlt es unserm Verfasser eben nicht; man liest ganze Seiten ohne Anstoß und mit forteilender Neugierde hinter einander weg. Seine Auswahl ist auch meistens untadelhaft. Er weis die Hauptbegebenheiten unter dem Schwall unbedeutender Vorfälle herauszufinden und sie oft geschickt zu verbinden, wobey ihm freylich unsere Kompendien behülflich waren. Aber — wie viele alte Irrthümer und Unrichtigkeiten pflanzet er durch seine Arbeit weiter fort! wie sehr vermehrt er ihre Zahl durch neue! wie unedel, platt und zeitungsmäßig ist seine Schreibart!

In einem solchen Werke, das historischen Layen zum Besten geschrieben wird, sollten auch die geringsten Fehler sorgfältigst vermieden werden; denn gemeiniglich nimmt der Laye, im Vertrauen auf die Geschichtskunde des Verfassers, alles ohne weitere Prüfung, für wahr an, und wird dadurch zu Wiederhohlungen der gelesenen Unwahrheiten veranlaßt, es sey nun gelegentlich in unhistorischen Schriften, oder in gesellschaftlichen Gesprächen. Die meisten Fehler würde Herr Bansen nicht begangen haben, wenn er überall die besten und neuesten Hülfsmittel gebraucht hätte, z. B. bey Deutschland statt des **P. Barre, Voltaire** und **Pfeffel** (denn auch in dessen Abrégé de l'histoire d'Allemagne laufen Irrlichter herum) **Mascou'n, Bünau'n** und die Menge wichtiger Schriften, worinn einzelne Zeiträume behandelt sind; bey den Niederlanden **Wagenaar** und **Tozen**; bey Dänemark **Gebhardi** ꝛc.

Wir wollen nur einige Beyspiele zur Bestätigung unseres Urtheils anführen. In der allgemeinen Abhandlung

kommen manche Aussprüche vor, über die sich noch disputiren ließe, z. B. in Europa wären die besten Menschen; die Länder dieses Erdtheils würden am besten regieret; Deutschland wäre gegen alle mögliche Feinde mächtig genug, wenn es seine Kräfte zusammensetzte; das in viele Staaten getheilte Deutschland wäre deswegen **im Grunde** nicht schwächer, als wenn es einem Herrn gehörete; (was heißt hier dies **im Grunde**?) denn, setzet der V. hinzu, so wie Europa gegen fremde Völker, die ihm droheten, gemeine Sache haben würde, so stände auch Deutschland im ähnlichen Falle für einen Mann; woran wir sehr zweifeln, wenigstens hat sich dies bey den Kriegen mit Frankreich eben nicht gezeiget. Er meynet auch, wir lebten jetzt in der besten Zeit; vermuthlich wollte er sagen, **in einer bessern Zeit**; denn daß sie sich nicht besser gedenken lasse, oder daß sie wirklich besser seyn könnte, würden dem Verfasser ganze Provinzen entgegen schreyen, wenn ihre Bewohner zusammen einen einzigen Hals hätten. Sein Enthusiasmus verleitet ihn sogar zu dem Ausspruche: **Es sey nirgends besser zu leben, als in den Hannöverschen Staaten.**

Doch, über Räsonnements wollten wir eigentlich nicht hadern, sondern nur einige unrichtige Thatsätze anzeigen, die der Verfasser vielleicht bey einer neuen Ausgabe, die er schon ankündiget, in Erwägung ziehen und benutzen mag, seine Leser aber aufmerksam machen können, ihm nicht blindlings Glauben beyzumessen. Erregt es wohl ein günstiges Vorurtheil für die historische Unterscheidungskraft — wir wollen nicht sagen Belesenheit — des Verfassers, wie man gleich auf der 5ten Seite liest: Karl Martell konnte mit 30000 Mann streitbaren Volkes 360000 Mohren (Araber soll es heißen) erschlagen? Auf der 171sten Seite steht es noch einmal, doch so, daß der Verlust der Araber um 10000 verringert ist. Das können wohl die einfältig prahlenden Chronikschreiber des mittlern Zeitalters dreist hinschwatzen; aber auch ein Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts? — S. 15: **Ganz Europa verband sich gegen Ludwig** *XIV* Die Geschichte verträgt keine Hyperbeln. Eben deswegen hätte der Verfasser S. 28. andern es nicht nachschreiben sollen, daß man einst wohl 15 Neapolitanische Marchesen auf einem Feigenbaume gesehen habe, um sich des Hungers zu erwehren. Auf eben der Seite ist ein Widerspruch befindlich; in der Mitte heißt es: Italien habe schönere Städte aufzuweisen, als Deutschland; und gleich unten: Manche deutsche Stadt

giebt

giebt Italiens Florenz, Turin, Rom und Neapel nicht viel nach? — S. 52. werden noch die sogenannten Völkerwanderungen im fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt der allzugroßen Vermehrung der nordischen Völker zugeschrieben, als wenn sie den Bienen gleich gewesen wären, deren junge Schwärme nicht mehr Raum und Nahrung genug in den Stöcken finden können, folglich auswandern müssen. — S. 52: Die Franken, dazu auch die Salier und Ripuarier gehörten ꝛc. Wer dies liest, muß glauben, der Verfasser mache aus den Saliern und Ripuariern besondere Nationen, da es doch nur eine Eintheilung der fränkischen war. — Majores Domus durch Haushofmeister zu übersetzen, ist schon oft getadelt worden. — S. 64. wird ohne alle Ausnahme gesaget, die Kreuzzüge wären für Deutschland und die ganze Christenheit verderblich gewesen. Daß sie eben so nützlich als schädlich gewesen, ist nun schon oft gezeiget worden, am bündigsten von Robertson im ersten Theile der Geschichte Kaiser Karls des 5ten. — S. 65. wird noch an ein großes Interregnum geglaubt, und doch Richard als Deutschlands Oberhaupt genennt. — Walther Fust statt Fürst. S. 70. ist vielleicht ein Druckfehler; so wie S. 75. Usum Cassan statt Hassan, und eben daselbst Lorenz Küster statt Koster. — S. 74. hätte Konstantinopels Eroberung durch die Osmanen, nicht blos dem Rathe der Vorsehung zugeschrieben, sondern die bekannten Ursachen hübsch bündig vorgetragen werden sollen. — Aergerlich ist es, wenn man auch bey diesem Verfasser Heinrich den Ersten den Vogler und Maximilian Maxen genennt findet; was würde Hr. Bansen für Grimassen machen, wenn man seinen König Jürge oder Görge nennte. — S. 98. Heinrich der zweyte eroberte Irland gleichsam im Spazierenfahren; freylich nachdem seine Generale die Bahn mit Blut gebrochen hatten. — Bey der Eroberung Spaniens durch die Araber (die hier nach dem alten Schlendrian Saracenen heißen) wird S. 122, das Mährchen von der schönen Cava oder Florinda wiederholet und als ausgemachte Wahrheit erzählet. Auf Voltärens Zweifel allein muß man es freylich nicht für ein Mährchen halten, sondern auf bewährter Geschichtforscher Untersuchungen, wovon die neuesten Mascou und Ritter sind; letzterer in Guthrie's Allgemein. Weltgesch. Th. 5. B. 2. S. 439. u. f. — Der Khaliphe Walid wird hier S. 124. der Miramolin Ulit Almanzor genennet. Der arabische General Tarik Ebn Ziad heißt

 eben

eben daselbst noch Tarif Abenzarca; Muza, Muzza ec. — S. 133. Durch die Sicilische Vesper wären in zwey Stunden alle Franzosen (auf 8000) auf der Insel umgekommen: Das Morden dauerte fast eine Woche lang; es geschah nach keinem verabredeten Zeichen; es kamen wenigstens 12000 Franzosen dabey um. — Die sogenannte Johanne Bertrandille war nie mit dem K. Alphons von Portugall vermählt, sondern nur verlobt. Der Irrthum kommt zweymal vor S. 142. und 161. — S. 153. ist an den 30000 Dukaten, die die sogenannte unüberwindliche Flotte täglich gekostet haben soll, eine Null auszustreichen; denn es ist nicht von der Ausrüstung, sondern von der Unterhaltung die Rede. — S. 159. K. Alphons der Kühne von Portugall ließ die Geliebte seines Sohnes, Agnes von Castro, nicht in seiner Gegenwart ermorden. — S. 160. Heinrich der Schiffer war nicht K. Johannes des Ersten Bruder, sondern dessen Sohn — Nicht Ghilanez heißt der Entdecker der Azorischen Inseln, (S. 160) sondern Johann Gonsalez Zarco; die Entdeckung geschah nicht 1832, sondern 1420. — S. 180. Der Page des französischen Königes Karls des siebenten, dem ein anderer die Lanze auf den Helm fallen ließ, schlief ja nicht bey dem König — er müßte denn schlafend auf dem Pferde gesessen seyn — sondern ritt hinter ihm. Der König mordete und brachte nicht alles um, wie es hier heißt, sondern verwundete nur einige Herren seines Gefolges. — Den Schweitzern, die Dijon belagerten (S. 190) wurde zwar eine Geldsumme, (nicht 6, sondern 400000 Thaler) versprochen, aber nie ausgezahlt. —

Wir — vielleicht auch unsere Leser — sind müde vom Corrigiren; also nur noch einige Proben zum Beleg unserer andern Anklage, die den Styl betraf. Er ist überhaupt höchst unedel, nachläßig und inkorrekt; um sich davon zu überzeugen, muß man einige Seiten nach einander lesen. Dabey wird man, außer der lahmen und schielenden Verbindung des Vortrages, folgende Blümchen reichlich ausgestreuet finden: den Garaus machen, das Müthlein kühlen, hausen, es setzt Unruhen, im Trüben fischen, Mannsen und Weibsen, der allendliche Zweck, er schlug gewaltig einen bloßen, Errungenschaften, in der erst, die ihnen zu verwalten gegebenen Staaten. Beschützere, Kaisere, in Summa der königl. Pallast war ein privilegirtes Bordell, (S. 159.) er war in seiner großen Hofnung

Hofnung zur Vermählung mit ihr durchgefallen. (S. 154.) die ganze Flotte *inuincibilis* ward so übel zugerichtet, der Gründer des Reichs, man jug die Engländer, es ward ihm übel versalzen, er kam wieder ans Bret, ihm gluxte das Herz u. d. m.

Von den häufig aufstoßenden französischen Wörtern: capabel, formidabel, Depradations, armiren, Consistenz, associiren, fulminiren ꝛc. will man nichts erwähnen, sondern nur zum Beschluß noch folgendes Pröbchen von S. 510. u. f. anführen: „Die Polacken“ — es ist von den Zeiten der Pseudodemetrier die Rede — „meynten nun „sie wären Herren, verübten allen Muthwillen, schwelgeten „und hausirten, nahmen den russischen Edelleuten ihre Frauen „und Töchter und vexirten sie, und machten den Russen bald „im Ernst bald im Scherz blaue Augen; das stand den Wir„then von ihren Gästen nicht an, sie fluchten und schworen „untereinander, sie wollten den luckern Passagierern nicht „umsonst Calmus gekauft haben, noch blaue Augen von ihnen „vorlieb nehmen, und ihnen übel dafür zu Hause leuchten“ ꝛc.

Wer so und nicht anders schreiben kann, sollte billig auf die Würde eines Historikers Verzicht thun, gesetzt auch, er besäße alle übrige Fähigkeiten dazu. Wir bitten daher unsern Verfasser sehr, sich künftig vor Fehlern zu hüten — und das kann bey der Menge vortrefflicher Hülfsmittel und bey deren rechten Gebrauch gar wohl geschehen — und, wenn es anders in seiner Gewalt stehet, sich einer anständigern Schreibart zu bedienen. Will und kann er dies nicht erfüllen, so lasse er es ja bey diesem ersten Bande bewenden, und verschone das Publikum mit den versprochenen übrigen fünf oder sechs Theilen! Seine meisten Leser, zumal die von höherm Range, werden gewiß eben so denken.

*Christiani Rungii*, Prorectoris quondam et Professoris Gymnas. M. Magdalenaei, Notitia historicorum et historiae gentis Silesiacae. *Pars I.* Vratislauiae, impensis *Guil. Theoph. Kornii.* 1775. 19 Bogen in gr. 8.

Das quondam auf dem Titel erinnert uns an die — wir wissen nicht wo — gelesene Nachricht, daß der Verfasser dieses Buchs schon vor geraumer Zeit gestorben ist. Da wir unter

unter denen von ihm angeführten Büchern kein jüngeres, als vom Jahre 1747, gefunden haben; so vermuthen wir, daß er nicht lange hernach möge gestorben seyn. Es wäre doch gewiß nicht überflüßig gewesen, wenn der Herausgeber oder Verleger einige Auskunft hierüber ertheilet, des Verfassers Leben beschrieben und gemeldet hätte, wie viel Theile das Publikum noch zu erwarten habe, und was in denselben abgehandelt werden soll. Von dem Verfasser selbst finden wir zwar eine Vorrede, worinnen aber von allem dem nichts stehet. Uebrigens ist sie, so wie das ganze Buch, nützlich, gut geschrieben, und voll von schätzbaren litterarischen Nachrichten. Sie dient dem Werke selbst zur Einleitung, indem sie von dem Studium der Schlesischen Geschichte und von den Vorgängern des Verfassers im Auszeichnen und Beschreiben der Schlesischen Historiker handelt. Dieser erste Theil bestehet aus drey Abschnitten, wovon der erste in fünf Kapiteln von auswärtigen Geschichtbüchern redet, die der Schlesischen Geschichte erwähnen, folglich zur gründlichen Kenntniß derselben nöthig sind, wohin deutsche, pohlnische, böhmische, mährische, ungarische und lausitzische Schriftsteller gerechnet werden, und zwar meistens allgemeine, wobey der Verfasser, so wie im folgenden, mit der nöthigen litterarischen Genauigkeit zu Werke geht, auch auf Schriften, besonders Journale, verweißt, wo man nähere Kenntnisse von jedem Historiker finden kann. Im ersten Kapitel des zweyten Abschnitts stellt er die allgemeinen oder systematischen Geschichtbücher Schlesiens auf — Cureus, Schickfuß, Henel, Fibiger, Lucä — im zweyten Kapitel die Annalisten, im dritten die synoptischen Schriften oder Kompendien, im vierten und fünften die Genealogisten der herzoglichen und adelichen Familien, im sechsten die Heraldiker und Numismatiker, und im siebenten die Chorographen und Topographen. Der dritte Abschnitt betrifft die juristischen Schriftsteller Schlesiens, im ersten Kapitel die Schriftsteller, die von den verschiedenen Schlesischen Rechten gehandelt haben, im zweyten diejenigen, die von den Rechten der Schlesischen Fürstenthümer, im dritten, die von den Rechten der Stadt Breslau, im vierten, die von berühmten Streitigkeiten Schriften herausgegeben, endlich im fünften Kapitel Sammlungen von Staatsschriften. Ueberall sind die Lebensumstände der Schriftsteller beygebracht, die Titel der Bücher vollständig angeführt, und Urtheile beygefügt. Wir hoffen, daß man das Werk bis auf unsere Zeit fortsetzen — welches freylich bequemer bey jedem Kapitel hätte gesche-

geschehen können — und es mit einem genauen Register versehen werde. — Noch müssen wir anmerken, daß bey jedem Kapitel auch Manuscripte angeführt und beschrieben werden.

Die neuesten Staatsbegebenheiten mit historischen und politischen Anmerkungen. Erster Band, welcher die XII Stücke von dem Jahr 1775 enthält. Frankfurt am Mayn und Maynz in denen Varrentrappischen Buchhandlungen, 1776. Jedes Stück 6 Bogen, zusammen 3 Alph. 4 Bogen in 8. Nebst dem Bildniß des ietztregierenden römischen Kaisers.

Wenn neben der ungeheuren Menge politischer Zeitungen noch viele Monatschriften, die das, was in jenen zerstreuet erzählet worden, in einen gewissen, freylich oft kläglichen Zusammenhang bringen, in Deutschland sich viele Jahre hindurch erhalten; wenn die hinkenden Staatsboten, genealogisch-historischen Nachrichten, unterhaltenden Schauspiele nach den neuesten Begebenheiten, das Eckardtische Tagebuch, die neueste Geschichte der Welt, und mehrere Kompilationen ähnlichen Gelichters, noch immer ihre Leser finden, und zu langen Reihen von Bänden anwachsen; so können wir der neuen periodischen Schrift, deren Titel man oben gelesen, ein weit grösseres und dauerhafteres Glück versprechen. Voll von Mißtrauen, das jene Kannengießereyen in uns erzeuget hatten, nahmen wir sie in die Hand, und — fanden uns so angenehm getäuschet, daß wir sie allen unsern Freunden, auf das wärmste empfohlen, und nun ebendies, in Ansehung des ganzen deutschen Lesepublikums zu thun kein Bedenken tragen. Hier ist doch endlich ein Mann, der über die Begebenheiten nachdenkt, der mit der neuesten Geschichte, oder Statistick der meisten europäischen Länder, wohl bekannt ist, der nicht etwan die Zeitungsartikel armselig zusammenflicket, sondern der den Geist der Begebenheiten, soweit es ihre Neuheit, und die monatliche Lieferung der Stücke verstattet, zu ergreifen und in männlicher Schreibart darzustellen weis. Bey jeder Angelegenheit geht er bis auf ihren Ursprung, und zeichnet ihren Gang bis auf den Zeitpunkt, da er schreibt, so genau und bündig, daß

ihn nicht blos Unkundige, sondern auch Politiker von Profession mit Genugthuung zusehen oder zuhören werden. Zur Probe betrachte man nur das, was er von den Händeln der Britten mit ihren Amerikanischen Colonien, in einigen Stücken abgebrochen erzählet, im Zusammenhang. Man wird alsdann gewiß Lust bekommen, in dieser Gesellschaft, auch die neuesten Begebenheiten anderer Staaten zu wiederholen.

Mit dieser Empfehlung wollen wir nicht soviel sagen, als wenn sich gar keine Forderungen an den Verfasser thun ließen; wir möchten ihn nur nicht gern abschrecken, da er auf einem so guten Weg ist, den seine Vorgänger nicht zu kennen scheinen. Wer z. B. die vier politischen Aufsätze, im ersten Jahrgang der Iris gelesen hat, und nun diese Staatsbegebenheiten durchblättert, wird dem Verfasser noch ein stärkeres Maas des Nachdenkens, und der Freymüthigkeit, und eine gefälligere, reinere Schreibart wünschen; wird wünschen, daß er sich durch ungeduldige Leser, oder durch die Begierde, Neuigkeiten brühwarm aufzufischen, nicht möge dahinreißen lassen, daß er seinem Versprechen, prüfend, möglichst unpartheyisch, und nur wahre Merkwürdigkeiten zu erzählen, treu bleiben möchte. In der That hätte er, besonders in Ansehung des letzten Punktes, besser auf seiner Huth bleiben sollen, z. B. Seite 2037. wo er erzählet, wie viel Torten, Pasteten ꝛc. bey einem Feste verzehret worden sind. Auch sollten gewisse feyerliche Aufzüge minder umständlich vorgetragen werden: allein, gegen diesen und gegen andere Vorwürfe kann sich der Verfasser mit seiner Absicht, für allerley Gattungen von Lesern zu schreiben, schützen; nur bitten wir ihn, doch immer auf die edlern Klassen, und auf die Nachwelt Rücksicht zu nehmen, nicht zu eilen, — besonders sieht man dies Eilen den letzten Stücken dieses Bandes an — gewissen Nachlässigkeiten im Stil und Provinzialismen zu entsagen. Thut er dies; so wird er seine Nebenbuhler noch viel weiter hinter sich lassen; so wird die Nachkommenschaft sein Werk unter die historischen Quellen setzen. Wir verlangen von ihm keinen Witz oder Schimmer im Ausdruck; keinesweges! vielmehr bleibe er bey seinem Vorsatz, lieber den Vorwurf des trockenen, — das jedoch wir wenigstens selten gefühlet haben, — zu ertragen, als einer gezwungenen Schreibart nachzujagen. Am wenigsten lasse er sich die Mühe verdrießen, voreilig gemeldete, und hernach falsch befundene Nachrichten zu widerrufen; dies wird ihm keine Schande machen, sondern seiner Arbeit einen desto

höhern

höhern Werth verschaffen. Ebendies gilt in Ansehung seiner Reflexionen; er enthalte sich derselben nicht, sondern gebe durch wohl überlegte Urtheile seinem Vortrag, Leben und Kraft: aber findet er sie in der Folge ungegründet, so schäme er sich nicht des Widerrufens. Zum Besten des Verfassers und seiner Leser wünschen wir, daß seiner Freymüthigkeit nichts im Weg möge geleget werden, wie es — der deutschen Freyheit und Offenherzigkeit zur Schande! — dem Verfasser der politischen Nachrichten in der Iris gegangen ist; und dann noch eins, daß der Verleger für einen aufmerksamern Corrector und für besser Pappier sorgen möge; denn was in der Vorrede steht, „der Verleger habe an der nöthigen äußern Zierde des „Werkes nichts ermangeln lassen,“ können wir nicht finden.

Vr.

Reise nach Italien und Holland. Aus dem Französischen des Abbe' Coyer. Nürnberg, bey Hauffe, 1776. 8. 1 Alph. 9. B.

Neues enthalten diese Reisen eben nichts. Man ließt sie, weil sie vom Abt Coyer sind, der auch mit seinem Witz bekannte Sachen aufzustutzen weis. Was sie hätte sehr interessant machen können, wäre die Beschreibung der Hungersnoth in Neapel gewesen, die diese Stadt im Jahr 1764. als sich eben der Abt daselbst aufhielt, heimgesuchet. Bridone würde eine so schreckliche Begebenheit, in einer so volkreichen Stadt als Neapel, mit angemessenen Farben geschildert haben. Die Leichen auf der Gasse, der Aufruhr eines verzweifelnden Volkes, das Zittern der Großen, die Austheilung der Lebensmittel, die Raserey der Andachten, — alles das würde ein schreckliches Gemälde gemachet haben. Der Abt hält die ganze Beschreibung in einem so gefälligen Lichte, das kaum die Oberfläche des Herzens berühret. Er ist ein französischer Abt, und schreibt an eine Dame. Inzwischen streuet er hier und da Anmerkungen ein, die seiner Menschlichkeit und seinen Einsichten, Ehre machen. Sehr naiv ist die Erzählung von seiner Audienz bey dem Könige von beyder Sicilien. Der gute Abt, der nie vergißt, nach der Gewohnheit seiner Landesleute, die Großen aufzusuchen, wurde diesmal schlecht bezahlet. „Meine Reise, saget er S. 177. „nach Portici, ist einen Tag „ausge-

„aufgeschoben worden, weil ich die Ehre hatte, dem Könige „beyder Sicilien vorgestellet zu werden, und ihm als ein Zei„chen meiner Huldigung die Geschichte des Sobieski zu über„reichen, als eine Sache, die, wie man mir gerathen hatte, „ihm vielleicht angenehm seyn würde. Er saß bey der Tafel. „Man verehret ihn auf den Knien. Was mag ein Prinz von „vierzehn Jahren denken, wenn er sieht, daß man ihn wie ei„nen Gott verehret? Wenn die Etikette zur Große der Köni„ge nothig ist, sollte man ihnen nicht wenigstens Zeit lassen, „zu lernen, daß sie Menschen sind, und daß sie Gott nur durch „Wohlthat gleich werden konnen, ehe man sie zu göttlichen „Ehren kommen läßt. Er hat es auch nicht für würdig ge„achtet, ein einziges Wort von seiner Hoheit herab auf die „Huldigung eines gemeinen Sterblichen zu sagen." Die Uebersetzung ist ganz elend. Leute, die die eine Sprache nur wenig, und die andere gar nicht verstehen, übersetzen doch immer frisch weg. Einige Beyspiele: S. 53. „aber er hatte Henrich den 14ten (4ten) im **Kopfe**, en tête, gegen sich. Es ist vom **Alexander Farnese** die Rede, der der Ligue gegen Henrich IV. zu Hülfe kam. S. 60. „Ich sahe **Galeeren**, (Galeriens) auf dem Lande. S. 66. „In einem Lande, wo die „**Physick**, (le physique, nicht la Physique) so angenehm ist. S. 112. „Auszischen, persifflage. S. 125. Zwanzig **Fäuste** im Durchschnitt, Palmen, paumes. S. 182. Der Vesuv hat die Figur eines **Zuckerbrodes**; pain de sucre; (**Zuckerhutes**) das ist alles elend. Aber die größte Dummheit steht S. 235. Es ist von der Vestalin **Claudia** die Rede, die das Schild, welches die Bildsäule der Cibele mit ihrem Gürtel ans Ufer zog. „Sie lachte," sagte der Abt zu seiner Aspasia, „über die Annalen der **Päbste**, (pontifes) welche es „bezeugen, so wie über den ehrlichen **Titus Livius**.

Oz.

---

## 10. Gelehrte Geschichte.

Letzter Zuruf und Abschied, nebst kurzen Auszug des Lebenslaufs, welcher zum Denkmal der Liebe und Treue unter seinen Brüdern nnd Gemeinden, zum Preise

Preise der Gnade Gottes, und zur Erweckung eines rechtschaffenen Wesens im Leben und Tode, vor dem Hintritt aus dieser Welt entworfen von Johann Christian Michälis, Königl. Preuß. Consistorialrath, Generalsuperintendenten des Fürstenthums Halberstadt, und dazu gehörigen Graf- und Herrschaften, Inspectore, Pastore primario zu St. Martini und Scholarchen. Nach dessen seel. Absterben aber, so den 23. December 1772. erfolget, zum Druck befördert, und mit einer Vorrede begleitet von Christian Ludewig Schäffer, Königl. Preuß. Consistorialrath, Oberprediger zu St. Martini und Scholarchen in Halberstadt. bey Johann Henr. Groß in Halberstadt. 1776. 8. $14\frac{1}{2}$ B.

Wir sehen nicht recht ab, was das lesende Publicum mit diesen Bogen eigentlich machen soll. Ob sie an dem Orte, wo der Verfasser im Amte gestanden, sich mehr Beyfall und Nutzen zu versprechen haben, können wir nicht entscheiden. Was soll aber die übrige Welt mit der Lebensbeschreibung eines Mannes, der sich durch nichts auf eine rühmliche Art außer dem Orte seines Aufenthaltes bekannt gemachet, daß man begierig seyn könnte, etwas von ihm zu wissen. Eben so wenig empfiehlt sich diese Lebensbeschreibung durch irgend ein Verdienst des Vortrages. Das erste Stück enthält eine Anrede an die Geistlichen des Fürstenthums Halberstadt und an seine Gemeine. Wir würden zufrieden seyn, wenn wir weiter nichts davon zu sagen hätten, als daß sie in dem schlechtesten Kanzelton geschrieben ist. Der Redner stellet sich so hoch über seine Amtsbrüder hinauf, als wenn der bürgerliche Vorzug, der oftmals zufällig genug ist, seinen Mann in eine höhere Klasse von Geistern versetzete. Er nimmt von seinen Mitlehrern in den Worten Jesu Abschied: „Ich scheide jetzt von euch, aber „ich will euch wieder sehen, und euer Herz soll sich freuen, und „eure Freude soll niemand von euch nehmen.“ Man glaubet immer etwas, wenigstens aus dem vorigen Jahrhundert zu lesen, wenn man in diesem Zurufe blättert. Er scheint eine

Art

Art von Vertheidigung seyn zu sollen. Da aber die Veranlassung dazu aus der Schrift selbst nicht genug erhellet; so können wir auch über die Nothwendigkeit, und Zulänglichkeit derselben nicht urtheilen. Soviel sieht man wohl, daß man mit gewissen Anmaßungen, die der Verfasser mit Hitze und Ungestum durchsetzen wollen, nicht zufrieden gewesen. Sie finden sich auch in dieser Anrede wieder; als z. B. das Recht jemanden aus dem Beichtstuhle (den der Verfasser das Kleinod der Lutherischen Kirche nennet, sehr rechtschaffene Lehrer haben ihn mit mehrerem Rechte, eine Folterbank für ihre Gewissen genannt) zu weisen; das Laster nicht blos auf dem Lehrstuhle im allgemeinen zu beschämen, sondern, nach dem Beyspiele der Propheten des A. T. den Lasterhaften selbst persönlich mit zu suchen, und zu bestrafen. Das wäre nun recht gut, wenn nur ein jeder Lehrer der Kirche mit Untrüglichkeit und eigner Fehlerlosigkeit angeblasen wäre. So lange er aber noch dem allgemeinen Schicksale der Menschheit unterworfen ist, auch wohl einmal die Splitter in den Augen anderer durch das Medium seiner Eigenliebe oder anderer Leidenschaften für Balken anzusehen, ohne sich von dem wirklichen Balken in seinem eigenen Auge das geringste träumen zu lassen: so lange würde es wohl zu übereilt seyn, statt des Weges der **allgemeinen Belehrung und Ueberzeugung**, den Weg des **strafenden Ansehens** zu wählen. Es ist also ein Stück des hierarchischen Despotismus, dem Gewissen der Lehrer den Letztern in dem gebieterischen Tone des V. aufzudringen; es ist ungerecht, diejenigen, die ihr Gewissen auf den erstern Weg führt, der Menschenfurcht, der Schmeicheley u. s. w. verdächtig zu machen. Was den Beichtstuhl betrifft: so sollte man das erst erwogen haben, was z. B. Hr. **Jacobi**, ein Lehrer, der sowohl wegen seiner Gewissenhaftigkeit als auch Einsicht und Erfahrung in der Seelsorge bekannt ist, in seiner Pastoraltheologie darüber richtig bemerkt hat. Wir wollen nur noch das hinzusetzen: Ein verständiger Lehrer der Kirche weis, daß die Abweisung vom Abendmahle eine Art von Excommunication sey, die auch in der bürgerlichen Gesellschaft einen Fleck auf dem Charakter des Verbanneten zurückläßt. Schon in diesem Betrachte ist die bürgerliche Obrigkeit befugt, den willkührlichen Gebrauch des Bindeschlüssels einzuschränken; und dieser Vorsicht ist die richtig verstandene Schrift nicht entgegen. Es wäre die Pflicht des Herausgebers gewesen, durch dergleichen Anmerkungen seinen Text zu berichtigen und ange-

henden

henden oder künftigen Predigern unschädlich zu machen. Wenn ein jungerLehrer mit solchen Anmaßungen seines Amtes in die Welt kommt, so giebt er die Religion den Spöttern Preis, oder verursachet bey den Gutgesinnten Anstoß und Aergerniß. Denn wie, wenn der Lehrer, mit solcher Gewalt ausgerüstet, nicht blos „den Feinden des Kreutzes Christi" sondern auch wohl einmal seinen eigenen Feinden wehe zu thun sucht? oder wie, wenn sein Gegner, um sich nicht in den Bann thun zu lassen, sich freywillig des Beichtstuhls enthält? Zu solchen Anmaßungen muß man sich sein eigenes Jahrhundert schaffen. Das **zehnte** ist vielleicht dazu das Beste.

Ein anderer Punkt, worüber der V. bey seinen Lebzeiten sich oft entrüstet hat, ist die Sabbathsfeyer. (S. 179. 202.) Es dünkt uns aber, daß er auch hierinnen offenbar die Gränzen seines Amtes überschritten. Die ganze Sache gehöret zu den Polizeygesetzen, wofür die weltliche Obrigkeit zu sorgen hat. Als politisches Gesetz der mosaischen Gesetzgebung gehet der Sabbath den Christen nichts an; und der müßte ein elender Gottesgelehrter seyn, der die Feyer desselben aus diesem Gesichtspunkte als verbindlich ansehen wollte. Alles, was dem Lehrer der Kirche dabey zu thun übrig bleibt, ist, dem Christen überhaupt, die Verbindlichkeit zur Mäßigkeit in Arbeiten und Vergnügen und zum öffentlichen und besondern Gottesdienste einzuschärfen. Will er dabey Zwang gebrauchen: so überschreitet er die Gränzen seines Amtes und verräth einen Geist der Herrschsucht.

Diese mannichfaltigen Verdrüßlichkeiten, deren der Verfasser bey einem etwas sanftmüthigern und mildern Geiste hätte überhoben seyn können, macheten ihn mit der Welt äußerst mißvergnüget. Er suchete die Quelle von dem Verderben, das er beseufzete. Unsere Leser möchten es wohl nicht errathen, wo er diese Quelle entdeckete. Es ist beynahe poßierlich zu sagen, aber wir wollen seine eigenen Worte hersetzen: S. 202. „Alle diese Umstände treiben mich weiter ins Gebet „und zur Bewahrung eines unverletzten Gewissens, da zumal „in diesen Zeiten von den mehresten Christen die Schriften ei„nes Homeri, Virgilii etc. der Lesung der heiligen Schrift „weit vorgezogen wurde." Den mehresten Christen ist, soviel wir wissen, **Homer** und **Virgil** auch nicht einmal dem Namen nach bekannt. Dem größten Theile der Handwerksgelehrten sind diese Dichter, wenn man den häufigen Klagen großer Litteratoren glauben soll, schwerlich weiter als dem Namen nach bekannt. Wie aber die Lesung derselben zur Un-

sittlich-

sittlichkeit, und Verachtung der Bibel führen könne, das läßt sich nicht einsehen. So viele fromme und würdige Gelehrte, ein **Clarke, Ernesti**, 2c. beweisen doch wohl das Gegentheil.

Auch die theologischen Controversen, die der Verfasser führen müssen, haben ihn viel Noth gemachet. Sie sind zwar in der gelehrten Welt nicht sonderlich bekannt, und es würde unnütz seyn, sie aus der Vergessenheit, worinne sie liegen, hervor zu ziehen. Ein Katechismus, den er verfertiget, hat sogar theologische Responsa veranlasset, wovon einige allerhand Ketzereyen darinne gefunden. Der Recensent erinnert sich dieses Büchlein auch gesehen zu haben; er vermeynet aber nur häufige Ketzereyen gegen den gesunden Verstand, und eine vernünftige Lehrmethode darinne entdecket zu haben.

Der Lebenslauf selbst, der das zweyte Stück dieser Schrift ausmachet, ist ebenfalls in einem schlechten Personalienstil abgefasset. Es läßt sich eigentlich nichts besonderes lernen, da alles so allgemein und kurz zusammengestellet, daß man gar kein gründliches Urtheil über irgend einen Vorfall fällen kann. Soviel sieht man, daß der Verfasser desselben, ein sehr heftiger und herrschsüchtiger Mann gewesen, der sich mancherley Verdrießlichkeiten zugezogen, die ihn endlich ganz mißmüthig und hypochondrisch gemachet haben. Die Anfälle von Verdruß und Hypochondrie erscheinen denn unter den geweyheten Benennungen von Versuchungen, und Anfechtungen, u. s. w. wodurch man ihnen ehemals eine Wichtigkeit gab. Aber dieser stürmische Biographe, wie weit ist er von einem milden und mitleidenswürdigen Schwermüthigen, wie **Adam Berend** verschieden. Es soll vermuthlich ein Beweis der Gelehrsamkeit des Verstorbenen seyn, was der Fortsetzer S. 241. berichtet: „daß man viele Bücher von **zwanzig** bis **dreyßig** und mehrern Bänden anführen könnte, die er in den letzten Jahren seines Lebens durchgelesen.

Wir würden uns bey diesen Werkchen nicht so lange aufgehalten haben, wenn es unsere Bibliotheck nicht ganz besonders angienge. In der Vorrede greift der Herausgeber den Recensenten der Brochüre **über den Simonieeid** an; und bey der Gelegenheit muß es der ganze theologische Theil der a. d. Bibl. entgelten. Er saget: „daß der Recensent sich zu„letzt von dem Verfasser des Unterrichts vom Eyde S. 13. ge„äußerten allerdings mit einigen **starken Ausdrücken vorge„tragenen Denkungsart**, von der Versöhnung J. C. stößt, „darüber darf man sich eben nicht wundern, wenn man den

„in

„in der allg. deutschen Bibliothek herrschenden Ton kennt. „Es hat nie an Theologen gefehlet, die über diesen Lehrpunkt „ganz anders philosophiren, als die Bibel, u. s. w.“ Das ist eines der bittern Schicksale eines sorgfältigen und unpartheyischen Journalisten, daß ein jeder aufgebrachter Autor ganz keck glaubet, über ihn herfahren zu dürfen, in der Hoffnung seines gleichen zu finden, die ihm zustimmen. Dieser Herausgeber kennt den Ton der a. d. B. vielleicht nur vom Hörensagen, sonst würde er mit etwas mehrerer Achtung davon reden. Wenigstens haben die theologischen Verfasser derselben schon außerdem gute Proben von ihrer theologischen Gelehrsamkeit gegeben, indessen man den Vorredner nur aus gegenwärtigen Werkchen kennet, welches von der seinigen eine sehr schlechte Idee giebt. Der V. des **Unterrichtes vom Eide** hatte gesaget: „daß Nb. die ganze Offenbarung ohne „die Lehre von der Gottheit, und der verdienstlichen Genug„thuung Christi, ein theils **abgeschmacktes**, theils überflü„ßiges Lehrgebäude sey.“ Wir sageten bey diesem unüberlegten Ausfalle: „Uns dünket dieses ein sehr unschicklicher Aus„druck seiner Hochachtung gegen die Offenbarung, wenn man „einen Theil derselben so sehr auf Kosten der übrigen erhebt; „zumal da es der Vortheil der Religion, und der Sittlichkeit „erfordert, die Bibel auch in den Händen dererjenigen zu er„halten, die die Lehre von der Genugthuung nicht darinne „finden. Und man müßte gegen den Augenschein sprechen, „wenn man nicht gestehen wollte, daß sie auch unabhängig „von dieser letztern Lehre, die kostbarsten Schätze göttlicher „Weisheit enthält.“ Wir finden noch keine Ursache, von diesem Urtheil abzugehen. Wir glauben noch immer, daß **Grotius**, **Locke**, und der **Foster**, den der Herr V. der Vorrede so wenig kennt, daß er ihn Forster nennet, der Religion Jesu mehr Ehre gemachet, und mit ihren vortrefflichen Schriften ihr nützlicher gewesen, als diejenigen, die sie mit so unüberlegten Aussprüchen, aus der Gemeinschaft der Verehrer Jesu herausstoßen wollen.

Was der Herr V. der Vorrede an unserm Urtheile, über das Werkchen vom Eide auszusetzen findet, das wollen wir auf folgende kurze Sätze bringen.

1. „Die Anmerkung von dem Ursprunge und kanonischen „Gebrauche des Simonieeides ist ganz überflüßig.

**Antwort.** Keinesweges. Und zwar darum nicht, weil, wenn die Nothwendigkeit eines solchen Eides nicht eine Be-

ziehung auf den kanonischen Gebrauch hat, sie nicht blos auf die Besetzung geistlicher Aemter eingeschränket seyn müßte.

2. Man nenne ihn ein purgatorium.

**Antwort.** Noch schlimmer. Der Reinigungseid setzet voraus, daß der Eidesleister durch sichere Anzeigen gegründeten Verdacht gegen sich habe. Wäre es nicht zugleich grausam und unüberleget, diesen Verdacht bey einem Stande, den man in der Achtung von seiner Rechtschaffenheit, vielmehr schützen sollte, als allgemein vorauszusetzen. Und dann wiederum, warum brauchet man diese Vorsicht blos gegen diesen Stand? Ist er allein dem Verdachte ausgesetzet, oder ist bey andern Ständen an der guten Besetzung der Aemter nicht soviel gelegen, oder hat man bey ihnen andere kräftige Vorkehrungen gemachet?

3. „Die Bestellung vieler evangelischen Geistlichen hängt „von römisch-katholischen Klöstern, und größtentheils von den „Wahlen der Gemeinden ab."

**Antwort.** Es giebt Provinzen, die in dem nämlichen Falle sind, ohne sich mit einem Eide zu versehen. Sie glauben, daß Strenge in den Prüfungen, und Aufmerksamkeit auf die Patronen und Wählenden alles sey, was sie thun dürfen. Es würde voreilig seyn, ihnen verdienstvolle Geistliche abzusprechen.

4. „Man weis aber auch genug Fälle, daß gewissenhafte Candidaten, **um des Eides willen**, sich lieber bedanket „haben."

**Antwort.** Nur um des **Eides** willen? Sonst nicht? das mögen die rechten gewissenhaften Candidaten seyn!

5. „Sollte der Eid abgeschaffet werden, so würden viele „Candidaten das **ungescheuet** thun, was vordem von ihren „Freunden heimlich geschehen."

**Antwort.** Das ist also alles Gute, was der Eid hervorbringt? Anstatt öffentlich zu bestechen, besticht man heimlich. Man behält also vor wie nach das Kaufen und Verkaufen der Aemter, und hat den Meineid, und folglich die Geringschätzung des Eides noch obendrein. Das eben hatte der Recensent erinnert. Der Herr Herausgeber läßt sich aber nicht darauf ein.

Wir hoffen, daß diese Erinnerungen nicht gegen die Toleranz sind, auf die der Herr Herausgeber für sich und seinen Autor, Anspruch machet. Es gehöret nicht zur Intoleranz, wenn man einen schlechten Schriftsteller schlecht nennet; zumal

wenn

wenn man nicht einmal alles das Schlimme von ihm saget, was man sagen könnte. Wir haben z. B. in unserer Anzeige des Unterrichts vom Eide nicht gesaget, daß der V. nicht einmal grammatisch richtig schreiben könne; und doch finden sich sogar in der Aufschrift Beweise davon. „Unterricht von dem „Eide, welchen Prediger — abzulegen verbunden seyn, wel„cher aus erheblichen Ursachen abgefasset, und zugleich die da„gegen geäußerten Einwendungen beantwortet werden."

Bl.

---

## 11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Daniel secundum Septuaginta, ex Tetraplis Origenis, Romae anno 1772. ex Chisiano Codice primum editus. Göttingae, Vandenhoeck (am Ende: literis Barmeieri) 1774, 2⅔ Alphab. oder 494 S. in 4.

Ein anderer früherer Nachdruck eben derselben römischen Ausgabe des Chisischen Codex, in Octav, der zu Göttingen in demselben Verlage schon 1773. erschienen ist; der aber nur allein den griechischen Text, und sonst nichts, enthielt, ist von uns zu seiner Zeit bereits angezeiget worden. Nachher entschloß man sich, einen vollständigern Nachdruck in Quart zu veranstalten; und das ist gegenwärtiges Werk. Es enthält erstlich eine lange Vorrede, in welcher, in zehn Abschnitten, von der alexandrinischen Uebersetzung des Daniel überhaupt: von ihrem Werthe und Nutzen: von dem Codex selbst und den dabey befindlichen Anmerkungen des Origenes: von den Zeugnissen von Daniel, zumal der alten Kirchenväter: von Hippolyti (eines Bischofs, Märtyrers, und Heiligen) Kommentar über diesen Propheten; auch von dieses Mannes Lebensumständen: ferner von Theodotions Version: dann von dem ersten Entdecker gegenwärtiger Version der 70 Dolmetscher in diesem Chisischen Codex (Joseph Bianchini nämlich) und von Zeugnissen der Kirchenväter für die Wahrheit der Geschichte der 70 Aeltesten Nachricht gegeben, und mit Kritik begleitet wird. Auf 39 Seiten. Alsdenn nehmen Testimonia

de Codice Chisiano zwölf Seiten ein; bis **drittens** die alexandrinische Version selbst erscheinet; und zwar mit einer lateinischen Uebersetzung darneben, und mit Noten, meist kritischen Inhalts, zu Ende eines jeden Kapitels, auch einer hinzugefügten **Chronologie Daniels nach den 70 Dolmetschern.** Das geht bis S. 232. **Viertens** findet man hier jenes **Hippolyti** Kommentar über diesen Propheten, gleichfalls mit einer lateinischen Uebersetzung versehen. Bis S. 296 — **Fünftens** kommt denn Theodotions Version, unter dem Titel τὸ Ἐις ἄγγελος Δανιὴλ, mit vorangeschickter gelehrter Abhandlung über diesen sonderbaren Titel, und wiederum mit lateinischer Uebersetzung und mit kritischen Noten begleitet, wie jene. Von S. 297 bis 494 — Mit dieser magern Anzeige des summarischen Inhalts, müssen wir den Leser bitten, sich einstweilen gütigst zu begnügen. Einiges Urtheil zu fällen, sind wir keinesweges eher im Stande, bevor wir nicht das ganze Werk vor uns liegen haben; wir müssen es also aufs künftige versparen. So viel wissen wir, daß in dem römischen Originale noch sehr vieles, in die Kirchenhistorie gehöriges, stehet, welches man auch bey diesem Nachdruck in Quart übergangen hat. Dem bloßen Philologen, der weder auf Historie noch Kritik siehet, wird indessen jener frühere kleine Nachdruck in 8., der blos die griechische Version enthält, schon hinreichend seyn. Der Druck ist vorzüglich schön.

Na.

## Heinrich Brauns Einleitung in die Götterlehre der alten Griechen und Römer zum Gebrauche der Schulen. Zweyte Auflage mit Kupfern, Augsburg bey Lotter, 1776.

Ein sehr brauchbares Buch für die Schulen. Der Herr V. schickt eine Einleitung von der Abgötterey überhaupt und dem Ursprunge derselben voraus, die 13 S. einnimmt. Dann theilt er das ganze Werk in zwey Hauptstücke, wovon das erste die Götter, das andere die Göttinen abhandelt. In der Erklärung des Ursprungs der Fabeln folgt er hauptsächlich dem Banier. Das Buch ist nicht überladen mit Gelehrsamkeit, und enthält doch alles, was jungen Leuten zum Verständniß der alten Auctoren, aus der Mythologie zu wissen nöthig ist.

Durchgehends findet man gesundes Urtheil, und einen der Sache angemessenen Stil, nichts von dem falschen Witze, der sich oft im Pomey unter guten lateinischen Phrasen verstecket findet. Herr Braun hat deutsch geschrieben, weil er seit der ersten Ausgabe dieses Buches immer mehr überzeuget worden ist, daß die Muttersprache vor allen andern die schicklichste sey, wenn man Jünglingen entweder historische, oder Realkenntnisse beybringen will; und weil nach seinem Schulplane die Mythologie nicht nur in den sogenannten Mittelschulen, sondern auch in den bürgerlichen und Realschulen nöthig, ja unentbehrlich sey. Freylich hat der erste Grund seine Richtigkeit, so lange wir die Schuljugend nach der bisherigen unnatürlichen Methode im Latein unterrichten, welches die sogenannte gründliche ist, und wo die Kinder viele Jahre brauchen, ehe sie ein leichtes Buch verstehen lernen. Kämen wir aber einmal, etwa im Jahr 2440. soweit, daß unsere Schuljugend im achten Jahre, wo nicht früher, eben so fertig Latein verstehen und sprechen könnte, als ihre Muttersprache: (es thäte nichts, wenn sie es auch eben so grammatisch unrichtig spräche, als die Muttersprache zu eben der Zeit) so möchte es wohl nicht so unrecht seyn, dergleichen Schulbücher, als eine Mythologie ist, auch lateinisch zu haben. Sie gieng dann eben so schnell in historischen und Realkenntnissen fort, wenn sie ihr lateinisch, als wenn sie ihr deutsch vorgetragen würden. Aber nun gehts freylich nicht an. Nun müßte man eine lateinische Mythologie mit den Kindern expliciren, analysiren, und, wer weis, was alles. Darüber bleiben sie denn in den eigentlichen Kenntnissen zurück, und man muß ihnen nachher in der Muttersprache erzählen, was sie aus dem Lateinischen mühsam herausgeklaubet haben. Das sind die Folgen von der unglücklichen Trennung der Sprachen von den Sachen, und von dem sogenannten gründlichen Lateinlernen.

Az.

Chrestomathia Liuiana, in vsum praelectionum Academicarum et praecipue Scholasticarum edita a *Car. Lud. Bauero.* A. M. Scholae Euangelicae ad Hirschbergam Rectore. Lipsiae et Laubae, impensis I. C. Wirthgenii 1770. (To. I.) 290. Seiten, und eine kurze Vorrede. — To. II. III. ib. 1774. 334 Seiten, 8.

 Wenn

Wenn auch Cicero selbst, auf Schulen, die für künftige Gelehrte bestimmet sind, zurückgeleget werden sollte, unter dem überhand nehmenden Wahn, es sey in unserem Zeitalter zureichend, etwas **Compendienlatein** zu verstehen, würde doch **Livius**, wo nicht um der Sprache willen, dadurch er sich dem Cicero so sehr nähert, doch gewiß der Geschichte wegen, die fast alle Arten der Gelehrten, am meisten Theologen, Juristen und Geschichtsgelehrte, oder Liebhaber der Geschichte interessiret, und von ihm mit so vieler Annehmlichkeit erzählet wird, verdienen, daß er in dem Cirkel der scholastischen Schriftsteller sein Plätzchen behalte, oder, wofern er es verloren hätte, wieder finde. Denn allerdings beweisen es die Nachrichten, die wir von sehr vielen, und zum Theil ansehnlichen Schulen haben, daß an diesen so lehrreichen Geschichtschreiber der Römer, der alle Eigenschaften eines vortrefflichen und anmuthigen Schriftstellers in sich vereiniget zu haben scheint, fast gar nicht gedacht worden sey.

Schwierigkeiten werfen sich freylich dem Unternehmen eines Mannes, der dafür zu sorgen gedenket, in den Weg. Wir haben, leider! einen beträchtlichen Theil von den Livianischen Decaden verloren, aber auch die wir haben, sind zu groß im Umfange, als daß sie in einer dem Schulcursus angemessenen Zeit und mit **Verstande** (denn hoffentlich wird man auch bey **cursorischen Vorlesungen** dies letztere nicht ausschließen wollen) gelesen werden könnten. Was ist nun zu thun, um diesen Schwürigkeiten zu begegnen? Mehrere Jahre fortzulesen, ehe man zu Ende komme, da ohnedem immer darzwischen neue Zuhörer oder Mitleser eintreten, ist nicht rathsam. Wir wollen gar nichts von dem Preise des Livius sagen, der gewöhnlich für keinen geringen Theil junger Studirender zu hoch ist. Also bleibt nichts übrig, als entweder einzelne Bücher, oder eine Decade — etwa die vom zweyten punischen Kriege — auszusondern, welches, wie bekannt ist, schon von den alten geschehen ist; oder seine Zuflucht zu Auszügen aus dem ganzen Werke, soweit es uns übrig ist, zu nehmen.

Dies letztere hat Hr. **Bauer**, einer unserer gelehrtesten Schullehrer, versuchet, indem er schon 1765 das erste Stück seiner Excerptorum Liuianorum herausgegeben, die er nachher zu Ende geführet, und mit dem Modetitel Chrestomathia Liuiana versehen hat. Niemand, der die Absicht solcher Auszüge kennt, wird zweifeln, daß es fast leichter sey, den ganzen Livius zu erklären, als eine zweckmäßige Auswahl zu treffen.

sen. Hier ist es nicht genug, wie in andern Chrestomathien, recht schöne Stellen auszuschreiben, die für sich und einzeln genommen, gut gewählet scheinen können, sondern bey dem Wegwerfen und Auswählen soll zugleich darauf gesehen werden, daß der Zusammenhang der ganzen Geschichte erhalten werde; und um dieses zu leisten, ist großer Fleiß, Ueberlegung und Scharfsinn nothwendig! Herr Bauer hat sich wirklich dieses Gesetz vorgeschrieben. Seine eigene Worte (S. Vorrede, S. 1.) sollen dieses bezeugen: „Chrestomathia Liuiana ea „exhibet, quae vel ad rerum Romanarum *seriem* noscen„dam, grauissimorumque casuum vicissitudines causis euen„tisque notandas, reipublicae formam, hominum mores „et ingenia perspicienda prodesse, vel alioquin elegan„tiae insignis exemplo, aut narrandi suauitate commen„dabilia per omnes decades videbantur. Haec enim fere „sequebar in delectu instituendo.“

In der Anlage und Absicht eines solchen Livianischen Auszuges, wären wir auf diese Weise mit dem Verfasser einerley Meynung. **Der Zusammenhang der gesammten Geschichte** darf nicht verloren werden, und was ausgewählet wird, muß der wahre, unveränderte Text des Livius seyn, nicht in kurze Sätze aufgelöset, daß man etwa nur die nämliche Sache mit wenigen Worten bezeichnete, sondern die ächte Livianische Erzählung, mit sammt der Annehmlichkeit der Schreibart, der runden und vollklingenden Perioden muß übrig bleiben. Der junge Leser will nicht Geschichte allein, sondern zugleich Sprache, Beredsamkeit und lateinische Eleganz aus einem der nachahmungswürdigsten Muster lernen. Wollte er das nicht, dürfte er eben so lieb sich mit Rollin oder unserm deutschen Boysen behelfen.

Der Recensent dieser Chrestomathie hat durch sein Amt Veranlassung gefunden, sie mehrere Jahre in seinen Lectionen vorzulesen und zu erklären. Er durchblättert sie also nicht erst jetzt zum Behufe dieser Recension, sondern kennt sie seit mehreren Jahren, durch einen fast täglichen Gebrauch, sehr genau, sowohl nach ihren Vorzügen, als nach ihren Mängeln. Ohnfehlbar würde er sich zu sehr von dem Plane dieser Bibliothek entfernen, wenn er alle das einzeln anführen wollte, was er während der wiederholten Durchlesung sich angemerket hat. Er begnüget sich also, ohne ins einzelne zu gehen, seine Anmerkungen ganz allgemein zu machen.

Der Auszug selbst, sofern er uns den Livius zwar abgekürzet, aber doch ohne Verlust einer zusammenhängenden Geschichte, darstellet, machet die Hauptsache aus: nächst dieser hat der gelehrte und fleißige Herausgeber **einige exegetisch-kritische Beyhülfen** für den Erklärer und jungen Leser des Livius mitgetheilet, die allerdings auch als Vorzüge dieses Buches verdienen geschätzet zu werden. Das eine dieser Hülfsmittel zum leichtern Verstehen des Livius, besteht in den **Anmerkungen** des **Herausgebers**. Sie sind sehr zweckmäßig, mehr kritisch als exegetisch, nicht aus Gronov oder Drakenborch abgeschrieben, sondern dem Verfasser eigene Bemerkungen, und recht oft glückliche kritische Vermuthungen. Eben um dieser Anmerkungen willen, die manches gute und neue enthalten, wird dieses zunächst Schülern bestimmte Büchlein, selbst gelehrten Männern, nicht ganz gleichgültig bleiben, und einem künftigen kritischen Herausgeber des Livius zur Hand seyn müssen. — Auch von dem **zweyten** Hülfsmittel versprechen wir uns viel gutes, ob wir es wohl noch nicht gesehen haben. Es soll dasselbe in einem **hermenevtisch-philologischen Wörterbuche** zum Livius bestehen, das mit Ernesti's Claue Ciceroniana einerley Einrichtung haben wird. Warum es noch nicht erschienen, wissen wir nicht zu errathen. Der V. verweist in seinen Anmerkungen sehr häufig auf denselben, und in der kurzen Vorrede zu dem ersten Theile, drücket er sich so aus, daß jedermann meynen sollte, dies Lexicon Liuianum sey längst abgedrucket. Indicem, saget er, adiicere visum est, iisdem iuuenum vsibus, qua singulas dictiones loquendique modos, qua figuras orationis, maxime grammaticas: vt et consulere sibimetipsi possent, seque expedire, et quid attendendum esset in explicandis scriptoribus, sub certis locis notatum reperirent. Nihil enim ad acuendam interpretandi subtilitatem praesentius mihi visum est eiusmodi philologiis et notationibus. Wahrscheinlichen Nachrichten zu Folge ist die Schuld der Verzögerung nicht dem Verfasser, sondern einzig dem Verleger beyzumessen, der überhaupt dies Werk schlecht behandelt zu haben scheint.

Es ist noch übrig, von der **Hauptsache** zu reden, nachdem wir die Nebenvorzüge, welche der V. diesem Buche gegeben hat, zuerst beschrieben haben. Hat der V. den römischen Geschichtschreiber Livius so excerpiret, daß er noch Livius geblieben ist, durch Abkürzungen nichts von seinem eigenen Ausdrucke,

drucke, von seinem Periodenbau verloren hat? — Ist Zusammenhang in der Geschichte geblieben, oder treten nun Lücken ein, die das Gewebe der römischen Historie zerstückeln, und uns nicht mehr das ganze, sondern nur Fragmente desselben finden lassen? — Wie ist der Text des abgekürzten Livius beschaffen? — Die Beantwortung dieser drey Fragen wird alles entscheiden, was den Werth dieses Buches betrifft.

Die **erste Frage** kann völlig bejahend beantwortet werden: Denn nirgends finden wir den Livianischen Ausdruck verändert, nirgends den Schriftsteller interpolirt.

Anders müssen wir auf die **zweyte Frage** antworten. Mehr Zusammenhang und Vollständigkeit der Geschichte treffen wir in den erstern als in den folgenden Büchern an. Vom siebenten Buche an hört fast aller Zusammenhang auf: von da an, lieset man blos einzelne Begebenheiten, aus aller Verbindung herausgerissen, doch daß man noch immer erkennet, es müsse vorhin mit etwas andern verbunden gewesen seyn. So fängt er z. B. Lib. VII. also an: Cum vis morbi nec humanis consiliis, nec ope diuina leuaretur: victis superstitione animis, ludi quoque scenici instituti dicuntur. Der junge Leser hat vorher noch nichts von einer vis morbi erwähnt gefunden, die doch hier als bekannt vorausgesetzet wird. Da hätte doch gewiß der V. sehr leicht durch eine Periode mehr, die noch aus dem Livius beyzubehalten war, Licht und Zusammenhang herstellen und der Verwirrung vorbeugen können. Die erstern Bücher vom zweyten Punischen Kriege, (XXI. XXII. XXIII. XXIV.) sind wieder sehr vollständig mitgetheilet worden, daß man wenig von der Verbindung vermisset. Dagegen ist Lib. XXV. ganz übersprungen; aus Lib. XXVI. nur das Wunder erregende Histörchen von der Wahl des jungen P. Corn. Scipio; aus L. XXVII. die Niederlage des Asdrubals; aus L. XXVIII. die einzelne Geschichte eines Aufstandes in Hispania aufgenommen, dagegen L. XXIX. ganz übersprungen worden. Alle folgende Bücher bis zum XLV. haben wirklich nichts mehr, als locos insigniores hergegeben, und nicht das mindeste von einer zusammenhängenden Geschichte behalten, die doch so sehr der Absicht des Verf. und dem von ihm selbst in der Vorrede angezeigten Plane des Buches gemäß war. Wir errathen gar leicht, was der Verf. zu seiner Rechtfertigung sagen werde. Ganz gewiß und das mit Recht setzt er voraus, daß jeder Lehrer, der in seiner Schule diese Chrestomathie erkläret, den Livius selbst bey seiner Vorbereitung

nachlese, und immer da, wo durch Auslassung der Faden der Geschichte zerrissen worden ist, durch zureichende Zwischenerzählungen das mangelnde ergänze und seinen Schülern nachhelfe. Wir lassen das alles gelten: aber wo er das wollte, hätte er Entschuldigung gefunden, wenn er auch noch mehr abgekürzet und durchaus nur einzelne und abgerissene Erzählungen excerpiret hätte. Der V. hätte nicht über sechs Bogen mehr nöthig gehabt, wenn er durchaus so viel, als zur Verbindung der ganzen Geschichte nothig war, hätte excerpiren wollen. Und am Ende war es planmäßige Pflicht unsers Epitomators, daß er sich die Mühe nahm, das Ausgelassene, so weit es der Zusammenhang erforderte, durch eigene von ihm verfaßte kürzere Erzählungen zu ergänzen. Diese Supplemente, die wir vermissen, wie unbeträchtlich würden sie das Buch verkürzet oder theurer gemacht, wie wenig würden sie den Livius selbst corrumpiret oder interpolirt haben, und wie lehrreich dagegen für die jungen Leser, denen das ganze Werkgen gewidmet ist, gewesen seyn? Durch **Notenschrift**, deren sich der V. ohnedem bey den Summarien seiner Excerpten bedienet, würden sie vollkommen von dem Livianischen Texte haben unterschieden werden können.

Ein **correkter Text** ist halbe Erklärung: daran zweifelt kein Mensch, am wenigsten der Verf. der so lange in dem wichtigen Geschäffte der Unterweisung gelebt hat. Er wird sich daher selbst, ohne unsere Erinnerung, die **dritte Frage** beantworten, und mit großmüthiger Ueberwindung der Eigenliebe das Urtheil über sein Buch sprechen. In den nächsten hundert Jahren ist, unserer Meynung nach, kein klassischer Schriftsteller **fehlerhafter** abgedruckt worden, als dieser epitomirte Livius. Anfangs glaubten wir, der V. habe vorsetzlich den Text durch Fehler verstellet, die gar keinen Sinn zulassen, um zugleich kritische Uebungen im Emendiren und Conjecturiren mit seinen Schülern anzustellen. Aber die Fehler sind zu arg, und selbst auch in den eigenen Anmerkungen des V. zum Erstaunen gehäuft. Vom ersten Theile gilt allerdings dieser Tadel mehr als von dem zweyten und dritten; doch kommen auch in diesen noch hin und wieder rechte grobe Fehler vor. Wir bedauern es, daß der V. sein Buch in die Hände eines Verlegers übergeben, der so wenig die Pflichten eines Verl. erfüllet hat.

Zu dem, was wir in dieser Livianischen Chrestomathie vermissen, rechnen wir billig noch mit die **Zeitrechnung**. Sie war zur Absicht des Verfassers, welcher zu Folge *Series*

rerum

rerum gestarum erhalten werden sollte, schlechterdings unentbehrlich. Und um dies zu leisten, war kein Blatt Papier mehr nöthig: darzu stand der Rand offen, um fortlaufende Jahrzahlen anzuzeigen.

M.

## 12. Erziehungsschriften.

**Erstes Stück des philanthropischen Archivs,** mitgetheilt von verbrüderten Jugendfreunden an Vormünder der Menschheit, besonders, welche eine Schulverbesserung wünschen und beginnen, auch an Väter und Mütter, welche Kinder ins Dessauische Philanthropin senden wollen. Dessau, 1776. Bey S. L. Crusius in Leipzig, und bey den Eichenbergischen Erben in Frankfurt am Mayn.

**Zweytes Stück des philanthropischen Archivs,** u. s. w. Eben daselbst.

**F. A. Stroths,** des Fürstl. Gymn. zu Quedlinburg Rector, Bezeugung der Wahrheit von der öffentlichen Untersuchung des Philanthropinum zu Dessau, am 13. 14. und 15. May. Quedlinburg, bey Christoph August Reußner, 1776.

Das Basedowsche Unternehmen, welches anfänglich vielen einem leichten Federballe, der von müßigen Buben hin und hergeworfen wird, zu gleichen schien, schwillt, gleich einem großen Schneeballen, zur großen Befremdung vieler engen Köpfe, in welchen die Idee einer nach und nach zu bewerkstelligenden Menschenverbesserung keinen Raum fand, von Monath zu Monath zu einem so großen Umfange auf, daß schon jetzt die Augen von ganz Deutschland darauf gerichtet sind. — Wir haben die Anzeige des vor uns liegenden Archivs ein wenig

wenig aufgeschoben, um erst öffentliche Thatsachen reden zu lassen, deren Aussage kräftiger, als die Empfehlung oder der Tadel irgend eines Recensenten ist. Sie haben jetzt geredet, in Gegenwart vieler einsichtsvollen, rechtschaffenen und unbefangenen Zeugen geredet: und nun sey es uns vergönnet, diejenigen von unserm Publikum, welche durch Entfernung, Geschäffte, oder Zerstreuungen von einer genauen Erkundigung abgehalten sind, auf die Aussage dieser Thatsachen aufmerksam zu machen. Aber erst ein Wort von dem Inhalte des Archivs.

Der erste Theil desselben besteht aus XII Abschnitten und einem zweyfachen Anhange. Im ersten, zweyten und dritten Abschnitte ertheilt Hr. **Basedow** Nachricht von der Stiftung des Dessauischen Philanthropins und von der Verbrüderung der ersten Viermänner. Diese zu gemeinschaftlichem Zwecke verbrüderte Jugendfreunde sind, außer Hrn. **Basedow** selbst, die Herren, **Wolke**, **Simon** und **Schweighäuser**. Die Hauptpunkte ihrer Verbindung sind folgende: 1) Sie widmen sich sämmtlich, so lange sie nothwendiges Brod und friedliches Leben dabey haben können, dem Schulwesen gänzlich; und wollen, ohne die größte Noth im ganzen Leben mit nichts anders beschäftiget seyn, als mit Handlungen, wodurch die höchstnöthige Verbesserung des Schulwesens befördert werden kann.

2) Die Unverheyratheten, wenn sie es nicht länger zu bleiben wünschen, wollen, sofern es ihnen möglich ist, solche Ehefreundinnen wählen, welche das große Werk durch Mitarbeit, Aufsicht und Beyspiel befördern können.

3) Die Kinder aller Verbrüderten von beyderley Geschlecht, wenn sie Fähigkeit dazu zeigen, werden zu nichts anders, als zu demselben Zwecke ihrer Väter erzogen und bestimmt, und von der Geburt an, nach dem Rathe der Brüderschaft philanthropinisch behandelt.

4) Außer den menschlichen und bürgerlichen Pflichten ist eines jeden tägliche Arbeit 1) Unterricht oder Regierung der Jugend, 2) Verbesserung alter oder Verfertigung neuer Schulbücher, 3) Correspondenz, oder Reisen, oder ökonomische Geschäffte, oder Berathschlagung, oder ein ihn selbst vervollkommender Fleiß, blos zum Besten des Schulwesens.

5) Verspricht jeder dem andern Brudertreu und Bruderhülfe bey jeder Krankheit, Noth und Verlegenheit, welche während der Zeit entstehen möchte, in welcher sie mit einan-

der

der für das philanthropinische Wesen nach einerley Plane arbeiten werden.

6) Sie wollen ihre Brüderschaft, nach Möglichkeit und nach Bewandtniß der Umstände, erweitern; auch auswärtige Mitglieder, welche für tüchtig erkannt werden, und die vorhergehenden Punkte eingehen, aufnehmen, und mit andern Philanthropinen, wie mit dem zu Marschlins, eine Gemeinschaft zu unterhalten suchen u. s. w.

Im vierten Abschnitte werden die Grundsätze der philanthropischen Erziehung, welche Hr. Basedow schon in so vielen andern so oft entwickelt hat, noch einmal auseinander gesetzt, weil es, dieser öftern Wiederhohlung ohngeachtet, noch immer so viel Leute giebt, welche entweder ganz und gar keine, oder doch sehr einseitige Begriffe von der Sache haben, und daher auch so einseitig darüber zu urtheilen pflegen. Ein Philanthropin, denkt man, ist eine Erziehungsanstalt, in welcher Basedow halbe wilde, unbiegsame Starrköpfe, republikanische Freyheitsträumer u. s. w. bilden will, die dermaleinst, wenn sie in die große Welt getreten und von den tausendfachen Ketten der Knechtschaft umschlungen sind, von nichts als Freyheit träumen, ihren Kerker für Gottes offnen Himmel halten, mit dem Kopfe gegen die Mauer rennen und sich den Schädel zerstoßen werden. So denken, so sprechen, so schreiben noch immer viele, selbst unter den wenigen Edeln, die es mit der Menschheit gut meynen, und durch kein Privatinteresse wider Basedow und seine große Unternehmung aufgebracht scheinen. So schreibt sogar ein Mann, *) dessen eigene Seele mehr ungeschwächte Schnellkraft zu besitzen scheint, als man ordentlicher Weise, aus den gewöhnlichen Schulen und von den gewöhnlichen Universitäten mitzunehmen pfleget; und welche daher den Werth ungelähmter Seelen- und Leibeskräfte (das hohe Ziel der philanthropischen Erziehung!) billig mehr, als andere, sollte zu schätzen wissen. Und der Grund dieses Vorwurfes? Entweder muß er in der Theorie der philanthropischen Pädagogik, in den Grundsätzen derselben, oder in der Anwendung liegen, welche man zu Dessau und Marschlins bisher davon gemacht hat. Wir wollen untersuchen.

Und

*) Siehe Hrn. Hofrath Schlossers Schreiben an Hrn. Rathschreiber Iselin über die Philanthropinen, im ersten Stück der Ephemeriden der Menschheit, S. 23.

Und welches sind dann also zuförderst die Grundsätze der Philanthropinen? Hr. **Basedow** hat sie in einer Menge neuern Schriften und fliegenden Blättern, und nun zuletzt noch einmal in dem **philanthropischen Archiv** weitläuftig und fast bis zum Ueberdruß erklärt. „Der Zweck der „Erziehung, saget er, (1 St. Seit. 16.) muß also seyn, ei„nen Europäer (keinen Hottentotten) zu bilden, dessen Leben „so unschädlich, so gemeinnützig, und so zufrieden seyn möge, „als es durch die Erziehung veranstaltet werden kann. Es „muß also, fährt er fort, dafür gesorget werden, 1) daß ihm „wenig **Verdruß**, **Schmerz** und **Krankheit** bevorstehe;“ (so viel es nämlich durch eine weise Erziehung, und ohne Aufopferung der künftigen Glückseligkeit des Kindes verhütet werden kann.) 2) „Daß er sich zum **aufmerksamen Genusse „des Guten** gewöhne, das er haben kann; 3) daß er zu mensch„lichen, in Europa gangbaren Geschäfften körperliche und geistige „**Kraft** und **Fertigkeit** fühle, als worinnen ein großer Theil der „menschlichen Glückseligkeit bestehet; endlich 4) **daß er in „dem bevorstehenden und von ihm selbst nicht „abhangendem Zustande, ungeachtet der Unvollkom„menheit desselben, so viel Hoffnung und Zu„friedenheit behalte, als es durch eine darnach „eingerichtete Erziehung möglich ist.**“

Und nun trete jeder unpartheyischer Richter auf, und sage, ob diese Grundsätze auf irgend eine Weise darauf abzwecken, junge Starrköpfe zu bilden, die das Joch der Unterwürfigkeit, welches der ganze polizirte Erdkreis trägt, auf sich zu nehmen sich wegern, und lieber sich **eine Kugel durch den Kopf zu schießen**, als das nothwendige Ungemach des menschlichen Lebens zu ertragen sich entschließen werden? **Den Philanthropisten soll kein willkührlicher Verdruß gemacht, kein Schmerz verursachet werden, der nicht unvermeidlich ist:** heißt das sie zur Weichlichkeit erziehen? Sie unfähig machen, die bey gegenwärtiger Verfassung der Welt **unvermeidlichen** Verdrieslichkeiten des menschlichen Lebens, die **unvermeidlichen** Schmerzen der Seele und des Leibes, welche von der Natur des Menschen unzertrennlich sind, mit Standhaftigkeit zu ertragen? Giebt es der **nothwendigen** — sowohl physischen, als auch moralischen — Uebel des Lebens nicht auch für Kinder schon genug, um sie vor der Einbildung, daß die Erde ein Paradies sey, hinlänglich zu verwahren; und ist es nöthig, diese un-

umgäng-

unzugänglichen Leiden, durch selbstgemachte, **willkührliche**, und bey einer vernünftigen Erziehung überflußige Plagen, noch zu vermehren? — **Die Philanthropisten sollen ferner zum aufmerksamen Genuß desjenigen Guten, das sie haben können, gewöhnt werden:** heißt das, man will ihnen die Welt blos von ihrer guten Seite zeigen; alle die Einschränkungen, welche sie künftig bey dem Eintritte in die menschliche Gesellschaft sich werden müssen gefallen lassen, verschweigen; und ihre jungen Seelen zu einem Traum von künftiger Glückseligkeit einwiegen, der, sobald die philanthropinische Wiege stille steht, zu ihrem großen Schrecken wieder verfliegen wird? Heißt das nicht vielmehr, man will die Kinder gewohnen, nicht blos gegen das viele Böse, sondern auch gegen das mehrere Gute, welches in der Welt ist, empfindlich zu seyn, und also jedem Tropfen unvermeidlicher Trübsal, der ihnen künftig zugemessen werden dürfte, durch einen ganzen Becher voll Freuden, seine Bitterkeit zu benehmen? Und zeuget also dieser Grundsatz nicht offenbar von einer überaus richtigen Beurtheilung des jetzigen Zustandes der Menschheit und ihrer dermaligen allerdringendsten Bedürfnisse? denn woher kömmt es, daß wir, besonders unter den gesitteten Ständen, und selbst unter unsern **seynwollenden Genies**, so viel mißvergnügte, mürrische, griesgramende Menschen finden? daher, weil ihr Empfindungsvermögen, in einem hohen Grade reizbar gemachet, aber verhaltnißmäßig mehr in unangenehmen, als angenehmen Empfindungen geübet ist; daher also, weil dem eindringenden Mißvergnügen hundert weite Flügelthore, dem herannahenden Vergnügen hingegen oft nur ein einziges kleines Pförtchen in ihrer verwahrloseten Seele offen stehen! Und ist es also nicht die größte Wohlthat, welche einer jungen Seele gewähret werden kann, wenn man sie gewohnet, dem Vergnügen mehrere und größere Eingänge zu verwilligen, und jene hundert Flügelthore, so viel es nur immer möglich seyn wird, verschlossen zu halten? **Die Philanthropisten sollen drittens so erzogen werden, daß sie zu menschlichen in Europa gangbaren Geschäfften körperliche und geistige Kraft und Fertigkeit fühlen, als worinne ein großer Theil der menschlichen Glückseeligkeit bestehet.** Diese körperliche und geistige Kraft geht, wie jedermann weis, in unsern bisherigen Schulen, und bey unsern gewöhnlichen Privaterziehungen größtentheils verloren, und jene nothwendige Fertigkeiten sind bisher nur auf eine sehr lang-

langsame und höchstbeschwerliche Weise erworben worden. Ist es also kein Verdienst um die Menschheit, wenn man den Weg zu jeder Art von nützlicher Erkenntniß und Fertigkeit über die Hälfte verkürzet, ihn ebener, ihn gangbarer machet, und statt der Dornen, womit er bisher durchwachsen war, mit lieblichen Blumen bepflanzet? Es ist überflüßig, saget man, eine solche Verkürzung und Verschönerung des Weges, zu einer jeden Art von Vortrefflichkeit, vorzunehmen; überflüßig, die Erwerbung nützlicher Erkenntniß für alle Menschen erleichtern zu wollen. Ueberflüßig? Und warum? „Das Genie," antworten Leute, die so gern selbst für Genies möchten gehalten werden, „wird durch keine Schwierigkeit sich zurückhalten „lassen; 's liebt die Schwierigkeiten, liebt den rauhen ungebahnten Felsensteig; frohlocket ob der Gefahr, herabstürzen „und das Genicke brechen zu können; wird, wenn 's ein wahres Genie ist, doch 'nauf kommen, doch den hohen Gipfel erreichen, ohne den Hals gebrochen zu haben; und über den „Anblick der kleinen Männerchen lachen, die er da tief unter „seinen Füßen, von der ersten Anhöhe herab, in das sumpfichte Thal burzeln sieht. Und was diese schwachköpfichten Männerchen, diese gebohrnen Dummköpfe selbst betrifft; so werden sie, aller Erleichterungen, aller verbesserten Unterweisungsmethoden ungeachtet, dennoch Dummköpfe seyn und „bleiben, oder höchstens mittelmäßige Menschen werden, die „weder kalt noch warm sind, die da weder kriechen noch fliegen werden. Und wozu solch Geschmeiß?" So sprechen diese Leutchen, und glaubeten Wunder, was für kluges Zeug sie ausgesprochen hätten. Aber wie nun, wenn über dem Gipfel der Vollkommenheit, den das rohe, sich selbst überlassene und dem gewöhnlichen Schulzwange entsprungene Genie erreichet hat, noch andere Gipfel, und über diesen wieder andere, und wieder andere aufgethürmet ständen, wovon das besagte Genie selbst sich niemals etwas hätte träumen lassen, oder zu deren Ersteigung es ihm an Kräften fehlete, weil es seine Nerven gleich anfangs zu sehr hätte anstrengen müssen; und es käme nun ein weiser Führer mit Axt und Schaufel, bahnte ihm den Weg von untenauf, fassete seine Hand, und führete ihn so geschwind, und mit so leichter Mühe den ersten Gipfel hinauf, daß er noch Kraft und Muth genug behielte, auch die zwote, die dritte, die vierte Anhöhe zu ersteigen, würde es da am Ende nicht noch einmal so hoch zu stehen kommen, als es, ohne diesen Führer, gestanden hätte? Und würde es daher nicht

nicht auch für ein wirkliches Genie eine große Wohlthat seyn, in einem Philanthropin erzogen zu werden? Und was die mittelmäßigen Menschen anbetrifft, würden nicht auch diese, bey verbesserten Unterrichtsmethoden, auf der Stufenleiter zur Vollkommenheit weit höher steigen, als es bey der gewöhnlichen Lehrart, in Schulen und Privathäusern, bis auf unsere Zeiten möglich gewesen ist? Und würde also, wenn das philanthropinische Erziehungswesen allgemeiner werden sollte, nicht das ganze Menschengeschlecht sich empor schwingen, ohne daß das dermalige Verhältniß zwischen Genie, mittelmäßigen Menschen und Dummköpfen dadurch im mindesten verrücket würde, indem der vordere in eben dem Maaße weiter gienge, in welchem der hintere ihn einzuholen sich bestrebete? Ist es also noch immer überflüßig den Unterricht zu erleichtern? Ueberflüßig, Methoden auszusinnen, bey deren Anwendung die Hälfte der Zeit gewonnen, die Hälfte der Menschenkraft ersparet, und gleichwohl im Ganzen, auf dem Wege zur Vollkommenheit um die Hälfte weiter gegangen würde, als bisher geschehen könnte? oder meynen die menschenfeindlichen **Kerle**, die seit einiger Zeit die Maske des Genies vorstecken, etwan gar, daß die Millionen Menschen, die **nicht außerordentliche, zu Tugend, Thorheit oder Laster, im ungewöhnlichen Grade fähige Geisteskräfte** haben, **bloße Dummköpfe** sind, nach denen man nicht die Hand ausstrecken dürfte?

**Endlich sollen die Philanthropisten dergestalt vorbereitet werden, daß sie in jedem ihnen bevorstehenden und von ihnen selbst nicht abhangenden Zustande, ungeachtet der Unvollkommenheiten desselben, immer den höchstmöglichen Grad der Hoffnung und Zufriedenheit behalten.** Ist das nicht gerade das **Gegentheil** von demjenigen, was man der philanthropischen Erziehungsmethode **aufzubürden** pflegt? Und ist das nicht also gerade einer der wesentlichsten Vorzüge, welche ein Philanthropin vor jeder andern bisherigen Schule hat, daß man nicht von Tugend überhaupt und besonders von der Tugend der Geduld und Zufriedenheit darinn, wie in jenen, blos zu schwatzen, sondern diese Tugenden vielmehr durch Uebungen in Fertigkeiten zu verwandeln, geschäftig ist? Wo ist bisher eine einzige Schule bekannt geworden, in welcher man die moralische Bildung des Herzens (nicht durch unfruchtbares moralisiren, sondern durch absichtliche Uebungen) zum Hauptzweck —

was sage ich? — nur zu einer beyläufigen Nebenabsicht gemacht hätte? Und eure, so vernachlässigte, an Seel und Leib so entnervte Schüler sollen dennoch künftig mehr Geduld bey unvermeidlichen Plagen, mehr Standhaftigkeit in Ertragung dessen, was nicht zu ändern ist; mehr Zufriedenheit mit ihrem jedesmaligen Zustande beweisen, als der gesunde, muthige, kraftvolle Philanthropist, der in diesen Tugenden von Kindes Beinen an geübt ist? Sonderbare Behauptung! Es würde nicht widersinniger klingen, wenn jemand behauptete, daß das weichliche, zu jeder Art von Luxus erzogene Kind eines heutigen Reichen, an kriegerischen Tugenden, an Verachtung der Gefahren und an Ertragung jedes Ungemachs, den ehemaligen Spartaner übertreffen werde, dem alles das schon in der frühesten Kindheit zum Spiel geworden war. „Aber „sagt man, da Sklaverey des Verstandes und des Herzens „nun einmal das Loos der Menschheit geworden ist; muß „nicht derjenige, der den größten Menschenwerth in sich sel„ber fühlet, derjenige, der die ursprünglichen Rechte der Mensch„heit am deutlichsten und lebhaftesten erkannt hat, auch der „Unglücklichste unter allen seyn? Wenn nun einmal ein Blind„gebohrner dazu verdammt wäre, zeitlebens an Ketten zu lie„gen, würde es nicht besser seyn, ihn bey seiner Blindheit zu „lassen, und allenfalls seine Hände und Füsse noch oben „drein zu lähmen, damit es ihm gar nicht einfallen könnte, „irgend eine willkührliche Handlung außerhalb seinem, von „der Länge der ihn fesselnden Kette bestimmten Wirkungskreise „vorzunehmen, als ihm den Staar zu stechen, und seine Ner„ven durch gymnastische Leibesübungen zu stärken, damit er „seinen kläglichen Zustand destobesser kennen lerne, Kraft zum „wirken in sich fühle, und aus Ungeduld diese Kraft nicht an„wenden zu dürfen, sich den Kopf zerstieße?" Es muß einen Menschenfreund die äußerste Indignation antreten, wenn er Männer, die doch noch nicht auf alle Liebe zum menschlichen Geschlechte Verzicht gethan haben, so reden hört. Doch wir wollen hier nicht eifern. Gleichnisse beweisen eigentlich nichts, und können nicht schicklicher, als durch Gleichnisse beantwortet werden. Denkt euch also einen Canarienvogel, dem man die Flügel gelähmt, die Augen ausgebrannt, ihn an eine kleine Kette befestiget, und gewöhnt hat, sich sein nothdürftiges Futter und Getränk in kleinen dazu eingerichteten Gefäßen von Zeit zu Zeit selbst herauf zu ziehen: so habt ihr das Bild eines gewöhnlichen Menschen in unsern gewöhnlichen Schulen

Schulen erzogen. Denkt euch nachher einen andern Vogel dieser Art, den man zwar auch an eine Kette befestiget, aber seine Augen ungeblendet, seine Flügel ungelähmt gelassen, und ihn gewöhnt hat, seine Kette von Zeit zu Zeit zu verlängern oder ganz abzulösen, um, zwar nicht unter freyem Himmel, aber doch in seinem Wohnzimmer, nach Gefallen herum zu fliegen, seine Kräfte zu brauchen, und dann, aus angewöhnter Neigung, freywillig zu seinem Bauer zurück zu fliegen: so habt ihr das Bild eines nicht gewöhnlichen Menschen von philanthropischer Erziehung! Und wessen Zustand, gesetzt daß nur einer von beyden möglich sey, scheint euch nun der erträglichste zu seyn? —

Ich kann, ehe ich weiter gehe, nicht umhin, meinen Lesern eine Stelle aus der Antwort des Hrn. **Iselins** *) auf Hrn. **Schlossers** Schreiben über die Philanthropinen mitzutheilen, welche dem, was ich bisher gesagt habe, zur Bestätigung dienen kann. Nachdem er nämlich den wirklich sehr ungegründeten **Schlosserschen Einwurf beantwortet hat, daß die Neuern sich weiter, als die Griechen, die Römer, oder unsere Voreltern** von der Natur entfernet, und zwar so weit entfernet hätten, daß in unsern Zeiten eine der Natur gemäße Erziehung für den Zögling, dem man sie gewährte, ein wahrer Fluch seyn würde: so fährt er auf der 18ten Seite des dritten Stücks der **Ephemeriden der Menschheit**, folgender Gestalt fort: „Aber, was hilft es uns, daß die „Alten in keinen bessern Umständen sich befunden haben, als „wir? Wird unser Schicksal dadurch besser? Und sollen wir „uns darum bemühen, unsern Söhnen und den Söhnen unserer Zeitgenossen eine gute Erziehung zu versichern, wenn „**sie das grausamste Geschenk ist, das man einem „Jungen machen kann? Wenn dem Jüngling, dessen „Kopf heiter und grad denkt, dessen Herz warm „fühlt, die Wahrheit und Gerechtigkeit sein Element „seyn läßt, der in sich Kraft hat, sein Glück selbst und „unabhängig von andern Menschen sich zu schaffen; „der thätig ist, der was er thut, mit Empfindung „und Stärke um des Guten, nicht um anderer Menschen willen thut; der körperliche Kraft genug „hat, um die ihn umgebende Natur zu dulden, sich „muthig aus Gefahren zu reißen, muthig und kühn „dem**



*) S. die oben angeführten Ephemeriden der Menschheit 36 S.

„dem zu widerstehen, das ihn nöthigen will, seinem „Kopfe und Herzen zu entsagen; der voll Liebe ge„gen andere Menschen, und so voll Liebe gegen „Gott, so begeistert ist von Wollust am Blicke „der innern Wahrheit, innern Schönheit, innern „Güte, daß er das Leben disseits des Grabes nur „trägt, das nach dem Tode allein des wärmsten „Wunsches werth achtet; Was, sage ich, sollen wir un„sern Junglingen eine gute Erziehung wünschen, wenn dem „wohlgezogenen Menschen, den Sie so richtig beschreiben, nichts „übrig bleibt, als sich eine Kugel vor den Kopf zu „schießen, sich rädern zu lassen, oder sich in seine „Familie zu verschließen, und wenn dieses letzte Loos „noch das schlimmste ist!"

„Sollten Sie dieses in Ernst geschrieben haben, liebster „Schlosser! Oder hat nicht vielmehr die Begierde etwas „starkes, oder glänzendes zu sagen, Sie dahin gerissen? Ich „kann mir nichts anders gedenken. Wollte Gott! daß Ba„sedow und Salis uns nur dreyßig solche Jünglinge gebil„det hätten. Mir würde für sie kein Kummer seyn, wenn „auch das Uebelste, das moglich ist, sie beträfe."

„Ich würde freylich einem Jünglinge, der auf diese „Weise erzogen wäre, nicht ohne weiters den glücklichsten Er„folg in der Welt versprechen. Ich würde ihm nicht verhee„len, was für Widersprüche, und was für Unannehmlichkei„ten er darinn zu erwarten hätte. Aber ich würde ihn auch „nicht mit dem stolzen Gedanken darein stoßen, daß er bes„ser wäre, als alle Menschen, und nicht mit der dar„niederschlagenden Beredung, daß alles Gute darinn un„möglich wäre. Ich würde ihm die Sachen vorstellen, „wie ich glaube, daß sie sind. Ich würde ihm nicht sagen, „daß er sich erniedrigen soll, den andern gleich zu werden: aber „ich wollte ihn auch warnen, sich anders über sie zu erheben, „als durch die innere Güte seiner Absichten. In dem Aeußer„lichen möchte er mir seyn wie ein anderer:

*Prend d'un homme de cour la figure et le ton,*
*Mais que ton coeur ressemble au grand coeur de Caton.*

„sollte sein Wahlspruch seyn: versteht sichs, wie das Herz von „Cato, nach dem Begriffe, den man von ihm hat, hätte „seyn müssen. Er sollte sich darauf gefaßt machen, mit hun„dert guten Vorschlägen zurückgewiesen, darüber verschmäht, „verspottet, und beschimpft zu werden, und er sollte sich doch „nicht

„nicht abschrecken lassen, den hundert und einten noch zu thun.
„Daß er darüber unempfindlich wäre, wollte ich von ihm
„nicht verlangen: aber daß er deshalb sich eine Kugel vor
„den Kopf schiessen werde, das würde ich von ihm nicht
„besorgen. Er sollte besser vorbereitet seyn, alles
„was nicht von seinem freyen Willen abhängt, was
„nicht seine That ist, mit Gleichmüthigkeit anzuse-
„hen. Ich hoffete, sein Geist sollte eben so stark
„seyn, die Thorheiten und die Ungerechtigkeiten der
„Menschen zu erdulden, als sein Leib es seyn sollte,
„die physischen Uebel zu ertragen. Er sollte die be-
„dauern, welche unglücklich genug sind, das Gute nicht zu
„kennen und nicht zu lieben. Aber gleich aus der Haut
„fahren, die Welt den Narren und den Bösewich-
„tern überlassen, und zur Pistole greifen, wenn jene
„nicht weise seyn können, und diese nicht gut seyn wollen;
„das würde er in keinem Philanthropin *) gelernet ha-
„ben. Sterben soll er gelernt haben, wenn ihm keine an-
„dere Wahl übrig bleibt, als Uebels zu thun oder zu ster-
„ben. Aber etwas unternehmen, daß des Rades wür-
„dig wäre, das wird er nicht — und dazu wird ihn das,
„was er in den Philanthropinen gelernet haben wird, nicht auf-
„fordern: denn ich zweifele, ob jemals ein guter Mensch
„in der Welt ein Tyrannenmörder, oder ein Aufrührer
„gewesen ist. Phocion und Sokrates, Walsingham und
„Sully waren weder das eine noch das andere, und diese
„werden in den Philanthropinen zur Nachahmung darge-
„stellt; kein Brutus, kein Cassius, kein Harmodius,
„kein Clement und kein Ravaillac! freuen solle er sich
„hingegen, und herzlich freuen, wenn er eine seiner guten Ab-
„sichten erfüllt, wenn er einen Menschen glücklich und wahr-
„haftig vergnügt gemacht; wenn er einen Unschuldigen be-
„schützet, wenn er eine gute Anstalt verrichtet oder verbessert,
„wenn er ein Vorurtheil besieget, einen Mißbrauch vertilget
„hat; insonderheit aber, wenn sein Gewissen ihm das Zeug-
„niß geben wird, daß er in allem, was er thut, er nie ei-
„nen niedrigen Gewinnst, die Befriedigung einer Leidenschaft,
„oder die Vergnügung seiner Eitelkeit, seiner Pflicht vorzieht.



*) Ich setze hinzu: Ists für das Beste der Menschheit zu wün-
schen, daß man in der Schule, unserer mismüthigen, trüb-
sinnigen, seltsamen Genies es lerne?

„Ich bin versichert, liebster Schlosser, daß in unsern Zeiten „derjenige, dem dieses Glück zu Theil geworden ist, derjenige, „der von seinem eigenen Gewissen nichts zu fürchten hat, vor „keinem Fürsten und vor keinem Volke zu zittern haben wird. „Nein, die Tyrannen sind in unsern Tagen viel seltner, als „wir es uns in den Augenblicken vorstellen, da uns Milz„sucht beherrschet. Schwache unentschiedene Seelen, die „gut seyn wurden, wenn sie von guten Menschen umgeben „waren, und die Werke der schlimmen thun, weil sie von ei„gennützigen und herrschsüchtigen sich misleiten lassen; das sind „die meisten, über die wir klagen; und gute, weise, wohl„wollende giebt es mehr, als in den vorigen Zeiten. Wenn „keine Menschen wären, die gerne Sklaven sind, so „würden keine Tyrannen seyn.*) Wenn wir also in „den Philanthropinen Menschen, freye Menschen bilden: so „werden uns sehr viele Fürsten Dank wissen, und sie werden „unsere Zoglinge mit Vergnügen aufnehmen."

Die Philanthropischen Grundsätze selbst können also jene Vorwürfe nicht veranlaßt haben: es bleibt daher nichts „übrig, als daß entweder die Anwendung, welche man in den Philanthropinen zu Dessau und Marschlins bisher davon gemacht hat, Gelegenheit dazu gegeben habe, oder daß diejenigen, welche jene Vorwürfe machten, weder die besagten Grundsätze selbst, noch die bisherige Befolgung derselben an den benannten Orten, untersucht haben. Das letztere mochte denn wohl eigentlich der Fall seyn. Denn der Recensent, welcher das Dessauische Institut in der Nähe beobachtet hat, das Marschlinische hingegen nur aus der vollständigen Nachricht kennt, die Hr. D. Bahrdt davon gegeben hat, ist sich bewust, weder in dem einem, noch in dem andern etwas bemerkt zu haben, welches jenen Grundsätzen zuwider liefe. Freylich ist die Ausführung des philanthropischen Plans an beyden Orten bey weiten nicht zur größten Vollkommenheit gediehen: aber welcher billigdenkende Beurtheiler wird das auch von einer Unternehmung verlangen, welche nur erst bloßer Anfang ist, und welche bisher so wenig Aufmunterung, so wenig Unterstützung beym Publikum gefunden hat? Ist es auch der Billigkeit gemäß, von dem einjährigen Bäumchen, welches sich selbst gepflanzet hat, welches von niemanden begossen, von niemanden gewartet wurde, schon alle die herrlichen Früchte zu fordern, die es künftig tragen wird? Im

*) O welche große menschenfreundliche Wahrheit!

Im 5ten Abschnitte wird angezeiget, was man in dem Dessauischen Philanthropin zu leisten verspricht, und was man dagegen verlanget. Man nimmt daselbst Pensionisten zwischen 6 und 18 Jahren aus gesitteten Ständen auf, nichts oder etwas wissend, frey oder schon angesteckt von einem Eckel am lernen, gewidmet zu Endigung der Studien, oder zu andern Lebensarten. Man verlangt Eintrittsgelder 20 Thlr. in Gold, und jährlich 250 Thlr. doch wenn es mehr Brüder oder Clienten von Wohlthätern sind, oder aus andern besonders gebilligten Ursachen, nur 200 Thlr. Dafür leistet man alle Arten des Unterhalts, außer Kleidern; auch Wohnung und Lager, Wärme und Licht, Wäsche und Aufwartung; und den philanthropischen Unterricht in allen für jeden Studirenden gemeinnützigen Wissenschaften und Sprachen. Uebungen im Zeichnen, Rißmachen, Musik und Tanz werden mit zum gewöhnlichen Unterrichte gerechnet. „Die Wirkungen der philanthropischen Lehrart und Erziehung, setzt Hr. **Basedow** hinzu, welche schon geschaut werden können, zeigen, daß das wahr sey, „was wir versprechen. Im Erzählen, und wenn man die „Mittel nicht sieht, sind sie unglaublich. Alles ist bey uns „so **vergnügt**, daß niemand nach Hause, auch nicht zu gewöhnlichen vier Gerichten oder zu Carossen und Gärten zurück wünscht. An 15 ist innerhalb eines Jahres nur selten „**Nothwendigkeit einiger Strafe** vorgefallen. Die Jugend lernt **ohne viel zu sitzen, bey mancherley Abwechselung und Bewegung**, mehr außer, als in den „Lehrstunden. Von der **Methode** können wir (Gott weis „es mit Aufrichtigkeit und Ueberlegung) folgendes sagen. Wenn „wir erst alle Hülfsmittel und Einrichtungen haben werden: „so wird ein zwölfjähriger Knabe, der an Sitten nicht zu sehr „verdorben gesendet wird, und von mittelmäßiger Fähigkeit „ist, wenn er nur die Lesekunst und Schreibkunst in der Muttersprache, sonst nichts mitbringt, bey uns ohne Zwang und „Unlust, **in 4 Jahren in aller Betrachtung, einer der „tüchtigsten Bürger auf einer Universität**, um in „den höhern Facultäten zu studiren.“ Daß dieses keine Pralerey sey, hat die Untersuchung am 13. 14. und 15ten May jedem unpartheyischen Zuhörer unwidersprechlich bewiesen.

Außer den Pensionisten aus den gesitteten Ständen, werden auch Knaben vom geringen Herkommen, zwischen 12 und 20 Jahren, unter dem Namen **Famulanten** aufgenommen, wenn begüterte Personen dergleichen zu künftigen ge-

schickten Bedienten, Aufsehern und ersten Lehrern ihrer Kinder, erzogen wissen wollen. Für diese werden jährlich 100 Thlr. bezahlt, wofür man sie in allem nöthigen, (die Kleidung mitgerechnet) unterhält, und den ihrer Bestimmung angemessenen Unterricht genießen läßt.

Die folgenden Abschnitte müssen wir, um nicht gar zu weitläuftig zu werden, nur ihrer Ueberschrift nach anzeigen. Der VI handelt von Freyheit und Zwang im Philanthropin, welches wir denen, welche sich so verkehrte Begriffe davon gemacht haben, zur aufmerksamen Lesung empfehlen; Im VII wird auf eine öffentliche Untersuchung des Philanthropins angetragen, welche nunmehr schon geschehen, und zur ausnehmenden Bewunderung aller Anwesenden ausgefallen ist. Im VIII wird von philanthropischen Methoden und Lehrbüchern gehandelt, welche größtentheils erst noch verfertiget werden sollen. Im IX werden die schon verfertigten Bücher zur philanthropischen Lehre angezeiget. Der X theilt Nachrichten von den sämmtlichen Lehrern auf dem Philanthropin mit. Im XI wird die Möglichkeit angezeiget, daß dieses gemeinnützige Institut, bey fortdauernder Schlafsucht der Cosmopoliten, vielleicht in ein Privatseminar verwandelt werden dürfte, welches nun aber Gottlob! nicht weiter zu besorgen ist. Im XII wird von Dessau, als einem zur Errichtung eines Philanthropins sehr bequemen Orte geredet, und zugleich der Weisheit und Menschenliebe des **cosmopolitischen Landesvaters** ein schuldiges Denkmal errichtet. Dann folget ein doppelter Anhang; der erste enthält **Basedows** Empfindungem am Geburtstage des Erbprinzen, welcher zugleich der Geburtstag des Philanthropins ist; und der andere hat zur Ueberschrift: **Ein Schiff thut einen Nothschuß: Cosmopoliten, ist es das Eurige?** dessen Inhalt man ohne weitere Anzeige vermuthen wird.

Das zweyte Stück des **philanthropischen Archivs** enthält 1) Pflichtleistung des Philanthropins an gewisse Thronen und Fürstenstühle; welche in ehrerbietigen Anreden und Dankbarkeitsbezeugungen gegen den **König von Dännemark**, den **Fürsten von Dessau**, und die **Kaiserinn von Rußland** besteht. Dann folget 2) ein Auszug aus den einregistrirten Conferenzen der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, den Basedowschen Erziehungsplan betreffend, der mit dem Beyfall der sämmtlichen damals gegenwärtigen Mitglieder der Akademie gekrönet wurde. 3) Eine Vorrede,

Vorrede, worinne die begüterten Menschenfreunde gebeten werden, ihre Beyträge zu beschleunigen, weil der Aufschub für das Leben des jungen Philanthropins gefährlich werden könnte. 4) Zum Begriff von der Sache aus dem ersten Stücke des philanthropischen Archivs. In diesem und im fünften Abschnitte, wird verschiedenes wiederholet, was dazu dienen kann, sich einen Begriff vom Philanthropin zu machen. Im fünften Abschnitte, wird ein Verzeichniß der Lehrlinge des Philanthropins mitgetheilet, deren Anzahl sich bald darauf um ein ansehnliches vermehret hat. Der siebente Abschnitt erzählet die am 13. 14. 15. May 1776. geschehene öffentliche Untersuchung der philanthropischen Sache von vielen kundigen, und größtentheils aus der Fremde zu diesem Endzwecke hergereiseten Weltbürgern; und der Recensent, welcher dieser Feyerlichkeit selbst beygewohnet hat, bezeuget auf Ehre und Gewissen, daß diese ganze Erzählung mit der Wahrheit auf das genaueste übereinstimme. Daß man sieben und achtjährige Kinder, welche ein oder anderthalb Jahr des philanthropischen Unterrichts genossen hatten, mit großer Geläufigkeit lateinisch und französisch würde plaudern hören, wuste jeder, der hinkam, zum voraus, und erregete wenig Bewunderung: aber zu sehen, daß diese Kinder auch wirkliches, ächtes Latein verstanden, zu hören, wie sie jede aus Classischen Schriftstellern nach Belieben von den Zuschauern aufgeschlagene Stelle, mit so großer Fertigkeit und Richtigkeit ohne allen Anstand übersetzeten, als wenn sie die Uebersetzung vom Papier abläsen; zu hören, wie man den Zuschauern die Wahl ließ, eine selbst beliebige Zeitperiode aus der alten oder neuen Geschichte zu bestimmen, aus welcher gefraget werden sollte, und dann auf jede oft nicht leichte Frage, in lateinischer Sprache gethan, eine richtige, befriedigende Antwort in eben dieser Sprache zu hören; zu hören, wie die in der Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie, nur eben so kurze Zeit unterrichtete Philanthropisten, sich abermals selbst gewählte Exempel und Probleme von den Anwesenden aufgeben ließen, und mit der Fertigkeit eines geübten Rechenmeisters und Meßkünstlers ausrechneten und auflöseten; und bey dem allen zu sehen, wie die Kinder das alles, und so viel andere Realien, ohne allen Zwang, mit so vielen Vergnügen, unter beständig fortdauernden körperlichen Uebungen, in so kurzer Zeit, und bey so großer Unvollständigkeit der erforderlichen philanthropischen Hülfsmittel, so gründlich gelernet hatten: das setzete alle, welche Augen und Ohren, nicht mit Vorsatz

verschlossen hielten, in das größte Erstaunen; das pressete den mehresten Anwesenden Zeugnisse des vollkommensten Beyfalls und laute Bewunderung ab.

Im achten Abschnitte wird die Weltbürgerschaft, mit alle dem Zutrauen, welches das Bewußtseyn edler und gemeinnütziger Thaten, einzuflößen pfleget, zur Mitwirkung aufgefordert, und wir hoffen und wünschen zur Ehre unsers Jahrhunderts, und zum Glück der Menschheit, daß diese Aufforderung die gehofften Folgen haben möge. — Im neunten Abschnitt wird der vorläufige Plan zu einem Catharineum, oder einer weiblichen Erziehungsanstalt mitgetheilet, welche mit dem männlichen Philanthropin, in nöthiger Verbindung und Trennung, zugleich aufblühen, und (wenn die geforderte kleine Summe von drey bis 4000 Thalern nicht ausbleibt) den 11. Juni 1777. eingeweyhet werden soll. Im zehnten Abschnitt wird von einer nahen Anstalt in Dessau zur Schulverbesserung des großen Haufens geredet, welche gleichfalls am 11. Juni 1777. eingeweyhet werden soll. Im eilften wird Herr Iselin von dem Philanthropin öffentlich zum Mitcurator berufen; man weis aber schon, daß er seines Alters und seiner einheimischen Verbindungen wegen, diesen Ruf, wiewohl ungern, habe ablehnen müssen. — Als Beylagen zu diesem zweeten Theil des Archivs sind hinzugefüget, 1) drey verschiedene Proben einer häuslichen Andachtsübung für das Philanthropin; deren ersterer in einer allgemeinen Gottesverehrung für die Lehrer, und für die Erwachsenen unter den Philanthropisten, die andere in einer Grundlage zum Unterrichte in der natürlichen Religion, und zur Uebung der dadurch zu erweckenden gottesfürchtigen Empfindungen für Kinder, die dritte endlich, in einer Grundlage einer gemeinchristlichen Unterweisung und Gewissensübung gleichfalls für Kinder, besteht. Kurze Vorträge des Liturgen, kurze Wiederholungen oder Bestätigungen der nebensitzenden andern Lehrer, und kurze Lieder, von der Versammlung gesungen, wechseln dabey dergestalt ab, daß das Gemüth der Anwesenden in beständiger Aufmerksamkeit und Andacht erhalten wird. Wie unmittelbar und stark diese Andachtsübungen das Herz ergreifen, davon zeugete in jener ehrwürdigen Versammlung manche heiße Thräne, welche nicht blos empfindsamen Damen, sondern auch gesetzten und überlegenden Männern, aus den Augen stürzete, und der Recensent erkennt sie, für eine treffliche Probe, zur Verbesserung der äußerlichen Form des Gottesdienstes. Uebrigens sollen diese

Proben

Proben des häuslichen Gottesdienstes keine bleibende Liturgie für das Philanthropin; sondern nur Proben, und noch dazu, in großer Eile und unter vielen Zerstreuungen ein paar Tage vor der öffentlichen Untersuchung entworfene Proben seyn, welche von Zeit zu Zeit verändert, und verbessert werden sollen. Ferner sind als Beylagen zwo Reden, die eine von Hrn **Basedow** bey Eröffnung der Untersuchung, die andere von Herr **Schweighäuser** am dritten Tage der Untersuchung gehalten, abgedrucket worden; beyde würdig gelesen, empfunden und beherziget zu werden. Den übrigen Raum dieses Anhanges nehmen, theils Verzeichnisse der bisherigen Einnahmen und Ausgaben des Philanthropins, theils zwey am 15. May aufgeführte, überaus zweckmäßig ausgearbeitete Kinderschauspiele von Hr. **Rode**, theils Bücherverzeichnisse der philanthropinschen Handlung, theils einige Briefe über die geschehene Untersuchung des Philanthropins ein.

Die vom Hrn. Rector **Stroth** abgefaßte **Bezeugung der Wahrheit von der öffentlichen Untersuchung des dessauischen Philanthropins** entspricht vollkommen ihrer Benennung, weil sie durchaus mit Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe geschrieben ist. Sie ist um soviel merkwürdiger, und gereichet der philanthropischen Sache um so mehr zur Empfehlung, da der Herr Rector, als ein Schulmann, wenn er ja eine Partheylichkeit sich hätte erlauben können, weit mehr Bewegungsgründe hatte, **wider**, als **für** diese Neuerung zu schreiben. Die Zeugen sind also da; die edle, weise, begüterte Menschenfreunde, mögen ihre Aussagen vernehmen; und wenn sie nach Anhörung derselben, ihre Herzen von Bewunderung, und großen Erwartungen stärker schlagen fühlen, eilen, der Nachwelt einen Seegen zu retten, der ohne ihre thätige Unterstützungen, noch immer Gefahr läuft, nicht zu seiner gehörigen Reife zu gedeyhen.

Indem ich dieses schreibe, erhalte ich die zuverläßige Nachricht, daß Herr **Campe**, bisheriger Feldprediger, bey dem Regimente Sr. K. H. des Prinzen von Preußen zu Potsdam, der durch verschiedene Schriften rühmlich bekannt ist, als Fürstl. Anhalt-Dessauischer Educationsrath, und Mitcurator des Philanthropins nach Dessau abgehe. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß das Philanthropinum, unter der Mitbesorgung dieses würdigen Mannes, ferner blühen, und zu der größern Vollkommenheit, die ihm jeder Menschenfreund wünschet, anwachsen möge.

Az.

Brief=

Briefwechsel einiger Kinder. Dessau bey Heybruch 1776. 119. Seiten.

Vermuthlich von einem Erwachsenen verfertiget, vermuthlich also nicht durchaus in der simpeln, kunstlosen Sprache der Kinder, die so schwer zu treffen ist, und trifft man sie einmal, zweymal, wer wird sich denn durch eine ganze Sammlung darinne erhalten können. Das waren des Recensenten Gedanken, als er dies Büchelchen, worinne 68 Briefe sind, zuerst erblickete. Er las, und fand des Guten weit mehr, und der Fehler weit weniger, als er erwartet hatte. Durchgehends ein leichter Stil, kurze, nicht verwickelte Perioden, sinnliche Gegenstände, als Spiele, u. d. g.; schnelle Uebergänge von einer Sache zur andern, wie sie in der Seele eines Kindes gewöhnlich sind. Kurz diese Briefe sind, wie der Verfasser selbst saget, daß Briefe für Kinder seyn müssen, ganz in dem Geist derselben geschrieben; sie sind nicht ganz von den Fehlern frey, welche Kinder darinne zu begehen pflegen; sie handeln von Gegenständen, welche sie interessiren. Indessen sind uns beym Durchlesen hin und wieder einige Perioden, Wendungen, Ausdrücke aufgestoßen, die zu sehr einen Erwachsenen, einen denkenden und belesenen Mann zu verrathen scheinen, und die also in Kinderbriefen Fehler sind. Wir wollen ein Paar davon anzeigen, da der uns unbekannte Verf. versichert, daß ihm jede freundschaftliche Erinnerung willkommen seyn wird. Vorher aber müssen wir unsern Lesern noch sagen, daß man nach der Absicht des Verf. sich die correspondirenden Kinder beym Anfange des Briefwechsels ungefähr von acht bis neun, und am Ende desselben, von funfzehn bis sechzehn Jahren denken soll. Gleich im ersten Briefe, worinn Sophie ihrem Bruder Karl die Reise zu ihren Verwandten beschreibt, scheint uns folgende Periode tadelhaft: „Ich glaubete, ich hätte keinen Augenblick geschlafen,“ (wiewohl die Mamsell saget, es wären wenigstens drey Stunden gewesen; „ich hatte die ganze vorige Nacht vor Freuden, daß wir nun „nach B. kämen, kein Auge zugethan,) ja keinen Augenblick „glaubete ich geschlafen zu haben, als mich auf einmal ein lau„tes Purr aufweckete.“ Ein Mädchen von neun Jahren wird schwerlich eine so lange Periode, mit einer Parenthese schreiben, die sie nöthiget, den Anfang der Periode, den der Leser schon über der Parenthese vergessen hatte, zu wiederholen.

len. Die Zusammenkettung der Perioden durch Bindewörter und Parenthesen, ist wohl nicht den Kindern, am wenigsten den Mädchen eigen. Ueberhaupt brauchet der Verf. oft Conjunctionen, die, wie es dem Recensenten scheint, den Kindern fremd und ungewöhnlich sind, als **wiewohl, unerachtet,** u. d. gl. Am Ende bittet Sophie Bruder Karln: „Küsse „**tausendmal** dem lieben Vater die Hände in meinem Na„men." Dies **tausendmal** mißfällt uns, weil es mehr einem flatternden Franzosen, als einem naiven neunjährigen Mädchen natürlich zu seyn scheint. Was man antworten könnte, wäre dieses, daß Kinder sich heftig auszudrücken pflegen, und von tausend keinen Begriff haben. Karls Antwort auf diesen Brief ist vorzüglich schön. Wie kömmt aber der vierte Brief von Sophiens Tante an Sophiens Vater in diese Kinderbriefe? Im eilften Br. schreibt S. an K. „Sieh „ich bin so zerstreuet worden über deinen verwirrten Brief, „daß ich gewiß einen ganz ähnlichen zur Welt bringen wür„de. Und dafür ist keiner noch besser." Zu fein, denk ich, für ein so kleines Mädchen, und in diesen Fehler fällt Sophie, auch Karl, an mehrern Stellen, die wir aber nicht alle anführen wollen. Man findet sie leicht, wenn man mit Kindern und dem, was sie denken und ausdrücken können, bekannt ist. Doch ist freylich die Erziehung dieser Kinder, die hier schreibend eingeführet werden, ganz anders, als die gewöhnliche, weit befruchtender für die jungen Seelen, weit dienlicher zur Entwickelung der Denkungskraft. Dies kömmt sehr in Anschlag bey unserm Tadel, und rechtfertiget vielleicht einige Stellen, die wir, mit gewöhnlichen Kindern umgeben, für verfehlet halten. Die vernünftige Erziehungs- und Unterweisungsmethode, die in diesen Briefen, aus den Erzählungen der Kinder durchscheint, muß, wenn mans recht überleget, erstaunliche Wirkungen hervorbringen können. Aber bey dem allen sollte Emil, nach welchem Karl und die übrigen Buben gemodelt sind, in seinem achten oder neunten Jahre so fertig schreiben können?

Ob die Verstoßungen wider die Grammatik mit Fleiß beybehalten worden, ist nicht angezeiget. Wir möchten Fehler dieser Art, doch nicht zu denen rechnen, die man in einer Kindercorrespondenz dürfte oder gar müßte stehen lassen, eben so wenig als wir das Ohr der Musiklernenden Kinder an falsche Töne gewöhnen möchten.

Ar.

Patrio-

Patriotische Vorstellung an seine liebe Obrigkeit, die Nothwendigkeit einer Schulverbesserung betreffend, von Johann Michael Affsprung, Bürger zu Ulm. O proceres, censore opus est, an haruspice nobis? Iuuenal. Amsterdam, 1776.

Welch ein edler frommer Patriotismus — man sieht es dem Manne an, daß er den Beruf, sich zum Besten seines Vaterlandes zu verwenden, in seiner ganzen andringlichen Stärke gefühlet habe, daß er es mit der Schule desselben recht sehr gut meyne, und bey seiner Schrift keine andere Absicht habe, als den patriotischen Wunsch, für seine heranwachsenden Mitbürger, daß sie doch einer bessern Schulerziehung genießen möchten, als er und seine Zeitgenossen nicht gehabt hätten. Und wenn er die Sorgfalt seiner Obrigkeit für das Beste des Vaterlandes nach der Wahrheit geschildert hat, so müßten gewiß auch seine patriotischen Vorschläge Eindruck machen, wenigstens so dankbar und liebreich aufgenommen werden, als es die gute, herzliche Absicht des Verfassers verdienet. Nachdem wir die Schrift mit vieler Aufmerksamkeit durchgelesen hatten, so fanden wir zwar an den Vorschlägen manches auszusetzen, davon wir denn aber freylich nicht genau urtheilen konnen, weil die ganze Sache lokal ist, und sich blos auf die Bedürfnisse des Ulmischen Gymnasiums bezieht. Indessen sieht man aber doch auch daraus, daß auf diesem Gymnasium die mannichfaltigen vortrefflichen Schulverbesserungen unserer Zeit noch sehr wenig benutzet seyn müssen, daß daselbst, zumal in Erlernung der Sprachen, noch sehr viel alter mönchischer Zwang, und zumal die unschickliche Klassencinrichtung herrsche, da ein Knabe, und sogar ein herangewachsener Jüngling, in Zeit von ein bis zwey Jahren, unter einem und eben demselbigen Lehrer alles lernen soll, es mag Namen haben, wie es will. Die Ungereimtheit dieser Einrichtung, und die guten Folgen der entgegengesetzten, da man jedem Lehrer sein eigenes besonderes Fach anweißt, liegen zu klar am Tage, daß man sich allerdings wundern muß, auf einem Gymnasium, wie das Ulmische ist, und das schon seit so vielen Jahren unter der Aufsicht des gelehrten und erfahrnen Herrn Rector Millers steht, jenen alten Fehler noch anzutreffen. Aber wer weis auch, ob es diesem würdigen Schulmanne nicht an der glücklichen Lage fehle, in

der

der sich ehemals Herr D. Ernesti auf der Thomasschule zu Leipzig befand, wie er in vita Gesneri schreibt. Die Stelle sollte zum Trost und zur Aufmunterung würdiger Schulmänner an allen Schulen stehen: „licebat autem nobis,“ schreibt Hr. Ernesti, indem er von seiner Methode, die Alten zu lesen, spricht, „in illa schola talibus institutis vti, quod care„bamus miseris illis legum vinculis, quibus in aliis scholis „obnoxii sunt, etiam boni praeceptores, vt non possint „suis institutis vti: et id faciebamus *inconsultis iis* qui, „de more inspectorum, nomen ferrent.“ Hr. A. könnte wahrscheinlich auf dem Gymnasium seines Vaterlandes bey seinen Kenntnissen, Erfahrungen und Patriotismus ein sehr brauchbarer Lehrer werden — aber es ist wohl möglich, daß er auch unter die Propheten gehöre, die nirgends weniger, als in ihrem Vaterlande gelten.

Oz.

## Joh. Chr. Gottfr. Dressel von den Ursachen des Verfalls der Schulen in kleinen Städten, nebst Vorschlägen, wie selbige wieder in Aufnahme könnten gebracht werden, und einem kurzen Unterrichte für angehende Schullehrer in kleinen Städten. Frf. an der Oder — Strauß, 1776. 72. S. 8.

Nur 72. Seiten, denkt man, wenn man den etwas langen Titel sieht. Da muß der Verfall der Schulen nur wenige Ursachen haben, oder Herr D. muß sie auch nicht alle anführen. Das letzte ist es. Herr D. saget nicht alles, was er sagen könnte; was er aber saget, ist fast durchgehends gut gedacht, bisweilen etwas zu matt und unordentlich gesaget, und verräth ein warmes Herz und vielen Eifer fürs gemeine Beste. Seine Klagen und Vorschläge scheinen sich fast alle auf seinen Ort und die herumliegende Gegend zu beziehen. Weil aber die Menschen und die Schulen sich an allen Orten ziemlich gleich sind, so passet freylich alles auch auf viele andere Oerter und Menschen, als die Herr D. eigentlich im Sinne hat. Man nehme nur seine treuherzige Aeußerung S. 11: „Der Verstand des „Vernünftigen steht stille, und verliert sich im Denken, wenn er „darüber (daß auf die Erziehung alles ankömmt, und daß sie „doch

„doch so sehr vernachläßigt wird) urtheilen soll. Die Erfah„rung bestätiget das Wort: die Welt liegt im Argen, sie wäh„let die verkehrtesten, unzulänglichsten und ungewissesten Mit„tel zu ihrem Zwecke.„ Wie wahr wird das jeder finden, der auf die Menschen überhaupt, und besonders auf Erziehung und Schulen Acht giebt! Herr D. scheint ein Schulmann an einem kleinen Orte zu seyn, der von vielen Seiten leiden muß, besonders von den Aeltern. **Das gefallene Ansehen der Schullehrer in unsern Zeiten** sieht er als die Hauptursache des Verfalls der Schulen an. Nachdem er vorher, zu weitläuftig für einen uninteressirten in einem weniger kriegerischen Lande wohnenden Leser, aber vermuthlich nicht zu ausführlich für seine Mitbürger, bewiesen hat, daß Armuth keine Hinderniß seyn könne, und der künftige Soldatenstand der Kinder keine seyn müsse, sie nicht in die Schule zu schicken, so fährt er S. 34. fort: „In klei„nen Städten, wovon ich hier eigentlich nur rede, befinden sich ge„meiniglich Schulmänner, welche gelehrte Kenntnisse haben müs„sen, und von diesen allein behaupte ich, daß ihr Ansehen seit „zwanzig, dreyßig Jahren merklich sich verringert habe; und „dieser Fall scheint nicht mit Unrecht eine triftige Ursache des „Verfalls der Schulen selbst zu seyn.„ „Es ist nicht so leicht, „fährt er fort, die Quelle dieses Uebels zu finden, wenigstens „wird es schwerer sie mit Zuverläßigkeit zu entdecken, als man „gemeiniglich glaubet. Es kann seyn, daß die Lehrer selbst ei„nige Schuld daran haben;„ (dieß ist wohl nur gar zu wahr; die Lehrer haben Schuld, und die Lehrer der Lehrer, und die Ephoren und Vorsteher der Schulen, und die verkehrten Einrichtungen in den Schulen, wo noch immer Finsterniß und Dunkel herrschet, wenn gleich rund umher alles helle ist.) „Allein „wahrscheinlicher wird es wohl, wenn man ihren Verfall aus „dem fast gänzlich verdorbenen Geschmacke unserer Mitbürger „herleitet.„ Was versteht Herr D. hier unter dem **verdorbenen Geschmacke** seiner Mitbürger? daß sie **Schöneich, Hudemann, Gottsched**, einem Klopstock und Haller vorziehen? daß sie von Werken der Kunst schief urtheilen, oder gar keine Kenntniß davon haben? Aber das ist leider auch wohl der Fall der meisten Schullehrer in **kleinen** Städten, von denen der Herr V. eigentlich redet; vielleicht auch noch in manchen großen. Werden denn die Aeltern den Schullehrer verachten, der eben so denkt, und eben so schlechte Bücher liest, als sie selbst? Man könnte eher umgekehret vermuthen, daß der verbesserte Geschmack vieler Einwohner mit dem in den meisten Schulen

noch

noch herrschenden schlechten Geschmacke unzufrieden sey. Und tragen denn nicht die Schullehrer ihre eigene Schuld? wenigstens die Schuld der versäumten Bildung des Geschmacks? Oder muß nicht die Schuld vielmehr auf die Lehrer, Schulen, Universitäten fallen, wo die itzigen Schullehrer vormals gebildet wurden, als auf ihre gegenwärtigen Mitbürger? Es kommt doch itzt manches gute Buch in die Hände der Laien, seitdem man, zum Possen mancher lateinischen Männer, mehr deutsch denkt und schreibt, als vormals. Der selige Abbt bemerket es schon, daß fast jede Landpredigertochter Gellerts Schriften kennt. Wenn nun der Schulmann im Gellert und andern guten Schriftstellern, die schon einen großen Theil der Nation aufgekläret haben, und die sich manche Aeltern von ihren Kindern vorlesen lassen, so fremd ist, daß seine Schüler ihre Ausarbeitungen aus diesen Büchern ausschreiben können, ohne daß ers merket, wenn er wohl gar das gute daran, wofür er keinen Sinn hat, tadelt, wenn er gar selbst erbärmliche Verse oder elende prosaische Aufsätze machet: wessen Geschmack ist da schuld, daß der Schulmann sein Ansehen verliert? Indessen kann der Recensent es Herrn D. nicht zugeben, daß das Ansehen der Schullehrer überhaupt gefallen sey, wenn es gleich auch noch nicht merklich gestiegen ist. Ob es überall gut sey, daß es sehr hoch steige, und daß verhältnißmäßig mit dem steigenden Ansehen auch die Einkünfte der Schullehrer ansehnlich vermehret werden, das ist ein Problem, dessen Auflösung nicht für den engen Raum einer Recension ist. Die Natur des Lehramtes scheint große Würden und Reichthümer nicht zu vertragen, und doch scheinen diese nöthig zu seyn, die erstern um den Lehren den gehörigen Nachdruck zu geben, die letztern um die erstern zu erlangen und zu behaupten, und auch hauptsächlich um den Lehrern das Studiren zu erleichtern und ihnen das Leben angenehm zu machen. Je mehr man die Kirchengeschichte liest, desto schwerer wird die Entscheidung der Frage.

Es ist einem Leidenden so natürlich, daß er mit den gegenwärtigen Zeiten und mit dem ganzen itztlebenden Geschlecht der Menschen unzufrieden ist. Man höre nur Herrn D. S. 46. „Man erstaunet, wenn man das gegenwärtige „oft recht ungeschliffene **Betragen der Aeltern gegen „die Lehrer ihrer Kinder mit dem Verhalten der „Vorfahren** vergleicht. Mit wie vieler Liebe und Dank„barkeit wußten sie den Fleiß derselben zu belohnen; da hin„gegen unsere itzige Welt mit niemanden weniger, als mit den

„Schullehrern zufrieden ist. Privat- und öffentliche Versammlungen werden den unreifen Beurtheilungen „derselben gewidmet. Jahre scheinen ihnen verlohren zu seyn, worinn sie selbige nicht gekränkt, und „Monate unnützlich angewandt zu haben (soll wohl „heißen seyn) worin sie sie nicht gemustert hätten. „Es ist vergebens bey aller angewandten Mühe sich das Vertrauen derselben zu erwerben, es ist umsonst bey allen Befolgungen ihrer Foderungen ihre Liebe zu erwecken. Man „arbeite von der Sonnenaufgang bis zu ihrem Untergange, so „wird man doch noch immer zu wenig geleistet haben. Und „wenn sie gleich selbst die Wildheit oder Trägheit, welche Eigenschaften beyderseits den Unfleiß gebähren, an ihren Kindern verwerfen, so werden sie doch deswegen weniger verständig seyn, sondern auch noch hier verlangen, ohne Zeitverlust befriediget zu seyn. Sie wollen Früchte einsammeln, da „der Baum kaum beginnet Knospen zu tragen.“ Vieles ist hiervon nur gar zu wahr, besonders das letzte. Aber die Hyperbel ist doch zu stark, daß den Aeltern Jahre verloren, und Monate unnütz angewandt zu seyn scheinen, in welchen sie die Schullehrer nicht gekränkt haben. Sie belohnen sie freylich nicht, sie ehren sie nicht nach Verdienst. Aber wenn mans recht überlegt, so ist das nicht sowohl die Schuld der Aeltern und Einwohner eines Orts, als des Staats, der den Schullehrern keinen höhern Rang und keine bessere Besoldung anwies. Der gemeine Mann kann nicht viel geben, weil ihm selbst nicht viel übrig bleibt, wenn er Steuern und Gaben richtig abtragen, und noch dazu Brod für seine Kinder schaffen und sein Haus im baulichem Stande unterhalten soll; und dann urtheilt er nach dem äußerlichen Ansehen. Das kann man ihm nicht verdenken, denn der Pöbel in Karossen machts eben so. Selbst der Philosoph, wenn er auf sich Acht giebt, wird sich oft auf einem unrichtigen Urtheil ertappen, wozu ihn das Kleid, die äußerliche Gestalt eines Menschen veranlaßte, oder bald veranlaßt hätte, wenn ihm nicht eben zu rechter Zeit noch die Regel der Vorsichtigkeit eingefallen wäre, daß der äußere Schein betrügt. Also kann der Schulmann nicht sehr in Ehren und Ansehen seyn, so wie die Sachen jetzt stehen, denn er kann sich nur schlecht kleiden, kann nicht mit freyer Stirn einher gehen, wenn ihn nicht die Natur mit vielen Muth und mit der Gabe ausgerüstet hat, aequam mentem seruare in rebus arduis

non

non secus ac bonis. Das thut die Natur aber selten, und die wenigen, deren Geist in Verachtung und Mangel aufrecht stehen und noch gar Gutes stiften konnte, die werden wohl selten Schulmänner werden. Denn in der Jugend, in welcher man sich seinen künftigen Stand wählt, haben diese zu viel Feuer, als daß sie sich von der Gelehrsamkeit, die man einem Schulmanne für unentbehrlich hält, sollte den Kopf voll pfropfen lassen. Also Stärke des Geistes, die uns ungeachtet der Dürftigkeit und des geringen Standes, worinn wir leben, Ehre verschafft, darf man in den Schulen eben nicht suchen. Folglich bleiben die Schullehrer, so lange alles bleibt, wie es ist, und so lange die Menschen nach dem äußerlichen Ansehen urtheilen, (das werden sie aber thun, so lange sie Menschen sind) immer der Verachtung ausgesetzt. Hier müßte nun der Staat, der Regent zutreten, und den Schullehrern einen andern Platz anweisen, sammt was dem anhängig. Es ist unbillig, den Aeltern und den Menschen überhaupt das zur Last zu legen, was eine nothwendige Folge der gegenwärtigen Einrichtungen der Welt ist. Ob es aber jemals so weit kommen wird, daß die Herren der Erde, ihre Diener und Rathgeber es einsehen werden, daß der Unterricht der Jugend (aber dies Wort ja nicht in der engen Bedeutung genommen, worinn man es bisher in dieser sublunarischen Welt zu nehmen gewohnt ist, da es heißt den Cellarius einbläuen, aus dem Cornelius Nepos Phrases ziehen lassen, und eine aphthonianische Chrie, obenein noch wohl Gottschedische Reime machen lehren, sondern in dem weiten vielumfassenden Sinn, worinn es ein Lock, Rousseau, Feder, Basedow, Ehlers, Resewitz nehmen, und wo es Bildung des Menschen bedeutet) das wichtigste sey, worauf die Landesregierung zu sehen habe; daß ein Staat vieler Gesetze, römischer und einheimischer, und vieler Pfleger und Handhaber und Vollzieher der Gesetze, und vieler Strafen und Criminalprocesse entbehren könne, wenn man auf die Pflanzung und Begießung und Wartung der jungen Nachwelt die Sorgfalt und Kosten wendete, die man itzt anwenden muß, um den unbiegsamern Haufen der Erwachsenen in Ordnung zu halten, der von Jugend auf verkehrt gelenket und geleitet ist, und immer hin will, wohin er nicht soll, weil Finsterniß und Vorurtheil in seinen Köpfen wohnen, und in seinen Herzen nie Empfindungen und Triebe des Guten rege gemacht wurden; daß dies das einzige Project zu einem ewigen Frieden sey, wenn die Regenten zugleich mit ihren Untertha-

nen zu Menschen gebildet würden, und dann die Erziehung der Bürger eines Staats die Angelegenheit eines Staats würde, und nicht der Willkühr eines jeden Unverständigen sowohl als Verständigen überlassen bliebe: ob, sage ich, dieses und alles, was daraus folgt, und was dabey vorausgesetzt wird, welches denn freylich nicht wenig ist, jemals wird reiflich erwogen werden von denen, welche es hauptsächlich angehet, noch mehr, ob es jemals wird ins Werk gerichtet werden, das läßt sich — wohl schwerlich hoffen, wenn man mit einiger Aufmerksamkeit den bisherigen Gang der Welt, und das Thun und Lassen der Menschenkinder angesehen hat.

Um wieder auf Herrn Dressel zurückzukommen. Er glaubet die Aeltern in vorigen Zeiten seyn weit billiger gewesen. Woher mag er das wissen? Erinnert er sichs etwa aus seinen Kinderjahren? Da muß er doch bedenken, daß in den Augen der Kinder, und auch in unserer Einbildungskraft, wenn sie sich in jene ersten Jahre des Lebens zurückdenkt, alles rosenfarbicht ist; denn das war unsere goldene Zeit. Eben so ist uns zu Muthe, wenn wir vor uns hinaussehen, und uns eine allgemeine Verbesserung der Welt, und dann diese Welt als ein Paradies, ein tausendjähriges Reich u. d. gl. träumen. Wir werfen nebenher einen Blick auf die gegenwärtige Welt, auf die Menschen um uns, und finden alles sehr schlecht, und fangen an zu klagen, oft zu schimpfen. Bey kaltem Blute sollten wir das wieder ausstreichen. Oder habens Herrn D. Andern gesaget? die waren denn in dem nämlichen Falle, den wir eben beschrieben haben. Oder denkt er gar an unsere Vorfahren, vor einem, oder einigen Jahrhunderten? die mag er sehr dunkel sehen, wenn sie ihm besser vorkommen, als seine Zeitgenossen. Man sollte doch billig das Gegentheil vermuthen. Es scheint doch, als wenn uns die Sonne des Heils aufgegangen wäre, wenn sie gleich noch nicht allenthalben alles Gewölke zerstreuet hat. Hr. D. ist zu bedauern, wenn er in einem dunkeln Winkel sitzt; aber er sollte doch seine Klagen nicht so allgemein ausdrücken.

Wir verstehen nicht recht, was Hr. D. S. 38. mit folgendem Vorwurf sagen will. „Sie (die Aeltern) kennen selbst „den Werth derselben (der Rel. Jesu) nicht, **weil sie in dem „Zeitalter erzogen wurden, da die Grundfesten der „Religion, eine christliche Erziehungskunst schon erschüttert waren, und ihren Umsturz droheten.**" Wenn ist denn das Zeitalter gewesen, und wo? Man hat ja

bisher

bisher die Kinder in Europa (wenn man die Türkey und Tartarey ausnimmt) allenthalben **christlich** erzogen, nur nicht **vernünftig**. Und das wird er doch nicht tadeln wollen, daß man hin und wieder, leider noch sparsam genug! anfängt, auch in die Schulen ein vernünftiger Christenthum einzuführen; daß viele brave Männer es nicht länger zugeben wollen, daß die Bibel als ein Lesebuch in den Schulen entheiliget wird; daß eben diese Männer gegen den Unfug eifern, der in unsern Cathechismen mit der gelehrten Dogmatik und der biblisch seyn sollenden figürlich-allegorisch-mystisch-unverständlich-theologischen Schulsprache getrieben wird. Wenn das heißt die Grundfesten der Religion, die christliche Erziehungskunst, erschüttern: so gute Nacht gesunde Vernunft, und wahres, erleuchtetes, praktisches Christenthum, und willkommen Schwärmerey und aller Unsinn. Das trauen wir Herrn D. kaum zu, daß er das mit seinem Vorwurfe sagen wollte, und was will er denn sonst sagen? daß man gegen das Christenthum gleichgültig laulicht ist? das ist wahr bey vielen Aeltern. Aber dann mußte er sich anders ausdrücken.

Der angehängte **Versuch eines Unterrichts für angehende Schullehrer in kleinen Städten**, saget auf wenigen Blättern sehr viel gutes. Man sieht, daß der V. aus Erfahrung schreibt, oft aus trauriger Erfahrung, als wenn er den Lehrern den Rath giebt, sich doch ja mit den Aeltern zu besprechen, die ein Kind in die Schule schicken u. s. w. Alles, was er von der Erlernung der Orthographie, des Schreibens, Rechnens, der Sprachen, der Historie, Geographie, vom Katechisiren, von Schulstrafen saget, finden wir gegründet, und durch die Erfahrung bestätiget. Die Schulstrafen erinnerten uns denn natürlicherweise an

Neue Schulgesetze für das Pädagogium zu Kloster Berge, welche am 19. September 1775. mit einer kurzen Rede feyerlich bekannt gemachet worden, von **Fr. Gabr. Resewitz**, Abt zu Kloster Berge, Magdeb. 3 Bogen in 8.

Wenn man diese sogleich hinter dem vorigen herliest, und dabey noch die **Erziehung des Bürgers** im frischen Andenken hat: so ists einem, als wenn man aus der Dämme-

rung auf einmal in das volle Licht übergeht. Alles ist Reflexionswürdig, des Mannes, der Menschen erziehen will, der tief in den menschlichen Geist eingedrungen ist, und da gefunden hat, an welchen Seilen man ihn leiten, welche Wege man ihn von Jugend auf führen müsse, wenn man den vorgesetzten Zweck der Besserung und Bildung erreichen will. Die kurze Rede ist voll Ernst und Würde und Wärme des Menschenfreundes. Wir wollen doch etwas daraus anführen, wovon wir den Anfang zugleich als unser Urtheil über diese Gesetze unterschreiben: „Wer nachdenken kann und darüber nachdenken „will, der wird sich hoffentlich überzeugen, daß sie (diese Ge„setze) aus einem **Geist der Ordnung, der Mäßigung „und des gesetzten Wohlwollens gegen die Jugend „geflossen, jedem Gliede insbesondere gut und nütz„lich, und für die ganze Verfassung nöthig sind.** „Dieser Geist soll in unserer Anstalt herrschend seyn, und sich „in allen etwa noch folgenden Verfügungen stets offenbaren. „Er ist auch, wie ich hoffe, kenntlich in den verordneten Stra„fen. Sie sind alle von der Art, daß sie entweder durch Ta„del, Beschämung und Schande die Eheliebe erwecken, oder „den natürlichen Erfolg schlechter und lasterhafter Gewohn„heiten zum voraus fühlbar machen, oder von vergnügenden „Belohnungen ausschließen, überhaupt aber einen merkbaren „Vorschmack geben sollen, daß nur der zufrieden und vergnü„get seyn könne, der seine Pflicht thut. Wer sich durch Stra„fen dieser Art nicht bessern läßt, sondern härtere, ja Leibes„strafen bedarf, der ist, edel und würdig erzogen zu werden, „nicht tüchtig, der muß auch aus einer Gesellschaft, wo nur „edle Erziehung statt finden soll, entfernet werden, damit er „andere, die besser als er sind, nicht durch sein Beyspiel ver„derbe. Ungern werden wir zu diesem äußersten Mittel schrei„ten: aber wir werden es gewiß thun, wenn alle im Gesetz „verordnete Besserungsmittel ohne Frucht sind. Das Straf„amt ist überhaupt für wohldenkende Männer ein unfreundli„ches und widriges Geschäfte: sehr lieb wird es uns also seyn, „wenn wir des Strafens gar nicht bedürfen; sondern nur lo„ben, nur belohnen, und über den allgemeinen Fortgang in „Erkenntniß und guten Sitten uns freuen können. Denn „wir wollen die uns anvertraute Jugend nicht beherrschen, „noch nach eigensinnigen Willkühr regieren: nein, alle unsere „Verfügungen und Unterweisungen zielen auf den Zweck, daß „sie selbst verständig und wohlgeartet, und zum Dienst der

Welt,

„Welt, und zu ihrem eigenen Besten tüchtig und brauchbar
„werde. Das kann sie aber nicht werden, wenn sie nicht itzt
„nützliche Kenntnisse sammlet, zur gesellschaftlichen Ordnung
„sich gewöhnet, gute Gesinnungen und Sitten sich zu eigen
„machet, wenn sie nicht endlich vor den bösen Gewohnheiten
„und Lastern bewahret wird, welche in der Folge eine Pest der
„Gesellschaft sind, Verachtung und Abscheu bey allen Recht-
„schaffenen erzeugen, und am Ende zum eigenen Verderben
„gereichen. Wir sind die Väter dieser Jugend, so lange sie
„bey uns ist; wir wollen auch väterlich mit ihr umgehen;
„freundlich und vertraulich mit den gehorsamen und wohlgesit-
„teten; sanft und nachsehend mit den Leichtsinnigen und Un-
„achtsamen; gütig und verzeihend, so lange nur die Güte Bes-
„serung hoffen läßt: aber auch gleich weisen Vätern ernst und
„fest den zu strafen, welcher erst durch Strafen zu seiner Pflicht
„gezwungen seyn will. Dies ist unser Sinn, den wir hier
„feyerlich bekennen; in diesem Sinn wollen wir auch unbeweg-
„lich beharren: wie glücklich würden wir aber mit einander
„seyn, wenn Güte und Freundschaftlichkeit immer herrschen
„könnte, und des Strafens gar nicht gedacht würde; wenn
„es nichts weiter, als des Herlesens der Gesetze bedürfte, um
„alle so gut und verständig zu machen, als wir sie wünschen."

Der Gesetze sind in allen vier und sechzig. Sie sind in folgende Classen getheilet: I. **Von gottesdienstlichen Uebungen.** II. **Vom Gehorsam gegen die Vorgesetzten.** III. **Vom Verhalten gegen die Mitschüler.** IV. **Vom Fleiß und Aufmerksamkeit im Lernen.** V. **Vom sittlichen Verhalten** VI. **Von guter Ordnung und Schulpolizey.** VII. **Von den Strafen und Belohnungen.** Bey den Gesetzen, die gottesdienstlichen Uebungen betreffend, sind uns einige Bedenklichkeiten eingefallen. Das zweyte lautet so: **Wer die Morgen- und Abendbetstunden auf gleiche Art** (wie den Gottesdienst in der Kirche) **versäumet, dem entzieht sein Aufseher am nächsten Tage den Genuß der Ergötzungsstunden.** Freylich wenn ein **Resewitz** die ascetischen Stunden anordnet, wie er hier ja wohl thun kann und wird, wenn er die Dauer, die Bücher, die Art und Weise bestimmet; wenn die Abendbetstunden immer einige Beziehung auf den verflossenen Tag haben, und nicht eben unwiederruflich alle Abend gehalten werden, und nicht immer gleichlang sind, (vielleicht müßten sie nie eine ganze **Stunde** dauern, ob sie gleich **Betstunden** heißen,) und

immer Unterricht und Erbauung verbinden, und nicht an eine Schnur von bestimmten Gesängen und Gebeten gebunden sind, sondern bisweilen nur in einer lebhaften Erinnerung des zurückgelegten Tages bestehen, auf die der Lehrer, oder Katechet, oder wer er ist, die versammelte Jugend führet, in einer kurzen Betrachtung der Güte, Macht, Weisheit Gottes, in einem Spruch, Vers, oder Sentenz, die sich hierauf oder auf diesen oder jenen begangenen Fehler beziehen, und die er den Kindern mit zu Bette giebt, und Morgen von ihnen wieder fordert, wenn er dabey ein Mann ist, der in seinem äußerlichen und in dem Ton seiner Stimme nichts lächerliches hat, wenn er sich durch Anstand und Ernst Hochachtung und durch ungezwungene Freundlichkeit Liebe und Vertrauen, und durch alles dieses in den Andachtstunden, Stille und Aufmerksamkeit zu erwerben weis; so ist es höchst billig, nützlich und heilsam, daß jeder Zögling zu Kloster Berge diesen Stunden beywohne. Aber bey dem allen scheint es doch immer bedenklich, diejenigen zu strafen, die sie versäumen. Werden die Strafen und der Zwang nicht Heuchler erzeugen? Die Heucheley, diese Pest der menschlichen Gesellschaft, scheint schon in der frühen Jugend Wurzel zu schlagen. Es giebt schlaue Köpfe, die es bald lernen, sich ein wenig Gewalt anthun, und ernsthafte, das ist, unangenehme Beschäftigungen übernehmen, mit scheinbaren Vergnügen und Wohlgefallen übernehmen, um sich dadurch so in Credit bey den Aeltern und Lehrern zu setzen, daß diese voll Vertrauen auf ihre Gottesfurcht, auf ihr Thun und Lassen weniger achten, sie allein gehen lassen, sie wohl gar zu Aufsehern über die vermeynten schlechtern machen, die ihren sinnlichen Trieben keinen Zaum anlegen, und nicht anders scheinen, als sie sind. Die ascetischen Stunden gehoren zu den ernsthaften und folglich zu denen, welchen sich die Jugend so gern entzieht. Wie ist es zu machen, daß sie sie gern besuchet? Wie ist es zu verhüten, daß die, welche abgeneiget sind, nicht andern zum Schaden wegbleiben, oder sich selbst zum Schaden hineinkommen? Vielleicht so, daß man in Gegenwart der versammelten Jugend, diejenigen bemerket, die sich den Andachtsübungen entziehen, sie als unglückliche Leute beklaget, die ihres gütigen Gottes vergessen, und nicht wissen, was zu ihrem wahren Wohl dienet, die traurigen Folgen der Gottesvergessenheit vorstellet, den Nutzen der ascetischen Uebungen zeiget, und diese Betstunden als eine wahre Wohlthat für die Jugend oft anpreiset. Um diese Idee, daß sie Wohlthat sind, immer-

immermehr zu erwecken und zu unterhalten, könnte man vielleicht diejenigen, die sich der Ergötzungsstunde verlustig machen, auch von den Betstunden, wenigstens des Abends, ausschließen. So verhinderte man vielleicht den so schädlichen Gedanken, der, wie es scheint, sehr leicht in der Jugend entstehen konnte, daß sie sich durch die Last der Erbauungsstunden, das Vergnügen der Ergötzungsstunden erkaufen müßten. Was wir bisher gesaget haben, betrifft hauptsächlich die Abendbetstunden. Die des Morgens wegbleiben, kann man als Langschläfer und unordentliche Leute bestrafen, ohne sichs merken zu lassen, daß die versäumte Andachtsübung die Hauptsache war. Vielleicht gienge es auch bey den Abendstunden an, daß man die Trägen wegen unterbrochener Ordnung, und nicht wegen versäumten Gottesdienstes bestrafete, um, soviel möglich, alle Verwirrung der Begriffe, und besonders die irrige Vorstellung zu verhüten, als wenn Gott durch unsere Andacht etwas gewönne.

Aus dem dritten Gesetze sieht man, daß die Jugend zu Kloster Berge eben so wenig ihren besondern Gottesdienst hat, als anderswo, und dies scheint doch schlechterdings nöthig zu seyn, wenn wir ein vernünftiger Christenthum auf unsere Nachkommen bringen wollen, als wir von unsern Vorfahren größtentheils geerbet haben. So lange Kinder und Erwachsene vermischet in die Kirchen gehen, oder richtiger, so lange die Kinder gezwungen werden, an den gottesdienstlichen öffentlichen Versammlungen der Erwachsenen Theil zu nehmen, so lange wird auch die unselige, dem Christenthume so höchst schädliche Gewohnheit fortgepflanzet werden, daß man höret, was man nicht versteht, daß man von Jugend auf sein Ohr an heilige Töne gewohnt, und sein Gedächtniß mit geweiheten Formeln anfüllt, wobey der Verstand in ewiger Finsterniß bleibt, wenn gleich das Auge manchmal Thränen vergießt, oder das Ohr erschrickt, indem diese heiligdunkeln Wörter aus dem Munde eines weinerlichen oder donnernden Chrysostomus daher schallen. Wie seltsam! wie widersprechend! Man hält die Kinder, die, der Natur getreu, auf das nicht achten, was sie nicht verstehen, und was sie also eigentlich gar nichts angeht, mit Zwang und Strafen dazu an, daß sie aufmerksam, andächtig seyn sollen! Noch mehr, um den Widerspruch noch fühlbarer zu machen, presset man sie in großen Haufen, manchmal zu vierzigen, funfzigen zusammen, oft gar hinter die Kanzel, wo sie denn glauben müssen, daß sie um der Predigt willen, und der Prediger um ihrentwillen gar nicht da sind, und nun verlangt man von ih-

nen, was der Natur aller Kinder, die gesund und auf einem Haufen beysammen sind, schnurgerade entgegen ist, sie sollen stille seyn, nicht lachen, nicht spielen, u. s. w. Das heißt denn wohl gar, in der Sprache gewisser Leute, die Kinder zu Gott und ihrem Heylande führen, wenn man sie in die Kirche schicket, um da Lärm zu machen, wodurch sie die Andacht der Erwachsenen stören, wofür sie derb gezüchtiget werden, weil sie, wie es heißt, nicht Menschen, sondern Gott beleidiget haben, und wird es denn nicht viele unter diesen Gepeitschen geben, unter diesen Märtyrern einer verkehrten Kirchenordnung, die einen Widerwillen wider die Kirche, sammt dem, was darinnen geprediget wird, fassen, und vielleicht auf ihr ganzes Leben, zu ihrem und anderer Schaden behalten werden? Diese hätten vielleicht sehr gute Menschen werden können, denn die muthwilligen und eigensinnigen, und die tenaces propositi, sind nicht immer die schlechten, wie viele irrig glauben. Wenn sie gut gelenket werden, so wird ihr Feuer vieler Menschen Glück, und ihr Eigensinn vernünftige Standhaftigkeit. Geht man aber den gewöhnlichen verkehrten Weg mit ihnen, erzieht man sie, ohne alle Kenntniß dessen, was im Menschen ist, gerade ihren Anlagen entgegen, so werden sie nur gar zu oft die ärgsten Bösewichter.

Wir sagten vorhin, Kinder müßten nicht gezwungen werden, an den gottesdienstlichen Versammlungen der Erwachsenen Antheil zu nehmen, umgekehret aber, könnten viele Erwachsene den Gottesdienst der Kinder mit dem größten Nutzen besuchen, denn wie viele Erwachsene sind nicht Kinder am Verstande! Sie müßten nicht dazu gezwungen werden. Das wäre auch gar nicht nöthig, denn sie würden von selbst dahin gehen, wo es ihnen am verständlichsten gemachet würde. Es giebt nur wenige Menschen, die das Dunkle dem Hellen vorziehen, und diese sind wohl mehr unter einer gewissen Art von Gelehrten, als unter dem gemeinen Manne zu suchen, wenn dieser anders nur durch keinen schlechten Führer verwöhnet worden ist.

Noch ein Wort von dem fünften Gesetze. Es lautet so: **Wer das Gebet vor oder nach der Mahlzeit ohne Erlaubniß des Tischaufsehers versäumet, der soll zur Strafe eine Schüssel von der Mahlzeit entbehren, machet er eine Gewohnheit daraus, so soll er auf den Schluß der Konferenz seine Mahlzeit bey Wasser und Brod halten.** Sollte es nicht auch hier besser seyn, die Schüler lieber an die Glocke, als an das Gebet zu binden? Wer mit dem Schlage oder fünf Minuten nach dem Schlage nicht da

wäre,

wäre, oder erst käme, wenn sich alle schon gesetzet hätten, der entbehrete eine Schüssel, wenn er nicht hinlängliche Entschuldigung hatte, oder es würde auch lieber überall keine Entschuldigung angenommen, um der unseligen Arbeit überhoben zu seyn, die Hinlänglichkeit der Entschuldigungen zu prüfen. Denn fällt gar kein Haß aufs Gebet, und der Zweck wird doch erreichet, daß alle mitbeten. Die flüchtige Jugend wird oft in diese Strafe verfallen, da würde der Widerwille gegen das Gebet nur um so viel größer. Vielleicht sind diese und die vorhin geäußerten Bedenklichkeiten zu weit getrieben. Dem Recensenten scheinen sies nicht. Herr Resewitz wird es selbst am besten zu prüfen wissen. Ein Mann der selbst saget: (S. 164. der Erziehung des Bürgers) **Ich muß es gerade zu bekennen, es ist mir sehr bange dafür, wir möchten, wenn es so fortgeht, endlich gar keine Religion mehr in dem gesitteten Europa haben, wo man es sich nicht einen Ernst seyn läßt, der Jugend die Religion auf einer angelegentlichern Seite zu zeigen, als es nach der gangbaren Methode zu geschehen pfleget;** ein solcher Mann wird es uns nicht übel deuten, wenn wir unsere Meynung frey sagen, und aufrichtig bekennen, daß wir allen Zwang in Religionssachen, wohin uns auch die angeführten Gesetze zu gehören scheinen, als der Religion höchst nachtheilig ansehen.

Die Verfügungen zur Handhabung dieser Gesetze und zur Aufrechthaltung der dadurch zu bewirkenden guten Disciplin, von denen Herr R. die vornehmsten am Schlusse beyfüget, sind eben so vortreff lich und ihrem Zwecke entsprechend, als die Gesetze selbst. Möchten wir nun auch bald erfahren, und zwar durch Herrn R. selbst, wie Sprachen und Wissenschaften dort, nach den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeiten vertheilet, und getrieben werden, und zugleich mit diesen Gesetzen zur Erziehung des Menschen und des Gelehrten mitwirken. Ein großes Werk fürwahr! eine Schule, einen Pflanzgarten der Gelehrsamkeit zugleich, bey so viel tausend Hindernissen, bey Voraussetzungen, die vielleicht unmöglich sind, bey Hoffnungen, die vielleicht niemals oder doch noch so bald nicht erfüllet werden; bey dem Widerspruche der halben Welt, besonders derer, die sich klug zu seyn dünken, bey allem diesen eine Schule vernünftig einrichten, welch ein Werk! itzt Resewitzens Werk und Basedows, oder noch in langer Zeit Niemands!

Az.

## 13. Münzwissenschaft.

Ansehnlicher Vorrath von Thalern und Schaustücken des Landgräflich Hessischen Gesammthauses, nebst einer Aufzeichnung von hauptraren, theils noch nicht beschriebenen, schon wirklich besitzenden, oder annoch suchenden Cabinetsmünzen, 1776. gr. 8. 246. S.

Das Madai'sche Thalerkabinet hat eine ganz neue Art von Commerz und Liebhaberey erschaffen; die Concurrenz der Liebhaber ist so stark geworden, und verstärkt sich noch immer mehr, so daß man bald in die Zeiten der Kipper und Wipper verzaubert zu seyn glauben wird; denn eine Folge von Glocken- oder andern seltenen Thalern kömmt dem, der sie suchet, noch in unsern Tagen höher als sie ihn zu jenen grotesken Münzzeiten zu stehen gekommen seyn würden. Das machet allein das Vorurtheil der edeln Metalle, eiserne, kupferne oder auf Pergament gemalete alte Thaler würden kaum den zwanzigsten Theil desselben Werthes haben, ungeachtet das pretium affectionis zur metaphysisch und ohne Metallheit ist, denn ein Glockenthaler, der vielleicht um vier oder sechs Dukaten, als eine wichtige Acquisition, erwechselt wird, hat einen Metallwerth, höchstens von dem neunten Theile einer Mark Silber, die vier Dukaten kostet. Um dieses geringen Silberwerths willen läßt man sich gefallen, sechs, acht, zehnmal mehr davor zu bezahlen, wenn das Gepräge eine allgemein eingebildete, besonders aber historische Seltenheit ist, als wenn dasselbe Gepräge auf einem unedlen Metalle stände. Dieses Vorurtheil verblendet alle Menschen, daß sie geneigter sind, silberne, als gläserne oder irdene Gefäße sich anzuschaffen, ohne zu überlegen, daß an dem silbernen Gefäße, das funfzig Thaler gekostet hat, in Zeit von zehn Jahren die Hälfte des Werthes für die Façon verlohren gegangen, wofür zum wenigsten drey ähnliche, größere und zierlichere Gefäße von Glas oder Thon hätten angeschaffet werden können, wo indessen die übrige Hälfte des Werths für das Commerz todt war. Doch das sey nicht zum Nachtheil der Numismatik zu verstehen, sondern nur von der Uebertriebenheit der metallischen Affectionspretien. Das Studium selbst hat, als historische

Hülfs-

Hülfswissenschaft, sein eigenes Verdienst. Diese Sammlung hessischer Thaler ist folgendermaßen, mit Verweisungen auf Madai, klassificiret: 1) Landgräflich Hessische Thaler, vor der Theilung. Hessencassel. Hessenmarpurg. Hessendarmstadt. 2) Verzeichniß einiger sehr raren und schwer zusammen zu bringender Landgräflich Hessischer Schaumünzen neuerer Zeiten, und zwar von feinem Silber. 3) Aufzeichnung von verschiedenen hauptraren und zum Theil nicht beschriebenen Cabinetsthalern. 4) Bemerkung verschiedener noch abgehender Speciesthaler, welche man, jedoch als wahre und unverschliffene Originalien (die Verschleifung ist aber doch sonst ein adminikulirender Beweis für die Originalität, denn unächte Thaler sind gewiß nicht verschliffen,) um billigen Preis zu erkaufen suchet, von S. 233. bis 246. (diesen letzten Bogen sollte der H. V. von Rechts wegen auf seine Kosten haben drucken und den Käufern seines Buches gratis austheilen lassen; denn was kann ihnen daran gelegen seyn, daß gewisse Thaler in den Händen des Lukas und nicht des Markus sind)? Es sind übrigens verschiedene Abdrücke mitgetheilet, die der ungenannte Sammler dazu würdig befunden hat, nur deucht uns, der Künstler, Herr Friedrich zu Regensburg, habe noch nicht Verdienst genug, um seine Arbeiten sehen zu lassen, sie möchten ihm auch noch so schlecht bezahlet seyn. Wer kann ohne Widerwillen den Anblick der Figuren ertragen, welche die Kaiserliche Personen, vornehmlich aber den gottf. Landgraf Ludwig VIII. von Hessendarmstadt vorstellen sollen?

Gl.

---

## 14. Haushaltungswissenschaft.

**Johann Riem's — physikalisch-ökonomische Bienenbibliothek oder Sammlung auserlesener Abhandlungen von Bienenwahrnehmungen und ausführliche Urtheile über ältere und neuere Bienenbücher. Erste Lieferung. Breßlau, bey Gottlieb Löwe, 1776. 8. 128 S. nebst dem Bildnisse des Verfassers.**

Ein

Ein von den Kennern längst gewünschtes Werk kann dem Publikum nicht anders, als angenehm seyn, und wir kündigen es mit Vergnügen an.

Der Verf. wird uns in dieser Bienenbibliothek, — denn eine Bienenbibliothek dieser Art war wirklich noch nöthig — keine andere, als des Abdruckes würdige Abhandlungen liefern: und wir stimmen mit andern Kennern darinn überein, daß Hr. R. schon solche Kenntnisse an den Tag geleget habe, daß man glauben darf, er sey dem Fache völlig gewachsen.

Der V. macht uns in der Vorrede Hoffnung zu einer kurzen Anleitung in der Klotzbeuten und Waldbienenzucht, sobald er diesfalls noch einige Reisen wird gethan haben. Es ist dieses Unternehmen in der That einer Ermunterung werth, da wir bis heute noch keine wahre Verbesserung, besonders in der Waldbienenzucht besitzen.

Zuvörderst erscheint eine Abhandlung vom Hrn. Archidiakonus Steinmetz, von der nähern Aufklärung der sonderbaren Abstammung der verschiedenen Geschlechtsarten der Bienen — Anmerkung über die Entstehung der Faulbrut — und von dem Ursprunge eines gewissen widernatürlichen Insektes der Bienenläuse. So gründlich auch Hr. Steinmetz überhaupt geschrieben hat, so müssen wir doch auch sagen, daß noch nicht alle Sätze scharf genug erwiesen sind; daher wir auch in manchen von ihm abweichen. Er ist aber in der Abhandlung selbst so billig, sich nicht für infallibel zu halten, sondern erwartet von den Kennern, wenn sie bessere Gründe, als die seinigen, angeben können, daß sie zur Aufklärung dieses so dunkeln Reiches das ihrige, aber mit Freundschaft, beytragen. Selbst weicht Hr. Steinmetz oft von seines Freundes, seines Riem's Meynungen ab: und dieser will seinem Freunde nicht eher entgegen ziehen, als bis er eine Reihe Erfahrungen ihm entgegenstellen kann: und dies, müssen wir gestehen, erfodert Zeit. Da nun Hr. R. unübereilt zu Werke gehet, so hoffen wir was Gründliches mit der Zeit von ihm zu sehen, um endlich zur **möglichsten** Gewißheit dieser Verwirrungen zu gelangen. So tolerant sollten alle Streiter auf diesem Kampfplatze gedenken, wie diese beyde Krieger.

Die Wahrnehmungen von der Faulbrut und der Bienenläuse sind lesens- und prüfungswerth.

Den Schluß dieser Abhandlung machen einige gute Urtheile über Bienenschriften und Bemerkungen von der Bienenzucht aus. Die guten Exempel, so Hr. R. in unserer Nachbarschaft

barschaft aufgestellet und hier beschrieben hat, bestätigen wir vollkommen.

**

Grundsätze der Bienenzucht, besonders für die westphälische Gegenden, von C. A. Kortum, d. A. Dokter. Wesel und Leipzig, gedruckt und verlegt bey F. J. Röder, Joh. Sam. Heinsius, 1776. in 8. 438. Seiten.

Die Westphälischen Gegenden besitzen am Verfasser einen sehr geschickten Bienenmeister: Er schreibt praktisch, und von dieser Wirthschaft ganz gut. Obgleich hin und wieder unrichtige Sätze zu finden sind, so überwiegt doch das Gute das Unrichtige weit. Auszüge zu machen wären bloße Wiederholungen: Denn der Verf. schreibt nichts anders, als was seine Vorgänger geschrieben, und wovon wir schon oft genug geredet haben.

Obschon nichts neues darinnen vorkömmt, auch des Verf. Vorhaben nicht gewesen seyn mag, Neues, sondern mehr Geprüftes zu schreiben: so sind doch manche Bestätigungen bisher streitiger Fälle zu finden. Z. B. daß die Bienen das Wachs ausschwitzen: daß sie es nicht vom Blumenmehle, sondern vom Honige ausschwitzen u. s. w. worunter das letzte besonders lehrreich und schön abgefasset ist.

Da der ganze Tractat nichts von Magazinswartung lehret, so empfehlen wir dem Verf. diese Lücke künftig auszufüllen, und besonders mit halb Kästen und halb Körben sie seinen Landsleuten als eine geprüfte Wartung zu belehren; denn kann seine Schrift für die Westphälischen und benachbarten Gegenden mehr brauchbar werden.

Zs.

Zootomische und physikalische Entdeckungen von der innern Einrichtung der Bienen, besonders der Art ihrer Begattung, von J. F. E. Albrecht, d. A. W. Doktor. Gotha bey C. W. Ettinger, 1775. in 8. 48 Seiten.

Es

Es ist doch zum Erstaunen, was der Schwarm von Bienenbüchern, von Jahr zu Jahr vermehret wird, und immer wird einer andere Meynungen vortragen, um sich von seinen Vorgängern zu unterscheiden: wenn auch gleich weder seine, noch seiner Vorgänger Abweichungen bewiesen sind; wo will das endlich hinaus? der Verfasser hat sich, vermuthlich aus dieser Absicht, ziemlich kurz gefasset. Der Anlaß seiner Anfangsschrift ist folgender, so lauten seine eigenen Worte in der Vorrede: „Ich will die Veranlassung nicht übergehen. Die „1769. herausgekommene Disputation: De Apum Cultura „imprimis in Thuringia, von dem sel. Hrn. Prof. Baumern, „versprach schon eine Abhandlung von dieser Art, aus der ge„schickten Feder dieses mir ewig werthen sel. Hrn. Schwieger„vaters.“ Auf das Gericht eines **Baumers** zählen wie viele, und der Leser dieser Schrift vermuthlich auch. Inzwischen so ist doch auch manches darinnen, das Hr. A. vermeynet, weil er es nicht selbst gesehen. Warum pflichtet er denn aber der Begattung der Königinn mit den Drohnen schon bey, ohne daß er sie gesehen! Beyfall oder Widerspruch dieser Art gilt bey uns nicht: lieber würden wir von dem Punkte schweigen, den wir nicht aus Erfahrung berühren können. In verschiedenen richtigen Sachen hat uns der V. durch seinen Widerspruch viele Mühe gemachet, und veranlasset, daß wir seine Schrift nicht sobald beurtheilen konnten, als es uns aufgetragen war: denn manches schärfer prüfen zu können, ward der Sommer erfordert. So z. B. etliche Sätze 1) **daß die Bienen das Wachs nicht ausschwitzen**, nach S. 13. und dann S. 15. 2) **daß dieses ausgeschwitzte Wachs nicht vom Honig entstehe.** Wir wollen beydes nach unsern, noch in diesem Sommer häufig, und bey vielen Augenzeugen wiederholten Versuchen festsetzen. Der V. gesteht zwar, daß die Bienen Wachsscheibchen unter den Ringeln hätten, allein er giebt vor, die Bienen eines jungen Schwarmes verbergen es darunter, wenn er aus dem Mutterstocke auszöge. Noch mehr, er behauptet auch das sogar: **ein junger Schwarm flöge nicht eher aus, bis er alles mitgenommene Wachs verarbeitet habe.** Es ist die Frage: behauptet der V. dieses als ein **praktischer**, oder als ein **theoretischer** Bienenfreund? Es sey nun ein oder das andere, so denken wir ihn nicht besser zu überzeugen, als wenn wir ihm nach unsern heurigen Erfahrungen **die Grade** des Wachsausschwitzens, und **die Entstehung** der Wachsblättchen unter den Ringeln erläutern.

läutern. Diese Wachsblättchen werden nicht nur bey jungen Schwärmen, sondern auch bey alten Stöcken, und dieses den ganzen Sommer über, so lang der Honig im Ueberfluß eingetragen, und im Ueberfluß genossen wird, entdecket. Da man aber die Anfangsspuren, so wie selbst die vollkommen Blättchen, nicht bey allen Bienen jeden Stockes antrifft, so ist zu erörtern, welches sind die Bienen, wobey man 1) den Ursprung, 2) Fortgang, und 3) die wirklichen Wachsblättchen findet? In jedem Bienenstocke, muß ich voraussetzen, befinden sich drey Theile Bienen. Ein Theil, dessen Pflicht ist heute Honig, Blumenmehl, Vorwachs, und Wasser, oder salinische Feuchtigkeiten herbeyzutragen. Diese wollen wir, außer dem Stocke arbeitende Bienen benennen. Der andere Theil ruhet im Stocke von der Arbeit aus, die wir so eben benannten, und die es des Tages vorher zu besorgen hatten; sie sollen ruhende Bienen heißen. Der dritte Theil besteht aus den Bienen, die unter dem Klumpen der ruhenden Bienen, aus ihren Tages vorher während dem Ausruhen ausgeschwitzten Wachsblättchen die Zellen bauen, die Brut mit Futterbrey besorgen, und die Ritzen mit Vorwachse verkütten, u. w. d. mehr ist. Diesen Theil werden wir, arbeitende Bienen im Stocke betiteln. Bey der ersten Gattung Bienen, wird man während ihrem Arbeiten außer dem Stocke, den ganzen Vormittag keine Wachsblättchen antreffen; denn sie hatten solche gestern, als sie den dritten Theil Bienen vorstelleten, aufgefressen, im Munde erwärmet, und an die Zellen angesetzet. Gegen Mittag aber kann man den Ursprung des Wachses bereits durch ein Vergrößerungsglas wahrnehmen; und gegen Abend schon merklicher wie kleine Schuppen erkennen. Den andern Tag hingegen wird man sie ohne Vergrößerungsglas an dem ausruhenden Theile Bienen vollkommen bemerken, wie sie bey alten und jungen Stöcken täglich auf ihrem Bodenbrette gefunden werden, wenn man diese mit frischen Brettern verwechselt. Eines jeden Sache ist es zwar nicht, die Bienen des andern Theils so geschwind bekommen zu können: sobald wir aber das Geheimniß erklären, wird es ihnen so leicht wie uns seyn; da es uns unter zehn nicht fehlen soll, daß nicht jede Biene auf jeder Seite vier Wachsblättchen hätte. Die Wächter vor und unter dem Flugloche sind meist von dem ausruhenden Theile, und darunter vorzüglich die, welche mit dem Kopfe gegen das Flugloch, und mit dem Hintern auswärts zu

 stehen,

stehen, und mit den Flügeln ohne Aufhören die warme Luft aus dem Stocke pumpen. Der kostbare Schweiß dieser nützlichen Thierchen ist also unwidersprechlich die Materie, woraus das so unentbehrliche Produkt, das Wachs, entsteht; das uns für immer fehlen würde, wenn ihr Schweiß wie der Menschen und übrigen Thiere ihrer unnütz wäre; und dieses Wachs bekommen wir, da ihnen der große Werkmeister den Instinkt eingepräget hat, ihre Brut in Zellen zu erziehen, und ihren Schweiß zu diesen Zellenbau zu verwenden. Was für ein Wunder der Natur! hoffentlich wird endlich nun nach so strengen Versuchen, die selbst einen **Bonnet** genügen können, niemand mehr an der Wahrheit dieser Geschichte zweifeln; und wer dieses thut, der lese des Hrn. D. **Kortums** vortreffliche Grundsätze zur westphälischen Bienenzucht, S. 103. und das IX. Kapitel in Duchets Culture des Abeilles.

Somit wird auch zugleich durch diese beyden Verfasser, und nochmehr durch die Anmerkung im VII. Bande III. Stücke der **Berliner Beyträge zur Arzneywissenschaft und Haushaltungskunst** S. 249. der **weitere Einwurf** gehoben werden, als schwitzten die Bienen das Wachs **nicht von dem Honige**, sondern **von dem Blumenstaube**, den sie an den Füßen eintragen, aus. Wir haben dieselbigen Versuche wiederholet, und chymisch vorgenommen, aber im eingetragenen **Blumenstaube** nichts, destomehr aber im **Honige** von Primordialmaterie zum Wachse angetroffen. Die Stelle welche der Hr. Doctor S. 15. darwider erinnert, kann eben sowohl gegen, als für seinen Satz angewandt werden. Wir fürchten zu weitläuftig zu werden, wie wir es bereits werden müssen, sonst könnten wir überzeugende Versuche anfügen.

Daß endlich **die Bienen nicht eher ausflögen, bis alles mitgenommene Wachs verarbeitet sey**, streitet auch gegen unsere Erfahrung, doch trifft es bey einigen jungen Schwärmen zu, von deren Zufällen sich die Behaupter dieses Satzes haben verführen lassen. Dies ist so: bey zweyten und dritten, aber nur je zuweilen bey ersten, oder sogenannten **Vorschwärmen** werden zwo Königinnen seyn. Werden diese länger als die erste Nacht über vertheidiget, so bleibt der Schwarm in Unordnung, und wird nicht eher arbeiten, bis die Ordnung hergestellet ist; d. i., bis alle Königinnen, bis auf eine, umgebracht sind. Bey andern Schwärmen hingegen, die nur eine Königinn bey sich haben, wird sich die Ordnung gleich in der ersten Stunde finden, und die Innwohner werden

den fleißig eintragen; aber wirklich nichts um den Füßen, denn itzt brauchen sie noch kein Blumenmehl zur Brut, bis nach etlichen Tagen, da Eyer geleget worden; wiewohl auch dieses bey Nachschwärmen abweicht, dabey eine unbefruchtete Königinn bey ihnen ist, die vor dem fünften bis siebenten Tage keine Eyer legen kann; wie wir auch in dem heurigen Jahre sicher erfahren haben.

Was die **sonderbare Art der Begattung** anlanget, so sind dieses keine Wahrnehmungen des Verfassers, sondern eines von **Reaumür's** und **Riem's**: welche Begattung itzt ein neuerer, aber ungenannter Autor, von dessen **Sächsischen Anmerkungen** wir bald reden werden, umständlich gesehen und beschrieben hat; wenigstens versichert uns Hr. A. mit keinem Worte, daß es seine eigene Beobachtung sey, was er von diesem Umstande saget.

Noch einen Satz dürfen wir seiner Wichtigkeit wegen nicht übergehen, weil es noch immer Zweifler giebt, ob **legten die gemeinen Bienen keine Drohneneyer?** So saget der V. von dieser ausgemachten Wahrheit S. 47. „Wenn „die rechte Königinn gekommen ist, so wird eine gemeine Ar„beitsbiene von den übrigen angetrieben, dieses Werk zu ver„richten; nicht um darinnen zu bleiben, sondern um nur Ey„er zu legen, aus welchen sie einen neuen Weisel erbrüten „könnten; denn sie wissen nicht, daß diese Hoffnung verge„bens ist. Eine solche Biene nun wird **befruchtet, empfängt und leget Eyer.**“ — Warum diese befruchtete Biene nur Eyer zu Thränen legen kann, davon handelt der V. ausführlich, daher es der Bienenfreund selbst lesen muß. Aus seinen Resultaten folget, daß auch die **Königinn Drohneneyer** lege: und daß jede unvollkommene **Drohnenmutter** aus einem **Königlichen Ey** erbrütet worden, die aber zu einer gemeinen Arbeitsbiene werden mußte, weil sie nicht die jenem Eye zukommende königliche Zelle, die es haben muß, in sofern eine vollkommene Bienenmutter daraus werden soll, erhalten hat; folglich seine höhern im Ey befindlichen Theile nicht gehörig entwickelt werden konnten; und doch nennet man sie noch immer Arbeitsbieneneyer, obgleich umgewandt der bessere und rechte Namen erkläret wäre.

Zs.

Ausführliche Erläuterung einer Bienenhyäne im Oberreinischen Kreyse. 1776. 8. 24 S.

Ein sonderbarer Namen, den ein Recensent in der Erfurter gel. Zeitung seiner Recension ertheilet hat, die hierinnen von einigen Bienenmeistern erläutert und widerleget wird. Gewiß es schaudert uns, wenn wir neue oder streitige Erfahrungen lesen, und beurtheilen sollen: allemal suchen wir dergleichen Arbeit aufzuschieben, bis wir durch die Versuche in Stand gesetzt werden, sicher urtheilen zu können. Denn in der That, das Bienenfach ist und wird noch mehr ein kritisches Fach, und wer keine hinlängliche Erfahrung hat, noch täglich dergleichen über neue herausgekommene Schriften anstellen kann, der lasse eine Schrift lieber unbeurtheilet; sonst kömmt er nicht ungerupft davon. Man sieht es dieser Erläuterung an, daß Meister daran gearbeitet haben. Aber warum hat Recensent denn auch gesagt, daß die Bienen im Winter auf einem Plätzchen im Schnee Feuchtigkeit auflecktem? Warum verunstaltet er Wahrheiten mit dem Unnamen eines plumpen Machtspruches? Warum behauptet er Dinge, die von ältern Bienenmeistern andern nachgeschrieben worden, und dies um eine Zeit, da jene selbst schweigen, und gestehen, daß die jüngern mehr als ihre Meister gethan haben!

Zs.

---

## 15. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

A. Andersons historische und chronologische Geschichte des Handels von den ältesten bis auf itzige Zeiten. Aus dem Englischen übersetzt. Riga, verlegts Joh. Friedr. Hartknoch. 1773. Erster Th. 635 Seiten, ohne 2 Bogen Vorrede und dem Register. Zweyter Th. 573 Seiten, ohne Reg. 1775. Dritter Th. 604 Seiten und 1 Blatt Register, gr. 8.

Das

Das Original, das vor einigen Jahren in zwey Foliobänden erschien, verdiente allerdings diese Uebersetzung in einem bequemern Format von 6 Octavbänden, davon bis itzt die 3 ersten erschienen sind: es ist ein mühsam zusammengetragenes Werk, nicht sowohl, wie der Titel sagt, des Handels überhaupt, als vielmehr des brittischen insbesondere; doch wird man fast alles, das zum Allgemeinen gehöret, hier suchen können und finden. — Denn wenn es gleich die Politiker erst, seit 150 Jahren etwa, eingesehen haben, welch einen Zusammenhang von Ursachen, Wirkungen und Folgen alles das habe, was zum Handel gehört; so war dieser Nexus doch immer da, und wirkte im Verborgenen und still — wenn sie es gleich vor dem Blinken der Schwerdter und dem Nebel des Geschützes, nicht alle sahen: denn wie so ganz anders war damals der Geist der Reichsverwaltung und Staatsklugheit! — Es ist dem Geschichtforscher ein brauchbares, aber noch erst von Schlacken, Unnöthigem und Ungleichheiten zu säuberndes Material; dem Kaufmann, der sein Gewerbe kennen lernen, und es nicht als ein Handwerk, sondern als Geschäffte, treiben will, das ihn zur Stütze ganzer Reiche macht, nützlich; dem Minister zu empfehlen, damit er sich Beyspiele von schädlichen Folgen, durch Eigennutz veranlaßter, und nur auf kurze Zeit, — aber wie? — bereichernder Verordnungen und von den milden Einflüssen sammle, die weise beförderter Handel, unterstützte Manufacturen, und alle Operationen *à la Colbert* gewähren.

Bey den wenigen und größtentheils schlechten Vorgängern, die Hr. Anderson hatte, wenn man diejenigen, die über die Geschichte des Handels geschrieben haben, mit ihm vergleichen kann, verdient er billige Nachsicht wegen Lücken einiger Unrichtigkeiten und Wiederholungen, dergleichen I. Th. S. 540. S. 567. u. f. S. 626. II. Th. S. 44. S. 77. S. 462. u. f. vorkommen, wo des Ursprungs des hanseatischen Bundes, der Bedeutung des Namens, und der Eintheilung in 4 Classen zu so öftern malen gedacht wird, ohne doch am Ende zu entscheiden, in welchem Jahre er seinen Anfang genommen hat. So ist I. Th. S. 443. die Anekdote, **Boleslaw**, König in Pohlen, habe 1021. Rußland zinsbar gemacht, höchst unrichtig. S. 556. wird Riga 1198. erbauet, und S. 631, im Jahre 1200 befestiget, gebauet und befestiget ward es im letzten Jahre; ein offener Ort würde nicht sicher gewesen seyn.

— H.

— H. Anderson folgert, I. Th. S. 595. sehr unrichtig aus einem vom Lambec (in Origg. Hamburg. Lib. 1.) angeführten Privilegio Kaisers Friedrichs I. im Jahre 1189, für die Stadt Hamburg, das hohe Alterthum der Wechselbriefe, und schließt daraus auf den beträchtlichen Handel dieser Stadt in jenen Zeiten: und doch scheint er II. Th. S. 55. die Meynung derer anzunehmen, die den, von den Guelphen aus Italien vertriebenen Gibellinen, ums Jahr 1230, die Erfindung des Wechselhandels mit Wechselbriefen zu schreiben, — „und zwar wegen des Schadens und der Kosten, die sie erlitten hatten, und wegen der Zinsen des Geldes von ihren „protestirenden Wechselscheinen, die ihnen für die Habseligkeiten, die sie zurücklassen musten, ausgestellt waren."

Hier sind einige Gedanken über den Ursprung der Wechselbriefe! ich denke diese Materie verdient hier Platz. — Was zuerst das vom Lambec angeführte Privilegium für Hamburg betrifft, so ist darinn gar nicht von Wechselbriefen die Rede. Die Stelle heißt so: argentum in ipsa ciuitate si quis cambire voluerit, in quocunque loco fuerit opportunum, cambiat, nisi fuerit ante domum monetae. Wenn man nun den Ausdruck argentum cambire bedenkt, und wenn man aus Lehmann's speyersch. Chron. 4 B. 14 Cap. weis, was Münzbürger waren, so sieht man gleich, daß eigentlicher Wechselhandel hier nicht gemeynet seyn könne. Münzbürger waren Nachkommen des, vom K. Heinrich Auceps in die neuangelegten Städte versetzten Landadels, die, um den Vorwürfen ihrer thurnier- und stiftsfähigen Stamm- und Namensvettern zu entgehen, ihrer bisher geführten Handlung entsagten, und nur das Vorrecht beybehielten, Geld umzuwechseln, wie denn auch die öffentliche Münze in ihren Händen war. Hamburg war nun wohl nicht mit Landadel bevölkert, allein vielleicht hatten sich, um dem Adel zu gleichen, die reichsten Bürger der Geldwechseley angemaßet, oder vielleicht eignete sich die öffentliche Münze dies Vorrecht allein zu, welches wahrscheinlich wird, wenn man die Clauseln, nisi fuerit ante domum monetae — bedenkt, und aus Lehmannen weis, daß z. B. die speyerischen Münzbürger gerade vor dem Münzhofe, und an keinem anderm Orte, die Geldwechseley treiben mußten. Nun ward es klagbar — und der Kaiser entschied, ohne daß seine Seele etwas von Wechselbriefen wußte — Wenn man den wesentlichen Unterschied zwischen Wechsel und Assignationen hintansetzte, der darinne liegt, daß durch das Wort — „Wechsel„ — die Zahlung sogleich

gleich mit executivischer Gewalt, nach Ablauf der Verfalltage vom Acceptanten erpresset wird, welches bey einer bloßen Assignation nicht geschieht, und daß den Remittenten, bey verweigerter Acceptation, oder bey Bezahlung seines erkauften Wechsels, unmittelbar die Action gegen den Trassenten zukommt, der die Valuta des Wechsels nicht als ein Commodatum, sondern als ein Depositum, anzusehen hat — (ich rede hier nicht von den eigenen oder sogenannten trockenen Wechseln, sondern von solchen, wie sie unter den Negotianten Gebrauchs sind) — Wenn man, sage ich, diesen Unterschied hintansetzet, und also jedesmal jede Anweisung für einen Wechsel ansehen will, so ist das Wechselgeschäffte sehr alt, so haben es schon Phönizier und alle Handelsleute des Mittelalters gekannt. Denn da sie mehrere Schwierigkeiten, als wir, bey Uebersendung des baaren Geldes, antreffen mußten — weil keine Posten, die Landstraßen unsicherer, die Seefahrten gefährlicher waren — so ergriffen sie gerne jedes andere Mittel, ihre Forderungen einzucassiren, ihre Schulden zu tilgen, oder neue Waaren einzukaufen, ohne das Geld den Gefahren bloß zu stellen. Das geschah durch Freunde, die in solche Gegenden reiseten, und Anweisungen mitnahmen, durch Factore, die, vermittelst der Anweisungen ihrer Principale, zur Hebung oder Auszahlung bevollmächtiget wurden; oder durch Compensationen ihrer, in einer Gegend ausstehenden, Passiv- und Activschulden. Aus dergleichen Anweisungen entstanden nun wohl mit der Zeit Wechsel; aber ob Gibellinen, oder, wie Herr von **Montesquieu** saget, Juden die Erfinder waren? ich glaube nicht! — Die aus Frankreich verbanneten Juden mögen wohl einen Theil ihres Vermögens in Geld verwandelt haben; mögen es bey einem ehrlichen Christen in Verwahrung gegeben haben; mögen sich von diesen oder ihren Käufern, um nicht auf der Gränze vom neuem beraubet zu werden, auf geldreiche Leute in Italien haben Anweisungen geben lassen; allein das waren keine Wechsel, die, wenn der Acceptant in Italien die Anweisung nicht honorirte, dem Juden die Action gegen den Trassenten in Frankreich, als eine unmittelbare Folge des Wechselgeschäfftes, davon die Action gegen den Acceptanten nur die mittelbare ist, ertheilten. Eben das gilt von den Gibellinen, die ihr Vaterland ausspye, und denen doch **Anderson** am angeführten Orte ein Verfahren zuschreibt, das dem Recambio gleich und eine Folge des, nach dem Proteste ungültig gewordenen, Wechsels ist. Waren denn alle Anweisungen, die die Gibellinen aus Italien mit sich nahmen, ungültig? und, wenn sie es

waren, was half ihnen der Rückwechsel in ihrem Vaterlande? und wie gelangten sie zu ihrem Rechte? — Ohne Zweifel ist wohl Italien das Land, das die Wechsel erfand; aber nicht, weil es Gibellinen verjagete, oder Juden aufnahm, sondern weil es einen ausgebreiteten Handel führte. Auch findet man in Baldi Consil. 348. einen förmlichen Wechsel aus dem XIV. Jahrh. der schon in den kürzesten Ausdrücken verfasset war, und ein **Borromeo de Borromeis** an einen **Alexander Borromeo** ausstellete. Pagate per questa prima lettera a Luca de Goro libre 45. sono per la voluta qui de massio, e ponete al mio conto. — England nahm diese Einrichtung unter allen europäischen Staaten zuerst an, nicht weil es einen weitläuftigen Handel hatte, sondern weil man dem Pabste den St. Peterspfennig in Papieren übermachen und baares Geld oder Billon dadurch im Lande behalten zu können, sich fälschlich einbildete, wie sich noch itzt mancher Staat schmeichelt, er könne seine nachtheilige Handlungsbilanz mit Papier saldiren; daher die von **And** II. Th. S. 247. S. 505. S. 537. III. Th. S. 36. S. 49. S. 66. und S. 458. angeführten, Befehle der Könige Englands, durch Wechselbriefe, (per viam cambii) aber nicht in Geld oder Billon die Fremden zu bezahlen, oder dem Pabste die ihm zukommenden Summen zu remittiren. — Die Deutschen lerneten vielleicht, (doch beweisen kann ichs nicht) zugleich mit den Engländern die Wechsel kennen: man erinnere sich nur des blühenden Handels der Zeiten zwischen Italien und Augsburg und Nürnberg! — In Frankreich scheint bis ins XVI. Jahrh. das Wechselgeschäfft bloß den Lyonnern bekannt gewesen zu seyn. Seit dem vorigen Jahrhunderte, und da die Zinsen fast in allen europäischen Ländern heruntergesetzet wurden, bekam das Wechselgeschäfft erst Leben, Ordnung und nach und nach die itzige Gestalt.

Die chronologische Methode, deren sich der Verfasser bedienet, machet die Lectüre des Werks freylich unbequem, doch ihm muß sie die Bearbeitung seiner gesammleten Materialien sehr erleichtert haben. Ein philosophischer Kopf, bekannt mit dem Systeme des Handels, und **Andersons** Werk vor sich habend — würde uns itzt ein schönes Gemälde der Handlung darstellen können. Die Einleitung, die 150 Seiten des ersten Theils einnimmt, enthält eine gedrängte und lesenswerthe Vorstellung des Ursprungs und Fortgangs des Handels, seines neuern Zustandes und besonders in Großbrittannien — der Wichtigkeit der englischen Colonien und Manufacturen — und der

Abände-

Abänderung im Werthe, Gewichte und Fuße der Münzen: endlich eine Untersuchung über den Umfang der Kenntnisse der Alten in der Erdbeschreibung und Seefarth, ihres Handels und ihrer Schiffarth — die nicht Jedem ein völliges Genüge thun wird.

Vz.

---

## 15. Vermischte Nachrichten.

de la Chapelle gründliche und vollständige Anweisung, wie man das von ihm neu erfundene Schwimmkleid oder den sogenannten Scaphander, nach untrüglichen Grundsätzen verfertigen und gebrauchen soll, und vermittelst desselben in allen Orten von Gewässern, nicht nur gänzlich sicher vor dem Ertrinken zu seyn, sondern um sich auch willkührlich, von einem Orte nach dem andern im Wasser fortbewegen zu können, ohne das Schwimmen je erlernet zu haben. Von der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Paris untersuchet, und mit derselben Genehmhaltung öffentlich bekannt gemachet. In einer freyen Uebersetzung aus dem Französischen durch 4 Kupferbl. erläutert. 1776. 8. Dresden und Warschau bey Gröll 300. Seiten.

Der Uebersetzer ist der Meynung, daß der Titel statt einer Anzeige des Inhalts dienen, und daher gerade so lang seyn soll, als es diese Absicht erfordert. Diesem zufolge hätte hinter dem Worte *Scaphander*, noch stehen können: oder **das mit Kork besetzte Säckchen.** Denn darinne besteht eigentlich der ganze Einfall, (den in Deutschland Bachstrom bereits 1741. gehabt und bekannt gemachet hat,) daß da der Kork ungefähr viermal leichter als Wasser ist, und im Wasser wenig oder gar nicht schwerer wird, derselbe ganz füglich ge-

brauchet werden könne, sich über dem Wasser zu halten. Der Verfasser rechnet auf sechs Pfund Kork. Der vor einigen Jahren aus den öffentlichen Zeitungen bekannte Abt **Moccia** bedurfe gar keines. Andere, die ein gediegeners Fleisch und Knochen haben, werden mehr als sechs Pfund nöthig haben; daher räth auch das Akademische Gutachten an, daß wer Lust habe, sich eine solche Rüstung oder wie **Bachstrom** es nennet, einen solchen **Küraß** anzuschaffen, vorerst durch Versuche bestimmen müsse, mit wieviel Kork er sein Wammes besetzen lassen müsse. Auch wird man noch die Wahl behalten, ob statt des Wammes ein aus Kork gemachter Gürtel nicht eben so gut ist. Denn auch an dem Gürtel kann ein Sitzriemen angehängt werden, wenn man im Wasser lieber halb sitzend als hängend schweben will. Das Fortschreiten im Wasser ist langsam. Der Erfinder legete in einer Secunde nur acht Zoll Weges zurück. Daß er diese Langsamkeit dem Widerstande des Wassers zuschreibt, welcher achthundertmal größer, als der von der Luft ist, darinne hat er die Wahrheit nicht sehr getroffen. Denn eben dieser Widerstand muß eigentlich zur Beschleunigung des Fortschreitens gebrauchet werden. Nur muß man dabey auf ziemlich breite Ruder schaufeln, und auf die Nachahmung von Floßfedern bedacht seyn. Hierinne bleibt der Verfasser zurück. Es ist indessen ein sehr wesentliches Stück. Denn wenn man einmal vor dem Untersinken sicher ist, so ist der nächste Wunsch, daß man sobald möglich das Ufer oder ein Boot oder ein nicht verunglücktes Schiff erreiche. War es wohl nöthig mit einer so unvollkommenen Sache 300. Seiten anzufüllen?

Fm.

## Antiquitäten zweeter Theil. Im Jahr 1775. 268 S. 8.

## Novitäten dem Herrn Verf. der Antiquitäten demüthigst zugeeignet. Breßlau 1775. 88 S. 8.

Das heißt doch recht: idea parit ideam. Hätte Hr. von Moser nicht vor einigen Jahren den Einfall gehabt, Reliquien zu schreiben, so hätte vermuthlich kein Scribent daran gedacht, Antiquitäten auszubrüten. Diese hätten keine Novitäten erzeuget, und so nach wäre diese ganze Generation in potentia

potentia proxima geblieben. Das wäre nun wohl eben kein Verlust gewesen; sie sind aber einmal da, die Reliquien und Antiquitäten sind bereits in dieser Bibliothek angezeiget und beurtheilet; es ist also billig, daß wir auch sagen, was an diesen beyden letztern Schriften ist. Der zweete Theil der Antiquitäten ist keine Fortsetzung, sondern eine Widerlegung derselben. Der V. tummelt sich hier mit dem Antiquitätenhändler wacker herum, und verschreyt seine Waare so sehr er nur kann, verfolget ihn Schritt vor Schritt, von der Vorrede an bis auf den letztern Artikel des Buchs; auch alle Striche zählet er ihm nach und schreibt zuweilen dafür wie S. 129. in den Text, was jener in petto behalten will, um noch mehr widerlegen zu können, als im Buche steht, dabey eifert er sich wie ein Controversprediger über die Ketzer. Viel Kunst und Mühe mag es dem V. wohl nicht gekostet haben, diese Widerlegung zu Stande zu bringen, denn ein Schwätzer, der alles so seichte schief und verkehret vorbringt, wie der Antiquitätenschreiber, ist leicht zu widerlegen; aber lohnet es wohl der Mühe, über ein schlechtes Buch, wieder ein Buch zu schreiben? Für wen soll es? Der Antiquarius wird dadurch gewiß nicht belehret oder gebessert, das ist ein alter verstockter Sünder, und jedem gescheiten Menschen, dem die Antiquitäten zu Gesichte kommen, fällt das von selbst ein, was der Gegner hier ausgekramet hat; nur wird nicht leicht jemand so weitschweifig darüber philosophiren wie er. Ueber Kleinigkeiten machet er zuweilen ein gar zu großes Geschrey, so kann er es zum B. dem V. der Antiquitäten nicht vergessen, daß dieser unter dem Artikel Moden sich über die Husarenmontur lustig machet, und meynet, eine Pelzjacke mitten im Sommer sey lächerlich. Da ist es nun nicht genug, daß er ihn eines groben Irrthums überführet und beweißt, daß kein Husar im Sommer den Pelz trage: sondern die Jacke muß bey aller Gelegenheit wieder herhalten, und der arme Antiquarius bekommt darüber so viel Stoße und Tritte von seinem Gegner, daß es ein Jammer ist.

Die **Novitäten** haben mit den Antiquitäten nichts gemein, als die Veranlassung. Der V. der erstern läßt den V. der letzten im ruhigen Besitz aller seiner paradoxen Meynungen, ohne ihn darinne zu stöhren oder sich weiter darum zu bekümmern. Nur in der Zueignung giebt er ihm überhaupt seine Meynung zu verstehen. Der V. der Antiquit. meynet, er komme ihm vor wie der Großvater seines Freundes Spalatin

tin, der habe seine Zeit auf einem Polsterstuhle in einer Hinterstube zugebracht, sey niemals ans Tageslicht gekommen, und da hätte der Brummbär seine Invectiven über sein ganzes Zeitalter ausgeschüttet. Er, der V. der Novitäten habe sein Buch auch in der Hinterstube geschrieben, aber er habe es in der Vorderstube wieder durchgelesen, wo er mehr Licht gehabt, und mehr von der Welt gehöret und gesehen habe. Er schränket sich überhaupt nur auf acht Artikel ein, die folgende Ueberschriften haben: 1) Aberglaube, Unglaube; 2) Toleranz; 3) Intoleranz; 4) Orthodoxie, Heterodoxie; 5) Journalisten; 6) Buchhandel; 7) Ehestand; 8) Staatsregierung. Was er unter diesen Rubriken saget, ist freylich viel behäglicher, als was sein Vorgänger daher schwatzet, aber im Grunde ist es auch nichts mehr, als was schon über diese Gegenstände oftmals ist gesaget worden. Nichts neues, nichts frappantes, nichts vom philosophischen Geiste, was der Leser über diese Artikel erwarten könnte. Etwas gutartige Schwatzhaftigkeit, zuweilen in einem empfindsamen Tone, ist das ganze Talent des Verfassers.

Der Kranke, oder die Geschichte einer guten Familie. Nürnberg, bey Bauer 1775. Erstes und zweytes Bändchen zusammen 416 Seiten, 8.

Ist ein Wochenblatt und in Nürnberg bogenweise ausgegeben worden. Ein gutherziger empfindsamer Kranker und ein ehrlicher Junge Matthäus, den der Alte groß erzogen hat, führen darinne das Wort, und schwatzen größtentheils von sich selbst und ihren häuslichen Vorfällen; zuweilen auch ventiliren sie allgemeine Materien, wie sie ihnen eben vorkommen, auf eine ganz unterhaltende und den angenommenen Charakteren angemessene Art. Aber die poetischen Aufsätze, die jedem Bogen beygefüget sind, rauben dem Büchlein die gute Mine, die es außerdem machet: denn die gehören fast alle unter den poetischen Miswachs.

Hr.

Dissertationes de Censura librorum et Propositionum in negotiis religionis, quas elaborauit Bern-

Bernhardus *Fritsetz*, a St. Catharina senensi Clericus regularis scholarum piarum SS. Theologiae et S. S. Canonum Professor emeritus Collegii Albo - aquensis Rector. Wratislauiae 1775. apud Ioannem Fridericum Kornium. 4. 323 Seiten.

Nicht eine philosophische und freymüthige Untersuchung über die Büchercensur überhaupt und die theologische insonderheit, nicht eine unpartheyische Abwägung der Gründe für und wider die eingeschränkte Druckfreyheit oder der Vortheile und Nachtheile der Censur muß man hier erwarten. Der V. dieser Dissertationen ist ein Mönch, der selbst unter der Aufsicht und Genehmigung theologischer Censoren mit dem Zweck schreibt, die strenge Censur, so wie sie in seiner Kirche eingeführt ist, und ausgeübt wird, um jede Abweichung vom herrschenden Lehrbegriff, und jeder Neuerung Einhalt zu thun, nach ihrer Beschaffenheit, Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit vorzustellen. Er bestimmt sein Werk zuförderst angehenden Gottesgelehrten, um ihnen dasjenige beyzubringen, was sie von der Censur wissen müssen, um sich dem Ansehen und Aussprüchen derselben zu unterwersen, und dereinst vielleicht selbst billige Richter in Religionssachen abgeben zu können. Er hat daher alles, zu seiner Materie gehörige aus den bewährtesten Schriftstellern der römischen Kirche gesammlet und hier in drey Abhandlungen vorgetragen. In der erstern wird das hohe Alterthum dieser Einrichtung gezeiget, und überhaupt die Geschichte der Büchercensur erzählt. Hieranf bemühet sich der Verf. aus den Grundsätzen seiner Kirche den Nutzen, die Unentbehrlichkeit und Rechtmäßigkeit der Censuren darzuthun. In der zwoten Abhandlung zeigt er, wem diese Censur zustehe, nämlich den Universitäten, den Bischöffen, dem römischen Pabst und den heiligen Congregationen, und berührt zugleich die Einschränkungen und Bedingungen, unter welchen jeden derselben dieses Recht zukomme. Auch untersucht er, ob und in wiefern die weltliche Obrigkeit zur Censur befugt sey, und behauptet, weil nach den allgemein angenommenen Grundsätzen der katholischen Kirche kein Fürst ein eigentliches und wahres Recht über Religionssachen haben könne, daß auch die weltliche Obrigkeit nicht berechtigt sey über Glaubenslehren zu erkennen, sondern alle darüber entstehende Zweifel und Streitigkeiten allein der unfehlbaren

fehlbaren Kirche zur Entscheidung überlassen, und sich mit dem Rechte als Beschützer der Kirche, deren Aussprüche zu vollziehen, begnügen müsse. In der dritten Abhandlung wird endlich von dem Gegenstande, der Art und Weise und den Graden der Censur gehandelt. Der Verf. rühmt von sich, daß er eine kützliche und gefährliche Materie mit Mäßigung, mit Vorsicht und ohne den Rechten der weltlichen Obrigkeit zu nahe zu treten, abgehandelt, und immer das Ansehen der berühmtesten Lehrer, insonderheit die neuesten Verordnungen des Pabstes Benedikt des XIV. für sich anzuführen habe.

Bs.

## Von einer Reformation in Italien. — Nach der neuesten Ausgabe aus dem Italiänischen übersetzt, 1775. 352 Seiten, 8.

Von dem Werthe und Geist dieses Buchs hat vor einigen Jahren ein anderer Mitarbeiter an dieser Bibliothek ausführlich gehandelt. Hier wird es dem deutschen Publikum vorgelegt; wenn ich von diesem einen wahren Begriff habe, so glaube ich, desselben Urtheil voraussagen zu können: Die besten Absichten, viele gesunde Gedanken, viele löbliche Wärme; aber bisweilen eine Sprache, würdiger des Controversisten oder Schwärmers, als des menschenfreundlichen, untersuchenden Philosophen. — Dieser Ton ist nicht der Ton der Beobachtung noch der Wahrheit, sondern der Ton der Leidenschaft.

Quid verum *atque decens* curo et rogito atque omnis in hoc sum.

Rz.

## Die Briefe des Junius, nach der zwoten ächten und vermehrten Ausgabe, aus dem Englischen übersetzt. Mietau und Leipzig, bey Jacob Friedr. Hinz. 1776. 8.

In England müssen diese Briefe ungemeine Aufmerksamkeit erregt haben. Die Dreistigkeit, die Beredsamkeit, die

die Stärke, womit sie geschrieben sind, und insonderheit ihre Beziehung auf interessante Begebenheiten, bekannte und wichtige Personen und Charaktere geben ihnen etwas ungewöhnlich Anziehendes. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie, außer ihrer Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern zwo Auflagen erlebt haben. Ob sie das Unterhaltende auch in Deutschland haben können, das ist eine Frage, die sich wohl vielmehr verneinen läßt. Der deutsche Leser will und kann sich wohl so tief auf die Streitigkeiten der englischen Staatspartheyen schwerlich einlassen. Wenn ihm die Entfernung von dem Orte des Getümmels mehr Unpartheylichkeit und kaltes Blut läßt, so beraubt sie ihm doch auch die Bekanntschaft mit Sachen und Personen, ohne welche ihm diese Briefe weder anziehend noch verständlich sind. Wir haben dieses bey der Lesung derselben recht lebhaft gefühlt. Wenn man, mit aller Mühe und gutem Willen, indem man ein großes Buch durchließt, in gar nichts ein sicheres Urtheil fällen kann, sondern immer sagen muß: das ist zwar beredt, ists aber auch wahr? das ist beissend, ists aber aber auch nicht ungerecht? das ist stark, ists aber nicht übertrieben? so wird man des Lesens bald müde. Hiezu kömmt, daß diese 38 Briefe bereits im Jahre 1769. 1770. geschrieben sind, und also in einem Zeitpunkte, der dem deutschen Leser nicht mehr im frischen Andenken ist, und bereits einem andern interessantern Platz gemacht hat. Wir wollen eine Stelle hersetzen, woran unsere Leser den Versuch machen mögen, ob er auf sie die Wirkung machen werde, den der V. davon erwartet, da sie die Personen schwerlich so genau kennen, als sie in Großbritanien bekannt sind. Der V. redet den König also an: (S. 212.) „Da Sie ein **junger** „Herr sind, der ein Recht hat, eine glückliche Aussicht auf sein Leben „zu fordern — da Sie **Ehemann**, — da Sie **Vater** sind, und „Ihre Pflichten als **Sohn** aufs heiligste erfüllet haben, geschieht „es denn bona fide, um Ihres Vortheils und Ihrer Ehre „willen, daß Sie Ihre häusliche Ruhe aufopfern, und in ei„ner beständigen Streitigkeit mit Ihrem Volke leben, um ei„nen Haufen solcher Geschöpfe zu erhalten, als North, Bar„rington, Weymouth, Gower, Eltis, Onslow, Rigby, „Jarry Dyson und Sandwich sind? Ihre Namen selbst „sind schon eine Satyre auf eine jede Regierung, und ich fo„dere den ernsthaftesten von Ihren Hofpredigern auf, dieses „Verzeichniß ohne Lachen zu lesen.“ Um mit lachen zu können, hätte uns der Uebersetzer mit einer sehr umständlichen

Geschichte der damaligen Zeit zu Hülfe kommen müssen. Sonst konnten wir uns immer mit dem begnügen, was die damaligen Zeitungen des festen Landes uns von diesen jetzt noch weniger verständlichen Briefen mitzutheilen für thunlich hielten.

Am.

Versuche über die Geschichte des Menschen, von Heinrich Home. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Theil. Leipzig, bey Johann Friedrich Junius. 1774. 711 Seiten in gr. 8.

Zweyter Theil, eben daselbst 1774. 363 Seiten, in gr. 8.

Herr Home theilet sein Werk in die Geschichte des Menschen, und die Geschichte der Wissenschaften; und trägt jene in dem **ersten**, diese aber in dem **zweyten** Bande desselben vor. Man kann freylich diese Eintheilung machen, sich aber auch eben so leicht in der Ausführung verwickeln, und H. Home scheint sich nicht ganz dafür in Acht genommen, noch genau darauf gesehen zu haben, daß die Wissenschaften bey der Geschichte der Menschheit bloß nach ihrer Wirkung auf die Entwickelung derselben in Betracht kommen; bey ihrer eigenen hingegen, als die Produkte des Menschen, aus seinen Anlagen und Bedürfnissen, so wie solche durch die äußere Lage bestimmt sind, hergeleitet werden müssen. Außer dem hat das Werk den Fehler, daß es nicht sowohl die Resultate von den verglichenen Factis aus der Geschichte der Menschheit, als vielmehr nur eine Sammlung von Begebenheiten zur Bestätigung der von dem Verfasser über der Menschen angenommenen Grundsätze zu enthalten scheint. Ob nun gleich dasselbe nicht mit dem Geiste geschrieben ist, den man aus **den Grundsätzen der Critik** von eben diesem Verfasser kennt, und man es ihm wohl ansehen kann, daß es das Kind der grauen Haare des H. Home sey, wie er es selbst bescheiden genug in der Vorrede nennt; so enthält es doch so manche vortreffliche Aufklärung der Geschichte der Menschheit, daß es allerdings einer Uebersetzung werth war, die denn auch so rein und fließend gerathen ist, daß sie allen Beyfall verdient.

Nz.

Re-

Regierungsart der Britten. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt von H. P. G. v. B. Karlsruhe druckts und verlegts Michael Macklot, Hochfürstl. Markgräfl. Badischer Hofbuchhändler. 1774. 45 Seiten in 8.

Eine leichte und gute Uebersetzung einer zwar kleinen, aber vortrefflichen Schrift, welche die Regierungsart der Britten in wenigen Blättern mit so vieler Kenntniß und Deutlichkeit vorstellt, daß wir ihren Charakter nicht besser, als durch folgenden Ausspruch des **Catulls** bestimmen können:

*— Ausus es Italorum*
*Omne ius tribus explicare chartis,*
*Doctis — et laboriosis.*

Nz.

Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen, zur Aufnahme der Mathematik, und der vaterländischen Geschichte. Zweeter Band. 1776. 8. Prag, in der Gerlischen Buchhandlung, 25 Bogen, 5 Kupfertafeln, und einem Titelkupfer.

Die Abhandlungen sind folgende: 1) **J. v. Born**, über den Topas der Alten, und den Chrysolith des Plinius, ein Versuch über litterarische Ungewißheiten, die diese Steine betreffen; 2) **Stepling**, geographische Länge der Stadt Prag, aus dem Lateinischen übersetzt. Der Unterschied der Uhr von Paris und Prag wird auf 49 Minuten, 10 Secunden, Zeit gesetzet, bis nähere Bestimmungen erfolgen; 3) **Gr. v. K.** Nachricht von einigen Erdbränden im Ellnbognerkreise; 4) **F. M. Pelzel**, ob der Böhmsche König Przemißl Ottokar II. die angetragene kaiserl. Krone ausgeschlagen habe. Die Frage wird gegen einige Zweifler bejahet; 5) **Fr. Dembscher** bemühet sich, gegen Hrn. v. **Justi** zu zeigen, daß dieser seinen Satz von der allgemeinen Säure, wovon die besondern Salzarten nur Modificationen seyn sollten, nicht bewiesen

habe, und daß man die Verwandlungen dieser Salzarten, soweit sie angeht, ohne bemelten Satz anzunehmen, vertheidigen könne; 6) **Lommer** von versteinerten Thierzähnen bey Leßa in Böhmen, die denen ähnlich sind, woraus man Türkiße brennet; 7) **J. Jauschner** Charakter des Ornithogali Bohemici und der Erucae tenuifoliae perennis I. Bauhini; 8) **Steplings** Wirkung der Sonne in verschiedenen Breiten. Aus den Actis Eruditorum 1750. übersetzet; 9) Eben desselben Beobachtung vom Gefrieren des Wassers. Die Umstände sind nicht genug angegeben; 10) **J. Tesslaneck** Versuch über einige Stellen von Newtons Principiis, und namentlich über die Bestimmung der Kegelschnitte, mittelst gegebener Puncte und Linien, ingleichen über die Art eine Linie zu ziehen, welche durch vier gegebene Linien, in verlangter Verhältniß getheilet werde, und endlich über die Bewegung der Körper in Parablen und Ellipsen; 11) **J. T. Klinschock** über den thierischen Magnetismus, und die sich selbst wieder ersetzende elektrische Kraft. Ziemlich wider die neue Pralerey; 12) **P. G. Dobner** vom Ursprung des Markgrafthums Mähren, und dessen ersten Markgrafen, gegen **Pubischka**, der jedoch noch nicht den völligen Beweis, den er versprochen, geliefert hat: 13) *Hacquet* Schreiben über verschiedene auf einer Reise nach Semlin gemachte Beobachtungen. Kaum was mehr als eine Reisebeschreibung, und meistens zu Wasser; 14) *L. I. Scherschnik* Geschichte der Bibliothek am Clementinischen Collegium zu Prag. Der Verfasser eifert darüber, daß die Böhmischen Gelehrten außer Böhmen so wenig bekannt sind, da sie doch in Böhmen sehr geachtet werden. Dieses Phänomenon hat freylich seine eigenen Ursachen. Wiclefs und seiner Nachfolger Schriften wurden zu Prag verbrannt, mit **Joh. Hussen** nahm die Sache eine unglückliche Wendung, und dann ist überhaupt die Regel, daß wer in der gelehrten Welt, bey Ausländern will berühmet werden, nicht durch äußern Zwang genöthiget seyn muß, seinen Gedanken den Lauf zu hemmen; 15) **A. Voigt** Versuch einer Geschichte der Universität Prag. Erster Abschnitt. Von der Stiftung 1348. bis zu der durch J. Huß veranlaßten Zerstreuung 1409. Diese wird hier nicht mitgenommen, sondern aufs künftige verschoben; 16) *A. Arnad* Meteorologische Beobachtungen auf das Jahr 1775. Ein Auszug, der monathweise fortgeht, und die größten und kleinsten Höhen des Barometers und Thermometers

meters angiebt. Tabellen von den täglichen beobachteten, würden besser und brauchbarer seyn.

D.

# Nachrichten.

Der Herr Consistorialrath, **L. W. Brüggemann** zu Stettin wird eine **vollständige Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des königl. Preußischen Herzogthums Vor- und Hinterpommern**, herausgeben. Das wird eine genaue und zuverläßige Beschreibung des gegenwärtigen statistischen Zustandes dieser Provinzen enthalten. Es ist größtentheils aus archivalischen Dokumenten gezogen, doch sind auch die von den Magisträten und Predigern jedes Ortes mitgetheilten Nachrichten genutzet. Es wird wenigstens sechs Alphabete in Quarto stark werden.

## Auszug eines Briefes aus Frankfurt am Mayn, vom 16. Aug. 1776.

Hier haben Sie von **literarischen** Neuigkeiten aus unsern Gegenden, was ich habe zusammenbringen können. Sie sind meistens nicht sehr beträchtlich. Unterdeß werden doch vielleicht diese oder jene, dem oder einem andern Leser ihrer Bibliothek angenehm seyn. Zuerst vom ordine *Clericorum*, (der, wie billig, den Vorschritt überall hat) und dessen Producten. Unsere hiesigen Geistlichen gehören nicht zu der **schreibseligen** Klasse, wie bey Ihnen die **Magdeburgsche**. Herr Senior D. **Mosche** schreibt für sie alle. Er ist in der letzten Ostermesse ziemlich fruchtbar gewesen. Von ihm sind in derselben erschienen **Anmerk. zu den Sonn- und Festtagsepisteln, Predigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres**, und ein **Denkmal** eines Jubilaristen, des hiesigen Predigers und C. R. Hrn. **Schmidts**. Erstere enthalten verschiedene treffende Erklärungen epistolischer Stellen, aber auch einige unbedeutende und unnütze Ausfälle gegen Ihren Herrn D. C. R. **Teller**. Den **Predigten auf alle Sonn- und Festtagsepisteln** 2c. wie seinen **über die Herrlichkeit Got-**

tes in der **Natur** dünket mir, (doch ich sollte nicht urtheilen, denn *laici* et mulieres taceant in Ecclesia) etwas zu viel **Exegese** beygemischet zu seyn, deswegen Hr. **Moschens** Vorträge überhaupt uns Frankfurtern weniger gefallen. Wie schwer ist es, sein **Lieblingsstudium** zu verläugnen, und dasjenige bloß vor Augen zu haben und zu behalten, was hier nützet und dort an seiner Stelle ist. Unterdeß mag das Buch immer ein nützliches Andenken für den größten Theil seiner Gemeine bleiben, die es sich von ihm erbeten hat. Herr **Mosche** ist sonst kein unvertragsamer Mann, sieht den Umgang mit uns **Layen** nicht, wie andere Geistliche, (z. B. die in dem benachbarten ***) für einen Verstoß gegen die **Würde** und **Heiligkeit des Priesteramtes** an, sondern lebet sehr gesellschaftlich und ist überaus angenehm und liebenswürdig in den freundschaftlichen Zirkeln des Lebens.

Von unserer **gelehrten Zeitung** darf ich Ihnen wohl nicht viel sagen. Daß von Zeit zu Zeit gute Beurtheilungen darinne erscheinen, ist unleugbar. Daß gar kein **fester Plan** befolget wird, daß der **Herausgeber** sich **wägen und wiegen läßt von allerley Wind der Lehre, durch Dummheit, Schalkheit und Täuschereyen der Menschen, damit sie erschleichen zu verführen** rc. daß verschiedene ** tii de grege p... und andere Herrchen die Erlaubniß haben, ihre Excretionen, mittelst derselben, dem Publico vorzusetzen, ist eben so gewiß.

Geld aus eigenem Silber wird bey uns wenig ausgemünzet, aber desto mehr fremde Sorten nachgepräget. Wirklich wächst der Unfug des **Nachdruckens** unter und neben uns, von allen Seiten tagtäglich an. Dieses Ungezieser kriecht zusehends aus der Erde hervor. Außer **Bayrhofern** u. a. hier, und **Weissen in Offenbach am Mayn**, treiben **Wolf** in **Homburg an der Höhe**, **Göllner** in **Höchst am Mayn**, und einer in **Worms**, dessen Namen mir entfallen, dieses ehrlose Gewerbe ganz ungescheut. **Maklot** und **Schmieder** in **Karlsruh** machen sich schon seit etlichen Jahren gleicher Sünden ungestraft theilhaftig. Seit einigen Wochen sind uns viele Nachdrücke vom — u. a. m. durch sie angekündet.

Aus Hrn. **Fleischers** Handlung ist ein **ausführlicher Auszug aus Pallas Reise durch verschiedene Provin-**

zen

zen des **Rußischen Reichs**, ins Publicum gekommen. Hr. Kriegsrath **Merk** in **Darmstadt**, ein Kenner, und warmer Freund und Beförderer der Deutschen und Englischen Litteratur, der auch der Epitomator von **Hawkisworth's Geschichte der Seereisen nach dem Südmeere** (1775. 8. Frft.) ist, hat ihn verfertiget. Die **Kupfer** sind ziemlich genau nachgestochen, und nichts, einigermaßen wichtiges, hinweggelassen worden. Ueber den Preis ist keine Klage zu führen. Wegen des ganz kürzlich bekannt gemachten Instituts der **typographischen Gesellschaft** zu **Bern** aber wird, dem Vernehmen nach, dieses Unternehmen cessiren.

Auf Hrn. **Varrentrapp's** Veranstaltung wird gegenwärtig das große dictionnaire Encyclopedique von verschiedenen Gelehrten ins **deutsche** übersetzet, und wahrscheinlich mit den curis posterioribus derselben vermehret. Das **philosophische** und **mathematische** Fach hat er Hrn. Bergrath **Böhmen** in Gießen übertragen, einem Manne, der tiefe mathematische Kenntnisse besitzt, und ins besondere in der **Kriegsbaukunst** viel weiter sieht, als mancher, der die **Ingenieursflagge** arboriret. Den **theologischen** Theil bearbeitet Herr Professor **Köster**, ebenfalls in **Giessen**, der aber, meines Dafürhaltens, der Mann nicht ist, dessen Schultern diese **Last** aufzulegen war. Auch der Sammler aller Sammler und Uebersetzer aller Uebersetzer, Hr. Prof. **Christian Heinrich Schmidt**, soll seine Hand hierinnen haben — vermuthlich um die Uebersetzung, Berichtigung, Vervollkommnung der in die **schönen Wissenschaften und freyen Künste** einschlagenden Artikel zu besorgen. Ob **Schmidt** derjenige sey, der die Lücken, welche **Diderot, d'Alembert, Rousseau, Voltaire, Marmontel, Jaucourt** u. a. m. in dieser Abtheilung gelassen haben, ausfüllen, und die Fehler dieser Männer, die zum Theil sublimi feriunt sidera vertice, verbessern könne — darüber ist nicht ein Wort zu verlieren. Was die Gelehrsamkeit, insbesondere **verschiedene** Felder derselben, durch dieses Unternehmen gewinnen werde, ist nun leichter zu bestimmen. Vollends darf der Geist der **Wörterbücher** nicht auch noch in die Deutschen Köpfe fahren. Das fehlete uns noch. Und die vielen schielenden Artikel der Pariser Encyclopédie —! doch ich mag hierüber kein Wort mehr sagen.

Von einigen unserer Nachbarn doch ein Wörtchen. Noch ist die Erbitterung des großen Haufens der **Hessischen** Geistlichkeit gegen den vormaligen Giessenschen Professor und nunmehrigen Gräflich **Leiningischen** Superintendenten, Hrn. D. **Bahrdt**, nicht erloschen, — wie zu wünschen, und wegen seiner Entfernung, auch zu glauben, war. Er habe nun mehrere oder wenigere Fehler begangen, — und gewißlich „kann er seine Hände nicht waschen vor dem Volk„ — so wäre es nach gerade Zeit, dem Schreiben gegen ihn ein Ziel zu stecken. Aber noch immer setzen ihm die leuis armaturae milites nach. Erst vor wenigen Wochen hat ein **Hessischer Prediger**, dessen Namen ich wieder vergessen habe, (ich bin unglücklich im Behalten gewisser unbedeutender Namen) ein half-peny pamphlet, unter dem Titel **Briefe eines reisenden Juden über den gegenwärtigen Zustand des Religionswesens unter den Protestanten, herausgegeben von einem Layenbruder** (1776. 8. 6 B.) aus dem **Kriegerschen** Verlage in G. ausfliegen lassen; — unlesbar, nicht sowohl wegen der **Jüdischen** Worte und Formeln, (deren Zusammentreibung ihm manchen sauern Schweiß mag ausgepresset haben, und die obendrein, näher beleuchtet, zum Theil nicht einmal passend seyn dürften,) als vielmehr wegen des Gernwitzes, der Affektation, u. a. m. Nicht nur ist **Bahrdt** darinne unanständig behandelt: selbst **Semler**, der unsträfliche, ehrliche, tiefgelehrte **Semler**, der **doch nicht in gleicher Verdammniß mit B. ist**, empfäht, **was seine Thaten gar nicht werth sind. Zu was Ende** hat doch unser Reisender seinen „Gänsekiel,„ (ich brauche seinen selbsteigenen Ausdruck) zum **zweytenmale** in Bewegung gesetzet (**Wozu** vorher seine „**Brüder in dem Herrn**„ der sich fürwahr **solcher Diener** schämen muß! **Semler's** und **Bahrdt's Anhänger** moquiren sich theils laut über solche Schriftchen, theils werden sie immer mehr aufgebracht, und stets fester an jene und ihre Systeme angeheftet; eben so die **Gegner**, statt nach und nach abgekühlet zu werden, immer mehr erhitzet; **Semler's** und **Bahrdt's** Lehrmeynungen werden denjenigen stets bekannter, welche sie vorher und ohnedies, **seliglich ignorirten**, und gar **nicht zu wissen brauchen**. Die **Wahrheit** gewinnt **nicht das geringste** bey allen **diesen elenden** Gefechten, und die **Religion überhaupt**, wird durch sie ganz **unschuldig**, in den Augen **ihrer Widersacher**, immer, theils **lächerlicher**, theils **verächtlicher**

**ächtlichet.** Es ist zu wünschen, daß Herr **Bahrdt** nun in **Dürkheim** sich ruhig, überhaupt ernster und vorsichtiger bezeigen möge, als vorher, so werden zuletzt diese (hölzerne) Schwerder in die Scheide gestecket werden, und die ärgerlichen Streitigkeiten ein Ende nehmen, die seit fünf Jahren unsere Gegenden verwirren, — wie alle, **bloß** durch die Schuld unkluger, aufgeblasener, streitsamer, (so heißender **Diener Jesu und seines Evangeliums.** — Mit etwas leichterer Wendung und erträglicherm Witze ist eine Brochüre geschrieben, die ebenfalls **Krieger in Giessen** vor einigen Wochen zu Tage gefördert hat: **Unterthänige Vorschläge den Krieg der Protestanten mit den Verbessern** (Verbesserern) **ihres Lehrbegriffs zu endigen, und eine heterodoxe Universität anzulegen. Gedruckt in Deutschland.** 1776. (4½ B. 8.) Bey uns wird dieser catetz-peny Hr. Prof. **Köstern** in Giessen allgemein und ohne Bedenken zugeschrieben. Und wirklich verräth ihn schon das ausgehängte Schild, — **in deren Erfindung** überhaupt er es wirklich weit gebracht hat. Die **Hauptsachen** haben Sie schon anderswo gelesen, und die **Widerlegung** dazu. Ob die Schrift eine Beurtheilung in der allgem. Bibl. verdiene? der mir, Layen, ein nur **subalterner** Streiter dünkende Verfasser, wird in seinem Lande den **Obersten** beygezählet. Nun genug.

In **Straßburg** ist durch einige, in den beyden verflossenen Jahren von Reisen zurückgekommene, junge Männer, die Liebe zur **Litteratur** 2c. sehr angefachet worden. Durch ihre vereinte Bemühungen erscheint, seit dem Anfange dieses Jahres, ein Wochenblatt, der **Bürgerfreund**, das über den Troß dieser Schriften merklich hinausraget. Erwarten Sie davon keine einschläfernde, moralische Deductionen. Nein! Sie finden nur wenige, und kurze wohlgewandte Sittenstücke, theils eigne Productionen, theils Uebersetzungen. Den meisten Raum nehmen **literarische** Nachrichten von alten **Elsaßischen** berühmten Männern, deren Schriften und Verdiensten, z. B. von den bekannten Straßburgischen Rechtsgelehrten **Seb. Brand; historische** von **Straßburg** und dem **Elsaß** überhaupt; **ökonomische, politisch-arithmetische**, bloß lokale und provinziale Aufsätze, meistens anziehend abgefasset; **Fragmente aus der Geschichte der Menschheit**, das ist, Auszüge der wichtigsten, hieher gehörigen Stellen aus **Reisebeschreibungen;**

gen; kleine Gedichte und dergleichen ein. Miscuit vtile dulci gilt von jedem Blatte, im eigentlichen Verstande. Einige wenige Speisen würden theils **piquanter** für den Gaum, theils **nahrhafter** ausgefallen seyn, und ausfallen, wenn nicht die Herren bey Zubereitung derselben, unter andern, auf den (notorisch) **schwachen übelverdauenden** Magen der dasigen **Censur**, einigen Bedacht hätten nehmen müssen. Im 30. 31sten Stücke hat mir die Ueberschrift eines sonst nicht fehlerhaften Aufsatzes: **von den gewöhnlichen Fehlern der Straßburgischen Kinderzucht**, nicht gefallen. Wer jemand unter die Nase saget, **ich komme, dich von deinen Mängeln zu heilen**, der möchte schwerlich mit seiner Kür sonderliche Ehre einlegen. Die Arzney wäre den Straßburgern beyzubringen gewesen, ohne daß sie einmal gewußt, ja vorher gewittert hätten, daß solche bloß für sie eigentlich verfertiget worden. —

Von geringerm Gehalte ist ein anderes periodisches Blatt, das in **Straßburg** und **Colmar**, ebenfalls seit dem **Jänner** dieses Jahres herauskömmt, unter dem Titel: **der Elsassische Patriot, eine Wochenschrift zum Unterrichte für alle Stände.** Ueberaus trocken ist die **historische, geographische Beschreibung des Elsasses**, die **moralischen** (selbstverfertigte) Aufsätze etwas ennüyant, gewöhnlich die Wendung, alltäglich der Witz, fade der Spott u. s. w.

Für den heutigen Posttag genug. Ich bin ꝛc.

## Auszug eines Schreibens aus der Pfalz vom 27 Jul. 1776.

Sie verlangen von mir eine Nachricht von der **Kultur der theologischen Wissenschaften** und der öffentlichen Denkart in Absicht auf die jetzige **Gährung** in derselben, in unserm Lande und denen, die daran gränzen. So viel, theils ein Aufenthalt von mehrern Wochen in den benachbarten Provinzen, theils schriftlich eingezogene genaue Erkundigungen mir darbieten, sollen Sie wissen. Kommen Sie mit mir zuerst zu unsern Nachbarn gegen Norden und Osten, den **Hessen-Darmstädtern**. Vor ungefähr 80 Jahren brachte es die dasige **Geistlichkeit** dahin, daß der damalige Landgraf den

den **Reformirten**, welche der Verfolgungsgeist der (weiland) **Jesuiten** mittelst ihres Sklaven **Ludwigs** 14 aus **Frankreich** vertrieben, und die in seinen Landen Schutz und Wohnungen sich erbaten, beydes versagete. Sie wandten sich an andere Regenten, und wurden erhöret; fanden beydes, Schirm und Wohnstellen, in **Hanau**, **Kassel**, und andern Orten, die den ansehnlichsten Theil ihrer Größe, Schönheit und Aufnahme ihnen zu danken haben. So weit würde es der **Klerus jetzt** nicht bringen, wenn auch jener Fall existirte, der aber wohl nie wieder eintreten wird. **Versuchen** würde er es vielleicht. Er konnte es nicht verdauen, und kann es noch nicht, daß der jetzige Landgraf bey seinem Regierungsantritte den **Reformirten** in **Darmstadt** eine Kirche mit den behörigen Freyheiten eingeräumt hat, und daß er von Zeit zu Zeit sogenannte **Baptisten** in seinen Landen hie und da ansetzt. Eben so wenig, und noch weniger, verträgt er es, wenn der oder jener seiner Konfessionsverwandten, in der Meynung, die **Rechte** des **Gewissens** seyen unverletzbar und unveräußerlich, die Aussprüche der vor 200 Jahren entworfenen **symbolischen** Schriften könnten nicht wohl für das non plus vltra des menschlichen Verstandes in diesem Theile des großen Feldes der Wissenschaften gelten, u. s. f. in Lehrmeynungen und Vorstellungsarten von diesen sich scheidet. Das neueste Beyspiel ist der **Bahrdt'sche** Austritt. H. B. hat zu vielen Schreiben **von** oder vielmehr **gegen** sich, in dem Hessen-Darmstädtischen Gelegenheit gegeben. Nicht nur haben verschiedene **Professoren** und **Prediger** allerley, theils äußerst fades und ungesalzenes, theils höchst bitteres, gegen ihn, seine Schriften und Entwürfe, dem Publico vorgesetzet. Etliche, die **Schlechtesten**, haben auch anderwärts dagegen geeifert, die **Kanzel** zum Streitplatz erniedriget. Eine einem Geistlichen unverzeihliche Unklugheit! **Bahrdt's** Schriften und Meynungen sind dadurch Leuten, welchen sie vorher, und ohne dieses, non- entia gewesen, und geblieben seyn würden, bekannt — und so das **gefürchtete** Uebel **herbeygerufen**, das **Mögliche** durch die **Hirten** selbst, unter ihren **Heerden wirklich** gemacht worden. Zween, drey haben sich bey dieser Gelegenheit besonders ausgezeichnet, und in dieserley Händeln so weit habilitirt, daß, wenn sie **katholisch** hießen, sie eine der ersten Stellen bey dem S. Officio verdienten. Doch die **Katholiken** fangen nach gerade an, selbst sich hin und wieder

dieser menschenfeindlichen Denkungsart zu schämen, und sie den **Protestanten** zu überlassen, unter welchen sie hin und wieder, und wie man aus den neuesten Schriften wider die Toleranz siehet, besonders in Mecklenburg *) willig annehmen. Allerdings hat H. **Bahrdt** in **Schriften** so wohl, als in seinem anderweitigen Leben **verschiedene Blößen** gegeben. Mit allem Rechte sind seine Fehler, als **Schriftsteller**, insbesondere **Reformator**, in der A. Bibl. einige mal gerüget worden. Ueberhaupt, wer **Neuerungen irgend worinn** vornehmen will, der muß seinen Vorsatz schlechterdings nicht **affichiren**, muß in aller Stille und mit aller **Behutsamkeit** zu Werke gehen, muß **überall großen Ernst, viele Mäßigung und Klugheit** beweisen, in seinem gesammten **Verhalten** allen bösen **Schein** so gar meiden. **Hr. B. hat sich von diesen Seiten nicht genug in Acht genommen.** Indessen ist er ein Mann von vielen **Fähigkeiten**, und nicht gemeiner **theologischer** und **philologischer** Gelehrsamkeit; hat (verbunden mit H. Pr. **Schulz**) das unstreitige Verdienst, daß die theol. Studiosi in Gießen, deren Zahl durch sie vermehret worden, auf das Studium der **Griechischen**, überhaupt **Orientalischen, Philologie**, und der **Englischen** Litteratur geleitet worden, da man sie vorher in den **Vorlesungen** blos mit **Dogmatischen** seynsollenden Demonstrationen, jämmerlichen, sogenannten **exegetischen** Erörterungen, langweiligen **moralischen** Deduktionen und d. gl. m. unterhalten; ist unleugbar der geschickteste und erbaulichste **Prediger** in G. gewesen, so wie einer der besten in **Deutschland**, und — in Rücksicht auf den **äußerlichen Anstand und Vortrag** — **musterhaft** ist. Dem

*) Längst scheinen diese eigentlich hierzu qualificiret zu seyn. So wurde, ohne der Begegnung, welche **Hr. Hermes** vor drey Jahren erfahren hat, jetzt zu gedenken, unter andern, M. **Ludwig, Gerhard**, anfangs Razeburg'scher und nachwärts Streliz'scher Rektor, wegen seiner zu Vertheidigung der **Wiederbringung aller Dinge**, zu Rostock ꝛc. 1727. und 1728. herausgegebenen Schriften, abgesetzet und Landes verwiesen. S. **Baumgartens** Geschichte der Religionspartheyen. (**Hall.** 1766. 4.) S. 1279.; **Walch's Einl.** in die Relig. Str. der **Ev. Luth.** Kirche, 3. Th. S. 265. fg. Fortgesetzte Samml. von alten und neuen theol. Sachen, erster Beytr. aufs J. 1728. S. 593. fg.

Dem sey aber, wie ihm wolle, — überhaupt einen Mann, der nun als **Professor** und **Prediger** den höchstmöglichen **Nutzen zu stiften, des möglichst ausgebreiteten Ansehens, Vertrauens** und **Liebe** bedarf, weil er in **einigen** Glaubenspunkten und Vorstellungsarten abgehet, da er doch übrigens **Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott und Vater unser aller, der da ist über uns allen, und durch uns alle und in uns allen** bekennet, lehret, prediget, und seine Zuhörer zu **Thätern des Worts** zu machen, strebet, die von seinen **Bemühungen an und für sich, unter ihnen** zu erwartende **Früchte, durch stete Verdächtigungen, Verschwärzungen und Verketzerungen bey denselben,** vor seinen Augen **niedertreten**: ist, — **besonders** von Amtsbrüdern, von Geistlichen **überhaupt**, die doch **Diener Eines gemeinsamen Evangeliums der Liebe und des Friedens sind**, mindestens Verkündiger **solches**, und **redliche Beförderer der möglichst größten Ausbreitung und Aufnahme desselben, ihrer Bestimmung nach, seyn sollen, äußerst unwürdig**. Zuverläßig fügt Hrn. **Bahrdt's** Nachfolger, **H. Lobstein**, (den Sie vermuthlich von **Berlin** aus kennen werden, wohin er auf seiner **gelehrten Wallfahrt** auch gekommen) der **Religion** und **Universität**, durch seine wirklich elende **Predigten** und schlechte Vortrag in Collegien u. a. m. im Grunde **weit** größern Schaden zu. Indessen gebe er noch so reichen Stof zum Gespötte, u. s. w. so lange er sich nicht beygehen läßt, den **Heerweg** zu verlassen, (welches nicht geschehen wird, weil er ihm **der ebenste und sicherste** deucht) wird er seinen Weg in G. machen, und kein Mensch ihm ein Haar kränken, außer daß er des Jahres Einmal, wenn er in seiner Ordnung das **Fest-Programma** schreibt, oder, nach seinem eigenen Ausdrucke, schedam suspendit, sich muß gefallen lassen, daß ein muthwilliger **Zeitungsschreiber** ihn verspottet. Ein Schicksal, dem bey der gegenwärtigen Verfassung **verschiedener literarischen Tribunale**, Männer ausgesetzt sind, die weit bessere Sachen schreiben, als H. L. zu schreiben fähig **ist**, und je fähig seyn **wird**. — Das **Gericht**, welches an H. **Bahrdt** angefangen, ist, nach seinem Abzuge von G. zu seinem Collegen, H. **Schulz** fortgegangen. Von anmaßlichen **Beschützern des Glaubens** und **Wächtern** über die „**Reinigkeit der**

der Hessischen Kirche," Leuten, die man wohl mit einer kleinen Aenderung der Worte jenes Egypters fragen möchte: Wer hat euch zu Beobachtern und Klägern über eure Brüder gesetzt? sind verschiedene „schwere grava-„mina wegen Abweichungen vom Vorbilde der heil-„samen Lehre" das heißt in der Sprache von andern Menschenkindern, den symbolischen Schriften der lutherischen Kirche, gegen ihn vorgebracht worden. Der Proceß soll nun in Darmstadt anhängig seyn. So bald ich den Spruch erfahre, sollen Sie ihn wissen. Allerdings scheint H. Schulz vom Himmel nicht zum Reformator berufen, noch der Mann zu seyn, der den ersten Stein auf H. Bahrdten werfen könne. Unterdeß ist doch zu wünschen, daß man in dieser Sache, besonders als die eines akademischen Lehrers betrachtet, die Grundsätze des Protestantismus etc. bedenken, und der Welt kein Schauspiel einer, es sey nun feinern oder grobern, Inquisition geben möge. Zwar würde dies der Giesser, so wie allen theologischen Facultäten, (sehr wenige ausgenommen) zur Freude, der Mecklenburgschen, Hamburgschen, Straßburg'schen etc. Geistlichkeit zum Vergnügen, dem Pöbel unter den Katholiken zum Triumph und Frolocken gereichen, den Religionsfeinden neue Materie zum Hohn gewähren: jedem aufrichtigen Verehrer des höchst menschenfreundlichen, friedfertigen, und duldsamen Jesu, und wahrem Beherziger des Besten seiner Religion innige Bekümmerniß verursachen. — Lesegesellschaften sind, wie an mehrern Orten, so auch im H. D. von Predigern errichtet worden. Schließen Sie nicht zu viel daraus. Sie betrügen sich eben so wohl, als wenn Sie aus der großen Menge der Darmstädtischen Subscribenten auf Klopstocks gelehrte Republik auf eben diese Zahl eigentlicher Dilettanten schließen wollten. Sie sind gepresset worden. Nur wenig freywillige Unterzeichner und ächte Liebhaber und Kenner. Eben so ist es mit diesen Lesegesellschaften fast auf nichts als auf eine Zeitkürzung, und auf eine gelehrte Windbeuteley angesehen. Vollends werden in verschiedenen blos gelehrte Zeitungen und Journale gelesen, und nicht einmal die wichtigern. Auch hört man, wenn ein widriger Zufall in die Clubs dieser Herren schleudert, nichts als die so oft flache Zeitungsurtheile nachlallen, die Anatheme aber herzlich und deutlich nachsprechen,

chen, und mit einem freudigen und vernehmlichen Amen besiegeln. — Unter der großen Zahl von Geistlichen in den H. D. Landen, möchten höchstens 5 — 6 seyn, die mehr gelesen haben, als **Balth. Menzer's, Just. Feuerborns, Joh. Henr. Maji, J. H. Benners** u. a. dogmatische, polemische, moralische, u. a. Systeme und Compendien, die täglich **in der Schrift forschen**, ob sichs **also hielte**, die auch die Theologen von den **Gegenpartheyen**, mit einem Auge, das **kein Schalk** ist, lesen, auf die aber übrigens die Worte des **Venusiners** sich anwenden lassen:

> — *fontis qui non expalluit haustus*
> *fastidire lacus et riuos ausus apertos.*

— und die der **Theologie** und **Religion** durch Schriften nützlich werden könnten, wenn ein **Ableiter** auszufinden und anzubringen wäre, um sie gegen den **Strahl** zu schützen, oder besser, wenn sie in einen mildern Himmelsstrich, unter einem andern **Grade** der **Breite** und **Länge**, ungefähr den 51 — 54sten **jener**, und den 31 bis — **dieser**, verpflanzet werden könnten. Die übrigen schlafen im eigentlichen Verstande, aber ihrer von der vaterländischen Universität mitgebrachten, **Philologischen** und **Theologischen** Kenntniß ganz ruhig. Wer sichs einfallen läßt, sie darinne zu stören, mag zusehen, wie er angeschnaubet wird. Um den sehr komplicirten, pestilentialischen Uebel der **Socinisterey** seine ansteckende Kraft in den H. D. Landen, so viel „**irdische Gefäße**," vermögend sind zu rauben, wird, dem Vernehmen nach, gegenwärtig in **Gießen** ein Nachdruck der dem **Journal für Prediger** B. VI. einverleibten Abhandlung: **das Christenthum nach seinen unterscheidenden oder wesentlichen Stücken betrachtet**, von Hr. **Köppen** veranstaltet. Dünket Ihnen nicht, daß dieses soviel heiße, als einem einbrechenden Strome **ein Häuflein Sand**, und **ein paar Steinlein**, entgegenstellen!

Rege ist der Fleiß und der Untersuchungsgeist in der **Theologie** und **Religion**, größer die Freyheit in Reden und Schreiben, bey unsern Nachbarn gegen Westen und Süden, ich meyne im Herzogthum **Zweybrücken**. Lesen sie nur, was ein Reformirter Prediger bey **Zweybrücken** Hr. **Richter**, in seinem **Versuch einer neuen Uebersetzung und Erklä-**

**Erklärung des Br. an die Römer**, hin und wieder geschrieben, ohne von seinen **Obern** deswegen, um aus dem Style du barreau zween Ausdrücke zu borgen, **admonestiret**, noch minder **blamiret**, worden zu seyn. Auch herrschet in diesem Lande die vollkommenste **Eintracht** unter den Gliedern der **beyden Protestantischen** Confessionen, und den der **Römischen** Kirche. Die **Oberhäupter** der Geistlichkeit ersterer beyden, welche übrigens **für sich** dem Lehrbegriff ihrer resp. Kirchenpartheyen **aufrichtig beygethan** sind, haben zu allem diesem vieles beygetragen, und thun es täglich; — zween einsichtsvolle würdige Vorsteher ihrer Kirchen, dergleichen man zum **Besten** der Religion, **allen** wünschen muß.

Die Erschütterung, welche **Rousseau** und **Basedow** im **Unterrichte**, überhaupt **Erziehungsreiche** verursachet haben, hat weder unser Land, noch die beyden eben berührten Provinzen, noch zur Zeit erreichet; wohl aber die **Badische**. Schon seit einigen Jahren bemerket man verschiedene Schritte zur Veränderung des bisherigen **Pädagogischen** Systems, in denselben. Und immer näher scheint der Zeitpunkt heranzurücken. Vor etlichen Wochen hat der Markgraf von B. einer der denkendsten, erleuchtesten, weisesten Fürsten Deutschlands, der sich nicht, wie die meisten andern, berufen zu seyn glaubet, nach dem bekannten Ausdruck, res vadere finere, vt vadunt, einige junge Männer, die dem Unterrichte und der Leitung der Jugend sich widmen, auf seine Kosten nach **Dessau** und **Marschlins** geschicket, die dasige Methode zu studiren, — um sie nachher, mit den behörigen Modificationen, in den **höhern** und **niedern** Schulen seiner Lande einzuführen.

Nächstens sollen Sie mehr von unserer **Pfalz** und andern Nachbarn, erfahren. Ich bin ꝛc.

Nb. Eben erhalte ich einen Brief von Darmstatt, worinne man mir meldet, Hr. Prof. **Lobstein**, sey zum Metropolitan nach Kirdorf ernennet worden. Dies wird der Universität Gießen wirklich wohl thun. Da sie den Mann gesehen haben, da sie seine unverdauete Gelehrsamkeit, seine originale Seltsamkeit im Belehren anderer, kennen, so können sie leicht urtheilen, ob man seinem Vortrage mit Nutzen und Vergnügen

gen zuhören könne. Seine Predigten waren fast noch seltsamer beschaffen. Z. B. am letzten Weyhnachtsfeste kündigete er **Generalpardon** an. Bey einer andern Gelegenheit erwies er den **Werth der menschlichen Seele**, unter andern daher, **weil der Teufel stets nach ihr ausgehe**, und dergleichen mehr. Noch eins: Hr. D. C. F. Bahrdt, der ein Jahr dem **Philanthropin** zu **Marschlins** in **Bündten** als **Direktor** vorgestanden, ist zum **Superintendenten** der Grafschaft **Leiningen**, **Consistorialrath**, **Oberpfarrer** und **Scholarche** zu **Dürkheim** berufen worden; hat auch bereits von diesen Stellen Besitz genommen.

## Auszug eines Briefes von Mannheim, v. 14. Sept. 1776.

Herr Hofrath Lessing ist von der Churpfälzischen Akademie der Wissenschaften allhier, als ordentliches Mitglied aufgenommen worden. Herr Schwan, der von Mannheim aus nach Braunschweig geschicket war, um sich wegen Errichtung eines pfälzischen deutschen Nationaltheaters mit Hr. Lessing zu besprechen, überbrachte ihm bey dieser Gelegenheit das Diplom von der Akademie. Künftigen Winter wird hier auf dem großen Operntheater, eine deutsche Oper, unter dem Titel **Günther von Schwarzburg**, aufgeführet werden. Der Dichter ist ein Pfälzer, und sie wird in Mannheim von dem Churfürstl. Kapellmeister Holzbauer in Musik gesetzet. Eine deutsche Oper aus der deutschen Geschichte genommen, von Deutschen verfertiget und in Musik gesetzet, und denn auf einem fürstlichen Theater aufgeführet, ist eine merkwürdige Erscheinung. Das neue deutsche Comödienhaus in Mannheim ist nun bald fertig, und wird eines der schönsten in Europa.

## Druckfehler.

### Im XXVIII. B. II. Stück.

S. 533. Z. 11. von unten: anstatt mitgetheilet, lies weggelassen. S. 534. Z. 11. von unten: fehlet das Zeichen Vr.

In

## In des XXVIII. B. II. Stück.

S. 549. Z. 6. l. nutzen. Z. 7. l. verdienstlich. Z. 9. und 11. l. historischen. Z. 11. l. Nachrichten. Z. 20. l. Schulbücher. Z. 21. l. ihm. Z. 26. l. im Text. Z. 30. l. Akademien. Z. 31. fehlet nach haben, wie auf den meisten Zeilen, das Comma. Z. 32. l. als daß. S. 550. Z. 5. l. Perizonischen. Z. 10. l. Original verglichen. Z. 13. l. eine. Z. 14. l. freyere. Z. 15. l. glaubeten, fanden wir. S. 426. Z. 24. Mf. l. Mt. Letzte Zeile, l. muß. S. 427. Z. 15. v. E. l. fassen. S. 543. Z. 3. Ausdruck l. Abdruck.

## In des XXIX. B. I. Stück.

S. 128. Z. 5. Effenbach l. Effenbart. Z. 17. Ruttonschon l. Suttonschen. Z. 29. Rutton l. Sutton. S. 160. Z. 13. von unten: Klinprosch l. Klinkosch. S. 209. Z. 3. von unten: Boysen l. bösen. S. 281. Z. 2. Clairvars l. Clairacs.

## In des XXIX. B. II. Stück.

S. 390. Z. 10. der, l. der Verfasser. Z. 12. muß das Wort gerufet wegbleiben. S. 391. Z. 13. und l. und jeder. S. 395. Z. 16. aus, l. auf. S. 396. Z. 18. nach verificirt, ein Comma. Z. 19. schon l. sehr. Z. 24. denen l. dem. Z. 5. nach nur, ein Comma. S. 397. Z. 18. grundlose Sätze, l. ein grundloser Satz. S. 402. Z. 4. von unten: ausführlicher l. hier ausführlich. S. 413. Z. 5. von unten: nach Sanftmuth, ein Comma. S. 491. Z. 20. Wir haben l. Wie aber.

---